RISIKOMINIMIERUNG BEI JÄGERN UND SAMMLERN

EIN VERGLEICH VON AUSGEWÄHLTEN GESELLSCHAFTEN

DISSERTATION
zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie
an der
Fakultät für Human- und Sozialwissenschaften
der
Universität Wien

eingereicht von
Johanna Grabner

Wien, Oktober 2001

INHALT

EINLEITUNG 1
Vorbemerkungen: Untersuchungsgegenstand und Methode 1
Risiko als Universalie 3
Risiko als Begleiterscheinung zielgerichteter Handlungen 4
Risiko als Bedingung zur Herstellung von Sicherheit 5
Angewandte Risikoforschung 8
Risikoquellen 10
Ethnologische Risikoforschung 12
Risikodimensionen und Bewältigungsstrategien 14
Das Problem der Interpretation von Verhaltensweisen: Adaption, Kosten-Nutzen-Kalkül oder Risikominimierung? 22
Zusammenfassung 33
Exkurs: Ist "affluence" eine relevante Größe? 38

MATERIALTEIL 43
Auswahl der Vergleichseinheiten 43
Erhebung des Materials und Quellenkritik 44
Netsilik 47
Selk'nam 102
Westliche Shoshonen 141

KULTURSPEZIFISCHE POTENTIALE ZUR RISIKOMINIMIERUNG 169
Einführende Bemerkungen 169
Ansatz und Beobachtungszeitraum 173
Kontrollierter Vergleich 175
Netsilik 176
Risikoquellen und ökologischer Kontext 176
Grundlagen gesellschaftlicher Organisation 180
Demographie und Ressourcenzugang 186
Technologische Aspekte 188
Kooperation und geschlechtliche Arbeitsteilung 190
Mobilität und Siedlungsmuster 192
Diversifikation 196
Speichernahrung 198
Nahrungsverteilung 201
Ressourcenkontrolle 205
Zusammenfassung 208

Selk'nam 212

Risikoquellen und ökologischer Kontext 212
Grundlagen gesellschaftlicher Organisation 216
Territorialität 222
Technologische Aspekte 225
Kooperation und geschlechtliche Arbeitsteilung 228
Mobilität und Siedlungsmuster 230
Diversifikation 235
Tauschhandel 237
Nahrungsverteilung 239
Zusammenfassung 242
Westliche Shoshonen 245
Risikoquellen und ökologischer Kontext 245
Grundlagen gesellschaftlicher Organisation 248
Besitz und Recht 253
Kooperation und geschlechtliche Arbeitsteilung 255
Mobilität und Siedlungsmuster 259
Informationsgewinnung 261
Diversifikation 263
Speichernahrung 264
Nahrungsverteilung 267
Zusammenfassung 269

INTERPRETATION: REZIPROKE VERHÄLTNISSE UND FORMEN DES TEILENS 272
Einleitung 272
Landbesitz und Regelung des Ressourcenzuganges: Teilen von Orten 275
Informationsaustausch: Teilen von Wissen 285
Geschlechtliche Arbeitsteilung 293
Geben und Empfangen: Teilen und Tauschen von Nahrung und Gütern 307

ZUSAMMENFASSUNG UND ERGEBNISSE 321

ANMERKUNGEN 331

BIBLIOGRAPHIE 363

EINLEITUNG

VORBEMERKUNGEN: UNTERSUCHUNGSGEGENSTAND UND METHODE

Untersuchungsgegenstand ist die Risikominimierung, spr. die Minimierung des Subsistenzrisikos bei Jäger- und Sammlergesellschaften. Charakteristisch für Jäger und Sammler ist die völlige Abhängigkeit von nicht-domestizierten Nahrungsquellen. Wenn Risiko als die unvorhersehbare Schwankung von ökologischen (Regen, Eisbildung, Schneeschmelze etc.) und ökonomischen (Jagd-, Sammel-, Fangergebnis) Variablen bzw. als die Möglichkeit eines Verlustes oder Ausfalls von Ressourcen definiert wird (CASHDAN 1990:IX, 2-3; KELLY 1995:100), bezieht sich Risikominimierung dementsprechend auf die Prävention und Minderung von Versorgungsengpässen. Risiko resultiert definitionsgemäß nicht aus menschlichen Fehlleistungen, wie sie beispielsweise bei Ressourcenvergeudung durch hemmungsloses Abschlachten von Herdentieren vorläge, Verhalten, das pönalisiert würde und mit traditionellen Gewinnungstechniken nicht in großem Stil praktizierbar ist.

Eine Vielzahl von gesellschaftlichen Institutionen kann in Richtung Vorbeugung und Minderung interpretiert werden, unabhängig vom Bewußtsein dieser Funktion (HALSTEAD und O'SHEA 1989:3). Gleichzeitig tritt diese Funktion bei ökonomischen Verhaltensweisen und Maßnahmen mehr oder weniger klar zutage. Ein Umstand, der den Untersuchungsgegenstand tangiert, ist die Tatsache der Mehrdeutigkeit kultureller und sozioökonomischer Einrichtungen. Die Bestimmungszuweisung subsistenzwirtschaftlicher Absicherungsstrategien erfordert es, die Aufmerksamkeit außerdem auf die ökologischen Bedingungen zu lenken, die in Zusammenhang mit aneignender Produktionsweise und auch in Zusammenhang mit Fragen der Subsistenzsicherung von essentieller Bedeutung sind. Risikominimierung resultiert aus einem Bündel von Einrichtungen und Strategien, das kulturspezifisch in jeweils anderer Ausformung zutage tritt.

Die Literatur bietet eine Reihe von Konzepten für die Isolierung und Interpretation von Risikomechanismen und -strategien, aber das Spektrum kultureller Einrichtungen, die als relevant für Risikominimierung betrachtet werden können, ist abhängig von der Untersuchungseinheit und ihren spezifischen Merkmalen, vom gewählten Ansatz und nicht zuletzt von der Substanz der Daten in den ethnographischen Quellen. Um der

Vielschichtigkeit und Vielgestaltigkeit des Themas und der Diversität der Ansätze Rechnung zu tragen, werden Konzepte und kulturspezifische Analysen präsentiert, die diese Problematik zum Gegenstand haben. Es wird der Frage nachgegangen, wie weit das Risikopotential, das durch die natürliche Umwelt selbst vorgegeben ist, bereits das Verhalten seiner Bewohner festlegt, gewissermaßen als grobe Vorentscheidung über die Hinwendung zu einer bestimmten Strategie, um Ertragsschwankungen zu überstehen. Nach diesem Konzept der Anpassung wäre es der risikomindernde Effekt an sich, der bestimmte Verhaltensweisen und Einrichtungen nach sich zieht. Über diesen beschränkten und unbefriedigenden Erklärungszusammenhang hinaus wird erörtert, wie Risiko und Risikominimierung im Kontext von Nahrungsbeschaffung und Nahrungsverteilung verstanden werden können. Verhalten wird nicht allein von den Erfordernissen der natürlichen Umwelt gesteuert, die alle überlebensnotwendigen Güter bereithält, sondern vor allem von den gesellschaftlichen Normen. Anpassung in diesem Kontext, d.h. unbewußtes oder bewußtes Verhalten im Rahmen von Normen und Werthaltungen soll eine Umverteilung oder Gleichverteilung von Ressourcen herbeiführen.
Um das Allgemeingültige des Themas Risiko aufzuzeigen, steht am Anfang der Versuch, Implikationen in philosophischer Hinsicht und in Bezug auf die „moderne“ Gesellschaft aufzuzeigen. Daran schließt die Auseinandersetzung der Ethnologie mit der Risikoproblematik, der sich sowohl ökologisch orientierte als auch ökonomische Strömungen angenommen haben.
Die diskutierten Ansätze und Beiträge sind ein Ausschnitt des ethnologischen Umgangs mit dem Thema und entbehren der Vollständigkeit, sollen aber die entscheidenden Problemkreise erhellen: Abhängigkeit von der natürlichen Umwelt, Schwierigkeit der Identifizierung „integrierter“ Risikominimierungspotentiale, Dominanz reziproker Transaktionen.

Aus dem besprochenen Ansätzen werden die mir wesentlich erscheinenden Elemente isoliert und durch weitere Elemente, die vernachlässigt wurden, ergänzt. Anhand von drei Jäger- und Sammlerethnien wird versucht, ein „breites“ Konzept umzusetzen, das in dieser Form neu ist (vgl. BAKSH und JOHNSON 1990). Das heißt: Alle Erscheinungen und Institutionen, die beitragen, den Fluß von Gütern von der Natur zu den Benützern und Konsumenten und zwischen den Benützern und Konsumenten zu ermöglichen und zu erhalten, werden berücksichtigt. Das heißt weiters, daß Wirtschaft in einem größeren Rahmen verstanden wird und über Produktion, Distribution und Konsumation hinaus weitere Aktivitäten und Einrichtungen wie Informationsgewinnung über Ressourcenstandorte, Zugangsrechte zu Ressourcen und Rituale zur Aufrechterhaltung des Ressourcenflusses eingebunden werden. Wirtschaft „is viewed as the process of provisioning society“, schreibt SAHLINS (1972:185).

Die maßgeblichen Erkenntnisse der kulturspezifischen Analysen werden anschließend einem Vergleich unterzogen. Insbesondere treten Formen des Teilens, verstanden als wechselseitiger Zugang zu den Bedarfsgütern, hervor. KELLY (1995:164) sieht eine Gemeinsamkeit:

> „Stated simply, land tenure, exchange, and sharing are all forms or part of the *permission-granting behaviors* whereby hunter-gatherers regulate access to resources ... ." (Hervorhebungen im Original)

Wechselseitige Systeme sind in Bezug auf materielle Güter eine „absolute Prärequisite der Existenz" (DOWLING 1968:503). Er formuliert zur Allgemeingültigkeit des Teilens als Ausgleichsprinzip anhand deren unwidersprochen universellster Form, dem Teilen von Großwild:

> „The hunter who is successful today may not be so again for a week or more. In the interim he must either do without meat or rely on shares from his kinsmen or neighbours to meet his and his family's needs. Similarly, the ill or otherwise incapacitated individual must rely on the generosity of others until he can again contribute his own share to the well-being of the community." (ebd.)

Schwankende und nicht einschätzbare Angebotsbedingungen und folglich nicht vollends, vielleicht nur rudimentär planbare Ertragsentwicklung führen zu reziproken Institutionen und Verhaltensweisen.

Untersuchungseinheiten sind egalitäre Jäger- und Sammlergesellschaften, die LEE (1998:166) folgendermaßen definiert:

> „*Economically*, we are referring to those people who have historically lived by gathering, hunting, and fishing, with minimal or no agriculture and with no domesticated animals except for the dog. *Politically*, gatherer-hunters are usually labeled as ‚band' or ‚egalitarian' societies in which social groups are small, mobile, and unstratified, and in which differences of wealth and power are minimally developed." (Hervorhebungen im Original)

RISIKO ALS UNIVERSALIE

Einleitend werden Assoziationen zum Begriff Risiko aus der Philosophie dargelegt. Ausgehend von der allgemeinen Begriffsbedeutung und –anwendung erfolgt sukzessive eine Bewegung hin zur Ethnologie. Der erste, intuitive Schritt, Risiko in seiner Sinn- und Wortbedeutung nachvollziehbar zu erfassen, geht vom Betroffensein aus. Betroffen ist neben einem einzelnen Individuum abhängig von Art und Natur des Risikos eine wechselnd große Gruppe interessensgleicher oder nicht interessensgleicher Personen. Risiko, landläufig als Gefahr oder Verlustmöglichkeit bezeichnet, ist für jedermann in allen

Lebenslagen gegeben. Das Risiko, dem eine Personengruppe ausgesetzt ist, trifft klarerweise stets die einzelnen Glieder der Gruppe, nämlich die Individuen. Ist ein einzelnes Individuum von einer Gefahrensituation betroffen, müssen keine Auswirkungen auf eine wie immer zusammengesetzte Personengruppe bestehen. [1] Es ist daher zweckmäßig und für den Untersuchungsgegenstand naheliegend, für die Risikoanalyse vorrangig Personengruppen im Auge zu haben. Individuelle Risikoperzeption ist im wesentlichen Sache der Psychologie. [2]

RISIKO ALS BEGLEITERSCHEINUNG ZIELGERICHTETER HANDLUNGEN

Von KLAUS und BUHR wird Risiko als etwas betrachtet, das bewältigbar ist, noch mehr: Es ist einschätzbar. [3] Zunächst geht es um Risiko in Relation zu zielgerichteten Handlungen, und darum, daß Risiko eine natürliche Erscheinung dieser Handlungen sei. Es wird die Einschätzbarkeit des Risikos, die Einschätzbarkeit des Ausmaßes des Risikos angedeutet, wenn es, das Risiko bzw. das Ausmaß des Risikos, nach KLAUS und BUHR „den Grad der Wahrscheinlichkeit des Abweichens des Resultates von diesem Ziel“ (der Handlungen – Anm.) angibt (1979:1067). „Das Risiko ist abhängig von der Wahrscheinlichkeit, mit der das gestellte Ziel erreicht werden kann.“ (ebd.) In der nächsten Ebene geht es darum, aus einer Anzahl von Handlungsmöglichkeiten für ein Ziel oder für verschiedene Ziele auswählen zu müssen, es steht also eine Entscheidung an.

> „Mit der Entscheidung über das Ziel und den Handlungsablauf wird auch über den Grad des Risikos entschieden, das übernommen wird.“ (ebd.)

Es wird hier behauptet, daß Kenntnis über das Ausmaß des Risikos möglich sei. Das ist nachvollziehbar, wenn Risiko als „Spanne zwischen Schadens- und Verlustmöglichkeit und Gesamtmöglichkeit der Resultate zielgerichteter Handlungen“ gesehen wird (1979:1066). Der Hinweis, daß unvorhersehbare oder bisher nicht bekannte Schadensmöglichkeiten eintreten können, unterbleibt. Unmißverständlich wird der Glaube an Einschätzbarkeit und Beherrschbarkeit hochgehalten. Oberstes Gebot ist die Erreichung von Zielen, die die gesellschaftliche Entwicklung voranbringen. Risiko ist eine Begleiterscheinung, die mit der Entscheidung über Handlungen und mit dem Handlungsverlauf verbunden ist. Drei Handlungsabläufe oder Prozesse, die Risiken bergen, können unterschieden werden: 1. Risiko ist die Gestaltung noch nicht völlig beherrschter Prozesse, z.B. im Zusammenhang mit der Entwicklung neuer technischer Verfahrensweisen. 2. Risiko ist, wenn beim Ablauf bekannter Prozesse Störungen auftreten können. 3. Risiko ist, wenn bekannte Abläufe wesentlich durch zufällige Ereignisse charakterisiert sind. Insbesondere bei Punkt 3. wird der Glaube an die Einschätzbarkeit

nicht mehr so eindeutig hochgehalten. Zudem verschwimmt hier die Bedeutung von Risiko: Ist es eine Befindlichkeit, d.h. ein von Unsicherheit geprägter Ablauf oder Zustand oder gar Resultat, oder ist es ein negatives Ereignis? Oder ist es beides? KLAUS und BUHR können dahingehend interpretiert werden, daß diese Unterscheidung belanglos ist, wenn beides berechenbar ist, wenn beides erkannt wird, wenn die handelnden und entscheidenden Personen um dieses Risiko wissen.

An der Einschätzbarkeit und Beherrschbarkeit wird aber festgehalten, denn das Spektrum möglicher Gefahren und Störungen ist bekannt. Wenn nicht, müssen Anstrengungen unternommen werden, um Kenntnis von Risiken zu erlangen. Eine Facette von Risiko ist Unsicherheit. Mit der Kenntnis des Risikos wird Unsicherheit beseitigt.[4] Mit der „Kenntnis des Risikos und der möglichen negativen Störungen“ kann dieses durch geeignete Maßnahmen und mit der „Aktivierung der Kraft ... der Gesellschaft“ (1979:1066) reduziert oder gar beseitigt werden, sodaß die Erreichung des Zieles garantiert ist.

Zusammenfassend kann zur marxistischen Konzeptualisierung von KLAUS und BUHR gesagt werden: Im ideologisch vorgegebenen Rahmen werden Ziele gesetzt, die realisiert werden müssen. Risiko ist ein natürlicher Begleiter zielorientierter Handlungen. Über das Ausmaß des Risikos kann Klarheit gewonnen werden. In kollektiver Anstrengung wird Risikominderung oder -beseitigung bewerkstelligt, sodaß die Zielerreichung nicht in Frage steht. Es ist keine Rede davon, daß das Ziel in Anbetracht der erkannten Risiken neu definiert wird, aber es wird auch nicht ausgeschlossen, daß dies sinnvoll sein kann. Risiko kann auch bezeichnet werden als „die Proportionalität zwischen Aufwand, Nutzen und möglichem Mißerfolg bzw. Gefahren.“ (1979:1066) Wenn Risiko eine, wenn auch natürliche Begleiterscheinung von Handlungen ist, so ist es dennoch eine Position auf der Kostenseite. Offenbar wird Risiko hier nicht als etwas bewertet, was den Aufwand für die Zielerreichung unter Umständen auch erhöhen darf.

RISIKO ALS BEDINGUNG ZUR HERSTELLUNG VON SICHERHEIT

Selbst mit der Einengung des Risikobegriffs auf zielgerichtetes Handeln sind der Einschätzbarkeit und insbesondere der Beherrschbarkeit Grenzen gesetzt. Man denke an Tschernobyl. Wenn die Zielerreichung primäres Anliegen ist, kann Risiko die Zielerreichung allenfalls stören, aber nicht zunichte machen. WILDAVSKY (1988:1-11) wird gewissermaßen als Vertreter einer westlichen und zugleich neueren Position, einer Post-Tschernobyl-Position behandelt, und er knüpft in einem bestimmten Sinne hier an. Er fragt nach der Bedeutung von Risiko für ein ganz bestimmtes Ziel, nämlich Sicherheit: Sicherheit für Systeme, Organismen, Gemeinschaften. Ist das Ziel aller Handlungen (die

natürlicherweise von Risiko begleitet sind) bei Klaus und Buhr letztendlich in der gesellschaftlichen Weiterentwicklung begründet, ist es nach WILDAVSKYs Auffassung das Bewahren von Sicherheit.

Diesem Anspruch gemäß ergibt sich eine sehr spezifische Definition: Risiko ist „das Potential für Beschädigung und/oder Sicherheit“ (1988:3). Würde sich Risiko nur auf Schädigungspotentiale beziehen, wäre es auf die Begegnung mit negativen Ereignissen beschränkt. Die Möglichkeit, letztlich Nutzen, Vorteil, Gutes aus dem Risikoereignis zu ziehen, wäre damit ausgeschlossen.

Der Ansatz basiert auf der Annahme, daß es ohne Risiko keine Sicherheit gibt. Ad Tschernobyl: Was für die einen ein hohes Maß an Beschädigungspotential beinhaltet, führt für die anderen und letztlich für alle zu mehr Sicherheit. Noch einmal wird auf das von KLAUS und BUHR genannte Ziel der Weiterentwicklung zurückgegriffen, um in einem größeren Zusammenhang einen Aspekt von Sicherheit, nämlich Systemstabilität in Hinblick auf Risiko zu erläutern. Wenn Sicherheit Systemstabilität bedeutet, dann bedeutet Instabilität das Eingehen von Risiken, also Risikozuwendung. Es ist hinlänglich bekannt, daß nicht alle Teile eines Systems gleichzeitig stabil sein können. Das System im Großen, das Makrosystem, kann nur erhalten bleiben, wenn seine Teile dynamisch und beweglich sind. Würden die Systemteile antizipatorisch vor Gefahren abgeschirmt werden, wäre die Makrostabilität gefährdet. Man kann es auch so ausdrücken: Sicherheit für das Ganze muß stets neu gesucht und entwickelt werden, um gewahrt und gefestigt zu bleiben, eine Aufgabe, die die Systemteile durch die Herausforderung der Anpassung an neue Gegebenheiten bewerkstelligen - nicht antizipatorisch, sondern im Wege von „trial-and-error“. Das Makrosystem (der Staat) muß die Beweglichkeit der Mikrosysteme (unabhängige Organisationen, Institutionen) zulassen.

Ohne Risiko gibt es keine Sicherheit. Was hat WILDAVSKY darüber hinaus zu Risikominimierung zu sagen? Beschädigungspotentiale können nicht eliminiert, weil nicht restlos vorhergesehen werden. Die heutige Kenntnis von morgen kann nur partiell sein. Folglich muß Sicherheit ständig gesucht und gefestigt werden.

Wenn Sicherheit mit Risikominimierung gleichgesetzt wird, führt in WILDAVSKYs Ansatz der erfolgreiche Weg nicht über die Umgehung risikoreicher, d.h. Hinwendung zu vollends bekannten Strategien, sondern er führt im Gegenteil über Versuche. Sicherheit muß entdeckt werden, sie kann nicht einfach ausgewählt werden aus dem Fundus bekannter Strategien und Maßnahmen. Dem entspricht ein In-Kauf-nehmen von Risiko im Sinne von „trial-and-error“. Ist eine Maßnahme einmal fehlgeschlagen, kann sie zum Besseren hin entwickelt werden.

Warum bereitet uns das, was wir unter Risiko verstehen, soviel Kopfzerbrechen? Weil die Handlungen von heute und die Risikominimierungsmaßnahmen von heute nicht alles über mögliche Auswirkungen morgen sagen. WILDAVSKY hält zwei alternative Strategien auseinander:

Mit Antizipation meint er die Vorwegnahme von Gefahren. Das heißt, mit dem Wissen (das natürlich nur eine Annäherung sein kann) über mögliche künftige Gefahren werden planvoll vorbeugende Maßnahmen gesetzt. Vorauswissen ist insofern begrenzt, als es sich nur auf zu erwartende Gefahren beziehen kann. Planung kann nur so gut sein, wie es das Wissen um mögliche Störungen zuläßt. Für die Überraschungen, von denen man nicht weiß, daß sie und wann sie passieren werden, gibt es keine Antizipation. Wer hätte mit AIDS gerechnet? Das Wissen über das zu Erwartende ist beschränkt.
Der zweite Weg ist Flexibilität (resilience). Hier ist zu fragen, in wessen Kompetenz die Konstruktionen über die Zukunft liegen. Je nach entworfenem Bild werden Planungen vorgenommen und Maßnahmen realisiert. Zentralistische und große Organisationen sind schwerfällig, es dauert lang, bis Übereinstimmung hergestellt ist. Wird Antizipation dezentralisiert, ergibt sich der Effekt, daß viele unabhängige Einheiten Thesen entwickeln und diesen entsprechend Versuche anstellen (Maßnahmen setzen). Der zweite Weg ist daher die Streuung der antizipatorischen Funktion über viele Teile der Gesellschaft. [5]

> „Decentralized anticipation (numerous independent probes of an uncertain future) can achieve a greater degree of safety. Since innovations are introduced piecemeal as a result of these independent probes, a larger proportion of emergent dangers can be perceived early while each hazard is still localized and small.“ (1988:8)

Angesichts einer ungewissen Zukunft führen „decentralized, rapidly moving trial-and-error“-Strategien zu mehr Sicherheit, als es allein „centralized, slow-moving regulation of trials to prevent errors“ vermag. (ebd.) In der gesellschaftlichen Realität sollten sich beide Wege idealerweise ergänzen.

Die Arena von Wildavskys Theorie ist die Industriegesellschaft mit ihren technologischen, ökologischen, chemischen Unwägbarkeiten. Wenn die Ungewissheiten auf die Subsistenz- bzw. Ernährungssicherheit reduziert werden, ist dann eine Querverbindung zulässig? Risiko bedeutet für jedermann in einem spezifischen Milieu und für jedes Milieu, jede Gesellschaft etwas anderes. In einem spezifischen Segment ökologisch-ethnologischer Risikoansätze findet sich Wildavsky wieder, bei der Theorie der optimalen Nahrungssuche. Wird eine Strategie der Risikozuwendung oder Risikosuche alternativ zu Risikoverweigerung in der Hoffnung auf größeren Erfolg bei der Nahrungssuche bevorzugt, ist dies als singuläres Ereignis mit einer dezentralisierten „trial-and-error“-Aktion vergleichbar, differente Intentionen nicht berücksichtigend (vgl. CASHDAN 1990; KAPLAN et al. 1990; E. A. SMITH 1988).

ANGEWANDTE RISIKOFORSCHUNG

Die in der Tabelle dargestellten vier Bereiche umfassen die Bewertung von Risikofaktoren wie auch die Reaktionen darauf; die Forschungsabsicht für die beiden oberen Felder liegt in der Entwicklung von Strategien und Entscheidungsgrundlagen aufgrund evaluierter Risikoprofile. Ziel der beiden unteren Felder ist die Beschreibung und Bewertung von Bewußtseinslagen und daraus resultierendem Handeln. In der ethnologischen Literatur wurde in der Regel der Schwerpunkt weniger auf die Qualifizierung von Risiko und Unsicherheit gelegt, als vielmehr auf den Maßnahmenbereich.

	RISIKOBEWERTUNG	RISIKOREAKTIONEN
SOLL – OPTIMAL (präskriptiv)	Risikoevaluierung Quantitative Risikoanalyse liefert Daten für: Gesundheitspolitik, staatliche Institutionen, Versicherungswesen.	Entscheidungsanalyse Treffen optimaler Entscheidungen angesichts von Risiko und Unsicherheit: Wirtschaftswissenschaft, Management, Operations Research (Formalisieren und Lösen von Problemen mittels mathematischer Kalküle und Modelle).
IST – REAL (deskriptiv)	Risikowahrnehmung Wie werden Risiko und Unsicherheit von den Betroffenen eingeschätzt: Psychologie, teilweise Sozial- und Kulturanthropologie.	Verhalten Tatsächliche Reaktionen der Betroffenen angesichts von Risiko und Unsicherheit: Verhaltensforschung, Wirtschaftswissenschaften, Sozial- und Kulturanthropologie.

Risikoforschung im Überblick (nach CASHDAN 1990:4)

Das linke untere Feld der Tabelle bezieht sich eher auf emische, das rechte untere Feld eher auf etische Aspekte des Risikos. [6]

Wenn WILDAVSKYs Konzeption von Risikominimierung in die Übersicht integrierbar ist, dann m.E. in die rechte Spalte der Risikoreaktionen. Seiner Theorie nach sollte durch die Beschäftigung einer Vielzahl von unabhängigen Instanzen eine Streuung von Maßnahmen erreicht und ein Mehr an Wissen gewonnen werden. Verbesserte

Entscheidungsgrundlagen ermöglichen paßgenauere Maßnahmen. Er befaßt sich ausdrücklich nur mit den „objektiven Aspekten“ von Risiko, „... what ought to be done to improve safety ...“ (1988:23) und nicht damit, wer sich aus seiner spezifischen Situation heraus in welcher Weise in Bezug auf Risiko verhält.

Dem linken unteren Feld der Tabelle ist die Auffassung von DOUGLAS und WILDAVSKY zuzuordnen, daß die Wahrnehmung von Bedrohungspotentialen und ihr gerade noch akzeptables Ausmaß eng mit der Zugehörigkeit zu einer sozialen Umgebung verknüpft sind (= emisch). Mitglieder bestimmter gesellschaftlicher Gruppierungen sind einig in der Selektion von Gefahren. Die Autoren wenden ihren emischen Ansatz jedoch nicht auf Jäger- und Sammlergesellschaften an.

„... the more people have, the more they can lose“ (DOUGLAS und WILDAVSKY 1983:11). Wenn die materiellen Bedürfnisse befriedigt sind, auch über die existentiellen Grundbedürfnisse hinaus, wird die Frage nach Sicherheit, nach dauerhafter Sicherheit aktuell. Dieses Bestreben tritt in der Auseinandersetzung mit Umweltverschmutzung, Technologiefolgenabschätzung, Krebsforschung und dgl. mehr in Erscheinung. Je größer der Wohlstand, desto größer das Risikobewußtsein. Der Blickwinkel geht weit über den eigenen Gartenzaun hinaus. Sicherheit erhält den Charakter eines Konsumgutes höherer Ordnung, dessen sich die Mitglieder der westlichen Gesellschaft versichert wissen wollen. Maslow (in DOUGLAS und WILDAVSKY 1983:12) nennt Bedürfnisstadien. Demnach hat das Individuum, dem es um das nackte Überleben geht, eine eingeschränkte Perspektive. Seine politischer Anspruch konzentriert sich auf das Erreichen des materiell Notwendigen, Nahrung und Behausung. Die „Wohlstandsbürger“, ausgestattet mit „industrial wealth guaranteeing economic well-being“ (ebd.), haben dieses Problem gelöst, sie suchen nach anderen Ausdrucksformen, sie haben Raum, sich Problemen zu widmen, bei denen das persönliche Betroffensein nicht unmittelbar ist. Sie leisten sich sozusagen den Luxus sozialen Bewußtseins. [7] Diese räumliche Horizonterweiterung ist nicht zuletzt ein Produkt der Bildung, also ideelle Horizonterweiterung. Es scheint so, als würde eine andere Dimension ins Spiel gebracht, nämlich Altruismus, das Mitdenken einer sozialen Sphäre als öffentliches Anliegen, weil quasi mit erreichtem materiellen Wohlstand für andere, „edlere“ Aufgaben Platz und Muße vorhanden ist. Mitnichten. Zu Recht wird eingeworfen, daß die postmoderne Gesellschaft kein Monopol auf Altruismus hat. Im Gegenteil haben die meisten nicht-industrialisierten Kulturen „their equivalent of public-interest watchdogs, however low their level of poverty“ (1983:13). Es ist in der modernen Gesellschaft nur eine andere Form der Thematisierung und des Transports eigener Anliegen, also Risikoeinschätzungen, die einem bestimmten sozialen Bewußtsein, einer bestimmten Werthaltung entsprechen. Der vermeintliche Altruismus entspringt der Förderung des eigenen Wohles, entspringt der Artikulierung von Eigeninteresse. Er ist eine Folge des Lobbying für Ziele, die konform gehen mit dem gewählten way of life.

Ist der Begriff von Altruismus, den DOUGLAS und WILDAVSKY bei den „Wohlstandbürgern“ aufdecken, auch auf Jäger und Sammler anwendbar? Altruismus ist niemals uneigennützig. Bei der Risikominimierung von Jägern und Sammlern spielt er jedoch eine entscheidende Rolle, wiewohl bei ihnen in doppelter Hinsicht andere Voraussetzungen gegeben sind. Materieller Wohlstand ist, nach modernem Maßstab, noch nicht erreicht. Die materielle Sicherheit muß ständig neu hergestellt werden. Gibt es in der „Wohlstandsgesellschaft“ konkurrierende oder wenigstens alternative soziale Bewußtseinslagen, Werthaltungen, Lebensformen mit zuweisbarem Risikobewußtsein, dessen Formulierung altruistisches (soziales) Engagement mittransportiert, so ist es konventionell, dieses für „primitive“ Kulturen in Abrede zu stellen. Ihre Form des Altruismus sei nicht eine Begleiterscheinung der Auseinandersetzung mit neigungsabhängigen (gewählter way of life) Luxusbedürfnissen (d.h. dem way of life entsprechende Risikobereiche zu thematisieren, mit dem Anspruch, diese prioritär zu minimieren – s. Fußnote 7), sondern ökonomische Notwendigkeit.

RISIKOQUELLEN

Ein Vergleich von Risikoquellen mag verdeutlichen, wie Risiko im ethnologischen Kontext verstanden werden kann. Es geht um die Bewertung von Risiken, sowohl um das Bewußtsein als auch um die Einschätzung. Die bewertende Instanz kann Forscher oder Betroffener sein. Das Bewußtsein des Betroffenen ist subjektiv und wird allenfalls einer Forschungsinstanz zugänglich gemacht. DOUGLAS und WILDAVSKY (1983:2) identifizieren, als Amerikaner, für das Gemeinwohl der Amerikaner – vor dem Zerfall der Sowjetunion – vier Gefahrenbereiche, die auch im 21. Jahrhundert nichts von ihrer Aktualität verloren haben, siehe Terrorangriff auf Pentagon und World Trade Center im September 2001:

1. Bedrohung des Staates von außen: Risiko eines Angriffes oder Übergriffes; Krieg; Verlust von Einfluß, Prestige und Macht.
2. Kriminalität: innerer Kollaps; Verlust von Recht und Ordnung; Gewalt versus „white-collar“-Kriminalität.
3. Umweltverschmutzung: Mißbrauch der Technik; Bedrohung für die Umwelt.
4. Wirtschaftliche Verschlechterung: Verlust von Wohlstand.

Diese Risiken resultieren aus menschlichen Handlungen, wenn auch Verursacher und Betroffene nicht identisch sein mögen. Auf ein ganz anderes Spektrum von Risiken referiert SILBERBAUER (1981:458), nämlich auf solche, die nicht durch menschliche

Einflußnahme, genauer gesagt, nicht durch die Einflußnahme der Betroffenen hervorgerufen werden. Das langfristige Überleben der G/wi, einer Jäger- und Sammlergesellschaft der zentralen Kalahari, ist gefährdet, wenn die folgenden ökologischen Bedingungen nicht gegeben sind:

1. Nahrungspflanzen in genügender Vielfalt, Zahl und Dichte zur ganzjährigen Versorgung, ausreichend Regen und andere die Vegetation betreffende klimatische Faktoren.
2. Vegetationsverhältnisse, die für Antilopen und andere herbivore Beutetiere attraktiv sind.
3. Bäume als Schattenspender und Unterstand, für Feuer, Behausung und als Rohmaterial.
4. Undurchlässige Bodenvertiefungen, in denen sich Regenwasser sammeln kann.
5. Genügend Raum für die erwähnten, dünn verteilten pflanzlichen und tierischen Ressourcen.

Dort wie da geht es um das Bedürfnis, in relativer Sicherheit leben und überleben zu können, aber die Ansprüche variieren mit der Kenntnis von Gefahrenpotentialen. Das Beispiel Amerika integriert auch globale Risiken, die international koordinierte Lösungsansätze erfordern. Für die G/wi wird ein wesentlich eingeschränktes, nicht minder dramatisches Szenario entworfen, aber nicht mit der ganzen Bandbreite möglicher Risikoquellen, sondern lediglich jenen, die die Subsistenzbasis gefährden können. Die Gegenüberstellung gibt einen rohen Rahmen für die thematische Grenzziehung vor. Ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal darf hier nicht übersehen werden, das für die Problemstellung insgesamt von Belang ist. Im Fall der G/wi-Buschleute interpretiert ein Außenstehender die Bedingungen (etischer Ansatz), die das ökonomische Überleben sichern, so wie es Teil dieser Untersuchung sein wird, spezifische Bedingungen als subsistentielle Risikoquellen zu beschreiben und zu bewerten.

Emische Aspekte werden von BAKSH und JOHNSON (1990:193-227) am Rande und nachgeordnet berücksichtigt. Sie halten vier grundlegende Risikokategorien auseinander, von denen der einzelne oder die Gruppe betroffen sein kann. Die Risiken resultieren sowohl aus der Umwelt als auch aus menschlichen Handlungen, die von den Betroffenen oder von Außenstehenden gesetzt werden.

1. Umweltrisiken: eingeschränkt auf Krankheiten und körperliche Beschädigungen, die nicht aus menschlicher Gewaltanwendung resultieren.
2. Subsistenzrisiken: kein Zugang zu Nahrung und Wasser.
3. Soziale Risiken: Konflikt und Gewalt in und zwischen Gruppen; Suizid; Infantizid.

4. Kulturverlust.

Für zwei Siedlungen der Machiguenga, peruanische Amazonasjäger mit Schwendbau, wurden 55 Todesfälle aufgezeichnet, denen emische Begründungen zugeordnet wurden, die von Krankheit, Unfall, hohes Alter, Tod im Kampf bis Magie reichen. Nach der etischen Analyse gehören 38 Todesfälle zur Kategorie Umweltrisiko, elf Todesfälle zur Kategorie soziales Risiko, vier Todesfälle sind auf hohes Alter zurückzuführen, und zwei Todesfälle, die durch Magie herbeigeführt wurden, konnten nicht zugeordnet werden. Die Hauptgefahren erwachsen aus der Umwelt. Die Machiguenga sind sich der Gefährlichkeit ihres Lebensraumes sehr bewußt und führen die häufigen und zahlreichen Infektionskrankheiten und Todesfälle durchaus nicht sämtlich auf übernatürliche Einwirkungen und Tabubrüche zurück (1990:202-5). BAKSH und JOHNSON sind bemüht, ein vollständiges Risikospektrum empirisch zu erschließen. Es erhält seine Vollständigkeit durch die Einbeziehung der inneren, der emischen Sicht. Das Verhalten, z.B. in Bezug auf die Siedlungsstruktur wird als Folge der empirisch erhobenen emischen und/oder etischen Bedeutung verschiedener Risikoquellen und –kategorien interpretiert.

Als Resumée zur Frage emischer und etischer Risikoforschung ist festzuhalten, daß etische Ansätze dominieren. Werden emische Aspekte behandelt, wird ihnen zumeist lediglich eine untergeordnete Bedeutung zugemessen.

ETHNOLOGISCHE RISIKOFORSCHUNG

Unter dem Topos Risiko werden bekannte Phänomene und Verhaltensweisen in neue Zusammenhänge gestellt und neu interpretiert. Risiko wurde in wirtschaftsethnologischen und ökologischen Untersuchungen mitbehandelt, aber nicht explizit als eigene Kategorie betrachtet. Risikothemen waren bis in die späten 70er Jahre hinein kaum Gegenstand eigener Abhandlungen. [8] Der Trend zur vermehrten Hinwendung kann im Teilbereich der Jäger- und Sammlerforschung anhand ihrer modernen Meilensteine, der CHAGSs (conferences on hunting and gathering societies) gezeigt werden. Die erste und am nachhaltigsten wirkende Konferenz fand 1966 in Chicago statt; ihre Ergebnisse wurden 1968 im berühmten Sammelband „Man the hunter“ publiziert. Als simples Indiz für das zunehmende Interesse können die Schlagwortindizes der Konferenzpublikationen gelten. In „Man the hunter“ findet sich der Begriff Risiko nicht im Index, die Publikation zur Pariser Konferenz von 1978 („Politics and history in band societies“, 1982) enthält bereits einen risikobezogenen, wirtschaftsethnologischen Beitrag. [9] Im ersten der zwei Bände, die die

Ergebnisse der vierten Jäger- und Sammlerkonferenz von London 1986 dokumentieren („Hunters and gatherers 1: History, evolution and social change“, 1988), findet sich ein Beitrag der evolutionären Ökologie zur Risikoforschung.[10] Aus der Konferenz in Fairbanks 1990 entstand der Band „Key issues in hunter-gatherer research“, 1994. Sein Index schließlich enthält eine ganze Liste von Verweisen zum Thema Risiko.

Risikoforschung kann nach der Schwerpunktsetzung in Quellen- bzw. Ursachenbewertung und in Strategienbewertung und –interpretation getrennt werden, wobei letztere dominieren. Risikofragen werden explizit oder implizit von zwei Richtungen her behandelt, nämlich von der Wirtschaft und von der Ökologie. Drei Bereiche treten in der ethnologischen Risikoforschung hervor. Erstens sind hier ökologische Konzepte der Anpassung an Umgebungsbedingungen zu nennen, Anpassungen, an die das Reagieren auf wiederkehrende Risiken integriert ist. Zweitens hat die evolutionäre Ökologie das Risikothema für sich entdeckt. Sie beschäftigt sich mit „optimal foraging“ (Nahrungssuche) und entwirft Modelle zum Optimalverhalten, dessen mögliches Ziel Risikominimierung sein kann. Drittens, als eigentliche Risikotheorie, hat sich ein ökonomisches Versicherungskonzept etabliert, wonach sich in Reziprozität manifestierendes Verhalten gegen Einkommensausfälle wappnet. Die drei Bereiche sind gegeneinander keineswegs scharf abgegrenzt. Beispielsweise liegen evolutionärökologische und mikroökonomische Ansätze nahe beieinander, wenn es um Optimierungskonzepte geht. Ersterer geht vom Begriff „fitness“ aus, gleichzusetzen mit Reproduktionsfähigkeit. Ziel der Probanden (i.e. aller Lebewesen) ist es, den Reproduktionserfolg durch erlerntes Verhalten und genetische Disposition zu maximieren. Auf welche Art und Weise Maximierung erreicht werden kann, fragt sich die Mikroökonomie, in deren Zentrum „utility“ (Nutzen) steht, der für die Akteure gleichzusetzen ist mit Erfüllung, Befriedigung (CASHDAN 1990:4-6).

Ein weiterer Aspekt der Auseinandersetzung ist die Frage der kulturellen Veränderung als Auswirkung erfolgreichen oder wenig erfolgreichen Risikomanagements, wie sie HALSTEAD und O'SHEA (1989) stellen, die den Konnex kulturelle Transformation und Risikominimierung behandeln. Risikoquellen und Risikoreaktionen spr. risikomindernde Maßnahmen sind keine Isolate, keine einzelnen, herausgelösten Phänomene, sondern in einen gesellschaftlichen sowie umwelt- und technologieabhängigen Kontext eingebunden. Risikominimierung ist nach HALSTEAD und O'SHEA mit dem Kulturganzen verwoben, aber „not all cultural behavior serves to buffer risk“ (1989:6). Weil der zeitliche und räumliche Eintritt von Gefährdungssituationen nicht vorhersehbar ist, werden vorbeugende Maßnahmen gesetzt. Die Möglichkeiten zum Abfangen bedrohlicher Versorgungsengpässe sind in Institutionen integriert, in latent aufrecht erhaltene Institutionen mit verschiedenen sozialen Funktionen, die im Bedarfsfall als effiziente Risikominimierungsinstrumente wirksam werden. Die Risikofunktion einer derartigen Institution ist in der Regel nicht unmittelbar erkennbar, weder für den außenstehenden Beobachter noch für die Betroffenen

selbst (1989:3). Gemäß etischem Ansatz erschließt sich diese implizite Funktion dem Forscher mittelbar.

Die gängigste ethnologische Definition bezeichnet Risiko als die „unvorhersehbare Schwankung gewisser ökologischer und ökonomischer Variablen“ (CASHDAN 1990:2-3). Je größer die Bandbreite eines Ereignisses (Niederschlagsmenge, Migrationsroute einer Herde) oder Ergebnisses (Sammelertrag, Jagdertrag, Marktpreis) sein kann, als desto risikoreicher gelten sie, eine Definition, die im Sinne Cashdans zunächst rein etisch aufgefaßt werden kann wie auch die nachfolgende: Stehen Risikobewertung und die Absicherung gegen Risiken im Vordergrund, so wird Risiko als die „Möglichkeit eines Verlustes oder Ausfalls und als Gefahrenquelle“ gesehen. Diese Formulierungen betonen nicht zufällig den ökologisch-ökonomischen Komplex; in der Ethnologie kreist die Risikodiskussion vornehmlich um die Bereiche Versorgung und Subsistenzsicherung (J. G. SMITH 1978, WIESSNER 1982a, 1982b, CASHDAN 1985, E. A. SMITH 1988, HALSTEAD und O’SHEA 1989, CASHDAN 1990, KAPLAN et al. 1990, LOW 1990).

Um die oben skizzierten Teilbereiche zu illustrieren und den Rahmen abzustecken, in dem Risikominimierung explizit behandelt wurde, werden verschiedene Positionen vorgestellt.

RISIKODIMENSIONEN UND BEWÄLTIGUNGSSTRATEGIEN

Konzepte, in deren Zentrum Gefahrenpotentiale stehen, denen Gemeinschaften und Individuen ausgesetzt sind, beziehen sich in erster Linie auf Subsistenzrisiken, die sich der Befriedigung des elementaren Grundbedürfnisses der Ernährung in den Weg stellen. Die Reaktionsmuster hängen vom Ausmaß der Verknappung ab. Jede Gemeinschaft ist mit kurzfristigen und absehbaren Schwankungen konfrontiert, d.h. sie lebt und agiert im Bewußtsein dieser Variabilität, die eine alltägliche Erscheinung ist. Sie ist auch darauf vorbereitet, regelmäßig wiederkehrende saisonale Phasen, in denen der Zugang zu den Ressourcen erwartungsgemäß unterbunden ist, abzufangen, indem Güter beiseite gestellt werden. Analytisch lassen sich diese relativ einschätzbaren Phasen von Schwankungen in der Verfügbarkeit von Nahrungsträgern von „Katastrophen“, d.h. Verknappungsdimensionen wie etwa anhaltende Dürre unterscheiden, für die nicht im gleichen Ausmaß und mit gleicher Wirksamkeit mit gegebenen Einrichtungen reagiert werden kann. Um diesen Bereich auszuleuchten, werden zwei Arbeiten herangezogen. COLSON (1979) argumentiert, daß eine bestimmte Ausrichtung ökonomischen und sozialen Handelns die Anfälligkeit einer Gemeinschaft für die Verwundbarkeit durch unerwartete Einbrüche herabsetze. So sei Diversifikation, beispielsweise von Anbaufrüchten, der Spezialisierung vorzuziehen und die Pflege von Beziehungen zu benachbarten Gemeinschaften, etwa Bodenbauern mit Pastoralnomaden, der Abschottung.

Die Autorin kann dahingehend verstanden werden, daß das Überstehen von Hungerjahren von Vermögen einer Gemeinschaft abhängt, sich an veränderte Bedingungen durch die Bewahrung von Kenntnissen und Beziehungen anzupassen, die in guten Jahren nicht gebraucht werden.
Risiken, hervorgerufen durch die Variabilität der natürlichen Umwelt, sind auch der Ausgangspunkt für die Überlegungen von HALSTEAD und O'SHEA (1989) und sind gekennzeichnet durch Dauer, räumliche Ausdehnung, Häufigkeit und Intensität der Verknappung des Nahrungsangebotes. Klassifiziert wird außerdem nach dem Grad der Vorhersehbarkeit.
Es geht hier um „breit" gefaßte Zugänge, die gewissermaßen das Untersuchungsfeld in drei Richtungen ausloten, nämlich zum einen zeitliches und räumliches Ausmaß von Risikoszenarien und die darauf folgenden Bewältigungsstrategien, zum anderen Risikobereiche, die über Ertragsschwankungen hinausgehen. COLSON (1979) stellt sich die Frage, wie die Widerstandskraft einer Gesellschaft in Notzeiten wirksam erhalten werden kann, Notzeiten, hervorgerufen durch Wetterunbilden und andere Naturkräfte, etwa veränderte Wanderrouten und Populationsdezimierung tierischer Nahrungsträger mit der Folge antizyklisch, aber langfristig veränderter ökologischer Bedingungen. HALSTEAD und O'SHEA (1989) beziehen sich generell auf die Unbeständigkeit der natürlichen Umwelt, die das Nahrungsangebot zeitlich, räumlich und bezüglich Dichte beeinflußt und fragen, wie eine Gesellschaft periodischen Angebotsschwankungen begegnet, wie die angewandten Strategien auf andere kulturelle Aspekte wirken und wie weit sie sozialen Wandel zu stimulieren vermögen.
Ein dritter Ansatz befaßt sich mit einer anderen Risikoquellendimension. BAKSH und JOHNSON (1990) fassen den Risikobereich weiter, mit dem das Individuum, eine Gruppe oder eine Gesellschaft konfrontiert sein kann. Neben der Subsistenzgefährdung durch die Unterbrechung des Zuganges zu Nahrung und Wasser führen Umweltgefahren zu Krankheiten und Verletzungen. Soziale Konflikte entstehen durch Gewalt zwischen Personen und Gruppen und durch den Verlust sozialer Unterstützung; Kulturkontakt in Form von Eroberung, Vertreibung, Assimilation und Migration kann Kulturverlust nach sich ziehen. Die Arten von Risiken sind je spezifisches Environment mit bestimmter Produktionsweise und bestimmtem sozialen Komplexitätsniveau verschieden, ebenso die Institutionen und Verhaltensweisen, mit denen zu ihrer Bewältigung reagiert wird.

Ein „normales" Jahr sei Fiktion, meint COLSON (1979:18). Hungerjahre als wiederkehrende und gestaltgebende Erscheinung für humane Strategien erfordern die Langzeitbeobachtung einer Gesellschaft, um die Präparierung für schlechte Jahre in guten Jahren zu erkennen. Die Variabilität der Existenzbedingungen durch die Veränderlichkeit der natürlichen Umwelt ist das Paradigma für HALSTEAD und O'SHEA; die Grundstrukturen der Veränderlichkeit, das sind Häufigkeit, Dauer, räumliche Ausdehnung,

Schwere, Regelmäßigkeit von Erscheinungen müssen für eine gegebene Lokation und Situation festgelegt werden, was eine Spezifizierung der korrespondierenden effektiven Reaktionsmuster erlaubt. Nach BAKSH und JOHNSON weist jedes kulturell-ökologische Setting charakteristische Risiken auf; auch hier sind die Risiken klarerweise kontextgebunden. Bei Viehzüchtern etwa besteht die Gefahr der Herdendezimierung durch Krankheit und Diebstahl, in hohen Breiten ohne Domestikation stellen variable Migrationsrouten des Wildes einen Risikofaktor dar, in ariden Zonen haben Bodenbauern mit Trockenheit zu kämpfen (1990:196-97). Zusätzlich werden die Risiken skaliert durch Prüfung aller Lebensbereiche hinsichtlich risikoassoziierter Bedürfniserfüllung aus emischer Perspektive; ihr Ansatz verfolgt eine ganzheitliche Risikoanalyse.

Auf der Basis eines Risikobegriffs, der als die nicht adäquate Erfüllung biologischer und psychologischer Grundbedürfnisse aufgefaßt wird, werden mit vier allgemeinen Risikokategorien (individuelle Gefahren für Leib und Leben, Subsistenz, soziale Konflikte, Aushöhlung kultureller Identität) Problemfelder identifiziert, die für die Bedürfniserfüllung relevant sind. Bei den Machiguenga des peruanischen Amazonas, mit Schwendbau und aneignender Wirtschaftsweise, untersuchten BAKSH und JOHNSON etwa im Bereich der individuellen Gefahren Krankheiten, Unfälle und altersspezifische Gesundheitsrisiken, im Bereich der Subsistenz Jagd-, Sammel-, Fischfangaktivitäten, Gartenbau sowie Gewinnung von Rohmaterial. Die mitberücksichtigte emische Sicht präferiert klar individuelle Gefahren vor Subsistenzrisiken (1990:199-227). Für Infektionskrankheiten werden häufig magische Einwirkungen verantwortlich gemacht, Schlangen gelten als spirituelle Pfeile mächtiger, menschenseelenverschlingender Geistwesen. Eine Maßnahme zum Fernhalten von Schlangen ist die Entfernung des Bewuchses nahe der Häuser und auf den Pfaden (1990:204-5). Den Wald erachten die Machiguenga als unerschöpfliche Nahrungsquelle (1990:209). Wird die Fischausbeute geringer, liegt der Grund nicht in Übernutzung, sondern „they are hiding“ (1990:212). Die Anbaufrüchte sind vielfältig und reichen von Maniok und Mais bis zu Zuckerrohr und Bananen, zudem werden verschiedene Varietäten einer Spezies kultiviert. Etisch handelt es sich um probate Streuungs-, spr. Diversifikationsmaßnahmen, die Machiguenga ihrerseits bekunden, mit der Anbaudiversität keine Risikoreduktion zu intendieren, vielmehr schätzen sie die Abwechslung auf dem Speisezettel und die Geschmacksdifferenzen (1990:213-14).

Spezialisierte Subsistenzökonomien sind stärker gefährdet als gemischte Wirtschaftsweisen, hält COLSON fest, daher gilt Diversifikation statt Spezialisierung der Produktion als anerkannte Präventivmaßnahme. Vorratshaltung sei nur mittelfristig wirksam. Hingegen sind die Tradierung von Wissen über Hungernahrung, die Umwandlung von Surplus in dauerhafte Güter, die im Notfall gegen Nahrung getauscht werden können, aber auch die Kultivierung sozialer Beziehungen nach außen zur Aufrechterhaltung der Nutzungserlaubnis von Ressourcen taugliche Strategien, um Perioden der Knappheit zu überstehen.

HALSTEAD und O'SHEA halten unmittelbar wirksame „low-level"-Mechanismen, mit denen lokalen, vorhersehbaren Engpässen begegnet wird, von „high-level"-Strategien auseinander, die als Notmechanismen für unvorhersehbare Ausfälle in das normale kulturelle Repertoire eingebettet sind, etwa Surplusbildung. Wurde aber die latente Risikofunktion transformiert, ist die weiträumige Wirksamkeit dieser Strategien nicht mehr gegeben. Die Primärstrategien zum Abpuffern von Angebotsschwankungen weichen nicht wesentlich von Colson ab: Diversifikation, Vorratshaltung, Austauschpraktiken und Mobilität. Ihre Ausführbarkeit ist kontext- und risikoquellengebunden.
Im Zusammenhang mit Strategien sprechen BAKSH und JOHNSON von fundamental risikoaversiven Praktiken, die sich etwa in Nahrungsdistribution, Güteraustausch und verstreuten Siedlungen manifestieren und in mehrfacher Hinsicht aversiv sind. Wirtschaftlich erfolgt eine Gleichverteilung der Nahrung, ökologisch wird Übernutzung hintangehalten und innerhalb der Gruppe wird Streit und Eifersucht entgegengewirkt.

Mit diesen einleitenden Bemerkungen sind die Grundzüge der Konzepte von COLSON, HALSTEAD und O'SHEA sowie BAKSH und JOHNSON umrissen und werden nun genauer besprochen. COLSON bezieht sich in ihren Ausführungen auf Subsistenzökonomien mit häuslicher Produktionsweise; HALSTEAD und O'SHEA nehmen keine Einschränkung vor, ihr Ansatz sei auf alle Organisationsformen, von einfachen Jägern und Sammlern bis zu modernen Staaten anwendbar (1989:6). Risikofaktoren aus der Natur führen nicht nur zu vorbeugender Planung und kurzfristigen Maßnahmen, die Risiken selbst und auch die Reaktionsmuster bergen in sich das Potential für kulturelle Veränderungen. Erst aus der wiederholten Beobachtung über mehrere Jahre sind die wahren Parameter für Verhaltensgrundlagen erkennbar (COLSON 1979:18; vgl. HALSTEAD und O'SHEA 1989:2). COLSON betont Hungerjahre als wiederkehrendes Ereignis und formatives Element für menschliche Handlungen, parallel zu HALSTEAD und O'SHEA, wobei die schlechten Zeiten nicht die seltene Ausnahme sind, sondern Phasen, die zwar antizyklisch wiederkehren, mit denen aber gerechnet werden muß. Sogenannte normale Jahre, in ökologischen und klimatischen Termini, sind ein nicht reales Konstrukt. COLSONs Generalstrategien scheinen ein Entwurf von Überlebenstechniken in einer unverläßlichen, von Umweltkatastrophen (auf Subsistenzökonomien bezogen) geschüttelten Welt zu sein. Neben der Bewahrung von Kenntnissen über Ernährungsalternativen ist die wichtigste Regel Diversifikation (1979:21-23), d.h. Streuung von Aktivitäten statt Abhängigkeit von wenigen pflanzlichen und tierischen Spezies als tauglichstes Mittel zur Begrenzung der Verwundbarkeit. Spezialisierung als Abhängigkeit von wenigen Produkten oder Techniken ist eine langfristig riskante Angelegenheit. Daher sei es eine unzutreffende Verkürzung, von Jägern, Viehzüchtern etc. zu sprechen.

> „Recently, we have come to realize that hunters are in fact hunter-gatherers, and that a comparable diversity is characteristic of those we were earlier to think of as

> primarily as fishing people .... pastoralists or agriculturalists. And within each of the activities they pursue, such peoples stress a technology that provides not a maximal return under optimal conditions, but a reasonable return under a wide variation in environmental factors.“ (1979:23)

Vorratshaltung als Strategie ist untergeordnet, denn sie überbrückt normale saisonale Schwankungen, nicht aber mehrere schlechte Jahre. Der Vorbereitung auf schlechte Jahre stehen die schlechten Zeiten gegenüber, in denen die Normalität, die es ja offenbar nicht gibt, ökologisch gesprochen, ausgeschaltet ist. Nun werden physische und soziale Ressourcen ausgeschöpft und auch überstrapaziert, wenn die Wirksamkeit der Primärstrategien ausgereizt ist: Rückzug ins Private, um Teilen-müssen zu vermeiden, Diebstahl, und schließlich ist es das Engerschnallen des Gürtels, zumindest bei den afrikanischen Tonga und ihren Viehherden. Denn die Tonga glauben „that for their herds, as for themselves, the test of efficiency is survival, and like themselves, their stock will quickly put on flesh again when food becomes available“. (1979:25-26)

Verständlich werden Kulturtechniken, wenn über eine mehrjährige Periode beobachtet wird, was die Unwägbarkeiten des Wetters und anderer Naturkräfte, die das Nahrungsangebot beeinflussen, und Verhalten miteinander zu tun haben. In diesem Sinne kann COLSON interpretiert werden. Um kulturelle Antworten auf schlechte Zeiten geht es auch HALSTEAD und O’SHEA, aber sie interessieren sich zusätzlich für die kulturellen Auswirkungen der „bad year economics“. Das Ökonomische als Teil des Kulturganzen ist darauf ausgelegt und soll im Zeitverlauf immer wieder neu darauf ausgelegt werden, schlechte Zeiten, hervorgerufen durch die Veränderlichkeit der ökologischen Bedingungen, zu überstehen. Sie legen ein Konzept vor, das, über Colson hinaus, die sich auf Gesellschaften mit häuslicher Produktionsweise bezieht, jede Gesellschaft zu integrieren ermöglicht, von einfachen Jägern und Sammlern bis zu modernen Staaten. Das Risiko, für alle gleich, liegt im zeitlich und räumlich ungleichmäßigen Nahrungsangebot, wobei es nicht um die „normale“, zyklische, also vorhersehbare Saisonalität geht, die mit ebenso normalen, als „minimal notwendig“ erachteten und in die Existenz integrierten Strategien pariert wird (1989:3). Der zeitliche Risikofaktor bezieht sich auf Dauer und Häufigkeit einer Risikoquelle und des resultierenden Mangels, der räumliche Faktor auf die Größe des betroffenen Gebietes, aber auch darauf, ob ein Gebiet gleichmäßig oder ob nur Subareale betroffen sind. Schließlich spielt die Schwere, spr. Intensität der Nahrungsknappheit eine Rolle (ebd.). Im Kern geht es somit um die Veränderlichkeit des Angebots über Zeit und Raum.

Was tun nun Gesellschaften gegen diese Angebotsschwankungen? Der Variabilität spr. Natur und Struktur der Streuung werden, generell gesprochen, Verhaltensweisen entgegengesetzt, die teilweise ebenso auf Streuung abgestellt sind, die aber jedenfalls von der spezifischen Struktur der ökologischen Variabilität plus einer Reihe von „enabling and constraining cultural factors“ (1989:123) beeinflußt sind. So wird der

Ressourcenheterogenität mit Diversifikation begegnet durch Nutzung sonst verschmähter Spezies, einer größeren Anzahl von Arten oder der Benützung eines größeren Areals. Der räumlichen Streuung wird mit Mobilität und Austausch entgegengewirkt, wobei mit Austausch sowohl Teilen, Handel, Markt, aber auch unerlaubte Aneignung gemeint ist. Die zeitliche Streuung wird mit Bevorratung abgefangen, die auch „storing on the hoof“, das Anlegen von Wertgütern und Geld beinhaltet (ebd.).

Die vier elementaren Reaktionen auf Verknappungen, also Mobilität, Diversifikation, Bevorratung und Austausch sind für alle Gesellschaftsformen und Ökonomien gleich. Von diesen Reaktionen können welche gleichzeitig durchgeführt werden, sie können sich ergänzen, sie können einander aber auch ausschließen wie Mobilität und Bevorratung. Die kompatiblen Reaktionen sind eher auf der gleichen Ebene zu finden, diverse Aktivitäten werden hier zu einer Strategie kombiniert, während inkompatible Reaktionen auf verschiedenen Ebenen auftreten, je nach Schwere der Bedrohung. Im Risikomanagement kann man hierarchisch geordnete Handlungsebenen sehen, zumindest ist diese Hierarchie ein wichtiges Merkmal inkompatibler Reaktionen; etwa, wenn als normale Sicherheitsvorkehrung Nahrung konserviert wird, kann anläßlich einer schwerwiegenden Hungerperiode zu Mobilität übergegangen werden. Diese üblichen, nicht offenkundigen, weil zum normalen way of life gehörigen Vorkehrungen sind die „low-level“-Mechanismen, die durchaus auch Möglichkeiten bieten, interannuale Schwankungen zu verringern. Wird, etwa in saisonalen Klimaten, regulär Vorratshaltung praktiziert, können Überproduktion und Austausch zusätzliche Sicherheiten über das Jahr hinaus bieten (1989:4, 124). Die „low-level“-Mechanismen funktionieren nur räumlich beschränkt effizient und zuverlässig.

Die „higher-level“-Mechanismen, anstatt oder komplementär zu den „low-level“-Mechanismen und mit diffuser Grenzziehung, seien hier der Vollständigkeit halber erwähnt. Sie spielen primär in komplexen Gesellschaften eine Rolle, sind aufwendig und betreffen die gesamte Bevölkerung. Sie kommen bei ernsthaften Engpässen großen Ausmaßes zum Einsatz, sind aber nicht unbedingt zuverlässig, weil sie die Seltenheit ihres Gebrauchs, vielleicht nur einmal pro Generation, wirkungslos machen kann. Ein Beispiel für einen Notmechanismus dieser Art wäre Surplusanhäufung für Feste als reguläre kulturelle Erscheinung (vgl. PIDDOCKE 1965), die in das Kulturganze eingebettet ist. Die Surplusproduktion als reguläre kulturelle Erscheinung kann in ihrer Bedeutung unumkehrbar transformiert werden; die latente Notfunktion kann bei Nichtgebrauch verlorengehen, die kulturelle Erscheinung ändert ihre Funktion. In diesem Sinne sind nach HALSTEAD und O’SHEA soziale Veränderungen zu verstehen, Wandelvorgänge, die eben, soweit sie aus der Gesellschaft selbst kommen und nicht von außen herangetragen werden, durch Risikomanagement stimuliert werden. Langfristig betrachtet entfallen vorhandene Risikomechanismen durch Nichtgebrauch, neue und veränderte Herausforderungen, etwa durch klimatische und die Ressourcenverfügbarkeit betreffende

Veränderungen werden mit neuen Reaktionen bewältigt (1989:125). Setzt COLSON hier auf die Speicherung von Wissen zur Bewältigung von Notsituationen und auf Vorbeugung durch Diversifikation, ist dieser Ansatz, der gegensätzlich die gesamte Bandbreite an Gesellschaftsformen abzudecken sucht, dynamisch und setzt nicht nur auf Gebrauch des Tradierten. Vielmehr ist intendiert, daß Risikomanagement und Reaktionen auf Unsicherheit ein taugliches Mittel sind, um Kulturwandel zu illustrieren und zu verstehen.

Wie die vier genannten Basiskategorien von Risikoreaktionen tatsächlich ausgeführt werden, hängt neben dem ökologischen Setting von mehreren gesellschaftlichen Merkmalen ab. Diese kulturökologischen Aspekte, nämlich Demographie spr. Bevölkerungsverteilung und Technologie, aber auch die Sozialorganisation bestimmen nicht die Strategien, aber sie limitieren die Wahlmöglichkeiten (HALSTEAD und O'SHEA 1989:5, 124). Diese Faktoren sind ein integrales Moment der angewandten Risikostrategien und ihrer Effizienz. Große Bevölkerungskonzentrationen reduzieren Diversifikation und Mobilität zugunsten von Vorratswirtschaft und Austausch, sowohl in der normalen Subsistenz als auch angesichts von Knappheit. „High-level"-Mechanismen werden hier eher greifen, wenn sie auch teurer und aufwendiger sind als „low-level"-Strategien. In technologischer Hinsicht ist vor allem die Transportfrage ein limitierender Faktor. Beziehungen zwischen Individuen und Gemeinschaften werden gepflegt, um Nutzungsrechte an Ressourcen aufrechtzuerhalten. Die problematische Grenzziehung zwischen „low -" und „high-level"-Mechanismen wird hier noch einmal sichtbar, wenn ein „kin-based network" als „low" eingestuft wird und „real or fictive kin relations" als wirksames ideologischen Instrument für Austauschbeziehungen auf einem „high-level" angesiedelt werden (1989:124).
Dieser Schwäche zum Trotz bietet der Entwurf von HALSTEAD und O'SHEA, der kulturelle Erscheinungen entweder als Risikomechanismen oder als mit der zusätzlichen Qualität „Risikopuffer" behaftet (1989:3) versteht, die auf zwei Ebenen wirksam werden, ein Grundschema, anhand dessen alle Gesellschaftsformen analysiert werden können sollten. Die vier Elementarstrategien Diversifikation, Mobilität, Bevorratung und Austausch mit vielfältigen Ausprägungen werden als Risikoantworten eingesetzt. Ausgehend von spezifischen Bedingungen der natürlichen Umwelt, die instabil sind, [11] hängt es von den kulturökologischen Aspekten Demographie, Subsistenzproduktion und technologischem Niveau, sowie von sozialen Netzwerken und Beziehungen ab, welche der genannten Strategien angewandt werden. Der Preis des Universalitätsanspruches ist die relative Grobstruktur des Ansatzes.
HALSTEAD und O'SHEA sind in ihrem Ansatz und ihrer Zielsetzung offenbar keiner isolierten Theorie verpflichtet, weder einer kulturökologischen noch einer evolutionistischen, sie operieren auch nicht mit einem platten Umweltdeterminismus; sie stehen einem Funktionalismus nahe, weil ihr Interesse der Wirkungsweise von

Kulturphänomenen, ausgehend vom Topos Risikomanagement gilt. Zu ihrer theoretischen Position schreiben sie:

> „The environment is understood to include both a natural and a social component. Moreover, the environmental problems facing man are specific to particular cultural contexts and as such are the product of both (external) environmental and (internal) cultural factors. Finally, the indisputable anthropological observation, that economic activity is normally embedded in no way invalidates the basic tenet of economics that this activity is frequently concerned with the allocation of resources which are scarce, and in some cases fatally scarce.“ (1989:6)

Ähnlich wie Halstead und O'Shea referieren auch BAKSH und JOHNSON auf die Frage der Interpretation von Strategien und Institutionen als Risikominimierungsmaßnahmen per se oder als „nur“ zusätzlich risikomindernd. Die Unterscheidung von Risikoabwendung als Ursache einer Verhaltensweise oder als Nebeneffekt eines anders motivierten Verhaltens, etwa Effizienz, ist nicht immer zweifelsfrei zu treffen (1990:196-97). Ihr empirisch fundierter Ansatz, ebenso mit dem Anspruch umfassender Anwendbarkeit, bietet eine Risikoquellenskalierung, die nur über Feldforschung [12] erreicht werden kann, nicht nur, weil die emische Sichtweise mitberücksichtigt wird, sondern auch, weil alle Bereiche des Gemeinschaftslebens im Hinblick auf charakteristische Risiken und entsprechende, assoziierte Verhaltensmaßnahmen überprüft werden müssen. Die Breite ihres Risikoansatzes ergibt sich nicht nur aus obigem Anspruch, inhaltlich weicht er die gängige Fokussierung des Ernährungsbereichs auf und geht mit den zusätzlichen, universellen Risikoquellen sozialer Konflikt und Kulturverlust darüber hinaus. War bisher stets, wenn auch unausgesprochen, von Gefahren für die Gemeinschaft die Rede (nicht ein einzelner leidet an Nahrungsmangel, sondern die Gemeinschaft), so fügen BAKSH und JOHNSON die individuumzentrierte Dimension des „environmental risk“ (1990:199) hinzu, die Gefahren für Leib und Leben des einzelnen durch Krankheiten (Infektionen) und Verletzungen (Jagdunfall, Schlangenbiß) birgt.

Für die vergleichende Risikoanalyse werden zuerst zwei sogenannte ökologische Dimensionen (1990:196) untersucht, nämlich natürliche Umwelt und Produktionsweise, aufgrund derer bereits allgemeine Aussagen über Risikoquellen, die eben für eine spezifische Ökozone typisch sind (GOULD, 1982, würde in diesem Zusammenhang von limitierenden Faktoren sprechen) und über Risikomanagement getroffen werden können. Fundamentale risikoabwendende und präventive Praktiken wären demnach etwa für Pflanzer/Wildbeuter der Feuchttropen geringe Bevölkerungsdichte, kleine, verstreute Siedlungen, lange Bracheperioden, Artenvielfalt im Anbau.

Das dritte Kriterium für eine grundsätzliche Festlegung ist das Niveau sozialer Komplexität einer Gesellschaft oder Gemeinschaft: Familie als lokale Einheit, Lokalgruppen verschiedener Struktur, regionales Gemeinwesen. Mit Berücksichtigung

dieses dritten Punktes können zusätzliche Risiken identifiziert werden wie Ressourcenerschöpfung oder kriegerische Auseinandersetzungen (1990:198-99).
Fundamentale aversive Praktiken sind quasi Erwartungswerte oder Vorhersagen aufgrund der ökologischen und sozioökonomischen Verhältnisse. Mit der empirisch fundierten Detailanalyse konnten die Autoren aber nachweisen, daß in zwei Dörfern derselben Gesellschaft und Ökozone, aber mit verschiedener Organisation (Dorf 1: Betonung unabhängiger Haushalte; Dorf 2: Betonung von Kooperation) bei sonst relativ gleichbleibenden Variablen teilweise abweichende Risikopraktiken vorhanden sind. So wird in Dorf 1 grundsätzlich überproduziert, um im theoretischen Notfall versorgt zu sein. In der Tat verrottet die Hälfte der Feldfrüchte ungeerntet. Dorf 2 hingegen setzt auf gegenseitige Unterstützung. Es wird geringfügig überproduziert, um anderen helfen zu können, und es wird vermehrt Fischfang betrieben, weil die Fischvorkommen hier größer sind. Allerdings ist die Überproduktion erschwert, weil es aufgrund abweichender Vegetationsbedingungen schwieriger ist, gleich große Gartenflächen anzulegen wie in Dorf 1 (1990:215-18). Es wurde versucht, alle Risiken aufzuzeigen, die von den Bewohnern der zwei Dörfer als maßgeblich erachtet werden. Sie unterschieden sich nur geringfügig und ließen Annahmen über allseits praktizierte Reaktionsmuster zu. Daß die Reaktionen verschieden ausfallen, ist nicht nur auf die geringfügigen Unterschiede von Bodenbeschaffenheit und Ressourcenvorkommen zurückzuführen, sondern auf die dörfliche Organisation, Betonung der Haushaltsautonomie auf der einen Seite und enge Zusammenarbeit zwischen den Haushalten auf der anderen Seite.

DAS PROBLEM DER INTERPRETATION VON VERHALTENSWEISEN: ADAPTION, KOSTEN-NUTZEN-KALKÜL ODER RISIKOMINIMIERUNG?

Die Bevorzugung einer Strategie kann zwei Gründe haben. Sie ist entweder eine adaptive Reaktion auf die Bedingungen, die durch die natürliche Umwelt vorgegeben sind, oder sie ist kostengünstiger als eine andere Strategie. Der erste Grund steht mit der ökologischen Anthropologie in Zusammenhang, die u.a. mit dem Konzept limitierender Faktoren operiert, wie von GOULD (1981, 1982) vorgeführt, die zweite Antwort kommt von der Mikroökonomie, die das Konzept von Aufwand und Ertrag verwendet, was anhand einer Studie von CASHDAN (1985) dargestellt wird. Um zu verdeutlichen, wie Risikominimierung in beiden Richtungen verstanden wird, werden zwei Beiträge diskutiert, in denen jeweils begründet wird, warum Bevorratung oder Nahrungsverteilung der Vorzug gegeben wird.
WIESSNER (1982a), J. G. SMITH (1978) und PIDDOCKE (1965) identifizieren bestimmte Einrichtungen und Verhaltensweisen dahingehend, daß ihnen ein latent

risikominderndes Potential innewohnt. WIESSNER interpretiert den Geschenkaustausch der !Kung als Instrument der Versorgungssicherung, J. G. SMITH erkennt in der Verteilung von Jagdgruppen und Lokalgruppen im Raum die geeignete Strategie zur Kontrolle der Bewegungsrichtungen von Herdentieren, für PIDDOCKE weist das Anhäufen von Gütern und Vorräten zum Abhalten von Potlatch-Veranstaltungen über den Zweck der Prestigesteigerung hinaus.

Für die Zuwendung zur einen oder anderen Strategie, verstanden als Nahrungsverteilung und Vorratswirtschaft, macht GOULD (1982) ökologische Bedingungen verantwortlich, CASHDAN (1985) operiert mit einem Kosten-Nutzen-Ansatz, nach dem der effizienteren Strategie der Vorzug gegeben wird. Bei WIESSNER (1982a) wird Teilen von Nahrung und Ressourcenstandorten als Folge von Geschenkaustausch mit dem Ziel der Speicherung sozialer Verpflichtungen interpretiert.
CASHDAN (1985) und GOULD (1982) akzentuieren die Primärstrategien Vorratshaltung und Ressourcenteilung (verstanden als das Teilen erwirtschafteter Erträge, wie auch als das Teilen von spr. Zugang zu Ressourcen) als Gegensätze, dargestellt jeweils mittels Vergleich zweier unterschiedlich agierender Ethnien. Beide fragen nach der Ursache für Nahrungsteilung. Sind für CASHDAN sozioökonomische Gegebenheiten vorhanden, die als Ursache für Nahrungsverteilung als effizientere Risikominimierungsstrategie interpretiert werden (1985:471), so ist für GOULD die Art und das Ausmaß von limitierenden ökologischen und klimatischen Faktoren für den Grad des Risikos verantwortlich. Je größer das Risiko in einem bestimmten Ökosystem, desto ausgeprägter wird Teilen praktiziert (1982:70, 76). Nahrungsverteilung (oder Nahrungsmittelanhäufung) ist eine adaptive Antwort auf das Ökosystem; in seinen Worten ist „the basic determination of whether or not a given society of hunter-gatherers base their social behavior upon sharing or aggrandizement ... circumstantial and not cultural“ (1982:88).
Vorratshaltung wird mit Eigenvorsorge gleichgesetzt, Teilen bezieht sich stets auf einen Personenkreis, der zumindest mehrere Haushaltseinheiten/Individuen umfaßt.
CASHDANs Vergleichseinheiten siedeln in ein und derselben Ökozone, unterscheiden sich aber im sozioökonomischen Hintergrund. Durch die Herdenviehhaltung der Bantu wurden die Lebensgrundlagen der wildbeuterischen Basarwa dezimiert. Diese Beschränkung wird mit der Übernahme von Viehhirtendiensten bei den Bantu und durch bescheidenes Engagement im Mais- und Hirseanbau ausgeglichen. GOULD hingegen vergleicht zwei Einheiten, die in extrem gegensätzlichen Habitaten agieren. Die Verschiedenheit drückt sich insbesondere in der saisonalen Verfügbarkeit von Ressourcen aus. In den westaustralischen Wüstengebieten ist das Ressourcenvorkommen nicht jahreszeiten-, sondern niederschlagsabhängig. Regenfälle sind nicht vorhersehbar, aber sie regeln Pflanzenwachstum und Migration des Wildes; die mitunter weiträumigen Bewegungen der lokalen Gruppen orientieren sich somit an der Verfügbarkeit von Wasser. Der adäquate

Versicherungsmechanismus ist unter diesen Bedingungen Nahrungsteilung und Zugang zu anderen Ressourcenlokationen, basierend auf einem elaborierten Netzwerk von Verwandtschaftsbeziehungen, mit Heiratsregeln, die darauf abzielen, die Partnerwahl im lokalen Areal möglichst einzuschränken. Auch die Einrichtung der Vermeidung direkten Kontaktes verschwägerter Personen, aber ebenso die Einrichtung, diesem Personenkreis bei jeder sich bietenden Gelegenheit Geschenke darzubringen werden als Elemente sozialer Kapitalbildung interpretiert, um in alle Richtungen und möglichst weitreichend verläßliche Verwandtschaftsbeziehungen aufrechtzuerhalten und das Ausleben persönlicher Ressentiments zu verhindern (1982:71-73). Geschenkaustausch soll unterstützend dazu beitragen, der Forderung nach Nahrungsteilung und ungeteiltem Ressourcenzugang in Notzeiten nachzukommen, ein Zusammenhang, der auch bei WIESSNER (1982a) präzise erläutert wird.

Die nordwestkalifornischen Tolowa und Yurok ihrerseits begegnen dem saisonabhängigen Ressourcenvorkommen mit intensiver Bevorratung, die jede Haushaltseinheit für den Eigenbedarf durchführt. Mit Ausnahme der kooperativ erbeuteten Seesäuger und des mit Absperrungen durchgeführten Lachsfanges, denen jeweils eine Aufteilung der Beute folgt, können aus technologischer Sicht alle anderen wichtigen Nahrungsträger individuell bzw. vom einzelnen Haushalt allein gewonnen werden und werden auch haushaltsbezogen weiterverarbeitet und gespeichert (GOULD 1981:449). Ihre begünstigte Sonderstellung verdanken sie aber dem Umstand, daß mehrere reichhaltige Ressourcenarten vorkommen. Seesäuger, Kormorane, Muscheln, Lachs und Eicheln sind ziemlich verläßlich vertreten, fällt doch eine Ressource aus, stehen Substitute zur Verfügung (GOULD 1982:74, 82). Reichen die haushaltseigenen Vorräte nicht, haben dies die betroffenen Personen selbst zu verantworten. Es besteht gelegentlich die Möglichkeit, „Schätze“, die als Brautpreis gedacht sind, gegen Nahrungsmittel einzutauschen (1982:75) bzw. Nahrung mit Prestigegütern zu kaufen (1981:450). [13]

Für CASHDAN sind ad hoc ökonomische Gründe für die Bevorzugung einer Risikominimierungsstrategie verantwortlich. Diese wiederum basieren auf tradierten Verhaltensweisen, die veränderte Subsistenz- und Produktionsbedingungen überdauerten. Sie sieht in der Nahrungsteilung der Nata River-Basarwa die kostengünstigere Strategie vor dem Hintergrund subsistenzbedingter Notwendigkeiten. Die Viehhirtendienste erzwingen jährlich oder mehrjährig einen Ortswechsel der Haushalte. Mit dem Residenzwechsel ist der Aufwand verbunden, ein neues Feld anzulegen; dieses ist in der Regel zu klein, um ein akzeptables Surplus zu erwirtschaften. Daher wird der ökonomischen Absicherung durch Teilen der Ernteerträge der Vorzug gegeben (1985:471).

Generalisierte Reziprozität als sozioökonomisches Risikoinstrument par excellence für Nahrungsverteilung und Ressourcenzugang bei egalitären Jägern und Sammlern mit variablem Nahrungsangebot braucht eine Grundlage, um ihre Wirksamkeit sicherzustellen.

Einerlei, ob nun diese Grundlage selbst als risikominimierende Einrichtung interpretiert wird oder die auf dieser Grundlage stattfindende generalisierte Reziprozität risikominimierend ist, WIESSNER hat die Grundlage, nämlich das *hxaro*-Geschenkaustauschsystem als Risikoinstitution identifiziert und seine Funktionsweise untersucht. Ähnlich wie bei CASHDANs Versicherungsansatz (s. Seite 25) bilden die !Kung einen Risiko-Pool, nur wird er von WIESSNER auf der übergeordneten Ebene des *hxaro* operationalisiert, ist aber in seiner Auswirkung mit dem Versicherungssystem der Basarwa und GOULDs Darstellung des westaustralischen Geschenkaustauschs vergleichbar. Erfolgreiches Poolen von Risiko heißt, es über eine möglichst große Anzahl unabhängiger Einheiten zu streuen.

Was ist zur Funktionsweise des *hxaro* zu sagen? Die Kalahari hat keine einheitliche Vegetation und Fauna, im Gegenteil, beträchtliche kleinräumige und temporäre Angebotsvariationen sind die Regel. Das Land ist in *n!ores*, das sind Areale mit vererbten Nutzungsrechten aufgeteilt. Eine Anzahl von Personen, etwa eine lokale Gruppe, kann sich mit dem Nahrungsangebot eines Areals ausreichend versorgen (WIESSNER 1982a:62). Geschenkaustauschpartner werden neben Beweggründen wie etwa individuelle Fähigkeiten nach Tunlichkeit aus Arealen gewählt, die sich in ihrer Ressourcensituation vom eigenen Areal unterscheiden, werden aber auch aus dem eigenen Areal gewählt. Durch wiederholten Geschenkaustausch wird die Verpflichtung bzw. das Recht gespeichert, einem Geschenkpartner im Ernstfall den Zugang zur eigenen *n!ore* zu gewähren bzw. die *n!ores* der Geschenkpartner zu nutzen. Darüber hinaus werden Geschenkpartner, ob als Besuch von fern oder als Bewohner der eigenen *n!ore*, bei der alltäglichen Nahrungsverteilung bedacht (1982a:64-69). Mit dem Geschenkaustausch werden keine dyadischen Verhältnisse kreiert, sondern es wird ein verzweigtes regionales und lokales Beziehungsnetzwerk hergestellt und erhalten. Die Geschenke zirkulieren.

GOULD identifiziert für die Institutionen des egalitären Teilens eine ähnliche netzwerkartige Grundstruktur wie WIESSNER, und er bringt diese Institutionen mit stressigen Ressourcenkonditionen in Zusammenhang, die nur für marginale, d.h. in unwirtlichen Zonen lebende Jäger und Sammler gelten. Diese Grundstruktur von netzwerkartig verzweigten weitreichenden Beziehungen, die ebenso in Westaustralien zu finden ist und z.B. mit Geschenken an verschwägerte Personen aufrechterhalten wird, ist desto ausgeprägter, je größer die Risiken sind, die durch limitierende Faktoren hervorgerufen werden. GOULD fügt den Beziehungen weit verstreut lebender Individuen ein weiteres Kennzeichen hinzu, nämlich die Abwesenheit von Mechanismen, die die Mobilität von Personen und die Weitergabe von Gütern und Informationen begrenzen (1982:88).

GOULDs Vergleich von Extremen, von diametral entgegengesetzt agierenden Gesellschaften, die als zwei Endpunkte eines „Risiko-Kontinuums“ betrachtet werden (1982:70), soll die positive Korrelation der Attitüde Teilen mit unsicheren

Ertragsbedingungen herausstreichen. WIESSNER beschreitet mit ihrer Interpretation einen Mittelweg, indem sie, gestützt auf die Analyse der Bedeutung des Geschenkaustauschs der !Kung als Stimulus für generalisierte Reziprozität, vor der Überbewertung ökologischer Variablen warnt. GOULD rechnet auch die !Kung zu den marginalen Jägern und Sammlern, aber er weist ihnen auf seiner Risiko-Skala einen günstigeren Platz zu als den Westaustraliern. WIESSNERs Leistung liegt darin, neben der offenkundigen Subsistenzleistung andere, aufwendige Aktivitäten auch als Beiträge zur ökonomischen Sicherheit zu identifizieren. [14]

Umgekehrt haben das Geschenkaustauschsystem selbst und die damit verbundenen Rechte und Pflichten Auswirkungen auf die Wirtschaftsleistung. Zwei Momente werden in diesem Zusammenhang ins Treffen geführt. Zum einen erscheint es WIESSNER zu kurz gegriffen, lediglich den bekannt geringen Zeitaufwand von zwölf bis 15 Stunden pro Woche (LEE 1968, 1972) für die Nahrungsbeschaffung zu betrachten und die restliche Zeit als eine des süßen Nichtstuns, in ökonomischer Hinsicht, abzutun. *Hxaro* ist eine zeitaufwendige Beschäftigung, nicht nur in Bezug auf die Herstellung von Geschenken, sondern vor allem im Hinblick auf die Gewinnung von Informationen über die Bedürfnisse von Tauschpartnern. Das Bestreben ist es, über *hxaro*-Schulden und -Schuldner stets am aktuellen Stand zu sein, also die vielfältigen Beziehungen sorgfältig zu pflegen. Zum anderen könne mit geringer Subsistenzleistung der Gefahr persönlicher Ausbeutung vorgebeugt werden. Je mehr Nahrungsmittel ein Haushalt herbeischafft, desto größer ist die Begehrlichkeit derer, denen ein Anteil am Ertrag zusteht. Daher wird oftmals nur jene Menge nach Hause gebracht, die ausreicht, den Haushalt und einen engen Kreis von Verwandten mit einem Anteil zu versehen (WIESSNER 1982a:78-79). Es steckt durchaus Kalkül dahinter, eine angemessene Balance von Geben und Empfangen zu halten und auf lange Sicht als Gebender nicht übervorteilt zu werden.

Sowohl WIESSNER als auch CASHDAN vertreten einen Versicherungsansatz und sind sich in der Zurückweisung eines undifferenzierten Umweltdeterminismus einig. CASHDANs Ansatz wird hier im Hinblick auf die zentralen Fragen Nahrungsverteilung als Kollektivfürsorge und Bevorratung als Eigenvorsorge genauer herausgearbeitet.

CASHDAN bezieht sich auf Risiko als die Möglichkeit eines unvorhergesehenen Ausfalls. Sie geht von einer ökonomischen Versicherungstheorie aus. Je größer die Anzahl unabhängiger Einheiten, die kombiniert werden (Gesetz der großen Zahl), desto mehr nähert sich der durchschnittliche Ausfall dem erwarteten Ausfall an (1985:456). Der individuelle Ausfall wird dadurch kollektiv vorhersehbar. Der Nettoeffekt für den einzelnen ist, einen unbestimmten, möglicherweise großen Ausfall durch einen bestimmten, kleinen zu ersetzen. Der Preis für diesen Schutz ist die Verpflichtung, jemand in Not geratenen zu unterstützen. Die unabhängigen Einheiten beziehen sich auf lokale Einflußfaktoren hinsichtlich Ertragsmengen. Auch die Form einer Art Selbstversicherung

ist nach dieser Versicherungstheorie möglich. Sie würde bedeuten, daß ein Individuum oder eine Wirtschaftseinheit die Nahrungsquellen so streut, daß sie voneinander unabhängig sind und der Ausfall einer Ertragsquelle verkraftbar ist. Als Beispiel sind Viehbesitzer angeführt, die ihre Herden auf verschiedene Lokalitäten verteilen.

Die Nata River-Buschleute (Basarwa) sind neben Jagd und Sammeln auch in Bodenbau und Viehhaltung engagiert. Sie besitzen nur kleine Viehbestände, betreuen aber Herden ihrer Bantu-Nachbarn, wofür sie in Abständen ein Stück Vieh erhalten. CASHDAN geht der Frage nach, warum sie im Gegensatz zu den Bantu eher auf Verteilung von Nahrungsmitteln in Form generalisierter Reziprozität setzen als auf Vorratswirtschaft, die als Selbstversicherung definiert wird. Die Norm generalisierter Reziprozität, die als Nahrungsmitteltransfer von Personen und/oder Wirtschaftseinheiten mit Überangebot an Personen mit Defizit verstanden wird, ist ein Schutz gegen Nahrungsschwankungen bzw. Ausfälle, aber gibt andererseits wenig Anreiz zu Akkumulation und dazu, mehr als den Durchschnitt zu produzieren. Ressourcenschwankungen auszugleichen legt nahe, über den aktuellen Bedarf hinaus zu produzieren, d.h. zu speichern, dieses Verhalten tritt aber in Konflikt mit der Verpflichtung des Teilens, wenn diese eine soziale Norm ist.

Hier klingt auch die Frage von Altruismus oder Egoismus an. Sie müßte lauten, wie sind regelkonformes Verhalten und Risikominimierung am besten vereinbar? D.h., auch generalisierte Reziprozität beinhaltet eine „ökonomische“ Komponente, dergestalt, daß Kosten und Nutzen sehr wohl gegeneinander abgewogen werden. Das Resultat kann einerseits eine niedere Produktivität sein, um als Gebender nicht überstrapaziert zu werden (vgl. WIESSNER 1982a:78-79), andererseits kann ein ideeller Nutzen in Form von Prestigegewinn einen produktivitätssteigernden Effekt haben (vgl. PIDDOCKE 1965; HAMES 1990; KAPLAN et al. 1990).

Das Beispiel der Nata River-Buschleute veranschaulicht aber vor allem, wie die wirtschaftlichen Grundlagen über die Formen der Risikominimierungsstrategien entscheiden.

Die relative Seßhaftigkeit der Basarwa und ihr Übergang zu marginalem Feldbau und Viehhaltung sind Folgen ihrer Interaktion mit den seßhaften Bantu, für die sie als Viehhirten (*mafisa*-System) tätig sind. Sie lassen sich an der Lokalität nieder, an der eine Herde zu betreuen ist, bestellen daneben ein eigenes Feld und besitzen mitunter selbst einige Stück Vieh. Aus dem *mafisa*-Vieh beziehen sie als Gegenleistung Fruchtgenuß in Form von Milch, sowie Fleisch, wenn ein Tier verendet, und die Rinder stehen als Zugtiere für den Feldbau zur Verfügung. Abnehmende Jagd- und Fischfangmöglichkeiten waren die Gründe für den teilweisen Übergang zu Farmwirtschaft. Nach ein, zwei Jahren wird der Ort gewechselt, es ist nicht üblich, die Herde eines Viehbesitzers länger zu betreuen. Das Engagement im Feldbau ist gering, entsprechend die Erträge, die keine Vorratsbildung zulassen.

> „... Basarwa are more ‚at risk' with respect to cultivated crops than are the (Bantu), the reason appears to lie in their frequent changes of residence which make it difficult for them to prepare large fields. Their greater mobility, which stems at least in part from their dependence on *mafisa* cattle, makes it impossible for them to depend completely on storage and underlies their greater reliance on food sharing." (CASHDAN 1985:468)

Es scheint, als wären die gegebenen wirtschaftlichen Bedingungen ausschlaggebend für die Betonung des Teilens. Durch regionale Beziehungen werden Ernteausfälle an einer Lokalität (durch Viehfraß, Pflanzenkrankheit) mit Gaben von einem anderen Ort kompensiert. Trockenheit als regionale Gefahrenquelle gefährdet aber alle Feldfrüchte. Die Abhängigkeit vom *mafisa*-System ist der Grund der Mobilität, was den Spielraum für Feldbau reduziert. Der springende Punkt aber ist das Abfangen von lokalen Ernteausfällen, das die Gebenden eines Jahres zu Empfängern des nächsten Jahres werden lassen kann, bei Aufrechterhaltung eines regionalen Verteilungssystems.
Es wurde untersucht, warum Verteilung vor Vorratshaltung – letztere wird als individuelle Versorgungsmaßnahme begriffen - rangiert. Die generalisierte Reziprozität bezog sich auf Bodenbauprodukte. Ihr Anteil an der Subsistenz ist gering. Zur Sicherstellung der Subsistenz treten auch andere Maßnahmen in Erscheinung, vor allem Jagd und Sammeln, wie auch der Handel mit Salz, Körben und Flechtmaterial. Neben der ökonomisch-ökologischen Begründung für die Präferenz von Reziprozität vor Vorratshaltung darf meines Erachtens nicht vernachlässigt werden, daß das Prinzip des Teilens als „sozialer Kitt" und als Wertvorstellung verankert ist und vor dem Engagement im *mafisa*-System und im Bodenbau die einzige Versicherungsmaßnahme war.

Unabhängig von der konkreten Situation der Nata River-Basarwa tun sich zwei zentrale Bereiche auf, Vorratswirtschaft und Nahrungsmittelverteilung. Sie stellen gewissermaßen die Endpunkte in einer Kette von Maßnahmen dar, die langfristig das Überleben einer Gemeinschaft sicherstellen sollen. Die Idee „Sozialversicherung" als Einrichtung über Zeit und Raum, die auf der Grundlage eines Netzes von dauerhaften Verpflichtungen funktioniert, wird auch im oben besprochenen Zusammenhang deutlich, nämlich, wenn ein ideeller Vorrat angelegt wird, ein Vorrat sozialer Verpflichtungen bzw. verpflichteter Personen, auf deren Beistand bei Bedarf zurückgegriffen werden kann. Dieses Konzept von Risikominimierung, Risikoausgleich durch wechselseitige Verhältnisse von Rechten und Pflichten zu schaffen, wurde dank WIESSNERs Studie bei den !Kung populär. Vorratsspeicher in physischer Form bleiben in der Natur gebunden, aber - verkürzt gesagt - über den Umweg strukturierter sozialer Interaktionen werden sie denen zugänglich, die sie brauchen.

Die Nahrungsverteilung mit ihrem Facettenreichtum und als der Aufhänger der Risikofrage wird weiterhin im Mittelpunkt stehen, wenn es noch einmal um das

Ausgleichen von Ertragsschwankungen geht. Der Rahmen wird mit einer speziellen Variante von Redistribution erweitert, indem der Institution des Potlatch neben anderen Bedeutungen auch eine Subsistenzsicherungsfunktion zugewiesen wird. Es wird hier auch die Frage nach einem allfälligen Zusatznutzen angeschnitten (vgl. HAMES 1990; KAPLAN et al. 1990): Ist der Zusatznutzen ein ökonomischer Faktor, nämlich Risikominimierung, oder liegt der Zusatznutzen auf der sozialen und psychologischen Ebene? Der Konnex von Potlatch und Risikoausgleich wird von PIDDOCKE (1965) anhand der Kwakiutl der Vorkontaktperiode exemplifiziert.

HARRIS (1989:149) meint zum Thema Potlatch, daß „Redistributionen mit Wettkampfcharakter adaptive ökologische Funktionen erfüllen“ können, indem sie durch regionalen Nahrungsmittelausgleich „in mageren Jahren für ein Mehr an Sicherheit sorgen“.

PIDDOCKE hat für die Kwakiutl der Vorkontaktzeit einen relativen Gleichgewichtszustand angenommen, mit einem weniger destruktiven, elaborierten Wettbewerbscharakter des Potlatch wie in der fortgeschrittenen Kontaktphase, insbesondere im späten 19. Jahrhundert. In seiner ursprünglichen Form hatte der Potlatch, so die These PIDDOCKEs (1965:244-63), eine zusätzliche Funktion, nämlich die der Subsistenzsicherung. Bewirkte er seiner Intention nach eine Umverteilung von Gütern und Nahrung zwischen Lokalgruppen und Dörfern, was eine Prestigesteigerung für die gebende Partei bedeutete, so erlaubte dieses System auch, Nahrungsmittel zum Zweck des Risikoausgleichs umzuverteilen, nicht als vorbeugende Maßnahme, sondern wenn eine Lokalgruppe akut von Hunger bedroht war. Auf diese Zusatzfunktion kann aus der Funktionsweise des Potlatch geschlossen werden, was er mit seiner Beweisführung zu zeigen versucht.

Um eine Potlatch-Veranstaltung durchführen zu können, war es mitunter nötig, Nahrungsmittel für die Bewirtung der Gäste von anderen *numayms* (= Lokalgruppen) zuzukaufen, d.h. Decken gegen Nahrung einzutauschen. Die Menge der für ein Fest benötigten Nahrungsmittel entsprach dem Gegenwert von 100 Decken (1965:259). Eine *numaym* ist eine stratifizierte Einheit mit einem Oberhaupt an der Spitze, einigen Noblen, den Gemeinen und den Sklaven. Im Winterdorf besitzen die einzelnen *numayms* ein oder mehrere Häuser; das Winterdorf entspricht dem Stamm. *Numaym* war in der Vorkontaktzeit sowohl die Potlatch-Einheit, die Ressourcenbeschaffungseinheit, als auch die Einheit sozialer Kontrolle (1965:249).

Als Potlatch-Veranstalter konnten nur die wenigen reichen Personen der aristokratischen Klasse auftreten, der Häuptling und der eine oder andere Noble. Der Häuptling bezog seinen Besitz aus Tributen seiner Untergebenen, die diese Abgaben für die Führungsaufgaben des Häuptlings leisteten. Der Häuptling fungiert als Repräsentant des Potlatch-Festes mit seiner Lokalgruppe im Hintergrund. Er ist der Potlatch-Geber, d.h. er vollzieht den Potlatch, aber die Mitglieder der Lokalgruppe steuern ihren Möglichkeiten

entsprechend Beiträge bei, um die Geladenen angemessen bewirten und beschenken zu können. Gäste sind die Repräsentanten und Mitglieder anderer oder einer anderen Lokalgruppe. Eine gelungene Veranstaltung, als Reaktion auf ein Fest einer anderen *numaym*, muß mindestens gleichwertig sein oder ein Mehr an Geschenken und Bewirtung bereithalten, um prestigeträchtig zu sein und den Rangplatz einer Lokalgruppe innerhalb des Stammes nach oben zu verschieben. Der Prestigegewinn kommt also nicht nur dem Häuptling als Potlatch-Geber, sondern der *numaym* als solcher zugute (1965:249-58).
PIDDOCKE geht davon aus, daß in der Vorkontaktzeit keineswegs alle Lokalgruppen ständig mit natürlichem Reichtum gesegnet waren, daß Schwankungen in der Verfügbarkeit von Lachs, Hering und Früchten zu temporären Versorgungsengpässen einzelner Lokalgruppen führten. Auf der Grundlage des Potlatch sei es aber möglich gewesen, einen Ausgleich zwischen den Gruppen des Stammes herzustellen. Denn wenn es möglich war, für ein Fest zusätzliche Nahrung zu erwerben, war es auch möglich, zur Abwendung einer Hungerkatastrophe Nahrungsmittel von begünstigten *numayms* zu erhalten - im Tausch gegen Wohlstandsgüter, insbesondere Decken.[15] Die nahrungsgebende Partei kam bei diesem Geschäft in den Genuß weiterer prestigeträchtiger Güter, was ihr erlaubte, wieder ein Potlatch-Fest zu organisieren. Wenn die an Nahrungsmitteln arme Gruppe geladen war, wurden ihr Decken als Geschenke zuteil. Davon ausgehend, daß die Gruppen wechselnd von Lebensmittelknappheit betroffen waren, hatte die eingangs von Hunger bedrohte Gruppe nun die Chance, mit den erhaltenen Geschenken ihrerseits ein Potlatch-Fest zu geben, um auf diese Weise den Prestige-Status wiederherzustellen (1965:259-60).
Mit dieser vereinfachten Darstellung sollte die Zusatzfunktion Risikominimierung veranschaulicht werden. Der immaterielle Nutzen des Prestigegewinns, aber auch der materielle Nutzen der gebenden Partei, in den Besitz zusätzlicher Decken zu kommen, sind in das Potlatch-System integriert. Sie ergeben sich zwar aus der Risikominimierungsfunktion, scheinen aber nicht gesondert auf. Auch die Frage, ob individuelle oder gemeinschaftliche Vorteile, im Sinne der Prestigesteigerung, überwiegen, muß entlang der Potlatch-Mechanismen und des stratifizierten Gesellschaftsaufbaus gesehen werden.

Im folgenden Beitrag wird im Unterschied zu den vorangehenden ein Aspekt der Nahrungsgewinnung aufgegriffen. Es geht um die Frage der Informationsbeschaffung zur Lokalisierung von Nahrungsressourcen. J. G. SMITH (1978) analysiert Bausteine zur Informationsvermittlung. Wissenserwerb über Ressourcenlokationen kann als Element der Ausbeutungsmuster verstanden werden. Wozu Informationen nützen, liegt auf der Hand; für den Untersuchungsgegenstand von Interesse ist insbesondere die Organisation der Informationsvermittler. J. G. SMITH versteht die Gruppenorganisation im Raum als Anpassung an die Ressourcenbedingungen.

Risiken kann man desto besser abschätzen, je mehr Wissen über sie vorhanden ist. E. A. SMITH unterscheidet analytisch Risiko und Unsicherheit, wobei er Unsicherheit auf den Mangel an perfekter Information bezieht. Das Informationsdefizit tangiert die Beschlüsse des Entscheidungsträgers (1988:230-31). Die Kontrolle über den Lebensraum ist minimal, Reifezyklen und Bewegungen von tierischen Ressourcen können nicht aktiv beeinflußt werden. Eine Möglichkeit, sich potentielle Ressourcen zu sichern, ist die Aufrechterhaltung eines Kommunikationsnetzwerks zum Zweck des Informationsaustauschs über die wechselnden Migrationsrouten von Herden. Von eminenter Bedeutung ist diese „local band"-übergreifende Kommunikation für Gesellschaften, die in besonderem Maß von konzentrierten, mobilen Ressourcen, wie sie wandernde Karibuherden darstellen, abhängig sind. J. G. SMITH (1978:68-88) hat anhand der Chipewyan auf diese Problematik Bezug genommen. Er interpretiert die Organisation der regionalen „band" und insbesondere die räumliche Verteilung der Jagdgruppen dahingehend, daß sie ein Kommunikationsnetzwerk zum Informationsaustausch über Bewegungsrichtung, Verteilung und Konzentration der Karibus ermöglichen. Eine Grundvoraussetzung für effektiven Informationsfluß sind dauerhafte überregionale Beziehungen.

Auf der Grundlage überregionaler Kontakte, die auf konsanguinaler oder affinaler Verwandtschaft basieren, kann die Ressourcennutzung optimiert werden durch das Mittel des Informationsaustauschs.

Das Karibu ist die Subsistenzgrundlage der Caribou Eater Chipewyan, einer Gesellschaft „with the basis for an ‚original affluent society' " (J. G. SMITH 1978:68). Die Nutzungsstrategie basiert auf der räumlichen Verteilung von regionalen und lokalen „bands" und Jagdgruppen und wird als Adaption an die Nichtvorhersehbarkeit der Bewegungen der Karibuherden verstanden. Von entscheidender Bedeutung ist die Positionierung der Jagdgruppen. Wenn sich die Herden verspäten oder der Bestand gering ist, kann im Frühjahr und Sommer, in geringem Ausmaß im Winter, mit Fischfang temporär substituiert werden. Die Versorgung wird generell als relativ sicher eingestuft, als Indiz gilt, daß die Chipewyan keine Mythen und Legenden über Verhungern haben.

Vier Karibupopulationen bewegen sich auf dem Gebiet der Barren Lands, eine davon, die Kaminuriak-Population, ist die Subsistenzgrundlage der Chipewyan. Ihre Größe wird für die Zeit der 60er und 70er Jahre auf 30.000 bis 70.000 Tiere geschätzt. Eine verbreitete Tradition sagt, daß das Karibu niemals stirbt, auch wenn es getötet wird; der Geist eines gefangenen oder mißhandelten Karibus warnt die anderen, dieses Areal zu verlassen. Die Kaminuriak-Population umfaßt drei Herden, die in Subsegmente gespalten sind, deren Größen variieren, ebenso der genaue Verlauf der Nord-Süd-Migration im Herbst von der Tundra in den Wald und der Migration in die Gegenrichtung im Frühling. Die Bewohner des Areals einer Herde, das sind mehrere regionale „bands", werden mit der Herde

identifiziert. J. G. SMITH argumentiert, daß das Placement der Chipewyan entscheidend ist für die Nutzung des Karibus.
Die Siedlungszentren der „bands“ sind am Übergang vom Wald in die Tundra lokalisiert, gewissermaßen dort „aufgereiht“, wo nicht nur die größten temporären Herdenkonzentrationen lokalisiert sind, sondern wo die Herden auch zweimal jährlich passieren.
Die regionalen und lokalen „bands“ und die Jagdgruppen sind durch komplexe Verwandtschaftsbande und Heirat miteinander verknüpft, wodurch ein Kommunikationsnetzwerk aufrechterhalten werden kann, das dem Austausch von Informationen über den Aufenthalt von Herden dient. Einzelne Jagdgruppen folgen als Informationsbeschaffer den Herden, um Kenntnisse über Aufenthalt und Wanderrichtung zu gewinnen. Die Informationen werden in den strategisch günstig positionierten Hauptcamps am Waldrand zusammengetragen.
Die verwandtschaftliche Zugehörigkeit eines Individuums manifestiert sich auf mehreren Ebenen (1978:75-79). Es gehört

- zum Kernfamilienhaushalt,
- zur Jagdgruppe, die aus nahe verwandten Familien, z.B. Brüdern besteht und als Residenz- und Kooperationseinheit fungiert;
- zur Blutsverwandtschaft mit direkten kognatischen Verbindungen;
- und schließlich gehört es zur Verwandtschaft, das sind bilaterale Kindreds; auch die Affinalverwandten sind mitberücksichtigt. Anläßlich einer Heirat werden auch die angeheirateten Verwandten einbezogen. Diese Beziehungen bleiben auch nach Verlust des Partners aufrecht, selbst wenn eine neue Ehe eingegangen wird.

So ist jede Person mit einer Vielzahl von Personen aus anderen regionalen und lokalen „bands“ verwandt. Der Heiratspartner wird vom Vater ausgesucht, Lokalexogamie ist die Regel.
Die Jagdgruppe ist die maßgebliche Einheit, deren mehrere eine Lokalgruppe ergeben, die mit einer Siedlung an der Schwelle Wald/Tundra identifiziert wird. Verwandtschaftsbande werden so weit wie möglich ausgedehnt, was J. G. SMITH als wichtigste Maßnahme angesichts der Unsicherheit der Ressource Karibu erachtet. Die weitreichenden Verwandtschaftsbeziehungen ermöglichen Ressourcennutzung bei Bedarf auch außerhalb des Areals der „eigenen“ regionalen „band“ und veranlassen Besuche und Kontakte zum Austausch von Informationen über Karibubewegungen. Familien und Familiengruppen sind flexibel und wechseln häufig von einer regionalen oder lokalen „band“ zu einer anderen.

ZUSAMMENFASSUNG

1. Risikoquellen

Risiko steht synonym für Schwankungen im Ertrag der tagtäglich gefundenen Nahrung (KELLY 1995:168). Ressourcenfluktuationen betreffen verschiedene Zeiträume. Saisonale Schwankungen treten innerhalb eines Jahres auf, interannuale Schwankungen innerhalb mehrerer Jahre und Langzeitschwankungen betreffen eine oder mehrere Generationen (s. COLSON 1979; ROWLEY-CONWY und ZVELEBIL 1989).

Risikopotentiale ergeben sich aus der Ressourcencharakteristik (mobiles Großwild, kurze Reifezeiten von Samenpflanzen), und die Gewinnungstechnik selbst kann gefährlich sein (BAKSH und JOHNSON 1990:197). Mobile Ressourcen können, müssen aber nicht hinsichtlich Ort und Zeitpunkt des Vorkommens unvorhersehbar sein. Pflanzliche und tierische Ressourcen können aufgrund klimatischer Faktoren im Ausmaß ihres Vorkommens schwanken. Im Verein mit einer spezifischen Gewinnungstechnik kommt das Faktum wechselnden Ertragsumfanges hinzu. Der Faktor Ressourcendezimierung spielt mittelfristig eine Rolle, die Schwere des Problems hängt vom Alternativangebot ab (BAKSH und JOHNSON 1990:209)

> „... human economic behavior is fundamentally driven by basic needs that clamor for fulfillment. Risk, in this formulation, is the possibility that these needs will be inadequately met.“ (1990:226)

Additiv sind die Auswirkungen der zufallsabhängigen, schwankenden Ergebnisse als Folge von Entscheidungen (E. A. SMITH und BOYD 1990:168) als Risiko zu bezeichnen.

Beide Risikobereiche erzeugen Unsicherheit, die dem gegebenen mangelhaften Informationsstand entspringt. Die analytische Trennung von Risiko und Unsicherheit findet in Modellen der evolutionären Ökologie ihren Niederschlag, in der Wahrnehmung durch den realen Akteur ist sie unerheblich (CASHDAN 1990:2-4).

Risikopotentiale jenseits der Subsistenzsicherung können, müssen aber nicht mit der Subsistenzgewinnung zusammenhängen, ein Konnex, der bei interpersonalen und Gruppenkonflikten denkbar ist. Krankheiten, Unfälle, von außen herangetragene Einwirkungen (Krieg, Epidemie), sowie außerordentliche Witterungserscheinungen sind hier zu nennen.

2. Risikokonzepte

HALSTEAD und O’SHEA, COLSON, sowie BAKSH und JOHNSON verfolgen breit gefaßte Risikoansätze und Konzepte und gehen von verschiedenen Risikoszenarien aus, die Reaktionen von unterschiedlicher Tragweite erfordern. COLSONs These der wiederkehrenden Hungerjahre folgt ein Plädoyer für das Aufrechterhalten

gesellschaftsspezifischer, erprobter Strategien im Gegensatz zu helfenden, im Endeffekt kulturzerstörenden Eingriffen von außen.
In wechselnden Ausformungen kommen nach HALSTEAD und O'SHEA in jeder Gesellschaft vier grundlegende Strategien als Reaktion auf Subsistenzrisiken zur Anwendung: Diversifikation, Mobilität, Vorratswirtschaft und Austausch. Die Ressourcenvariabilität kann von lokalen, temporären Engpässen bis zur ökologischen Katastrophe reichen. Ihr Konzept ermöglicht es, sowohl vergleichbare Gesellschaften gegenüberzustellen, wenn von einer bestimmten historischen Risikosituation aus die daraus resultierenden Strategien untersucht und die daraus folgenden kulturellen Veränderungen gegenübergestellt werden (1989:125), jedoch können auch, kulturspezifisch, kulturelle Prozesse als Folge von Reaktionen auf langfristige ökologische Veränderungen interpretiert werden, d.h. der Impetus für sozialen Wandel kann aus Risikostrategien kommen. Dies sei eine neue Sichtweise. Der weit gefaßte konzeptuelle Rahmen erlaubt mithin die Analyse aller Gesellschaften und Gemeinschaften. Ausgangspunkt ist jeweils eine spezifische Situation von Nahrungsmangel oder variablen Ressourcenangebotsszenarien.
BAKSH und JOHNSON sprechen von einer „holistischen" Risikotheorie. Zum einen wird ein kulturspezifisch vollständiges Risikoquellenspektrum erhoben und evaluiert. Die Evaluierung basiert auf einem emisch erstellten Ranking. Zum anderen ist der Ansatz geeignet, Gesellschaften mit anderen kulturell-ökologischen Bedingungen zu untersuchen. Das Instrument dafür ist die Kombination der Dimensionen natürliche Umwelt/Produktionsweise und Niveau sozialer Komplexität (1990:227). Nicht nur, daß sie ihren Ansatz anhand empirisch erhobener Daten exemplifizieren, seine Besonderheit liegt in der Evaluierung.

3. Risikostrategien

Risikominimierung bedeutet in erster Linie Prävention, insbesondere in Form kontinuierlich praktizierter Verhaltensweisen. Bereits im Vorfeld von Engpässen müssen Verhaltensnormen und Einrichtungen vorhanden sein, die im Anlaßfall wirksam werden. Ausgegangen werden muß von periodischen, zyklischen oder antizyklischen Angebotsschwankungen. HALSTEAD und O'SHEA führen die Unterscheidung von regelmäßigen, vorhersehbaren, etwa saisonal bedingten Engpässen zu unvorhersehbaren ein. Gegen die intraannualen zyklischen Schwankungen ist eine Gesellschaft gewappnet. Die entsprechenden Vorkehrungen sind „minimal necessary conditions for survival and, as such, integral to normal existence". Bei nicht vorhersehbaren Engpässen müssen soziale Institutionen, die in guten Jahren anderen Zwecken dienen, als Pufferinstrumente tragfähig sein, aber „the risk-buffering function of the institution may not be readily apparent either to an outside investigator or to a native" (1989:3).

Ohne dieser Trennung zu folgen, sehen auch BAKSH und JOHNSON das Problem der eindeutigen Festlegung von Praktiken zur Risikominimierung (1990:196-97). Ohne für die folgenden Ausführungen stets die Trennung von „normalen“ und außergewöhnlichen Versorgungsproblemen aufrechtzuerhalten, soll die Verschiebung der Perspektive vorgeführt werden, die mit der Einengung der „Zielgruppen“ einhergeht.
Vier allgemeingültige Reaktionsmuster, gewissermaßen als Generalstrategien, offerieren HALSTEAD und O’SHEA 1989:3-4): Mobilität, Diversifikation, Bevorratung und Austausch. Gemäß obiger Trennung liegt es nahe, daß sie sowohl auf niedrigem Niveau (low level), d.h. auf lokaler Ebene bei regulären Angebotsdefiziten als auch auf höherem Niveau (high level) bei ernsthaften, großflächigen Einbrüchen zum Tragen kommen. COLSON schlägt fünf Möglichkeiten der Prävention vor, die für (seßhafte und halbseßhafte) Jäger und Sammler, Viehzüchter und Bodenbauern in schlechten Jahren, definiert als außergewöhnliche Perioden des Mangels, Schutz bieten sollen (1979:21-24).

1. Konservierte Nahrungsmittel, die aufgrund beschränkter Haltbarkeit am wenigsten geeignet sind, ein- oder mehrjährige Durststrecken zu überstehen.
2. Die Variante, Surplusnahrung gegen speicherbare Wertgüter zu tauschen, die im Bedarfsfall wieder gegen Nahrungsmittel getauscht werden können, ist zeitlich nicht limitiert.
3. Die Bewahrung von Wissen über die Aufbereitung von pflanzlichen und tierischen Rohstoffen, die in unbehandeltem Zustand ungenießbar sind und normalerweise nicht dem Konsum zugeführt werden, ist eine Möglichkeit für Bodenbauern, Ernteausfälle zu kompensieren.
4. Besondere Effizienz wird der Streuung von Aktivitäten zugeschrieben, d.h. keine landwirtschaftliche Spezialisierung, sondern das Schaffen mehrerer ökonomischer Standbeine, [16] z.B. zusätzliches Betreiben von Kunsthandwerk.
5. Schließlich wird die Bedeutung der Herstellung und Pflege von sozialen Außenbeziehungen als wichtiges Versicherungsinstrument herausgestrichen.

Ausgehend vom Ansatz der vorbeugenden Abwendung von Risikoquellen erheben BAKSH und JOHNSON das kulturspezifische ökologische Setting, die Produktionsweise und das sog. soziale Organisationsniveau, um zu erkennen, ob fundamentale risikoabwendende Einrichtungen vorhanden sind (1990:196). Beim spezifischen Risikotypus der in Kleingruppen lebenden Pflanzer/Jäger der Feuchttropen etwa ist die Bevölkerungsdichte gering, die Siedlungen sind klein und verstreut, die Bracheperioden sind lang, und es wird eine Vielzahl von Anbaufrüchten verwendet.
Hier wird ein völlig anderer Zugang sichtbar, gewissermaßen von den „Wurzeln“ her, vergleichbar mit COLSON.
Mit der Hinwendung zu Jäger- und Sammlergesellschaften, deren Risiko sich auf Schwankungen und Ausfälle der natürlich vorkommenden Nahrungsressourcen bezieht, reduzieren sich die Reaktionsmöglichkeiten spr. Risikominimierungsstrategien auf den

Ausgleich dieser Schwankungen. WIESSNER (1982b:172-73) bringt vier Primärstrategien mit aneignender Produktionsweise in Zusammenhang.

1. Prävention: Rituale gegen Unglück, Ressourcenkontrolle durch Abbrennen, Installation von Landrechten zur Verhinderung unbefugter Nutzung und Territorialverteidigung.
2. Risiko- oder Verlusttransfer von einer Gruppe zur anderen: Das Surplus einer Gruppe wird einer bedürftigen Gruppe zur Verfügung gestellt. Die negative Form ist ein Verlusttransfer durch gewaltsame Aneignung von Land und Ressourcen einer wohlhabenden Gruppe.
3. Vorratswirtschaft, Eigenvorsorge: Ausfälle werden durch vorangehende Akkumulation abgedeckt.
4. Risikoteilung durch Bildung eines Pools: Eine Sozialversicherungsvariante, die Risikotransfer und Bevorratung kombiniert, indem ein Speicher sozialer Verpflichtungen angelegt wird. Je weiter die Teilnehmer verstreut sind, desto besser ist im Falle eines lokalen Ausfalls die Risikostreuung. Es ist eine Form der generalisierten Reziprozität, die Verpflichtung zu geben und das Recht zu nehmen bleiben über Jahre und Generationen aufrecht.

Nahrungsverteilung und Bevorratung werden tendenziell eher als gegensätzliche denn als einander ergänzende Strategien dargestellt, z.B. von GOULD, der sie als Anpassungsstrategien versteht. Er spricht in diesem Zusammenhang von zwei Modellen, denen völlig unterschiedliche Voraussetzungen zugrunde liegen. Im „risikominimierenden System“ der Westaustralier kann das technologische, ökonomische und soziale Verhalten als Reagieren auf und Interagieren mit ökologischen Variablen gesehen werden. Insbesondere ist es ein weitreichendes Verwandtschaftsnetzwerk (sekundäre Kreuzkusinenheirat, acht Subsektionen), das diese Art der Anpassung an eine Umwelt mit aufgrund stark variierenden Wasservorkommens wenig planbaren Nahrungssuchstrategien unterstützt (1981:436). Polygynie verstärkt dieses System. Sicherheit wird durch die Verpflichtung erzeugt, mit einer großräumig verstreuten Kategorie von Verwandten Nahrung und Ressourcenzugang zu teilen (1981:435).
Dem steht die „Ressourcenoptimierungsstrategie“ (1981:450) bzw. „Maximierungsstrategie“ (1982:74) der Tolowa Nordwestkaliforniens gegenüber. Es gibt keine limitierenden Faktoren (wie die Verfügbarkeit von Wasser in Westaustralien), daher nur ein Minimum an Risiken. Das Modell stützt sich auf rekonstruierte und hochgerechnete Daten zu verfügbaren Rohstoffen (1981:439-48). Diese sollen so reichlich und verläßlich vorgekommen sein und in ihrer Abfolge so günstig, daß keine organisierte gesellschaftliche Arbeitsteilung nötig war (1981:451-52). Jeder Haushalt als Produktionseinheit war im wesentlichen in der Lage, mit Ausnahme kooperativen Lachsfanges (neben individuellem Lachsfang) und kooperativen Seesäugerfanges, seine Vorräte unabhängig anzulegen. Nahrungsproduzenten waren in erster Linie die Frauen. Dem Modell des

Anhäufungsverhaltens (aggrandizive behavior) entspricht die polygyne Familie mit vielen Produzentinnen am besten. Das wahre Kapital und die beste Versicherung waren eine große Zahl von Frauen und Töchtern. GOULD schreibt zu den gegensätzlichen Anpassungsstrategien (1981:453):

> „Aggrandizive behavior increases within a society in direct proportion to the opportunities for optimal harvesting with minimal risk by individual family or household groups. The extent of sharing above the level of the individual family is important in a society in direct proportion to the risk involved in obtaining basic resources within a given ecosystem."

SUTTLES (1968:56-68) hingegen vertritt den Standpunkt, daß die Ressourcensituation bei den Tolowa, stellvertretend für die Nordwestküste im allgemeinen, nicht nur rosig war, daß mit lokalen Engpässen gerechnet werden mußte, eine Argumentation, die an jene von PIDDOCKE für die Kwakiutl erinnert. Nahrungsvorräte wurden als Mittel betrachtet, zu Wohlstand zu kommen. Sie wurden verkauft, was eine Zunahme an Wohlstandsgütern (non-food) bedeutete. Mit den Wohlstandsgütern war die Möglichkeit geschaffen, einerseits sein Prestige bei zeremoniellen Anlässen zu steigern und andererseits Frauen zu erwerben oder sich das Anrecht auf Frauen zu sichern. Frauen waren kraft ihrer Arbeitsleistung Quelle des Reichtums. In Notzeiten ermöglichte die Prestigesuche Nahrungsumverteilung, weil Vorräte verkauft wurden. Nahrungsmittel wurden in Wohlstandsgüter umgewandelt, Wohlstandsgüter in Prestige.
SUTTLES' These lautet, die große Bevölkerungsdichte der Nordwestküste könne nicht allein aus dem Ressourcenreichtum erklärt werden, es seien vielmehr kulturelle Techniken, die diese ermöglicht hätten (1968:58).

> „Equally necessary conditions were the presence of good though limiting food-getting techniques, food-storing techniques, a social system providing the organization for subsistence activities and permitting exchanges, and a value system that provided the motivation for getting food, storing food, and participating fully in the social system."

Eine Technik ist das Wertesystem in Form der Prestigesuche. [17] Sie, die institutionalisierte Prestigesuche, sei der Hauptantrieb für die Gewinnung und Speicherung von Ressourcen. Das Bewußtsein eines möglichen Nahrungsknappheit ist wahrscheinlich nicht Motiv genug; die Nordwestküstenbewohner hatten „ ‚better' reasons" (1968:64). Prestige war das ultimative Ziel. [18] Die Prestigesuche regte zur Bereitstellung großer Nahrungsvorräte an (ebd.). Wenn die Potlatch-Zeremonien mit Nahrungsumverteilung verbunden waren, kann der Prestigesuche indirekt eine Risikominimierungsfunktion zugewiesen werden. In der Tat liegt sie darin, Prestigegüter (non-food) gegen Nahrungsmittel zu tauschen. Die Prestigesuche könnte durch die Möglichkeit angekurbelt worden sein, durch Nahrungsmittelverkäufe an zusätzliche Prestigegüter zu kommen, bzw. „because indirectly prestige-seeking enabled hungry people to obtain food" (1968:60). Auch PIDDOCKE

argumentiert mit lokal ungleichen Ressourcenvorkommen, mutmaßt jedoch, daß der traditionelle Potlatch eine Anpassung daran gewesen sein könnte. Er geht nicht soweit, zu behaupten, das Potlatch-System sei durch lokale Ressourcenmängel angeregt worden, aber er präsentiert Evidenzen für die These, daß die mit dem Potlatch verbundene Nahrungsredistributionsfunktion (Zukauf von Nahrung für eine Potlatch-Zeremonie) optional auch zur Subsistenzerhaltung eingesetzt wurde (Zukauf von Nahrung zum Überleben) (1965:258-59).

Gould kann nun so aufgefaßt werden, daß sich die Risikostrategie einer Gesellschaft aus der Charakteristik der Ressourcenbedingungen ergibt, den Ressoucenbedingungen angepaßt ist. Konträr zu Piddocke und Suttles herrscht an der Nordwestküste Ressourcensicherheit. Piddocke und Suttles argumentieren auf einer anderen Ebene; für sie ist im Wertesystem die Möglichkeit zur Risikominimierung quasi integriert.

EXKURS: IST „AFFLUENCE“ EINE RELEVANTE GRÖSSE?

SAHLINS hat mit der 1968 erstmals verwendeten Bezeichnung „original affluent societies“ für Jäger- und Sammlergesellschaften einen Stein ins Rollen gebracht und rückte sie von ihrer Randstellung als materiell Unterprivilegierte weg, weil sie zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes nur einige Stunden pro Tag brauchen und sich daher eines Übermaßes an Freizeit erfreuen. Sie haben geringe materielle Bedürfnisse. Die empirische Basis für seine Erkenntnis war dünn. Er stützte sich auf die Beobachtungen, die von McCarthy und McArthur bei 22 Personen in Arnhem Land gemacht wurden und von Lee bei 30 !Kung-San (BIRD-DAVID 1992:25-26). Die Reichsten in Bezug auf das Ausmaß von „Freizeit“ sind die Ärmsten in Bezug auf materielle Güter. Eine Kenngröße ist die Charakterisierung einer Gesellschaft durch ein „delayed-return-“ oder „immediate-return“-System, die WOODBURN (1980) eingeführt hat. Es hat sich herausgestellt, daß Sahlins‘ Modell gut auf das erste System anwendbar ist, jedoch kaum auf das zweite. Ein immediate-return-System haben Ökonomien, in denen der Arbeit unmittelbarer Ertrag folgt, der bald verwendet wird, und in denen Besitzrechte gering ausgeprägt sind. Delayed-return-Systeme sind gekennzeichnet durch eine stärkere Betonung von Besitzrechten, die sich gewöhnlich, aber nicht zwingend auf die verzögerten Arbeitserträge, z.B. Vorratsspeicher, beziehen (BARNARD und WOODBURN 1988:11).

> „The combination of low production targets, little difficulty for individuals in meeting their nutritional needs and strong pressures for immediate use of food and of artefacts means that, in comparison with other types of societies, not many material things are held and even fewer are accumulated over time.“ (1988:12)

Im Sahlins'schen Sinn ist Wohlstand durch ein Übermaß an „Freizeit" und geringe materielle Bedürfnisse definiert. BARNARD und WOODBURN schreiben:

> „In all known hunter-gatherer societies with immediate-return systems, and in many, but not all, hunter-gatherer societies with delayed-return systems, people are almost always able to meet their nutritional needs very adequately without long hours. In setting their production targets low, people are not normally running significant risks of endangering their health and welfare, not even, because of the emphasis on sharing, the health and welfare of the weak and potentially vulnerable." (1988:12)

Die Überflußgesellschaft von Sahlins bezieht sich nur auf immediate-return-Systeme mit wenig Arbeitszeit im Verhältnis zu viel Freizeit. BURCH (1992) setzt affluent societies mit immediate-return-Systemen gleich, wenn sie durch folgende von Bird-David vorgeschlagenen Merkmale gekennzeichnet sind. 1. kein Interesse an materiellem Besitz und an der Erlangung desselben, 2. kein entwickelter Eigentumsbegriff, 3. Mangel an Interesse zur Weiterentwicklung des technischen Equipments, 4. Mangel an Voraussicht, 5. keine Bereitstellung von Surplus, 6. Vertrauen in die natürliche Umwelt, 7. verlangt und genommen wird nur, was sichtbar ist, nicht, was gebraucht wird, 8. Teilen auf Anfrage wird praktiziert, 9. wenig magische Praktiken, um den Erfolg zu steigern, 10. das Vorzugsrecht des Zuganges hat, wer zuerst kommt, 11. Selbstbild von einem Leben in einer gebenden, teilenden Natur.
Mit diesen Kriterien hätte sich erwiesen, daß sich Sahlins´ Überflußgesellschaft nur auf immediate-return und nicht auf delayed-return-Systeme bezieht (1992:37).
Dann konzipiert BURCH einen Variante zur Meßbarkeit von Wohlstand. Man könne prüfen, wieviel Zeit für die Herstellung von Geräten und Vorrichtungen, für die Durchführung von Ritualen vor, während und nach der Jagd, für saisonale Bewegungen, für das Absuchen eines Gebietes, für den Informationsaustausch, für die Jagd, für die Verarbeitung und für die Bevorratung verwendet wird und wieviel Zeit in rekreative Aktivitäten gesteckt wird. Wahrscheinlich wird in immediate-return-Systemen fast keine Zeit für die Herstellung von Geräten und Vorrichtungen, fast keine Zeit für Rituale und fast keine Zeit für Verarbeitung und Bevorratung gebraucht, dafür fällt mehr Freizeit an, was im delayed-return-System genau umgekehrt ist. Außerdem müsse ermittelt werden, wie groß der Anteil der Bevölkerung ist, die mit den einzelnen Aktivitäten befaßt ist (ebd.).
Abweichend von Sahlins wird nicht nur der Zeitbedarf für die reine Nahrungsbeschaffung herangezogen, sondern der ökonomische Prozeß wird richtigerweise weiter gefaßt.

KOYAMA und THOMAS (1981:3-4) fragen, welches Maß denn nun bestimmt, daß eine Gesellschaft wohlhabender ist als eine andere. Als anerkannter Maßstab, zurückgehend auf Kroeber, wird die Populationsdichte ins Treffen geführt. Für die wohlhabenden Nordwestküstengesellschaften findet SCHALK (1981:53-76) ein verfeinertes Maß im räumlichen und zeitlichen Grad der Trennung zwischen Nahrungsbeschaffung und

Konsumation. Die ausgedehnte Bevorratung führt zu einer weiten Trennung. Die außerordentliche Abhängigkeit von Speichernahrung ist es, die letztlich zur Komplexität dieser Gesellschaften geführt habe und nicht die Bevölkerungsdichte oder der Nahrungsreichtum der Region an sich. Die Notwendigkeit zur Konservierung ergibt sich aus der Saisonalität der Nahrungsvorkommen, ein Punkt, der etwa auch auf die weniger begüterten Shoshonen zutrifft. Aber Schalks Folgerung der Generierung komplexer Strukturen aus der Dependenz von Vorratsspeichern ist nicht anwendbar.

Sind die !Kung deshalb wohlhabend, weil sie nur vier Tagesstunden für den Nahrungserwerb brauchen, weniger als die Netsilik oder Shoshonen und vermutlich auch weniger als die Nordwestküstenbewohner? LEE (1968) operiert mit der kurzen Subsistenzarbeitszeit als Wohlstandsindikator, und HARRIS schreibt den Wohlstand den Umständen zu, Intensivierung der Produktion zu vermeiden und die Bevölkerung gering zu halten (1989:103).
Das Konzept der „ursprünglichen Überflußgesellschaft“ von SAHLINS und der Wohlstand der Nordwestküstenbewohner durch Umweltvorteile müssen auseinandergehalten werden. SAHLINS’ Wohlstand der nicht-seßhaften Jäger und Sammler meint nicht Nahrung und Wasser, sondern die Leichtigkeit der Beschaffung von Gütern und Arbeitsinstrumenten (1972:10-11), und dieses Faktum, „such affluence without abundance“ stehe für die meisten Jäger wohl außer Zweifel, meint er. Sahlins hat vor allem die ökologisch orientierten Ethnologen der 80er Jahre herausgefordert, die in ihre Feldstudien den Wohlstandsparameter „kurze Arbeitszeit“ widerlegt haben, z.B. HAYDEN (1981). Außerdem muß Arbeitszeit breiter gefaßt werden und Tätigkeiten wie Produktion von Werkzeugen, Nahrungszubereitung, Kinderpflege und informellen Informationsaustausch integrieren (BIRD-DAVID 1992:26). Auch WIESSNER (1982a), die das Geschenkaustauschsystem (*hxaro*) der !Kung beschreibt, argumentiert in diese Richtung. Es scheint ihr zu kurz gegriffen, lediglich den bekannt geringen Zeitaufwand von zwölf bis 15 Stunden pro Woche (LEE 1968, 1972) für die Nahrungsbeschaffung zu betrachten und die restliche Zeit als eine des süßen Nichtstuns abzutun, jedenfalls nicht für ökonomische Belange bereitzustellen. *Hxaro* ist eine zeitaufwendige Beschäftigung, nicht nur in Bezug auf die Herstellung von Geschenken, sondern vor allem im Hinblick auf die Gewinnung von Informationen über die Bedürfnisse von Tauschpartnern. Das Bestreben ist es, über *hxaro*-Schulden und -Schuldner stets auf dem laufenden zu sein und die vielfältigen Beziehungen sorgfältig zu pflegen.
Als Reaktion auf Sahlins stellt GOULD (1982) eine Alternativhypothese auf, indem er natürlichen Reichtum und ökonomisches Verhalten zueinander in Beziehung setzt.[19] „Affluence“ wird nicht nach den Kriterien von Sahlins, Bird-David und Burch definiert, sondern hängt von der Ressourcenverläßlichkeit ab. Mit dem biologischen Konzept der limitierenden Faktoren für Subsistenzproduktion und Bevölkerungsdichte kommt er zum

Schluß, daß stabile, saisonale Bedingungen, wie sie in Nordwestkalifornien gegeben sind, haushaltsbezogenes Anhäufungsverhalten spr. exzessive Vorratswirtschaft nach sich zogen und im unberechenbaren Habitat des australischen Western Desert egalitäres Teilen von Nahrung, Gütern und Ressourcenzugang hervorbrachte.

Bei natürlichem Reichtum und Populationsdichte als meßbare Wohlstandsindikatoren geht es rein um deren Verhältnis zueinander, ohne die Menschen als handelnde Subjekte einzubeziehen. Nach Gould ist Wohlstand bis zu einem gewissen Grad ein Gradmesser für Risiko. Die Quantifizierbarkeit von Wohlstand, wie sie Burch mit der Messung der Dauer ökonomischer Aktivitäten vorschlägt, verweist klar auf die Handlungssubjekte und stellt damit eine Weiterentwicklung dar. Die „Objektivierbarkeit“ von Wohlstand durch diese Indikatoren sagt noch nichts über die Beziehungen der Individuen und Gruppen zueinander aus.

Unerheblich ist, wieviel Nahrung elf Monate lang zur Verfügung steht, wenn es im zwölften Monat nichts zu essen gibt (HELM 1968a:84). Diese bedeutsame Satz kann dahingehend gedeutet werden, daß keine Gemeinschaft oder Gesellschaft, wie gut ihr Lebensraum auch ausgestattet sei, vor Unwägbarkeiten gefeit ist.
Ob eine Gesellschaft einen marginalen Lebensraum bewohnt oder leichten Zugang zu Gütern hat, ist nicht entscheidend. Eine Beurteilung erschließt sich nur aus dem Wissen und Verständnis von Systemen, die unter spezifischen ökologischen Bedingungen gegeben sind (WASHBURN 1968:84). Anders gesagt: In die Beschaffung von Nahrung ist die soziale Aneignung von Arbeit, Technologie und Wissen involviert. Und, als zweite Komponente spiegelt die Verteilung und Konsumation der Güter den Kontext von Verwandtschaft und Gemeinschaft wider, innerhalb dessen sie produziert wurden, schreibt WENZEL (1992:43) über die Baffin Island Inuit.

> „The result is a ‚communal‘ security founded on intense social connectivity which flows from animal to hunter to kin group to community.“ (ebd.)

Wohlstand ist eine relative Größe.[20] Wie vielversprechend die Meßbarkeit mit verbesserten Parametern (s. Burch) auch sein mag, selbst unter Einbeziehung von Parametern, die auf die Wechselhaftigkeit der natürlichen Umwelt referieren, kann sie nichts über Einrichtungen aussagen, die diese Wechselhaftigkeit, die sich in Ertragsschwankungen manifestiert, lokal oder regional nivellieren.
Für die Existenz von Institutionen, die diese Schwankungen auszugleichen vermögen und für die Ausführung von Strategien, die auf eine Umverteilung von Nahrung, Gütern, Rechten, Wissen und Personen hinzielen, ist es relativ egal, ob eine Gesellschaft als reich oder arm eingestuft wird, ob sie viel oder wenig Zeit in die Bereitstellung von Bedarfsgütern investiert.

MATERIALTEIL

AUSWAHL DER VERGLEICHSEINHEITEN

Verglichen werden egalitäre Gesellschaften mit aneignender Wirtschaftsform aus drei Klimazonen: der polaren Zone in der kanadischen Arktis, der kühlgemäßigten Zone Südamerikas und der warmgemäßigten Subtropenzone Nordamerikas (darin die Steppen- und Wüstenregion). Die Untersuchungseinheiten gleichen sich strukturell, weisen jedoch starke Differenzen in der sozialen und ökonomischen Organisation auf; diese Unterschiede stellen ein maßgebliches Auswahlkriterium dar. Nur die Selk'nam Südamerikas sind in territorialen Lineages organisiert und sind exogam, die Netsilik-Eskimo präferieren Kusinenheirat und die Westlichen Shoshonen des Intermontanen Beckens sind tendenziell ebenfalls exogam. Die maßgebliche ökonomisch kooperierende Einheit der Netsilik ist die erweiterte Familie, im Winter abgelöst von der großen Lokalgruppe, die Nuklearfamilie dominiert bei den Shoshonen. Die Nuklearfamilie und die „enge Familie" (*aska* – CHAPMAN 1982) treten bei den Selk'nam gleichermaßen in Erscheinung. Die Netsilik nutzen ihre wenigen, temporär konzentrierten Ressourcenarten sequentiell und legen Vorräte an. Die Shoshonen als Samensammler überbrücken mit intensiver Bevorratung die mehrmonatige, unproduktive Winterperiode. Bei den Selk'nam ist Nahrungsproduktion ganzjährig möglich.

Die Untersuchungseinheiten oder Gesellschaften sind keine einheitlich bestimmbaren Gruppierungen, nicht zuletzt, weil die Abgrenzung zu benachbarten Gesellschaften verschieden ist. Die Netsilik gehören mit den Iglulik und Copper Eskimo zu den zentralen Eskimogesellschaften, die aus der Thule-Kultur Grönlands hervorgingen. Sie zeigen geringe linguistische Unterschiede, aber deutliche Differenzen in der materiellen Kultur und einigen Aspekten der Sozialorganisation, z.B. der Kusinenterminologie, daneben auch signifikante Gemeinsamkeiten quer durch die Gesellschaften hindurch. Seit der Fünften Thule-Expedition 1921 bis 1924 ist es konventionell, sie als getrennte „Stämme" zu behandeln, nicht zuletzt durch die geographische Separierung mit weiten, unbewohnten Landstrichen zwischen den Territorien. Genealogien untermauern die vorgenommene Teilung dahingehend, daß intratribale Kontakte und Heiratsbeziehungen wesentlich häufiger waren als intertribale (DAMAS 1984:391-94).

Die Selk'nam bewohnen mit den Haus die größte Insel des feuerländischen Archipels. Die Haus sind möglicherweise vor den Selk'nam auf die Isla Grande eingewandert, die materielle Kultur ist relativ homogen, die sprachlichen Unterschiede sind gering, Kontakte und Ehen zwischen Selk'nam und Haus häufig. Da ihr „ethnischer Status" unklar ist (BORRERO 1994:250-51), wurden sie ethnographisch als spezialisierte Subgruppe der wesentlich besser dokumentierten Selk'nam-Majorität behandelt. Die Nachbargesellschaften Yamana im Süden und Alakaluf im Westen haben als „Wassernomaden" (GUSINDE 1931:119) weder ökonomische noch linguistische oder physische Gemeinsamkeiten mit den „Fußindianern" der Isla Grande (1931:118, 122).
STEWARD (1938) und THOMAS et al. (1986) folgend, werden die „kulturähnlichen Gruppen" (STEWARD), die unter dem Begriff Westliche Shoshonen subsumiert werden, als eine Untersuchungseinheit betrachtet. Mit den Nördlichen und Östlichen Shoshonen bilden sie eine linguistische Gruppe; das Shoshonische gehört neben Comanche und Panamint zu den zentralnumischen Sprachen. Die Westlichen Shoshonen unterscheiden sich von den Genannten aber dahingehend, daß sie das Pferd nicht übernahmen. Die Subgruppen, von STEWARD wahlweise mit „bands" oder „districts" konnotiert, pflegen regen Verkehr untereinander und sind durch Heiratsbeziehungen verbunden. Trotz relativer Homogenität der Westlichen Shoshonen des Großen Beckens in ökologischer, ökonomischer und organisatorischer Hinsicht wird lokale Verschiedenartigkeit sozialer Muster nicht negiert (s. FOWLER 1986; THOMAS et al. 1986).

ERHEBUNG DES MATERIALS UND QUELLENKRITIK

Die Kriterien, nach denen das Material zusammengestellt wurde, ergeben sich aus den Ausführungen im einleitenden Teil. Zum Erkennen und Bewerten der Risikoquellen bedarf es der Darstellung der ökologischen Verhältnisse und der Ressourcenbedingungen. Verwandtschaftssystem und soziale Beziehungen, Heiratsregeln und Residenz sollen die grundlegenden Organisationsprinzipien aufzeigen. Risikomaßnahmen und ihre Ausführung erschließen sich nur über die ganzheitliche Betrachtung einer Kultur. Daher wurde das Augenmerk insbesondere auf wirtschaftliche Abläufe gerichtet, vor allem im Bereich von Produktion einschließlich Kooperation und Arbeitsteilung, sowie Distribution. Des weiteren schien mir wichtig, auf die rechtliche Verhältnisse, insbesondere in Bezug auf den Zugang zu den Ressourcen, einzugehen. Rituelle Handlungen und Tabuvorschriften als vordergründig irrationale Verhaltensweisen werden berücksichtigt, weil sie bewußt gesetzt werden, damit die Nahrungsquellen nicht versiegen.
Betrachtet wird eine einjährige Periode als natürlicher Zyklus, egal, ob Saisonalität stark oder wenig ausgeprägt ist. Dem liegt zugrunde, daß Bevorratung für unproduktive Perioden

und saisonal wechselnde Formen von Nahrungsdistribution, aber auch Migrationsverhalten nur mit diesem Betrachtungszeitraum erkannt werden können.

Die verwendeten Quellen gliedern sich in drei unscharf abgegrenzte Kategorien, Primärquellen, sekundäre Primärquellen und Sekundärquellen. Primärquellen sind die ersten Ethnographien und Monographien über eine Gesellschaft in der Kontaktperiode, die fast ausschließlich selbst erhobenes Material des Autors beinhalten, ungeachtet der beruflichen Ausbildung und sonstiger Intentionen für den Aufenthalt bei der untersuchten Gesellschaft: Bridges ist Farmer, Gusinde ist Geistlicher und Ethnologe, Rasmussen ist Geograph. Als sekundäre Primärquellen bezeichne ich Ethnographien und sonstige Abhandlungen von Ethnologen der späten Kontaktphase und rezent, die neben eigenem Material, das vorzugsweise aus Informantenbefragungen gewonnen wurde, aber auch aus archäologischen Forschungen stammt, Primärquellen mitverarbeiten. Zu nennen sind insbesondere Balikci und Damas (Netsilik), Borrero und Chapman (Selk'nam), Steward und Thomas (Shoshonen). Schließlich werden auch Sekundärquellen herangezogen, die spezielle Fragestellungen und Konzepte anhand ethnographischen Materials erläutern.
Lagen für einen Themenbereich einander widersprechende Aussagen verschiedener Autoren vor, wurden diese verglichen und nebeneinander gestellt, oder es wurde der glaubwürdigeren Quelle der Vorzug gegeben.

Der dänisch-grönländische Forschungsreisende Rasmussen leitete die „Fünfte Thule-Expedition", die zwischen 1921 und 1924 vorwiegend per Hundeschlitten die gesamte nordamerikanische Arktis durchquerte, um geographische und ethnographische Studien zu betreiben. Sieben Monate, von April bis November 1923, hielt sich Rasmussen im Territorium [21] der Netsilik und der benachbarten Utkuhikjalingmiut auf. Balikci betrieb ab 1959 mehrmals Feldforschung, vor allem bei der Regionalgruppe Arviligjuarmiut, um die traditionelle Netsilik-Kultur anhand der Quellen und mit Befragungen zu rekonstruieren; er ist der Netsilik-Kenner schlechthin. Die Forschungen von Damas schließen alle drei zentralen Eskimo-Gesellschaften, also auch Copper und Iglulik, ein.
Die umfassendsten Informationen über die Selk'nam sind dem Ethnographen Pater Gusinde zu verdanken, die er während vier Feuerland-Aufenthalten zwischen 1919 und 1924 gesammelt und zu Monographien über Selk'nam, Yamana und Alakaluf verarbeitet hat. Bridges wurde als Sohn eines englischen Missionars, der sich der Schafzucht zuwandte, 1874 in Tierra del Fuego geboren, wuchs inmitten der indigenen Bevölkerung der Isla Grande auf und bewirtschaftete die Ländereien seiner Familie an der Ost- und Südküste der Insel. Auch wenn seine Ziele nicht ethnographisch ausgerichtet waren, ist er der unmittelbarste und erfahrenste Zeitzeuge und mit seinen Familienmitgliedern zugleich wichtigster Informant für eine Reihe von Forschungsreisenden. [22] Chapman arbeitete zwischen 1966 und 1976 anläßlich von fünf Feldaufenthalten mit einer Dauer von drei

Monaten bis zwei Jahren mit betagten Selk'nam- und Haus-Informanten und bediente sich zudem der Ethnoarchäologie.

Bei den Shoshonen wurde systematisches Material erst mit Beginn des 20. Jahrhunderts erhoben, als sie nur mehr partiell ihrer traditionellen Lebensweise folgen konnten und mehrheitlich in Reservationen verfrachtet worden waren. Die Ethnographen waren der Möglichkeit teilnehmender Beobachtung weitgehend entkleidet und arbeiteten rekonstruktiv mittels Informantenbefragungen, was den Wert dieser Daten, insbesondere im nicht-materiellen Bereich, mitunter relativiert, wenn nicht geklärt ist, ob es sich um „kulturelle Normen" oder „Verhaltenshäufigkeiten" handelt, bemerkt SHAPIRO etwa in Bezug auf postmaritale Residenzformen und gibt zu bedenken, daß „ethnographic accounts of the Basin ... usually extrapolations from work with a small number of informants" sind (1986:624). [23] Ein weiteres Spezifikum des Intermontanen Beckens ist die herausragende Stellung Stewards, der in dieser Region beinahe zum Maß aller Dinge geworden ist. Steward absolvierte 1935 einen sechsmonatigen, 1936 einen viermonatigen Feldforschungsaufenthalt und zusätzlich mehrere Kurzaufenthalte im Großen Becken. Seine Gedächtnisethnographie basiert auf Informantenbefragungen in verschiedenen Lokalitäten. Die Monotonie gleichlautender Aussagen veranlaßt ihn, ihre Richtigkeit nicht anzuzweifeln (STEWARD 1938:3). Da die Befragten weit davon entfernt waren, selbst Akteure jener Zeit zu sein, von der sie dem Forscher berichten, spricht THOMAS von einer „memory culture" (1973:156). Thomas selbst hat, hauptsächlich im Gebiet des Reese River, archäologisch gearbeitet.

NETSILIK

Geographische Lage

Den Netsilik steht ein 23.000 Quadratkilometer großes Gebiet in der kanadischen Arktis von der Victoria Strait im Osten bis zur Committee Bay im Westen und Bellot Strait im Norden zur Verfügung. [24] Das Territorium liegt zwischen dem 100. Längengrad West und 88. Längengrad Ost; in der Nord-/Südausdehnung reicht es vom 73. bis zum 68. Breitengrad (BALIKCI 1970:XVII; RASMUSSEN 1946:154).

Ökologische Grundlagen

Landschaft und Klima

Das gesamte Territorium ist baumlose arktische Tundra, reich durchzogen von Flüssen und Seen. Die dürftige Vegetation der Ebenen und Hügel beschränkt sich auf Flechten, Moose und Gräser. King William Land im Westen ist eine flache Insel, Adelaide Peninsula im Südwesten, Simpson Peninsula im Südosten und die dazwischen liegende, riesige Boothia Peninsula sind mit felsigen, präkambrischen Hügeln bedeckt. Den Küsten, mit Fjorden und Buchten stark gegliedert, sind unzählige Inseln vorgelagert (BALIKCI 1984:415).

Herbst, Winter, Frühling ist die Periode zugefrorener Gewässer mit tragenden Eisdecken; sie beginnt im September und dauert bis Juni/Juli. Das Eis, mit dem die Buchten, Fjorde und Meeresstraßen vollständig bedeckt sind, verbindet das Insel- und Halbinselreich der Netsilik zu einem großen „Festland“. Mit Schneefall ist ab September zu rechnen, der Schnee liegt etwa bis Juni. Im Winter schwankt die Lufttemperatur im Extremfall zwischen –30° und –50° Celsius (RASMUSSEN 1931:132). Das statistische Jännermittel beträgt -28,8° Celsius. Im kurzen, niederschlagsarmen, nebeligen Sommer kann mit einer Tageserwärmung bis zu 10° Celsius gerechnet werden. Trotzdem ist es feucht, denn der Boden taut 30 bis 40 Zentimeter tief auf und ist morastig; Moose saugen sich mit Schmelzwasser voll, das durch den Permafrostboden nicht absickern kann (BALIKCI 1970:XVIII; DAMAS 1984:391; GUTING 1987:9).

Ressourcen

Primärressourcen sind Karibus, Robbes, Lachsforellen und Süßwasserforellen, regional Moschusochsen, weitere Spezies spielen eine untergeordnete Rolle. Die einzelnen Arten

von Wild und Fisch sind im Gebiet der Netsilik in der Quantität ihres Vorkommens ungleich verteilt, schreibt BALIKCI:

> „Game, both migratory and resident, was somewhat unevenly distributed throughout the Netsilik area. Musk oxen were hunted profitably only by the eastern Netsilik. Cod was abundant primarily in the western bays and straits of the country, while caribou availability was maximal in the area of Boothia Isthmus. As for salmon trout fishing, the Pelly Bay Eskimos were in the best location. This indicates that even within a single tribal area such as the Netsilik one, each subgroup exploring the resources of a particular region must have evolved specific and somewhat differentiated patterns of ecological adaptation. It is probable that the people around Boothia Isthmus acquired over 50 per cent of their subsistence from hunting caribou and seals, with fishing correspondingly less important, while the reverse was true for the people of Pelly Bay.“ (1970:88-89)

Karibu:

Das Karibu ist ein migratorisches Herdentier, das in der Tundra nur in jenen Landstrichen überwintern kann, in denen die Schneedecke die Vegetation nicht völlig zudeckt. Fast alle Herden ziehen in großen Verbänden nach Süden in die Taiga, lediglich minimale Bestände verbringen den Winter auf King William Land und der Boothia Peninsula. Im Frühjahr bewegen sich die Herden in kleineren Aggregaten wieder nach Norden und erreichen das aus Inseln und Halbinseln bestehende Territorium der Netsilik ab April (s. DAMAS 1969b:42-43). Einzeltiere und kleine Gruppen (*atertut*) von Kühen mit ihren Kälbern, von Kalbinnen und jungen Ochsen machen den Anfang. Das ist der Auftakt der Migrationen; ab nun kann mit beständigen und dichter werdenden Wanderungen gerechnet werden (RASMUSSEN 1931:169-71). Die Sommerweideplätze sind nicht gleichmäßig im Netsilik-Territorium verteilt, es gibt bevorzugte und wildarme Areale. Die Sommerherden sind klein, sie zählen höchstens 20 bis 30 Stück; erst im Herbst formieren sich größere Gruppen für die Südmigration (BALIKCI 1970:37-38). Wenn Schnee fällt und die Gewässer zufrieren, verläßt das Wild in großen Strömen das Land, lediglich einige versprengte Exemplare verbringen den Winter im Netsilik-Territorium (1970:47).

Beispielhaft für das Verhalten der Ressource Karibu werden RASMUSSENs Beobachtungen auf der Insel King William Land im September wiedergegeben. Die Karibus verlassen nun ihre Sommerweideplätze und ziehen Richtung Süden.

> „Die Renntiere haben ihre ganz bestimmten Gewohnheiten. Sie folgen ihnen jedes Jahr mit solcher Regelmäßigkeit, daß man mit großer Genauigkeit die Zeiten für den Beginn und den Abschluß ihrer Wanderung angeben kann. Beim ersten Schneefall im Monat September pflegen sie sich in Rudeln von 25 bis 100 und sogar darüber hinaus zu sammeln. Sobald das Eis sich über die Seen legt, wandern sie langsam zu den Küsten an der Simpson-Straße hinunter, bis die zunehmende Kälte, die gewöhnlich Anfang Oktober eine feste Eisdecke bringt, das Zeichen zum Vorstoß gibt und die ganze Gegend rings um Malerualik mit Wild füllt. Ein wenig nordwestlich von dem Ruinenplatz liegt mitten in der Meeresstraße die Insel Eta, die den Zug der Renntiere

> ganz beträchtlich abkürzt, wenn sie den Weg darüber nehmen. Die verschiedenen Herden scheinen auf geheimnisvolle Weise in einer gewissen Beziehung zueinander zu stehen. Kaum sind die ersten Rudel zur Küste hinuntergekommen, um die Übergangsverhältnisse zu untersuchen, da ziehen auch schon ihre Kameraden aus allen Gegenden der Insel zum Strande bei Eta hinunter. Sie folgen auch ganz bestimmten Wegen, und daher sieht man längs der Meeresufer und an verschiedenen Bergpässen viele Warden und Jägerverstecke. Sie zeigen, wie man in alten Tagen die Renntiere mit Bogen und Pfeil jagte.“ (1946:149) [25]

Die Karibuherden folgen in der Regel ihren gewohnten Routen, der Zeitpunkt der Migrationen ist aber witterungsbestimmt. 1923 hatte im September der Winter mit Schneefall und Eisbildung auf den Binnengewässern eingesetzt, aber nachfolgende Erwärmung und Regen ließen Schnee und Eis dahinschmelzen. Die Karibus verblieben auf ihren Sommerweiden bzw. suchten sie wieder auf, bevor sie sich erneut an den Querungsstellen der Gewässer konzentrierten. Das bedeutete für die Netsilik: kein Fleisch, Verwendung der Wintervorräte. Mitte Oktober kehrte der Winter zurück mit Schnee und Eisbildung auch auf dem Meer, was die Karibuherden von der Insel King William Land wieder in Bewegung setzte über die zugefrorene Meeresstraße Richtung Adelaide Peninsula (RASMUSSEN 1931:80-82). Die scheinbar verläßlichen Migrationstermine (RASMUSSEN 1946:149) können also durchaus Störungen erfahren, vor allem durch ungewöhnliche Witterungsbedingungen.

Fisch:
Die zahlreichen Binnengewässer sind reich an Lachsforellen und Süßwasserforellen; erstere verbringen fünf bis sechs Wochen des Jahres im Salzwasser, bis etwa Mitte August, bevor sie in großen Schulen wieder flußaufwärts schwimmen. Arktischer Dorsch, ein Meeresfisch, wird nur als Notnahrung konsumiert (DAMAS 1969b:43).

Robbe:
Die meist verwendete Technik des Robbenfanges, die Atemlochjagd, mit der die gewöhnliche Fjordrobbe, eine verhältnismäßig kleine Spezies mit 25 bis 30 Kilogramm im Schnitt, gefangen wird, macht sich die Art und Weise des Atemholens dieses Tieres zunutze. Auch die wesentlich größere Bartrobbe, deren Vorkommen regional beschränkt ist, insbesondere auf den äußersten Westen des Netsilik-Territoriums (Queen Maud’s Sea), wird mit großer Kraftanstrengung auf diese Weise gefangen. Die Robbe hält sich unter dem Eis der zugefrorenen Küstengewässer auf. Eine Robbe hat ein Revier zur Nahrungssuche, in dem sie eine Anzahl von Atemlöchern wahlweise benützt. Sie muß alle 15 bis 20 Minuten zum Atmen aus dem Wasser auftauchen; das Luft holen dauert mehrere Minuten.
Die Robbe kratzt mit ihren messerartigen Klauen Löcher durch das Eis, die im Laufe des Winters mit zunehmender Eisdicke die Gestalt von in die Eisdecke eingelassenen Kuppeln annehmen, die luftgefüllt sind. Selbst wenn das Eis mit fortschreitendem Winter meterdick

wird, bleibt die unterirdische Öffnung in der Eisdecke, die 60 bis 70 Zentimeter Durchmesser hat, erhalten, denn sie wird von der Robbe notwendigerweise offengehalten. Allerdings, je dicker das Eis, desto schwieriger ist das Harpunieren der Beute. Bei klarem Wetter ist ein Atemloch an einem Häufchen Eis zu erkennen, das die Robbe beim wiederholten Freilegen des Atemloches an die Oberfläche befördert. Denn bei jedem Atemvorgang hat sich wieder eine dünne Eisschicht über das Loch gelegt, die entfernt werden muß. Anhand einer dünnen bzw. nicht vorhandenen Eisschicht erkennt der Jäger, daß das Atemloch noch in Gebrauch ist. Der Vorgang des Luftholens an einem Atemloch dauert gegen zehn Minuten, der Atemvorgang ist als blasendes Geräusch wahrnehmbar. Während des Atmens hört die Robbe schlecht, hingegen ist sie normalerweise ausgesprochen hellhörig. Ist sie in der Nähe des Atemloches, veranlaßt sie das geringste Geräusch auf dem Eis zur Flucht, etwa knirschender Schnee (BALIKCI 1970:57-58; RASMUSSEN 1931:151-52, 162).
In der Frühlingssonne kommen die Robben gelegentlich auf das Eis. Die Plätze, an denen dieses Verhalten beobachtet wird, sind aber nicht sehr zahlreich im Netsilik-Territorium, daher hat der Robbenfang auf der Eisoberfläche in Summe keine große Bedeutung (RASMUSSEN 1931:160).

Organisation der Gesellschaft

„Band“

BALIKCI (1970:XX) äußert sich zur Kategorie der „band“ folgendermaßen:

> „They were nomadic hunters who traveled in small bands from one hunting area to the next. Each band was identified with a particular region where its habitual hunting grounds were located. A man born and raised in a given band was identified with it for the rest of his life, even if he emigrated and settled among another tribelet.“

Wie sind diese Ausführungen zu verstehen? Die vollnomadische „local band“ bewegt sich von Jagdgebiet zu Jagdgebiet; sie ist Teil der „regional band“, die mit einer bestimmten Region, innerhalb derer sich die Jagdplätze befinden, identifiziert wird. Seiner „regional band“ bleibt ein Mann, der in ihr geboren und aufgewachsen ist, lebenslang verbunden, egal in welcher Gegend er sich aufhält und welcher anderen „band“ er sich anschließen mag.

> „... individuals and families frequently migrated from one group to another for varying lengths of time without losing their group identity ... .“ (1970:XXI)

Die „bands“ sind mit den namhaft gemachten fünf bzw. sechs Netsilik-Subgruppen identisch, die nach Rasmussens Zensus von 1923 insgesamt 259 Personen zählen. In der Tat darf die Größe der Netsilik-Population höher angesetzt werden, mit 400 bis 450 Personen. Um 1900 emigrierten etwa 150 Personen nach Repulse Bay und Chesterfield, und 30 bis 40 weitere Personen verließen ihr angestammtes Territorium ebenfalls Richtung

Süden. Zudem dürfte gelegentlich eine „local band“ dem Hungertod zum Opfer gefallen sein, so geschehen 1919, als 25 Personen aufgrund schlechten Wetters von ihren Ressourcen abgeschnitten waren und verhungerten (DAMAS 1969a:121). Der Begriff „band“ bedarf einer näheren Erläuterung, denn er bezieht sich sowohl auf die regionale als auch auf die lokale Gruppe. Die „regional band“ ist benannt und wird mit einem bestimmten Gebiet identifiziert; sie konstituiert sich aus kleineren Segmenten, den „local bands“.

> „The term ‚band‘ has most often been associated with a group varying in size from 50 to over 300 persons. There is usually an identification by name with the general territory that is exploited, though this does not necessarily imply defence of a territory. The band generally seems to be composed of smaller segments that operate within the general area designated by the band name. Periodic meetings of these segments generally take place, at which time there are usually associated ceremonial activities. There is seldom if ever a year-round local aggregation of all the members of the band.“ (DAMAS 1969a:123)

Die kleineren Segmente, aus denen sich die „regional band“ zusammensetzt, sind die erweiterten Familien mit dauerhaft oder temporär angeschlossenen, in der Regel verwandten Individuen oder Nuklearfamilien. Mangels Führerschaft in der „regional band“ würden ihre Segmente primär durch die dyadischen Partnerschaften zusammengehalten, meint DAMAS (1969a:129). Die interregionale Vernetzung wird ebenso durch Heirat wie durch dauerhaften oder temporären Residenzwechsel von Individuen und Familien erzeugt. Eine Person wird mit der „band“ ihrer Geburt und ihrer formativen Jahre (Erlernen von Fertigkeiten und Vertrautwerden mit der Region) identifiziert, durch Heirat in eine andere „band“ oder langdauernde Residenznahme in einer anderen „band“ verliert sie allmählich den Fremdenstatus (BALIKCI 1964:24).

Sechs „regional bands“ [26] können nach BALIKCI unterschieden und geographisch zugeordnet werden. Die östlichste Gruppe namens Arviligjuarmiut („the people of the big one with the whale“) hat ihr Gebiet in der Pelly Bay, zwischen Lord Mayor Bay und Committee Bay. Die Netsilingmiut („the one with the seals“) im engeren Sinne sind hauptsächlich um den großen Netsilik Lake am Boothia Isthmus, im Zentrum des Territoriums, zu finden. King William Land, die große Insel im Osten, wird von den Qeqertarmiut („the island dwellers“) bewohnt. Den Ilivilermiut („the dwellers on the mainland“) ist die Adelaide Peninsula südlich von King William Land zuzuordnen. Die Arvertormiut („people of the whales“) leben im Norden der Boothia Peninsula und die Kungmiut („river people“) schließlich im Zentralraum bei Shepherd Bay und Murchison River (1970:XX-XXI). [27]

Die Bindung an eine Region heißt wie gesagt nicht, daß ihre unscharfen Grenzen nicht gelegentlich überschritten werden. Ein Indiz dafür ist die detailgetreue Kenntnis weit größerer Räume, die zumindest manche Personen haben. [28] Rasmussens Bestandsaufnahme

datiert aus den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts; zumindest gegen Ende des 19. Jahrhunderts traten größere Gruppenmigrationen, möglicherweise auch Fusionen auf, zurückzuführen auf die Suche nach Ressourcen, z.B. Treibholz, aber auch auf die Etablierung von Handelsstationen (BALIKCI 1984:415).
Interethnische Kontakte bestehen mit den Aivilik im Osten, einer Subgruppe der Iglulik-Eskimo, über deren Beziehungen zu Walfängern die Netsilik in den Besitz von Feuerwaffen kamen. Mit den südwestlich beheimateten Utkuhikjalingmiut werden auch Heiraten eingegangen, nicht so mit den im Westen, auf Victoria Island lebenden Kitdlinermiut, die mit einem negativen Image behaftet sind (BALIKCI 1970:XIX-XX).

Strukturen sozialer Beziehungen

Verwandtschaft spielt eine große Rolle, mit der erweiterten Familie als zentraler Einheit, innerhalb derer auf der männlichen Seite eine starke Autoritätsstruktur nach dem Senioritätsprinzip feststellbar ist. Die erweiterte Familie ist ein zusammenhängender Haushalt und eine Nahrungsteilungseinheit, aber auch die Lokalgruppe an sich während der meisten Zeit des Jahres. Die Mitglieder rekrutieren sich streng aus der konsanguinalen Verwandtschaft. Die relative Abgegrenztheit zwischen den einzelnen erweiterten Familien wird durch Assoziationen auf normalerweise nicht-verwandtschaftlicher Basis überbrückt, das sind vor allem Partnerschaften zur Verteilung von Robbenfleisch und Frauentauschpartnerschaften (DAMAS 1969b:50).
Zuerst werden die Partnerschaften behandelt, im Anschluß daran die maßgeblichen verwandtschaftlichen Kategorien und Strukturen.

Dyadische reziproke Verhältnisse

Zu den grundsätzlichen Funktionen dyadischer Beziehungen äußert sich BALIKCI folgendermaßen (1970:133):

> „Yet it seems that their over-all effect was to more closely relate generally unrelated people and to increase social cohesion both within a given camp (Wintercamp – Anm.) and between distant settlements."

Für den Untersuchungsgegenstand sind primär die Fleischteilungspartnerschaften wesentlich, die detailliert behandelt werden. Über die Etablierung und Aufrechterhaltung der Fleischteilungspartnerschaften schreibt BALIKCI (1964:37):

> „These sharing partnerships were already established for the small boys by their mothers. Some were distant relatives; most were not related. It was important for the children to be of similar age. Usually only a small number of a hunter's sharing partners were present at the sealing camp. Then he was obliged to choose other partners for the duration of the winter. This he would do himself, or if his mother was alive, she would take charge of appointing her son's partners, in her capacity of ‚food boss'. She would proceed in the following manner: when her son would bring home his first kill of the season, she would cut the seal in the traditional manner and,

> putting aside the six most important parts, would indicate to whom they should go. The receivers of these would be the sharing partners of her son for the season. When a partner died, usually his brother replaced him in the sharing system. With each piece of seal meat, a portion of blubber was distributed. If a hunter was temporarily absent and his wife remained in the camp, she would receive her husband's share. The same applied for the man who had remained in camp and had not participated in the hunt. If a hunter were not the sharing partner of a particular lucky killer, he would still be entitled to a portion of blubber."

Die künftigen Partner, vor allem die engeren Teilungspartner, werden von der Mutter des Knaben ausgesucht. Es existieren zwei Klassen von Partnern, die engeren (*niqaitorvigit nangminarit*) und die ferneren (*niqaitorvigit nangminiriungitut*). Stirbt ein Partner, führt dessen Bruder die Partnerschaft weiter, gelegentlich auch ein Mann, der sonstwie Ähnlichkeit mit dem Verstorbenen hat, entweder durch Namensgleichheit, Familienzugehörigkeit oder Deszendenz. Sind zwei Väter *nangminarit*, wird das Verhältnis gewöhnlich auf die Söhne „vererbt". Es ist das Bestreben nach Kontinuität zu erkennen. Die Partnerschaften bleiben grundsätzlich lebenslang erhalten (BALIKCI 1970:133-38).

Zwei Kategorien von Partnerschaften sind auseinanderzuhalten (ebd.): Es bestehen maximal zwölf Teilungpartnerschaften, sieben sind wertvoller als die restlichen fünf; entsprechend größer sind auch die Fleischportionen. Die Partnerschaften mit diesen sieben Männern bestehen auch bei deren vorübergehender oder langer Abwesenheit weiter. In Abwesenheit ändert sich der Status dieses Personenkreises von *nangminarit* in *nangminiriungitut*. Der abwesende Teilungspartner wird für eine vereinbarte Zeitspanne (Aufenthaltsdauer an einem Lagerplatz, eine Saison, mehrere Winter) durch einen anwesenden Mann ersetzt, der aber einen kleineren Teil als jener, der für den Originalpartner definiert ist, erhält. Wenn der Originalpartner zurückkehrt, treten die ursprünglichen Regeln wieder in Kraft und der Substitutspartner verliert seine Stellung.

Die sieben engeren Partner erhalten zu ihrem Fleischanteil ein korrespondierendes, definiertes Stück Robbenspeck dazu.

1. *Okpatiga*: Er erhält *okpat*, „die Hinterviertel", die an der Verbindung zwischen Rückgrat und Becken abgetrennt werden.
2. *Taunungaituga*: Er erhält *taunungaitok*, „den höheren Teil", alle linken Rippen mit der Schulter.
3. *Aksatkoliga*: Er erhält *aksatkolik*, „die Schulter", ähnlich wie Nr.2, aber minus fünf Rippen.
4. *Kusaga*: Er erhält *kusak*, „den Unterleib", das ist der untere Teil des Rückgrates mit zweitem und dritten Wirbelknochen und vier Rippen.
5. *Senneraga*: Er erhält *sennerak*, „die Seite", ein langes Fleischstück vom Bauch ohne Knochen.
6. *Senneraga iglua*: Er erhält *sennerak iglua*, die andere Hälfte vom Bauch.

7. *Kinguserga*: Er erhält *kinguserk*, „den Hals“, das ist das ganze Rückgrat exklusive der fünf unteren Wirbelknochen und das Fleisch vom Hals.

Jene Teilungspartner, die *nangminarit* sind und temporär *nangminiriungtut* werden können, haben einen stärkeren Anspruch auf ihren Fleischteil, sichtbar in der Wiedererlangung ihrer Rechte nach Rückkunft, als die weiteren fünf möglichen *nangminarit*, bei denen keine Statusänderung möglich ist. D.h., wenn sie das Lager verlassen, ist die Fleischtauschpartnerschaft definitiv beendet. Diese fünf Partner haben die folgenden Namen und Ansprüche:

8. *Tamuaniarga*: Er erhält *tamuaniark*, das sind vierter und fünfter Wirbelknochen und eine Rippe.
9. *Niakroga*: Er erhält *niakrok*, „den Kopf“.
10. *Innaluarga*: Er erhält *innaluark*, „die Innereien“.
11. *Tunnerdsuga*: Er erhält *tunnerdsuk*, das ist de facto der Brustknochen.
12. *Kramnerga*: Er erhält *kramnerk*, „das Rückgrat“, tatsächlich besteht die Portion nur aus dem unteren Wirbelknochen.

Weitere dyadische Verhältnisse sind Meidungspartnerschaften, Partnerschaften aufgrund von Namensgleichheit zwischen Männern als auch zwischen Frauen (mit gelegentlichem Austausch von Gebrauchsgegenständen als Geschenkgaben mit vergleichbarem Wert als Ausdruck der Freundschaft), Scherzpartnerschaften, Ringkampfpartnerschaften, sowie Sing- und Frauentauschpartnerschaften, wobei letztere oftmals zwischen Singpartnern bestehen. Alle Verhältnisse sind mehr oder weniger formell und bestehen üblicherweise zwischen nicht-verwandten Personen aus verschiedenen Lagern. Die Partnerschaften können sich überlappen: So kann beispielsweise ein Scherzpartner auch Sing- und Frauentauschpartner werden. Neben sexuellen Beweggründen für Frauentausch, der aus diesem Titel unregelmäßig, für Tage oder Wochen stattfinden kann, aber auch ein Dauerzustand werden kann, der zum Domizilwechsel von Frau und Kindern führt, gibt es einen praktischen Grund: Ist die eigene Frau nicht in der Lage, eine größere Reise mitzumachen, wird die Frau des Tauschpartners ausgeliehen. Frauentausch, der länger andauert, birgt beträchtliches Konfliktpotential, vor allem aus Eifersucht und läßt einander wohlgewogene Partner zu Feinden werden (BALIKCI 1970:138-43). Formalen Charakter haben auch die Geschenkaustauschpartnerschaften (*aviaorosiaktuk* = „trading with one’s other half“), begründet auf Namensgleichheit, möglich zwischen Männern als auch zwischen Frauen, die häufig auch Scherzpartnerschaften sind. Nach langem Wiedersehen werden gleiche Gebrauchsobjekte (Schneemesser gegen Schneemesser) oder Objekte von äquivalentem Wert ausgetauscht. Die Intention liegt in der Versicherung von Freundschaft und Solidarität (1970:138-39).

Verwandtschaft

Bestimmte Verwandtschaftstermini gelten für einen sehr weiten Personenkreis, so werden entfernt Verwandte als Cousin und Kusine und Onkel und Tante bezeichnet. Der Grund liegt in der Herstellung einer großen, weit verstreuten Verwandtschaft, denn eine Verwandtschaftsverbindung herstellen zu können schafft Vertrauen, hingegen sind nicht-verwandte, nicht bekannte Personen einander suspekt.

> „Frequently a man or his family had to take long trips and risk meeting strange people in distant settlements. Since travelers were thought to be dangerous, possibly carrying evil spirits, they were often at the mercy of their hosts. The best way for a traveler to secure the co-operation of the community was for him to establish kinship links with one of the people. Under such circumstances, kinship extensions were invaluable, for in a hostile land they widened the area of social security of the individual.“ (BALIKCI 1970:101)

Ehegatten von Onkel und Tante werden bemerkenswerterweise als ebensolche bezeichnet. Vaterbruder und Vaterschwestermann sind *akka*, Mutterbruder und Mutterschwestermann sind *anga*. Bluts- und Affinalverwandte mit dem gleichen Terminus zu belegen, läuft auf eine Extension der engeren konsanguinalen Verwandtschaft hinaus, zumindest „from the point of view of the young boys and girls growing up within the extended family...“ (1970:120). Im Endeffekt wird der Kreis der verwandten Personen vertieft und erweitert, aus der Sicht des jungen Menschen vermehren sich die Optionen für die Zukunft – ein gewichtiger Sicherheitsaspekt.

> „Later, after the extended family had split up, the adult nephew would have a number of elder kinsmen with whom he could alternatively reside and co-operate. The kinship structure provided him with a number of valuable alternatives.“ (1970:121)

Denselben Effekt, nämlich den kleinen Kindern, die noch nicht geschlechtlich separiert sind, als „kohäsiver Kreis von Konsanguinalen“ (1970:123) zu erscheinen, hat auch die terminologische Gleichsetzung der Brüder und Cousins aus der Sicht des Mädchens und die Gleichsetzung von Schwestern und Kusinen aus der Sicht des Knaben. [29]

Ilagiit

Der weiteste Kreis von Verwandten (*ila*) besteht aus Personen, die ego terminologisch benennen und genealogisch zuordnen kann. *Ilagiit* ist nicht klar abgegrenzt, sondern bezieht sich aus der Sicht des Individuums auf die Nuklearfamilie, die erweiterte Familie (*ilagiit nangminariit*) und weitere, hauptsächlich konsanguinale Verwandte von Vater- und Mutterseite.

> „Very distant relatives a man had never resided with and about whom he had only heard tended to be excluded from his kindred. Past co-residence was thus an important determining factor of kindred composition.“ (BALIKCI 1970:124)

Affinalverwandte sind inkludiert, wenn durch längere Koresidenz oder sonstige enge Verbindung ein Naheverhältnis besteht. Die Kindred ist auch der Pool, aus dem primär die Heiratspartnerinnen gewählt werden. *Ilagiit* ist eine auf Bilateralität beruhende Verwandtschaftskategorie ohne Koresidenz und ohne ökonomische, zeremonielle oder politische Funktion und ist klar egozentriert. Die potentielle Kindred schließlich, die entfernt verwandte, allerdings unbekannte Personen einschließt, zu denen eine genealogische Beziehung hergestellt werden kann, ist zu unterscheiden von der tatsächlichen Kindred eines Individuums, denn nur das Individuum definiert und identifiziert Zugehörigkeit. Daraus ergibt sich, daß nahezu jede Person ihre persönliche *ilagiit* benennt, deren Mitgliedschaft im Verlauf des Lebens klarerweise veränderlich ist. Anernilik von Pelly Bay benennt folgende Personengruppen, die anläßlich seiner Verheiratung vor 35 Jahren seine *ilagiit* ausmachten: die Familie seines Adoptivvaters Atgartuq, zu der er auch in einem Blutsverwandtschaftsverhältnis steht; seine eigene Familie, inklusive Vatervater und Muttereltern; zwei Affinalverwandte; mehrere entfernte Cousins. Vom Hörensagen weiß Anernilik von weiteren entfernten Verwandten; da er sie nicht kennt, zählt er sie nicht dazu (1970:124-25).

Familienstruktur und Haushalt

Die Nuklearfamilie ist die kleinste Einheit, bestehend aus Eltern und unverheirateten Kindern, das sind Mädchen bis 14, 15 Jahre und Knaben, die später, etwa im Alter von 20 Jahren heiraten. Der Vater gilt als Familienoberhaupt, das die wesentlichen Entscheidungen trifft. Autorität ist allgemein eine Frage des Alters (BALIKCI 1970:109). Die Mann-Frau-Einheit ist die grundlegende Produktionskooperative, und die Teilung der Arbeit ist ziemlich strikt geregelt. Die Kernfamilie agiert aber nicht autonom, sie ist Teil des größeren Verbandes, der als erweiterte Familie im wesentlichen mit der Lokalgruppe, die sich in der Regel lediglich bei der Atemlochjagd mit anderen Lokalgruppen fusioniert, gleichzusetzen ist. Nur temporär ist eine Nuklearfamilie auf sich allein gestellt, etwa um einen anderen Lagerplatz aufzusuchen, aber in keinem Fall besteht ein Lager aus einer einzigen Nuklearfamilie (BALIKCI 1970:111; RASMUSSEN 1931:85-90).

Der Haushalt, der als kleinste Versorgungseinheit betrachtet werden kann, koinzidiert mit verschiedenen Familienformen. Nach dem Zensus von RASMUSSEN bilden wenigstens zwei Personen, in der Regel Mann und Frau, in einem Fall ein Mann mit seiner kleinen Tochter, einen Haushalt; maximal wurden elf Personen gezählt. Das Auseinanderhalten von Haushalt und erweiterter Familie führt zu einiger Konfusion, denn mit Haushalt ist bei Rasmussen anscheinend nicht ein „Herd“ bzw. ein „Dach“ gemeint. Der durchschnittliche Haushalt besteht aus Mann und Frau, allenfalls Vater und/oder Mutter des Mannes, aus den unverheirateten Söhnen und Töchtern und aus den verheirateten Söhnen und deren Frauen. Rasmussens Ausführungen dürfen als Momentaufnahme betrachtet werden. Er zählt die Mitglieder von 58 Haushalten auf, das ist nach seinem Zensus die gesamte Bevölkerung

(1931:85-90). [30] Ein Haushalt ist eine Mischkategorie aus einer Kernfamilie, aus einer erweiterten Familie oder aus Fragmenten von beiden. Rasmussen hat zwar die personelle Zusammensetzung der Netsilik-Haushalte beschrieben, die verwandtschaftlichen Beziehungen der Personen aber nur teilweise. Mangels dieser genealogischen Daten und mangels anderer diesbezüglicher Aufzeichnungen aus der „traditionellen" Zeit läßt sich nur extrapolieren, wie die Haushaltsmitglieder tatsächlich miteinander verbunden waren. BALIKCI (1970:111-12) moniert diesen Datenmangel, und im Bewußtsein, daß Haushalt und erweiterte Familie nicht deckungsgleich sind, illustriert er dennoch die Komposition der erweiterten Familien mit den Haushaltsdaten von Rasmussen, die großen Variantenreichtum zeigen. So beherbergt ein Schneehaus in Pelly Bay den Großvater mit Frau und einen verheirateten Sohn mit Frau und zwei Kindern, also eine klassische erweiterte Familie mit Vater und Sohn als zentraler Verbindung. Auf der Adelaide Peninsula werden folgende Mitglieder eines Haushaltes aufgezählt: Großvater mit Frau, ein Sohn mit Frau und einem Kind, ein Sohn mit Frau und zwei Kindern, zwei unverheiratete Söhne. Ein anderer Haushalt besteht aus Mann, Frau, Tochter, Mutter des Mannes und deren Adoptivtochter. Ein weiterer Haushalt schließlich setzt sich aus einem verwitweten Mann mit Sohn und Tochter und aus der Mutter des Witwers und deren zwei Adoptivsöhnen zusammen (ebd.).

Ilagiit nangminariit

Der Haushalt im physischen Sinne meint alle Personen, die ein Zelt oder ein Schneehaus über einen längeren Zeitraum gemeinsam bewohnen. Die erweiterte Familie, soweit koresident, bewohnt nebeneinander liegende Behausungen. Eine Hütte oder ein Zelt beherbergt normalerweise zwei eng verbundene Nuklearfamilien, die ihrerseits mit einer oder mehreren in gleicher Weise bewohnten Behausungen in unmittelbarer Nähe in enger Verbindung stehen. [31] Die Bewohner des Clusters von Iglus oder Zelten fungieren als minimale ökonomische Einheit. Genaugenommen ist die erweiterte Familie (*ilagiit nangminariit*) mit der Residenzgruppe nicht völlig ident, weil zugehörige Personen anderswo wohnen, etwa Töchter zum Ehemann ziehen oder verheiratete Söhne uxorilokal wohnen. Der Jäger Kringhorn von Pelly Bay charakterisiert seine erweiterte Familie folgendermaßen: Adoptivvater = gleichzeitig Großvater väterlicherseits, Adoptivgroßmutter, Vater, Mutter, vier verheiratete Brüder und deren Kinder, in Repulse Bay verheiratete Schwester mit Mann, die gelegentlich zu Besuch kommen (BALIKCI 1970:111-12; DAMAS 1969a:128, 1972:229).

Trotz der offenbar sehr kraftvollen Verwandtschaftsbande liegt die Wohnsitzwahl im Ermessen der einzelnen Segmente. Der Familienverband ist auch bei kurzfristiger Betrachtung keine eisern festgefügte Residenzeinheit, vielmehr sind temporäre Abspaltungen von Nuklearfamilien, etwa zu Besuchszwecken, keine Seltenheit. Die Nahrungsverteilung passiert zwischen den Mitgliedern der erweiterten Familie quasi

automatisch. Der Anteil, der einem Mann in einer Fleischtauschbeziehung zusteht, gehört ihm nicht persönlich, sondern er geht umgehend in den Besitz seiner erweiterten Familie über (DAMAS 1969a:128).

Headman der eingeschränkten *ilagiit*

Der *inhumataq*, meistens der älteste aktive Jäger, Vater oder älterer Bruder, ist nicht in erster Linie Befehlsgeber, sondern derjenige, der konsultiert wird, vor allem von den Jüngeren, und der Koordinationsaufgaben wahrnimmt.

> „In summer he gave the signal for the beginning of fishing or caribou hunting, and he decided matters pertaining to migration and camp selection. Yet all these decisions were taken informally and gently, in consultation with the other adult hunters of the extended familiy, involving long discussions when everyone present could freely express his opinions.“ (BALIKCI 1970:116)

Der informelle Führer stellt Einvernehmen her, aber die Autonomie der anderen Jäger wird respektiert.

> „The age factor was crucial in the authority structure of the extended familiy, a headman having greater influence over the younger men of his kinship group than over the older ones.“ (ebd.)

Neben der Altershierarchie spielen auch die verwandtschaftliche Nähe und persönliche Faktoren eine Rolle. Die Persönlichkeit vor allem ist es, die einen starken oder schwachen Führer ausmacht. Der *inhumataq* hat zudem im Sommer eine andere Rolle als im Winter, wenn mehrere erweiterte Familien und folglich mehrere Führer im Camp versammelt sind (ebd.). Akkrak, ein 29jähriger Mann sieht das Verhältnis zu seinem Stiefvater Ulik, der gleichzeitig Oberhaupt der erweiterten Familie ist und als starker Führer gilt, folgendermaßen:

> „For hunting I usually follow Ulik ... I request his thoughts as to far travels; for the rest I do what I please, though sometimes I consult him also for smaller affairs. If Ulik would disapprove of a far travel planned by me, I won’t go. Such things happened. Although I sometimes feel a certain fear, I will go if Ulik tells me so ... If I have not much dog food and he tells me to go deer hunting, even if I feel that same fear, I will go.“ (1970:116-17)

Das nahe verwandtschaftliche Verhältnis (Vater-Sohn-Beziehung) mag für das häufige Befolgen der Empfehlungen eine Rolle spielen.

Adoption und Infantizid

Qaqortingneq hat einen Adoptivsohn namens Angutisugssuk, [32] der als Zwilling geboren wurde. Er wurde bei der Geburt adoptiert. Der Kaufpreis betrug ein Kajak und einen Kochtopf (RASMUSSEN 1931:32). Angutisugssuk war mit dem Pflegevater und dessen Frauen auf Reisen. Bei der Rückkehr ins Camp begrüßte er, der im Alter eines jungen

Mannes ist, der bereits den Schlitten führt, seine Mutter auf die übliche Art durch Küssen ihrer entblößten Brust (1931:35). Adoption ist weit verbreitet, und adoptierte Kinder werden völlig gleich wie leibliche behandelt. Auch wenn die Genitoren bekannt sind, dominiert die Loyalität gegenüber den Adoptiveltern. (BALIKCI 1970:108).

Adoption wird normalerweise vorgeburtlich geregelt und ist eine Möglichkeit, Infantizid zu umgehen, wenn Leute, die nicht zwingend aus der Verwandtschaft stammen müssen, Interesse am Ungeborenen bekunden. Wird ein Neugeborenes oder ein Kleinkind in Tötungsabsicht ausgesetzt, was lt. BALIKCI die gängige Methode des praktizierten Infantizids ist, mündet das rechtzeitige Auffinden des Kindes durch interessierte Personen in Adoption (1970:150). Aber die Überlebenschance eines Neugeborenen ohne Milchnahrung, über die eine Adoptivmutter oft nicht verfügt, nur mit Mund-zu-Mund-Nahrung aus Karibu- oder Robbensuppe, ist gering (1970:108).

Es ist üblich, ein Mädchen bei Zwillingsgeburten zu töten (RASMUSSEN 1931:32). Weiblicher Infantizid als demographisches Regulativ ist für RASMUSSEN (1931:139-42) ein Faktum, das er mit einer Totalerhebung an einem großen Lagerplatz zu untermauern sucht. [33] Als weiteres stichhaltiges Indiz führt er seine Volkszählung an, die bei jeder der untersuchten Gruppen einen Überhang an Männern und Knaben ausweist, was im Total ein Verhältnis von 150 männlichen zu 109 weibliche Personen ergibt (1931:84-85). Dieser „Beweis“ wird allerdings von der Wissenschaft nicht einfach so hingenommen, sondern tendenziell als Erhebungsproblem (männlicher Forscher) und Erhebungsfehler gesehen, denn eine ungleichgewichtige Geschlechterratio sei noch kein Beweis für Kindestötung (s. GUTING 1987; KOVACS 1992). Im übrigen muß der Kausalzusammenhang mit Bevölkerungskontrolle zurückgewiesen werden, weil Infantizid eine interne Angelegenheit ist, die innerhalb der Nuklearfamilie geregelt wird (DAMAS 1969a:140). Es gilt dennoch als erwiesen, d a ß weiblicher Infantizid stattgefunden hat, allerdings nicht, in welchem Umfang. Einen Erklärungsansatz für weibliche Kindestötung liefert BALIKCI (1970:151-52). Knaben wurden höher bewertet; ein neugeborenes Mädchen brachte die Eltern um die Chance, in nächster Zeit zu einem männlichen Nachkommen zu kommen. Die Praxis der Aussetzung oder Tötung von Neugeborenen wurde flexibel und individuell gehandhabt, war also keinesfalls eine soziale Regel, und war abhängig von der konkreten Situation in einer Familie, war demnach eine rein familieninterne Angelegenheit. GUTING (1987), die diese spezifische Frage ausführlich behandelt, vertritt den Standpunkt, daß authentische Informationen und Beobachtungen derart spärlich bis gar nicht vorhanden seien, die ethnographische Evidenz so dürftig sei, daß über Motivationen und Ausmaß der Kindestötung bei den Netsilik nur spekuliert werden könne.

Heiratsregeln und Ehe

Es besteht eine Präferenz für Kusinenheirat, wobei auch Kusinen ersten Grades nicht ausgeschlossen sind, [34] aber der Personenkreis, der als Cousin oder Kusine bezeichnet wird, ist sehr weitreichend (BALIKCI 1970:100-1). Die bevorzugte Gattinnenwahl bezieht sich auf Kusinen ersten Grades, was eine Inkonsistenz hinsichtlich der Kreuzkusinenterminologie nach dem Hawaii-Typus bedeutet. Terminologisch werden in der Tat die klassifikatorischen Geschwister geheiratet (DAMAS 1969b:50, 56). [35] Kusinenheirat, sowohl Parallel- als auch Kreuzkusinen, ist die Norm, aber traditionell folgte nur ein kleiner Prozentsatz dieser Norm. Die Neigung, die Heiratspartnerinnen, wenn schon nicht aus der *ilagiit nangminariit*, so doch aus der *ilagiit* zu wählen, koinzidiert mit dem Muster, die Verwandtschaftsbeziehungen zu bekräftigen und zu intensivieren (BALIKCI 1964:35-36), koinzidiert aber auch mit der Attitüde, nicht-verwandten Kreisen zu mißtrauen, die eine weggeheiratete Tochter schlecht behandeln könnten (BALIKCI 1970:158-60). Fast ausschließlich wird der Heiratspartner traditionell innerhalb der Netsilik-Gesellschaft gefunden (DAMAS 1969a:126).

Die bevorzugte Form der Gattenwahl ist das Heiratsversprechen, das einer Verlobung von Kleinkindern gleichkommt. Mutter oder Großmutter des Knaben suchen sorgfältig und ausgiebig nach einer Braut, die bevorzugt eine Kusine ersten Grades sein soll, und konfrontieren die Mutter des ausgewählten Mädchens, das vielleicht ein Neugeborenes ist, mit ihrem Wunsch. Bei Einverständnis wird eine informelle Vereinbarung für die spätere Heirat getroffen. Die versprochene Heirat muß nicht zwangsläufig zustandekommen, entweder, weil sich Braut oder Bräutigam bzw. deren Familien anders entschieden haben, ein anderer Heiratsantrag vorliegt, oder der versprochene Partner aus welchen Gründen immer seinen Antrag nicht einlöst. Von engen Verwandten wird natürlich eher erwartet, daß sie ihrem Versprechen nachkommen, als es bei Nicht-Verwandten der Fall ist, zu denen kein Vertrauensverhältnis besteht (BALIKCI 1970:158). Wer im heiratsfähigen Alter ohne versprochene Partnerin ist, sucht mitunter auf eigene Faust, muß aber gewöhnlich den elterlichen Segen bekommen (1970:153-54).

Die Frage des Brautpreises bleibt ungeklärt. Qaqortingneq hat zwei junge Frauen, für die jüngere bezahlte er mit einem Holzschlitten, angesichts des Holzmangels ein exorbitant hoher Preis. Die etwas ältere Frau kostete ein Stück Blei plus eine alte Feile. Der moderate Preis ergab sich aufgrund eines Notfalles: Die Frau, deren Mann Hungers gestorben war, hatte nun keinen Versorger mehr und schloß sich eines Tages Qaqortingneq an, berichtet RASMUSSEN (1931:32). Mangels weiterer einschlägiger Informationen kann nicht beurteilt werden, ob der Brautpreis allgemeine Usance war. Die Idealpaarung von nahen Kollateralverwandten spricht gegen Brautpreis, denn zwischen Verwandten sei „Bezahlung“ unschicklich (DAMAS 1975:410). Anläßlich der Heiratsvereinbarung, die

zwischen den Familien bzw. Müttern eines Buben und eines Mädchens getätigt wird, erhält die Mutter des Mädchens ein kleines Geschenk (BALIKCI 1970:153).

Von verpflichtender sexueller Enthaltsamkeit wird nur in Zusammenhang mit der Geburt berichtet, ansonsten herrschen keinerlei Tabus und Beschränkungen, nicht prämarital und nicht extramarital, jedenfalls werden Beziehungen dieser Art nicht sanktioniert. [36] Ehebruch mag Eifersucht hervorrufen, nicht aber Totschlag. „One killed to obtain a wife but not to get sexual access to a woman." (1970:161) Eine offizielle Form extramaritaler Beziehungen sind die erwähnten Frauentauschpartnerschaften. Ehegemeinschaften sind von beschränkter Dauer und können jederzeit gelöst und mit einem anderen Partner fortgesetzt werden; Männer verlassen Frauen, und Frauen verlassen Männer, die u.U. gewaltsam zurückgeholt werden. Gewalt, Gewalt gegen Frauen und die gewaltsame Aneignung von Frauen werden in den Quellen mehrfach erwähnt (BALIKCI 1970:154-55; Steenhoven in BALIKCI 1970:155; RASMUSSEN 1931:passim). [37] „The man I killed was married, and according to the customs of my country I could marry his wife, but I did not." Das erzählt der Mörder Orpingalik (RASMUSSEN 1931:21). Ein Mann namens Inutuk ist zu einer Frau gekommen, indem er ihren Mann umgebracht hat. Die Frau hat zwei Söhne, die nun auch bei Inutuk sind, die aber, wenn erwachsen, zur Blutrache verpflichtet wären (1931:58). Gemäß einer kommunalen Entscheidung tötete Uvdloriasugssuk seinen gewalttätigen Bruder, der eine Gefahr für die Gruppe darstellte. Ein autochthoner Begleiter Rasmussens, der Schamane Anarqaq, warb erfolglos um die Witwe. Rasmussens Intervention hatte schließlich Erfolg. Das sichtbare Zeichen der Einwilligung, gleichzeitig der formale Vollzug der Heirat, war der Besuch der Witwe in Anarqaqs Hütte (1931:30-31). Zwei Fälle werden von BALIKCI wiedergegeben:

> „Tinuatluq was Igunaksiaq's wife. She was pregnant when her husband died from illness. She remarried soon after, but her second husband didn't like the child and was constantly complaining that the igloo smelled of urine. Because he was not pleased with her, he gave Tinuatluq very little food. She became desperate, killed her child, and ran away to a neighboring camp, where she found another husband. A few months later this third husband was killed by an evil spirit and Tinuatluq married then for the fourth time. ... For instance, a man named Kajaksaq and his wife Sarutlu were visiting among the Utkuhikjalik Eskimos. One of this, Tulimaq, had just lost his wife, and he grabbed Sarutlu and brutally dragged her to his igloo. Kajaksaq followed, telling his wife to come back. Tuimaq wouldn't allow her to move, and so Kajaksaq had to return to his native Netsilik country alone." (1970:154-55)

Polygamie

Polygynie konterkariert weiblichen Infantizid, möchte man meinen, und dennoch findet RASMUSSEN bei 61 Ehen drei polygyne Verbindungen (1931:85-90), was ein Indiz dafür sein könnte, daß weiblicher Infantizid nicht in dem hohen Ausmaß praktiziert wurde, wie RASMUSSENs Stichprobe (1931:140-41) suggeriert, bei der 18 Frauen nach der Zahl ihrer

Geburten und Kindestötungen befragt wurden. Er erwähnt zwei prominente Männer, Nakasuk und seinen Sohn Eqaluk, die je zwei Frauen haben und „most skilful hunters“ sind (1931:78, 89). Qaqortingneqs zweite Frau kam als hilflose Witwe zu ihm.

> „... for on the very day she had been joined to him her former husband had died of hunger and she herself was helpless, having no one to provide for her.“ (1931:32)

Nur ein sehr guter Jäger kann zwei Frauen versorgen. Aus weiblicher Sicht kann eine junge Zweitfrau durchaus gelegen sein, um die anstrengenden Arbeiten, vor allem die der Fellbearbeitung, zu teilen. Polygyne Beziehungen stuft BALIKCI beständiger ein als polyandrische, weil innerhalb der Ehegemeinschaft weniger Anlaß für männliche Eifersucht besteht (1970:157). Temporäre Polygynie ist gegeben, wenn ein Mann längere Zeit fern vom Camp ist und Frau und Kinder in die Obhut eines anderen Mannes gibt.

> „As conditions of life and the struggle for existence are in these regions, it is necessary that a home is dissolved when the husband goes away from his wife, and so she temporarily enters another household as a concubine.“ (RASMUSSEN 1931:47)

Polyandrische Verhältnisse indes dürften eine nochmals geringere Verbreitung aufweisen und von kurzer Dauer sein.

> „Experience in this tribe is, that once hatred and jealousy come between two men who have to share one woman’s favour and labor, it ends in one of them murdering his rival.“ (RASMUSSEN 1931:54)

Er dokumentiert drei Fälle. Ein junger Mann namens Inorajuk verlor auf einer Handelsreise seine Frau; sie wurde gestohlen, was ihn in eine mißliche Lage brachte, denn ein Mann ohne Frau, womöglich mit Kindern, ist ohne weibliche Hilfe hilflos. Ein verheirateter Mann nahm sich seiner und seiner Tochter an und teilte seine Ehefrau mit ihm. Aber die Zuwendung, die seine Frau Inorajuk angedeihen ließ, erregte seine Eifersucht, und so verließ Inorajuk den Haushalt, bevor Schlimmeres passierte (1931:53-54). Eine Frau namens Semigaq, die offenbar physisch sehr leistungsfähig ist, weil sie anläßlich eines sportlichen Wettkampfes den Frauenbewerb gewonnen hat, wird als die einzige einer Lokalität beschrieben, die zwei Männer hat (1931:83). Ein Haushalt im Wintercamp vor Matty Island besteht aus einer Frau mit ihren zwei Ehemännern, der Mutter eines Ehemannes und zwei Knaben (1931:87).

Maritalresidenz

> „A female infant is only a trouble and an expense to the household as long as she cannot make herself useful. But the moment she is able to help she is married and leaves her own family; for it is the rule that the woman goes with the family into which she has married.“ (RASMUSSEN 1931:139)

Die Maritalresidenz ist in der Regel virilokal, was ökonomisch damit begründet wird, dem Mann einen Wechsel in unbekanntes Gebiet zu ersparen, was für ihn mit dem Aufwand der Aneignung von Wissen um örtliche Gegebenheiten zur Erbringung seiner Subsistenzaufgaben verbunden wäre. Jedoch spielen für die Wohnsitzwahl auch andere ökonomische und nicht-ökonomische Beweggründe eine Rolle. Hat etwa ein Mann nur Töchter, ist er bemüßigt, sich einen Schwiegersohn zwecks Mithilfe ins Haus zu holen. Oft sind es Waisen und „poor boys", die in den Genuß der Uxorilokalität kommen (BALIKCI 1970:102-3). Hier ist zu vermuten, daß der Bräutigam sich bereits als Jüngling dem künftigen Schwiegervater anschließt, um mit den lokalen Gegebenheiten vertraut zu werden. Die Koresidenz des Paares ist permanent, solang die Ehe aufrecht ist, von kurzfristigen Trennungen abgesehen. Vorübergehende Trennungen sind infolge von Frauentausch oder von langen Reisen des Mannes gegeben (1970:103). Obwohl die Tochter anläßlich der Verehelichung infolge Virilokalität ihre konsanguinale Familie/Herkunftsfamilie verläßt, verliert sie den Status der Mitgliedschaft in ihrer *ilagiit nangminariit* nicht (1970:113).

Residenzeinheit und Siedlungsmuster

Die Lokalgruppe als Residenzeinheit konstituiert sich im wesentlichen aus einer oder mehreren erweiterten Familien und entspricht dem „familiy level of aggregation" von DAMAS (1969a:130).
Die Verwandtschaftsebene nach der Nuklearfamilie ist eine Form der erweiterten Familie und besteht idealerweise aus mehreren konsanguinalen Kernfamilien aus wenigstens zwei Generationen, in praxi aber ist ein breites Spektrum an koresidenten Gruppen zu finden, die nicht ausschließlich dieser erweiterten Familie entsprechen. Dieser Personenverband, dessen Zusammensetzung in der Folge näher erläutert wird, ist jedenfalls eine, wenn auch nicht sonderlich stabile, Residenzeinheit, sie ist weiters eine Produktionseinheit und kann in Hinblick auf die gesamtgesellschaftliche Organisation der Netsilik als „local band" betrachtet werden.
Die erweiterte Familie basiert bei den Netsilik nicht auf dem unilinearen Prinzip, weil es keine unilinearen Deszendenzgruppen gibt. *Ilagiit* (Verwandtschaft) ist der für ego individuelle Kreis von blutsverwandten, affinalverwandten und sonstigen Personen (z.B. durch eine Adoptivbeziehung), denen es sich verbunden fühlt, aber nur mit einem Teil in Lokalgemeinschaft lebt. Der engere Kreis verwandter Personen, also der Kern von *ilagiit* kann als erweiterte Familie bezeichnet werden, der autochthone Terminus ist *ilagiit nangminariit* (BALIKCI 1970:112ff.), ident mit „restricted *ilagiit*" (BALIKCI 1964:29ff.). Das wesentliche Bindeglied ist in der Regel die Vater-Sohn-Beziehung, die sich aus der Virilokalität bzw. Patrilokalität ergibt. Diese überwiegend koresidente Verwandtschaftsgruppe besteht aus Eltern, verheirateten Söhnen mit Familie, sowie

unverheirateten Söhnen und Töchtern. Töchter haben ihre Maritalresidenz normalerweise beim Ehemann.
Die erweiterte Familie kann sich spalten oder durch weitere verwandte und nicht-verwandte Individuen oder Nuklearfamilien ergänzt werden. Wenn die älteste Generation wegfällt, ist die Beziehung zwischen Brüdern die tragende Verbindung. Als Tendenz dominiert die patrilateral erweiterte Gruppierung, aber es sind, um das Vorhandensein aktiver Jäger sicherzustellen, auch andere Kompositionen möglich. Eine wichtige Alternative ist die Verbindung von zwei Männern, die mit Schwestern verheiratet sind. Hier tritt die affinale Verbindung der zwei Schwager (*angayungoq-nukangor*), die das Herzstück der Residenzeinheit bildet, an die Stelle der Bruder-Bruder- bzw. Vater-Sohn-Beziehung. Ähnlich verhält es sich im Falle von Uxorilokalität, wenn der Bräutigam zur Familie der Frau, die keine Brüder hat, zieht, und nun zum Schwiegervater in ähnlicher Beziehung steht (BALIKCI 1970:114).

> „Netsilik hunting groups usually comprised the extended familiy, normally intact throughout the caribou hunting and fishing phase of the yearly cycle. At times peripheral units attached themselves to the extended family, and often two or more extended families combined to form a hunting group. Spouse exchange pairings were also at times important to group composition. Individual nuclear families occasionally broke away to visit other kin.“ (DAMAS 1969a:129)

Eine spezielle Jagdgruppe (task group) als gesonderte Einheit oder Abspaltung einer Lokalgruppe für bestimmte Aktivitäten gibt es nicht. Was hier als Jagdgruppe bezeichnet wird, ist gleichbedeutend mit der in Größe und Zusammensetzung variierenden Siedlungseinheit.

Das Lager besteht zumindest aus einer *ilagiit nangminariit* plus/minus einzelne Personen oder Nuklearfamilien. Die minimale Campgröße liegt über der Nuklearfamilie. Es ist kein Fall verzeichnet, wo eine einzelne Nuklearfamilie die Residenzeinheit darstellt (BALIKCI 1970:111). Die Größe der Siedlungseinheit folgt im wesentlichen der Winter-Sommer-Dichotomie. Das Wintercamp ist traditionellerweise aus mehreren *ilagiit nangminariit* zusammengesetzt.

> „Despite the fact that the extended families were recognized as discreet kinship units, there were numerous kin-links relating individuals from different extended families. This did not make a single kinship unit of the winter camp, however. The extended families spent the winter together to co-operate in seal hunting and not because of extended kin linkages. The large winter settlement functioned both as a ceremonial unit during drum dancing and some major shamanistic performances, and as a commensal unit on festive occasions.“ (1970:130)

Aus produktionstechnischer Sicht war das große Winterlager nötig, weil eine einzelne *ilagiit nangminariit* nicht in der Lage war, genug Jäger für eine effiziente Robbenjagd zu stellen, die Kooperation der größtmöglichen Anzahl von Jägern war angezeigt. Eine oder

wenige Personen waren nicht in der Lage, die Technik des Atemlochfanges erfolgreich zu betreiben. [38] Ein Wintercamp in Pelly Bay 1918 bestand aus vier *ilagiit nangminariit* mit über 20 aktiven Jägern. Einer dieser Familienverbände hatte folgende Mitglieder: drei verheiratete Brüder mit Frauen und Kindern, ein Mädchen (= die versprochene Frau eines erwachsenen Sohnes von einem der drei Brüder) mit Adoptivmutter (= gleichzeitig Großmutter) und deren zwei verheiratete Söhnen (BALIKCI 1964:30, 1970:128, 130).
Aus dem Zensus von RASMUSSEN im Frühjahr 1923, der sich auf die personelle Zusammensetzung der Haushalte bezieht, die regional (Pelly Bay, Bellot Strait, Adelaide Peninsula) und subregional (Simpson Peninsula, Mündungsdelta des Murchison River, Matty Island) zugeordnet sind, kann teilweise Koresidenz abgeleitet und somit auf die Campgröße geschlossen werden, die zwischen zwölf und 40 Personen liegt (RASMUSSEN 1931:85-90). [39] Die eher kleinen Lager dürften auf die fortgeschrittene Jahreszeit zurückzuführen sein, in der wahrscheinlich bereits Abspaltungen vom großen Winterlager stattgefunden haben, und sie dürften mit dem Besitz von Feuerwaffen und auf die bereits erwähnte Abwanderung eines Drittels der Bevölkerung zu tun haben (BALIKCI 1970:129).
Das traditionelle Winterlager umfaßte an die 100 Personen, kleinere Winterlager waren in Regionen mit außergewöhnlich guter Ressourcenlage möglich (DAMAS 1969a:120). In den anderen Saisonen ist die erweiterte Familie meist ident mit der „local band“, ist also die Residenzeinheit an den Fischfangdämmen und den Karibuquerungsstellen, in vielen Fällen jedoch schließt sich ihr eine andere erweiterte Familie an, eine affinalverwandte Kernfamilie oder die Familie eines Frauentauschpartners. Auch diese Campgrößen sind nicht zuletzt von der Ergiebigkeit der Ressourcen abhängig (BALIKCI 1970:115, 129).

Jederzeit kann sich ein Segment der Residenzeinheit nach eigenem Gutdünken temporär oder dauerhaft abspalten. Das Wintercamp, wie auch das Sommercamp, hat langfristig keinen fixen personellen Bestand, aber ein Mitgliederkern von 60 bis 70 Prozent bleibt über die Jahre derselbe, hat DAMAS festgestellt (1969a:126).

> „A young wife might wish to visit her relatives in a distant area and spend some time with them, resulting in the temporary migration of her familiy. Or a young husband might decide to hunt in a different region where he had a very good friend, who would be at the same time his wife-exchange partner. Or subsistence strategy might necessitate a split.“ (BALIKCI 1970:114-15)

Die Männerbeziehungen (Vater-Sohn, Bruder-Bruder, Schwiegervater-Schwiegersohn) gelten als das tragende Element der erweiterten Netsilik-Familie, denn die Männer kooperieren als Nahrungsbeschaffer und sind jene Individuen, auf die die Distributionsregeln abgestellt sind (s. Partnerschaften). Die erweiterte Familie als Lokalgruppe wird im Winter Teil einer größeren Einheit und verzichtet bis zu einem gewissen Grad auf ihre Autonomie. Im Sommer ist die koresidente Familie sowohl

Kooperationseinheit als auch weitgehend eine ökonomisch autonome Einheit (s. BALIKCI 1970:114). Auch jenseits des Winters, wenn es die Ressourcenfülle erlaubt, ist gelegentlich ein gemeinsamer Lagerplatz mit einem Kern von zwei, drei erweiterten Familien wahrscheinlich, wie im folgenden dargelegt wird.

Jährliches Siedlungsmuster

Am Ende der Winter-/Frühjahrsphase auf dem Meereseis ist „everything ... made ready for the great season, summer and autumn, that is to spent in fishing for trout and hunting caribou.“ (RASMUSSEN 1931:169) Gegen Frühlingsende, etwa Anfang Juli, bevor das Eis auf dem Meer aufbricht, begibt sich der Troß mit Sack und Pack und den wertvollen Tranvorräten auf die letzte Schlittenreise vor Sommeranfang. Die für den Sommer überflüssige Winterausrüstung wird bis zum kommenden Herbst in einem Depot sicher verstaut (BALIKCI 1970:25-26).

Nach der ersten Station an Land im Juli, in Küstennähe bei einer Flußmündung, wo ein Zeltlager aufgeschlagen wird und Fischfang und gelegentlich Karibujagd betrieben werden, aber vor allem das Sommerequipment repariert wird, begibt sich die „local band“ auf die anstrengende, ein- oder mehrtägige Reise ins Landesinnere zu den Steindämmen, allenfalls mit Zwischenaufenthalten. Wer ein Kajak besitzt, paddelt mit der Habe, soweit sie Platz hat, stromaufwärts. Die unfahrbaren Passagen werden zu Fuß, mit dem Kajak kopfüber, erledigt, das Gepäck wird nachgeholt. Der Rest der Gruppe geht schwer beladen zu Fuß, die Hunde als wenig geeignete Lasttiere nutzend, möglicherweise macht die Familie den Fußmarsch gemeinsam bis zum Zielort, und der Kajakbesitzer holt sein Gefährt nach (BALIKCI 1970:31; RASMUSSEN 1931:24). In der Umgebung der Dammanlage wird das Zeltlager aufgeschlagen.

Aus ökonomischer Sicht sind jetzt kleine, verstreute Lager profitabel, um die nicht-konzentrierten Ressourcen in dieser Periode bestmöglich zu nutzen: Fischfang, Jagd auf vereinzelte, kleine Karibuherden, gelegentliche Jagd auf Wildvögel (DAMAS 1969b:52).

Das Sommercamp ist in der Regel klein, es besteht aus wenigen verwandten Familien. Zwei oder drei erweiterte Familien, das sind 20 bis 30 Erwachsene und Kinder, aber möglicherweise ist nur eine einzige erweiterte Familie an einem Steindamm. Pro Individualfamilie steht ein Zelt neben den Zelten der anderen Nuklearfamilien, die nahe am Damm aufgestellt sind, um eine gute Beobachtungsposition zu haben (BALIKCI 1970:24, 33). [40]

An den Steindämmen und an den Karibuquerungsstellen sind mitunter Camps mit 50 Personen anzutreffen, eine Größe, die keiner ökonomischen Notwendigkeit, wie im Winter beim Robbenfang, entspricht. DAMAS (1969b:52) vermutet eine begrenzte Anzahl von attraktiven Karibupassierstellen und Fischdämmen, die zu diesen vergleichsweise großen Aggregationen führen. [41]

> „The assemblages of fifty or more persons at those times were made possible by the concentration of game (caribou and fish), but it would be difficult to demonstrate that these aggregations represented an economic necessity of the urgency found in the assembling of people for the winter sealing period.“(ebd.)

Während der Karibujagd an den Querungsstellen ist die Campgröße etwa vergleichbar mit jener am Fischdamm, das sind 20 bis 30 Personen, die sich aus einigen erweiterten Familien rekrutieren. Die wichtigste Karibujagdphase ist im September und schließt an die Fischdammphase an. Ebenso wie der August ist der September eine Zeit, in der Gütergewinnung über den unmittelbaren Bedarf hinaus im Vordergrund steht. Wenn der Bedarf an Wild, besonders des Felles wegen, gedeckt ist und wenn der Durchzug der Herden zu einem Ende kommt, wird das Lager verlegt. Der folgende Aufenthaltsort ist nicht klar definiert, er hängt von den Möglichkeiten zum Eisfischen ab, die hauptsächlich im Gebiet der Arviligjuarmiut gegeben sind. Tendenziell spaltet sich das Sommerlager nun im Oktober in kleinere Einheiten, vielleicht nur einige Nuklearfamilien, weil die Fangplätze wenig Ausbeute erwarten lassen (BALIKCI 1970:47).
Nach der Karibujagd wird das Nähcamp (*anaraliarfik* = „the place where the clothes are made“ bzw. *merssarnialukfik* = „the sewing place“ – RASMUSSEN 1931:142) aufgeschlagen, bevorzugt an der Meeresküste; es besteht aus Schnee- oder Eishütten. Es umfaßt eine größere Personenanzahl als die Sommer- und Herbstlager, eventuell denen an den Fischdämmen und Querungsstellen ähnlich. Es findet so gut wie keine Nahrungsbeschaffung statt. Das große Camp könnte durch das Bedürfnis nach Kontaktpflege motiviert sein, meint DAMAS (1969b:52).

> „... the attraction of extending contacts outside the small groupings that had been the local unit during most of the preceding phase of the cycle was the chief motive for joining into larger groups at that period.“

In dieser Phase herrscht große Betriebsamkeit, aber auch eine gewisse Sorgenfreiheit mit „song feasts after joyous banquetting on caribou meat and frozen salmon.“ (RASMUSSEN 1931:142) Frost hat bereits eingesetzt, es ist empfindlich kalt, der Schneefall ist unergiebig. Sollte die Eisstärke den Bau von Eishütten noch nicht erlauben, wird nolens volens das kalte, zugige Zelt bewohnt (BALIKCI 1970:48-55). Lt. RASMUSSEN (1931:142) werden Schneehütten bewohnt, was bedeutet, daß die zeitliche Situierung des Nähllagers verschieden ist. Die Abfolge der Beschaffungsaktivitäten variiert von Region zu Region, im wesentlichen wegen der Herbstressourcen. Bei den Arviligjuarmiut wird das Nähcamp, das an einer bestimmten Stelle der Südküste von Pelly Bay errichtet wird, erst nach dem Oktoberfischfang aufgeschlagen. Eine allfällige Moschusochsenjagd wird im Anschluß, nach Beendigung aller Näharbeit, durchgeführt. Die nördlichen Netsilik erledigen die Näharbeit bald nach der herbstlichen Karibujagd (BALIKCI 1970:48-55.).

Der Zeitpunkt des Abbruches des Lagers und somit die Wanderung auf das Eis ist abhängig von der Fülle der Nahrungsvorräte (RASMUSSEN 1931:142).

Die Winterlager sind groß, sie bestehen aus mehreren erweiterten Familien zum Zweck der kollektiven Robbenjagd. Die Robbe nutzt in ihrem Areal wechselweise ein Anzahl von Atemlöchern, daher ist der Jagderfolg durch die Teilnahme möglichst vieler Personen zum simultanen Besetzen möglichst vieler Atemlöcher größer, d.h. maximaler Ertrag durch eine maximale Anzahl von Jägern. Im Winterlager kommen im Schnitt 50 bis 60 Leute zusammen, das sind doppelt so viele wie am Land, ein großes Camp mag sogar bis zu 100 Personen umfassen, aber die Campgröße kann auch wesentlich kleiner ausfallen. Ein Drittel der Lagerbewohner sind jagdfähige Männer und Knaben, also etwa zehn bis 15 an der Zahl. Die Campgröße hängt neben sozialen Faktoren von der Robbendichte ab. Wenige Robben führen tendenziell zu größeren Lagern. Ist die Ausbeute gut, brechen vielleicht kleinere Segmente des großen Lagers weg (BALIKCI 1970:57-58). Eine Variante ist die Existenz mehrerer kleiner Lager in relativer Reichweite zueinander, sodaß zwischen den Camps Kontakt möglich ist (ebd.). Das traditionelle Winterlager, vor der Einführung von Feuerwaffen, dürfte im Hochwinter sogar das Maximumaggregat gewesen sein, das ist die gesamte „regional band“ als Residenzeinheit, meint DAMAS.

> „Usually at some point during the winter the Netsilik population of 450-500 (prior to 1900) converged in four main sealing villages.“ (1969a:122)

Ein zeremonielles Schneehaus steht im Zentrum des Lagers, denn der Winter ist die Zeit intensivsten Soziallebens mit Trommeltänzen und Singwettbewerben (BALIKCI 1970:23-24).

Ein kleineres Wintercamp bedarf eines außergewöhnlich guten Jagdgebietes. Dann bewachen nicht ausschließlich Jäger die Atemlöcher, sondern Frauen sind mitbeteiligt. Das scheint überhaupt eine praktikable Notlösung im Falle einer zu kleinen Jägerschaft gewesen zu sein. Zudem dürfte hier die Quantität der Sommervorräte eine Rolle gespielt haben, Sommervorräte, die einen Gutteil des Winters abgedeckt haben. Ein kleines Winterlager darf als Sonderfall gelten und bestand aus welchen Gründen auch immer, jedenfalls war es vermutlich eine temporäre Einrichtung von mehrjähriger Dauer, bevor es wieder in großen Camps aufging (DAMAS 1969a:120). [42]

Wann die Reise auf das Eis zu den Atemlöchern der Robben beginnt, ist eine Frage der Wintervorräte. Sie reichen vielleicht nur bis Ende November, vielleicht auch bis in den Februar hinein. Auf dem Eis ist die Verweildauer in einem Lager eher kurz, selten länger als einen Monat; der Aufenthalt auf dem Eis ist eine Periode ständiger Bewegung. Wenn um den aktuellen Lagerplatz keine Robben mehr zu finden sind, zieht die Gruppe auf der Suche nach einem besseren Fangareal weiter. Die Entfernung zwischen den Camps hängt vom Jagderfolg ab. In der Regel liegen zehn bis 15 Kilometer zwischen dem aufgelassenen und dem neuen Lagerplatz (BALIKCI 1970:59; RASMUSSEN 1931:142-43).

> „A removal from one hunting place to the other is like a whole migration, on which men and women have to carry along everything they possess. True, this is not much, but when clothing, sleeping skins and household utensils are piled up on the small, often miserable sledges, there is at any rate no room for people to sit. Then in a long procession the sledges move off over the ice to find a good camp with deep drifts for building snow huts. Men and women have to help the dogs to draw the loads, and then when they arrive at a place where good hunting may be expected, they stop and pitch camp. These removals are slow processes. Children who can walk must be able to keep up with the sledges. The only ones who sometimes have difficulty are the old, worn-out men and women; bent with rheumatism they come plodding behind, and no matter how slowly the main body moves, they are usually unable to keep up but only arrive at the camp when the snow houses are finished.“ (RASMUSSEN 1931:143)

In Richtung Frühjahr pflegt sich das große Camp zu teilen. Das große Winterlager spaltet sich in kleinere Einheiten von 20 bis 50 Personen, die weit voneinander ihre neuen Lagerplätze errichten (BALIKCI 1970:58). Anfang Mai findet RASMUSSEN ein Camp auf dem Eis mit 23 Personen vor (1931:37).

> „Camps sometimes broke up into smaller groups toward the end of the winter sealing season in order to get nearer to their spring sealing areas.“ (BALIKCI ebd.)

Nicht zuletzt wegen der erleichterten Subsistenzbedingungen (erleichterter Fang durch weniger Schnee, weniger Kälte, längere Tage) in Anbetracht höherer Robbenquoten und des Vorhandenseins von Ernährungsalternativen ist die Teilung in kleinere Gruppen möglich.

> „This was the season of the most intensive and profitable seal hunting. The increased game returns reduced the necessity of large winter concentrations of seal hunters. The winter settlements broke up into smaller groups of twenty to fifty people, scattered over wide areas, with each group moving in the direction of ist summer fishing and hunting grounds. From these coastal camps the hunters could span a large hunting territory.“ (BALIKCI 1970:82)

Ende Mai, Anfang Juni wird die Spätwinterhütte, *karmaq*, auf dem Meereseis aufgegeben, und an der Küste des Festlandes oder auf einer vorgelagerten Insel wird das erste Zeltlager aufgeschlagen. Zwei Arten von Zelt werden verwendet, das originale, konische Netsilik-Zelt und das „Langzelt“ der Iglulingmiut, das an der Frontseite verlängert ist (RASMUSSEN 1931:170). Die eigentliche Festlandphase beginnt bei BALIKCI (1970:25-26) erst Anfang Juli, was bedeutet, daß sich der Zeitplan klarerweise nach der Eisschmelze richtet.

In Abstimmung mit den anderen Bewohnern des Lagers, vor allem den anderen älteren Männern, entscheidet der *inhumataq*, als normalerweise ältester aktiver Jäger der Verwandtschaftsgruppe der lokale informelle Führer, wann das Lager abgebrochen und wo

das nächste aufgeschlagen wird (BALIKCI 1964:32, 1970:116f.). Es steht jedermann frei, der Entscheidung des Ältesten zu folgen oder nicht.

Güterbeschaffung, Produktion, Bedarf

Organisation und Methoden der Karibujagd

Mehrere Techniken können zu zwei Kategorien von Jagdmethoden zusammengefaßt werden: Die Jagd mit Pfeil und Bogen wird hauptsächlich individuell angewandt, die Jagd mit dem Kajak wird meistens kollektiv ausgeführt. Welche Methode zur Anwendung kommt, hängt von mehreren Einflußfaktoren ab: Geländebeschaffenheit, insbesondere das Vorhandensein von Passierstellen (*nadluq*), Vorhandensein der Karibus in großen oder kleinen Herden, Klima und somit Bodenbeschaffenheit, Anzahl der Jäger und Anzahl der Jagdteilnehmer (BALIKCI 1970:38). Die individuellen Techniken werden primär im Frühjahr, auch im späten Herbst, jedenfalls nicht in der „Hochsaison“ angewandt, und sie sind wenig ergiebig, was zum einen an der Technik liegt, zum anderen an der Beschaffenheit des Wildes, das im Frühjahr mager ist; schließlich ist die geringe Wilddichte ein Faktor (BALIKCI 1964:11, 1970:42-43).

Die kommunale Karibujagd an den Querungsstellen (*nadlursiugtut*) ist die Hauptjagd während der Südmigrationen der Herden. Bevorzugt wird diese Methode an Engstellen von Seen angewandt, die eine Karibuherde verläßlich zum Durchqueren des Gewässers nutzt, wie sie zahlreich auf der östlichen Boothia Peninsula zu finden sind. Ist eine Region arm an natürlichen Querungsstellen, das sind Punkte auf der Wanderroute, an denen die Herde von sich aus einen Wasserlauf durchquert bzw. durchschwimmt, so wird eine „künstliche“ Querungsstelle erzeugt. Etwa auf Simpson Peninsula läßt sich nicht vorhersehen, an welcher Stelle ein See oder ein Fluß überquert wird. Ist es nun notwendig, eine Herde an eine bestimmte Stelle zu bringen, werden Treiber eingesetzt, das sind junge, laufstarke Männer, die das Wild von hinten überraschen und es mit Wolfsgeheul Richtung künstlicher Querungsstelle treiben.

Den natürlichen Passierstellen nähern sich die Beutetiere von sich aus, daher ist der Einsatz von Treibern obsolet. In der Regel am gegenüberliegenden Ufer, das die Karibus ansteuern sollen, warten die Kajakfahrer versteckt mit ihren Speeren, außer die Geländebeschaffenheit erfordert es, am selben Ufer wie die Karibus zu warten. Der Kajakfahrer muß schnell sein, darüber hinaus hat das Verhalten der Paddler immer Wettbewerbscharakter. Die Herde wird gegebenenfalls von Treibern ins Wasser gelenkt; erst wenn sie auf das gegenüberliegende Ufer zuhält, begeben sich die Kajakfahrer am anderen Ufer ins Wasser, paddeln den schwimmenden Tieren entgegen und verfolgen sie, bis sie mit ihnen gleichauf sind. Wassern die Jäger früher, besteht die Gefahr, daß die Herde umdreht und entkommt, bevor die Jagd begonnen hat. Um dieses jedoch zu verhindern, postieren sich Frauen und Kinder am Ufer, stimmen Wolfsgeheul an und

fuchteln mit Fellstücken, um die Tiere am Betreten des Ufers zu hindern, denn instinktiv pflegen sich Karibus der Verfolgung durch Wölfe mit einen Sprung ins Wasser zu entziehen. Wie beim gemeinschaftlichen Lachsfang an den Steindämmen jagt auch hier jeder Mann für sich und seinen Bedarf. Bei dieser Methode ist der beste Paddler der erfolgreichste Jäger, der bei einer Jagd bis zu zehn Tiere erbeuten kann (BALIKCI 1970:43-45; RASMUSSEN 1931:172, 177).

Eine seltene, weil wenig effektive Methode ist im frühen Winter der Bau einer Karibufalle, das ist das Graben einer Mulde in einen Schneewall, in die das Wild hineintappen soll (BALIKCI 1970:39).

In bestimmten Bergregionen bewegen sich die Karibuherden auf festgelegten Routen, was dem Jäger die Arbeit erheblich erleichtert. Er lauert den Tier an seinem Weg auf, wenn nötig Tag und Nacht und nimmt für sein Vorhaben Proviant mit. Diese Pfeil-und-Bogen-Jagdmethode erfordert Geduld und die Fähigkeit, sich über einen langen Zeitraum völlig ruhig zu verhalten. Das Anschleichen an das Wild wird von Einzeljägern, allenfalls zu zweit angewandt. Die Wahl der Technik hängt vom Terrain ab. Wegen des guten Geruchssinnes muß die Windrichtung beachtet werden. Sind keine natürlichen Sichtschutzvorrichtungen, wie Felsen, Hügel, Grasbüschel vorhanden, wird das Karibuverhalten imitiert, bis eine Annäherung in Schußdistanz gelungen ist (RASMUSSEN 1931:23).

Eine Reihe ähnlicher, aber lokal variierender Techniken zeichnet sich durch die Verwendung von Steinkonstruktionen (*taalun*) zur Tarnung des Schützen aus. Wird ein enges Tal von einer kleinen Herde gequert, kann die Bewegung von der Höhe beobachtet werden. Zur rechten Zeit läuft der Jäger in den Talschluß, richtet einen Sichtschutz aus einigen Steinen auf, hinter dem er in Lauerstellung liegt und das Näherkommen der Tiere abwartet. Ein ähnliches Verfahren, mit Treibern und Schützen, wird auch gemeinschaftlich angewandt. Steinpyramiden werden zur Abschreckung bzw. zum Dirigieren der Karibus auf einem Hügelrücken aufgerichtet, der zu einem See führt. Die Schützen liegen am Ende der Pyramidenreihe, in Seenähe, hinter Steinverstecken auf der Lauer. Die Treiber jagen das Wild mit Wolfsgeheul hinunter zum See, wo die Jäger im richtigen Moment zielen. Schmale Meeresstraßen oder Seen, die gewöhnlich von Herden durchquert werden, sind Orte für eine Technik, die das dünne Eis des Herbstes nutzt. Begeben sich die Tiere auf das Eis, folgen ihnen die versteckt wartenden Jäger und treiben sie vom Festland weg. Unter der Druckbelastung der galoppierenden Tiere birst das Eis, das Karibu bricht ein und seine Versuche, wieder auf die Eisfläche zu kommen, lassen die Eisdecke erst recht brechen. Die Tiere werden gespeert oder mit dem Pfeil erlegt und an Land gezogen (BALIKCI 1964:10-16, 1970:41-42).

Organisation und Methoden der Robbenjagd

Die Entscheidung über die Wahl des täglichen Jagdareals fällen die erfahrensten aktiven

Jäger nach intensiven, gemeinsamen Beratungen, in seltenen Fällen ein einzelner, herausragender Mann. [43] Der Fangplatz muß völlig aus frischem, flachen Eis bestehen, es ist bekannt, daß die Robben Gebiete mit altem, gebrochenen Eis meiden. Die Jagdgruppe begibt sich zum ausgewählten Fangplatz, gewöhnlich einige Kilometer vom Lager entfernt. Am Ziel gehen die Jäger, jeder mit seinem unverzichtbaren Schlittenhund an der Leine, nach individuellem Ermessen in verschiedene Richtungen und beginnen mit der Suche der Atemlöcher (BALIKCI 1964:17, 1970:72-74).

> „But a breathing-hole hunter without a dog might just as well stay at home and suck his thumb.“ (RASMUSSEN 1931:148)

Im Winter darf der Hund keinesfalls überfüttert werden, um seine Energie und seinen Spürsinn zu bewahren. Ein hungriger Hund führt den Jäger mit untrüglicher Sicherheit zu einem Atemloch (1931:148-49). Entsprechend ihrer Bedeutung gelten verschiedene Tabuvorschriften, so gilt ein striktes Fütterungsverbot an jener Stelle, an der eine Robbe erlegt wurde. Hunde werden auch mit Amuletten bestückt (1931:149, 159).
Die Netsilik sind Spezialisten für die Atemlochjagd (*maorsarneq*); das Training der Knaben beginnt im Alter von zwölf bis 14 Jahren. Ein Querschnitt durch mehrere Jagdplätze ergibt eine saisonale Fangquote von 20 bis 30 Robben pro Jäger; [44] die Saison dauert ein halbes Jahr und länger. Die Schwierigkeit dieser Technik liegt auf dem schneebedeckten Eis darin, die Atemlöcher überhaupt ausfindig zu machen, eine Aufgabe, die bei stürmischem Wetter mit Schneeverwehungen so gut wie unmöglich ist. Zur notwendigen Ausrüstung gehören insbesondere die Harpune mit Leine, eine Schneesonde, ein Indikator, das ist eine steife Hufsehne des Karibus mit einer applizierten Flaumfeder, weiters eine Felltasche. Üblicherweise gehen alle Jäger des Lagers gemeinsam zu den Fangplätzen. Wird ein Atemloch gefunden, werfen alle Jäger, die sich in Rufweite befinden, ihre Schneesonde dort hin. Nicht, wer das Loch entdeckt hat, sondern der Werfer, der das Loch am besten trifft, darf hier sein Glück versuchen. Die anderen begeben sich weiter auf die Suche (RASMUSSEN 1931:151-59).

> „Once his dog had indicated that a breathing hole was nearby, the hunter announced the discovery with a loud cry. Other hunters searching close by then rushed to the scene and thrust their snow probes into the snow, trying to find the narrow breathing hole. The hunter who first actually hit the hole became its ‚owner‘ and remained there, though he was not always the one whose dog initially discovered the presence of the hole. This custom of course, was not observed by those other hunters who were out of earshot or who had already found their own holes.“ (BALIKCI 1970:74)

Die Schneekuppe wird weggeschaufelt, sodaß das Atemloch frei liegt, in welches der Indikator mit einer Flaumfeder oder einem Holzstückchen daran hineingehängt wird. Dieser Indikator beginnt sich im Luftstrom zu bewegen, ein Luftstrom, der sich bildet, weil die herannahende Robbe das Wasser unter der Eishöhle in Wellenbewegung versetzt. Der Jäger verharrt, stehend auf seiner Felltasche (zum Wärmen und zum Vermeiden von

Geräuschen), die Augen auf den Indikator fixiert, die Harpune stoßbereit im Harpunenhalter, oft stundenlang in nahezu völliger Bewegungslosigkeit, um das hellhörige Beutetier nicht durch Geräusche zu verscheuchen. Wird der Jäger durch den Indikator auf die Robbe aufmerksam gemacht, wartet er, bis sie in der Eishöhle auftaucht, harpuniert sie zielsicher und befördert sie nach beendeter Gegenwehr an die Oberfläche (RASMUSSEN 1931:151-59).

Gegen Ende Mai wird der Robbenfang dadurch erleichtert, daß die Atemlöcher, die als kuppelförmige Erhebungen aus dem Eis hervorragen, leichter zu finden sind, weil der Schnee weggeschmolzen ist. Nun nehmen alle Männer, Frauen und halbwüchsigen Kinder teil, sodaß alle Atemlöcher in einem zusammenhängenden Areal „bemannt“ sind. Bei dieser von RASMUSSEN (1931:160) als *qulengersissut* („they who stand up above“ – gemeint ist das Atemloch – Anm.) und von BALIKCI (1970:82) als *maulerktoq* bezeichneten Methode ist es nicht nötig, sich besonders ruhig zu verhalten, denn Absicht ist es, die Robben am Luftholen zu hindern. Die Teilnehmer ohne Harpune haben Stöcke und stoßen damit die Robbe zurück ins Wasser. So schwimmt sie erfolglos von Öffnung zu Öffnung und verliert in ihrer Verwirrung die Furcht, wodurch sie leichte Beute wird. Ein gutes Robbenrevier vorausgesetzt, verspricht diese Methode mit einer möglichst großen Zahl von Jagdteilnehmern reiche Beute (BALIKCI 1964:18, 1970:82-83; RASMUSSEN 1931:159-60). Es sind weniger bewaffnete Jäger im Einsatz, weil das große Winterlager vermutlich bereits dem kleineren Frühlingslager gewichen ist, dafür ist diese Variante als „Treiber-und-Schützen-Methode“ organisiert. „The small number of hunters was compensated for by the participation of women and children.“ (BALIKCI 1970:83)

Itertulerineq ist eine Robbenfangmethode, die hauptsächlich mit dem Fangplatz Tuat in der Lord Mayor Bay assoziiert und im Frühling angewandt wird. Bedingt durch die Strömung des Wassers an dieser Stelle bilden sich Risse in der Eisdecke. Die Robben geben ab diesem Zeitpunkt ihre Atemlöcher auf und schwimmen nun zum Luft holen an diesen Rissen entlang. Der Jäger überbaut nun einem dieser Risse mit einer kleinen Schneehütte. An der Stelle, wo der Wasserlauf unter der Hütte hindurchführt, bildet er ein Atemloch nach, das die entlang schwimmende Robbe benützt. Der Jäger wartet in der Schneehütte auf seine Beute, die, gleich wie an den echten Atemlöchern, harpuniert wird. In der Regel bringt ein Tag in dieser „Jagdhütte“ eine Fangquote von mehreren Beutetieren (RASMUSSEN 1931:161).

Robbenfang auf der Eisoberfläche

Sivuliksiroq ist eine Einzeljagdvariante, die sich die Eigenschaft der Robbe zunutze macht, nachts von der Eisoberfläche durch ein bestimmtes Atemloch abzutauchen, durch selbiges sie am frühen Morgen wieder hochkommt. Der Jäger beobachtet im Zwielicht der Arktis, an welchem Loch eine Robbe dieses Verhalten zeigt, erwartet ihre Rückkunft in den frühen Morgenstunden und harpuniert sie (BALIKCI 1970:83).

Bei sonnigem Frühlingswetter begeben sich die Robben durch das Atemloch auf das Eis. Ein geschickter Jäger kriecht möglichst geräuschlos, die Bewegungen einer Robbe imitierend, auf Schußdistanz heran, springt auf und zielt mit der Harpune. Dieser Technik (*otulerineq*) kommt nicht annähernd die Bedeutung der Atemlochjagd zu. Sie scheint im Verhältnis zum Aufwand nicht sonderlich ertragreich zu sein, denn zum einen sind die Sonnentage selten, zum anderen ist die Karibufellkleidung nicht wasserdicht und auf der wässrigen Eisfläche schnell durchnäßt, und zusätzlich ist das Karibufell nicht sonderlich gleitfähig (RASMUSSEN 1931:160). Der Robbenfang wird auf diese Weise allenfalls ein bis zwei Wochen betrieben, und zwar in der Phase der landwärtigen Migration von den weit draußen vor der Küste liegenden Robbenfangplätzen (DAMAS 1969b:62). Die wesentlich größeren, regional begrenzt vorkommenden Bartrobben werden auf ähnliche Weise gejagt. Liegt eine Bartrobbe auf dem Eis, nähert sich ihr eine Anzahl von Jägern auf die übliche Art. In einer Entfernung von einigen 100 Metern springen die Jäger auf und rennen fuchtelnd und kreischend auf die Robbe zu, die in völliger Verwirrung erstarrt und harpuniert wird (RASMUSSEN 1931:162).

Neben Robbbenfang und Karibujagd hat alles andere Wild nachgeordnete Bedeutung. An bestimmten Plätzen fand mit Hilfe der Hunde und mit Pfeil und Bogen die Jagd auf Moschusochsen statt. Daher hat diese Spezies nur für wenige Distrikte einen bescheidenen Stellenwert. Polarbären waren an manchen Küsten zahlreich, so bei Isuartorfik, auf Ukjulik und den Robbenfangplätzen westlich und nordwestlich von Matty Island und King William Land. Die Bärenjagd war traditionell nicht unbedeutsam, aber man ging nicht speziell auf Jagd; Bären waren eher ein erwartetes Zufallsprodukt. Wird auf dem Eis eine frische Bärenfährte entdeckt, folgt ihr der Jäger mit seiner Harpune und dem Hund an der Leine stundenlang. Stellt der Hund das Tier oder wird es im günstigen Fall von mehreren Hunden umstellt, beginnt der gefährliche Kampf des Jägers mit der Beute, denn er hat keine sonderlich effiziente Waffe (RASMUSSEN 1931:182-84).
In einer Landschaft der vielen Binnengewässer sind auch Vögel der verschiedensten Varietäten zu finden, aber sie spielen als Ressource eine untergeordnete Rolle, werden eher als willkommene Abwechslung in der eintönigen Diät gesehen. Man geht nicht speziell auf Vogeljagd, dafür ist ihr Vorkommen zeitlich und räumlich zu unsicher. Wenn Vogelschwärme gesichtet werden, wird ihnen aber nachgestellt. So wird im Frühling und Herbst das Schneehuhn mit einem speziellen Schneehuhnpfeil, dessen Spitze einem Knopf gleicht, geschossen. Andere Wildvögel werden in der Zeit der Mauserung, wenn sie flugunfähig sind, gefangen. Der wahre Jägerehrgeiz erwacht aber nur, wenn sich ein Gänseschwarm anbietet, der mit Hilfe der Hunde quasi niedergerannt wird. Auch vom Kajak aus, ausgestattet mit einer Vogelharpune, wird Vogeljagd betrieben. Gelegentlich kommt eine einfache Vogelschlinge zum Einsatz oder eine Bola. Das Fleisch des Schwans wird als Delikatesse angesehen, seine Daunen werden als Indikator bei der Atemlochjagd

gebraucht. Vogeleier werden nicht systematisch gesammelt. Für Füchse, Wölfe, Vielfraße und Polarbären werden verschiedene Arten von Fallenkonstruktionen, hergestellt aus Steinen, verwendet (1931:187-89).

Fischfangmethoden

Der Gebrauch von Fischhaken an einer Sehnenschnur ist bekannt, aber das bevorzugt verwendete Gerät ist der gabelförmige Fischspeer mit Widerhaken. Am Ende des langen Schaftes sind zwei Zinken mit Widerhaken angebracht und auf dem Schaftende sitzt eine scharfe Spitze (three-pronged leister). Fischschwärme von Lachsforellen werden in Flußbiegungen oder in aus Steinen errichtete Dammkonstruktionen gelenkt und gespeert (BALIKCI 1970:33; RASMUSSEN 1931:24). Seichte Abschnitte in Bächen und Flüssen werden mit einem speziellen Steindamm vollständig abgesperrt. Die Dammanlage (*saputit*) hat die Form eines Trichters, der sich flußaufwärts stark verengt und nach diesem „Flaschenhals“ (*ukuaq*) in eine mehrere Meter breite, ringförmige Ausbuchtung, eine Art Teich (*qagsge*) mündet, eine Ausbuchtung, die reihum mit spitz zulaufenden „Kästen“ als Fallen, aus Steinen errichtet und mit einer Steinplatte abgedeckt, ausgestattet ist. Die Fallen sind individuelles Eigentum, wie auch der Fang, der damit erwirtschaftet wird, und gehören oftmals Männern, die nicht oder nicht mehr in der Lage sind, effizient mit dem Speer zu arbeiten.

Fischfang an den Dämmen ist eine kommunale Angelegenheit. Das große Becken (*qagsge*) ist unter ständiger Beobachtung von ein oder zwei Männern, die mittels Signalen mit den im Camp wartenden Fischern kommunizieren. Alle Teilnehmenden, das können neben Männern auch Frauen und Kinder sein, fischen gleichzeitig, das Zeichen zum Betreten der Anlage gibt der „superintendent of fisheries“, eine Art Fischfangleiter, der älteste aktive Mann in Camp, meistens das Oberhaupt der größten anwesenden erweiterten Familie (BALIKCI 1964:19, 1970:34; RASMUSSEN 1931:64). Vier bis fünf Männer begeben sich 20 bis 30 Meter unterhalb des Dammes ins Wasser und bewegen sich mit ihren Speeren wild gestikulierend flußaufwärts, um den Schwarm in die Ausbuchtung zu treiben. Ist kein Fisch mehr im Fluß, wird der „Flaschenhals“, durch den die Lachse geschwommen sind, mit einem Stein abgesperrt. Die Leute begeben sich nun in den „Teich“ und versuchen, größtmögliche Beute zu machen. Die Männer speeren Lachs um Lachs und fädeln ihn auf eine mitgebrachte Leine auf, die an einer Knochennadel zum Durchstechen und Töten des Fisches hängt. Die Lachse, die dieser Fangmethode entkommen, schwimmen in die Fallen. Normalerweise arbeiten Männer und Frauen an den Fallen, d.h. an der eigenen Falle in Kooperation: Eine Person hält die Fischgabel, um ein allfälliges Entkommen des Lachses zu verhindern, die zweite Person lüftet die Abdeckplatte der Falle und faßt die Beute (RASMUSSEN 1931:65, 1946:140, 154).

Wenn das Eis im See aufbricht, sammeln sich die Süßwasserforellen in den offenen Kanälen zwischen den Eisschollen. Die Männer stehen auf dem Eis und fischen mit dem

Speer, der auch am Fischdamm verwendet wird. Eine weitere Methode ist das Fischen mit der Harpune, das bei großen Forellen an felsigen Ufern und in Gezeitentümpeln an der Küste angewandt wird. Diese beiden Techniken werden individuell betrieben, im Gegensatz zum gemeinschaftlichen Fischfang an den Steindämmen (BALIKCI 1970:27-30).

Eislochfischfang, hauptsächlich im Herbst, findet an den Binnengewässern statt. Diese individuelle Fangart zeitigt dort, wo bekanntermaßen ergiebige Lachsgründe sind, vor allem im Pelly Bay-Distrikt, gute Ergebnisse, sie dürfte die ertragreichste Individualmethode sein. Der Fischer bewegt mit der einen Hand den Blinker im Wasser hin und her, in der anderen Hand hält er den Speer bereit (BALIKCI 1964:21, 1970:50-51).

Fischfangplätze sind ebenso allgemeines Wissen, zumindest für die Regionalgruppe, wie die Kenntnis der Karibuschwemmstellen und der Robbenfangreviere. Es ist auch bekannt, welche Fangmethode an welchem Ort zum Einsatz kommt, die von der Fangzeit und ergo vom Verhalten der Fische abhängig ist. Neben dem Fischspeer kommt auch die Lachsharpune, die mit einer Schwimmblase versehen ist, an den großen Flüssen zum Einsatz (RASMUSSEN 1931:184). Im Gebiet der Arviligjuarmiut existieren 24 *saputit*-Anlagen, zwölf in der südlichen Pelly Bay, zwei an der Westküste der Pelly Bay und zehn auf der Simpson Peninsula. Nicht alle werden für den Fang von absteigendem und aufsteigendem Lachs gleichermaßen genutzt.

> „Some stone weirs, however (like the one at Agliarusiq Kuga, long. 89° 35‘W., lat. 68° 30‘N.), were used both during the spring downrun of the arctic char (around July 8 to 10) and during the autumn uprun (after August 15).“ (BALIKCI 1964:19)

Bevorratung

> „There is never a superabundance of the food the Eskimos live on, and in the short period when it is possible to procure more than for immediate needs, they have to lay in stores against the many stern days when no hunting is feasible.“ (RASMUSSEN 1931:132)

Robbenspeck (blubber) wird, soweit er nicht sofort gebraucht wird, für den nächsten Winter gelagert. „There was not much blubber to cache for the winter, it is true, but apparently they were not accustomed to having more.“ (RASMUSSEN 1931:45) Er wird in einem Robbenbalg aufbewahrt, der dem Tier im Ganzen abgezogen wird, wobei die Fellseite nach innen gekehrt wird. Ein Behältnis dieser Art, gefüllt mit dem Speck von fünf mittleren Robben, wird als *orssot* bezeichnet. Der eingefüllte Speck schmilzt allmählich zu Öl. Wer drei oder vier o*rssotit* für den Winter hat, gilt als wohlbestallt. Die meisten Familien haben weniger oder gar keinen Vorrat, obwohl der Tran im Sommer so gut wie nicht verwendet wird (BALIKCI 1970:85-86; RASMUSSEN 1931:146).

> „For the blubber supplies they can put aside for the winter are astonishingly small, even in the spring months when most seals are caught.“ (RASMUSSEN 1931:146)

Nach der Rückkehr vom Eis auf das Festland werden die im Sommer überflüssigen Utensilien wie Holzschlitten, Hundegeschirr, Trockengestell, Seifensteinlampe und allenfalls nicht gebrauchte Kleidung in einem Depot bis zum nächsten Herbst verstaut. Vor allem aber werden die Tranvorräte von der Frühjahrsjagd sicher aufbewahrt. Für diesen Zweck eignen sich Lagerräume aus Steinen auf hohen Klippen oder auf kleinen, vorgelagerten Inseln, die für Raubtiere unzugänglich sind (BALIKCI 1970:25-26). Da diese Gerätschaften und Vorräte erst in der Frostperiode wieder verwendet werden, sind sie, im Falle von Insellagerplätzen, über das Eis wieder zugänglich, ebenso, wie sie im Frühling über das zugefrorene Eis hergebracht wurden.

Pibsit, der im Sommer gefangene Fisch, soweit nicht für unmittelbaren Verbrauch benötigt, wird aufgeschnitten, gereinigt, die Innereien entnommen und zum Trocknen aufgehängt, was Frauenarbeit ist (BALIKCI 1970:35; RASMUSSEN 1931:24). Wenn sich die großen Fischzüge dem Ende zuneigen, werden die getrockneten Vorräte vor Ort in Depots eingelagert. Ein Speicher ist ein ovales Gebilde aus Kopfsteinen, dessen Boden aus einer Lage Schotter besteht, worauf die Fische in Reih und Glied geschichtet werden. Ist das Behältnis voll, wird es mit schweren Steinen abgedeckt, die den Fisch nicht nur niederpressen, sondern auch Raubtieren keine Chance lassen, an den Depotinhalt zu gelangen. Wegen der schweren Steine ist die Kooperation von zwei bis drei Männern notwendig (BALIKCI 1970:37).

Das Karibufleisch, das der Lagerung zugeführt wird, wird zerteilt und zum Trocknen auf Schnüren aufgehängt (1970:46). Zum Schutz vor Füchsen, Wölfen und Vielfraßen ist es die Regel, die Vorräte auf hohen Plattformen oder unter Steinpyramiden aufzubewahren, auch wenn die Lagerung nur kurzfristig ist. Fleischverstecke werden prinzipiell nur aus Steinen errichtet (RASMUSSEN 1931:71, 114). Anfang September ist die Zeit des Lachsforellenfanges. Der Fang wird für den Winter ohne weitere Präparierung konserviert. Die nun einsetzende Eisbildung ermöglicht eine natürliches Tiefgefrieren (1931:24). Bei den Arviligjuarmiut kann auch der herbstliche Eislochfischfang substantielle Erträge bringen, die in einem Gehäuse aus Eisplatten, ähnlich der rechteckigen Eishütte, deponiert werden (BALIKCI 1970:51).

Die Vorratsspeicher befinden sich nahe der Produktionsstätte, spr. nahe der Fischfangreviere und Karibujagdplätze, der Robbentran wird natürlich an Land gebracht. Bei Bedarf an Nahrung wird das Camp nicht zum Speicherplatz verlegt, sondern der Inhalt des Depots bzw. ein Teil des Inhalts wird mit dem Schlitten zum Lagerplatz, meistens Nähcamp oder Robbenfangcamp, transferiert. Der Wert der Speicher ermißt sich nicht zuletzt daran, daß sie bei Gelegenheit inspiziert werden: „Next day the visitors left us after having inspected some caches that they had built near the camp last spring.“ (RASMUSSEN 1931:74)

Handel

Der Seifenstein, der für die Produktion von Lampe und Kochtopf gebraucht wird, kommt nur an wenigen Plätzen vor, hauptsächlich südwestlich von Pelly Bay. Für die östlichen Netsilik ist eine Schlittenreise zum Abbauplatz durchaus möglich. Die westlichen Netsilik sind hier benachteiligt und kommen durch Handel an die unverzichtbaren Utensilien (BALIKCI 1970:20). Holz dürfte auch durch Binnenhandel erworben worden sein, zu dem die westlichen Netsilik, etwa die Ilivilirmiut der Adelaide Peninsula, leichteren Zugang hatten (BALIKCI 1964:42).

Holz, zum Bau von Schlitten und Kajaks, ist Mangelware im Gebiet der Netsilik, aber die Arviligjuarmiut unternahmen „foreign travels“ in Territorien anderer Eskimostämme, um dieses Luxusgut, ebenso wie Eisen (für Nähnadeln, Armierungen von Jagdwaffen und Messer) zu erwerben (RASMUSSEN 1931:24).

> „... the most skilful hunters, who were able to accumulate large stores of meat, liked to undertake long journeys for the purpose of bartering for the precious things they longed for.“ (1931:25)

Diese Schlittenreisen konnten Jahre dauern (1931:26). Zwei Brüder bringen eine Ladung Fuchsfelle vom magnetischen Nordpol nach Pelly Bay, um Gewehre zu kaufen. Die Leute von Pelly Bay treiben Handel mit Repulse Bay (1931:32). Der Warenverkehr mit den Handelsposten muß also nicht direkt erfolgen, sondern kann über andere Gruppen abgewickelt werden.

Außenhandel wurde in Sachen Seifenstein und Holz vermutlich auch mit den westlichen Copper-Eskimo getrieben, die als Gegenleistung Eisen erhielten, wofür die Fundstelle John Ross‘ liegengebliebenes Schiff Victory war. Tausch von Landtieren und deren Produkten (Moschusochsenhorn, Häute, Fleisch) und von Süßwasserfisch fand mit den östlichen Iglulik statt (DAMAS 1972:238). Welche Gegenleistung die Netsilik erhielten, konnte nicht erhoben werden, auch nicht Umfang, Häufigkeit und Verbreitung von Handelsbeziehungen dieser Art.

Jährlicher Zyklus des Ressourcenerwerbes

Der jährliche Migrationszyklus folgt, den Ressourcenvorkommen entsprechend, einem festgelegten Grundmuster. Grob können eine lange Winterphase zur Robbenjagd auf dem Eis vor den Küsten und eine kurze Sommerphase zum Fischfang und zur Karibujagd im Binnenland unterschieden werden.

Winter:

Die Hauptsubsistenzaktivität von Jänner bis Mai ist der Robbenfang an den Atemlöchern (BALIKCI 1970:57). Die Robbenjagd beginnt bei den Arviligjuarmiut frühestens im November, sollten sie Fleisch oder Tranöl benötigen. Nachdem im Herbst die neuen

Kleider für den Winter angefertigt wurden, wird das Lager auf dem Festland abgebrochen, und der Zug auf das Eis zur Robbenjagd beginnt. Voraussetzung für den Beginn der Robbenjagd ist die Beendigung der weiblichen Näharbeit. Sind große Vorräte von Lachs und Karibufleisch vorhanden, setzt die Robbenjagd kaum vor Anfang März ein, sie kann jedoch auch schon Ende November beginnen (RASMUSSEN 1931:24, 142). Die Robbenjagd findet nur auf dem Eis statt, nicht im offenen Meer. Auf dem Eis finden sich mehrere Lokalgruppen zu einer Produktionseinheit in einem großen Schneehüttencamp zusammen. Mehrere Gebiete sind als gute Fangplätze bekannt, so die Pelly Bay, Shepherd Bay, Rae Strait und Lord Mayor Bay. Die Methode des Winters ist die Atemlochjagd (*maorsarneq*), bei der die Robbe während des Atemvorganges harpuniert wird (BALIKCI 1970:56-57; RASMUSSEN 1931:151). Die Wahl des Campplatzes ist in erster Linie vom Vorhandensein eines Clusters von Atemlöchern abhängig, der ein untrügliches Zeichen der Anwesenheit dieser Seesäuger ist. Campplatz und Jagdgebiet haben noch einigen anderen Kriterien zu genügen. So muß das Atemlochareal mit Rücksicht auf des scharfe Gehör der Robbe mit Schnee bedeckt sein, der die Schritte dämpft, aber nicht zu viel Schnee, weil dann das Auffinden der Löcher ein Problem ist. Zur Gewährleistung der Trinkwasserversorgung ist zu beachten, daß das Camp in der Nähe von Alteis aus dem Vorwinter liegt. Vorjahreseis ist entsalzt und ist als aufgetürmter Einschluß in die neue, glatte Eisdecke an seiner gebrochenen Struktur erkennbar (BALIKCI 1970:57).
Werden die Jäger Bärenfährten ansichtig, folgen sie mit ihren Hunden den Spuren; der Bär wird mittels einer Harpune mit spezieller Spitze erlegt (1970:78). Ende März wirft die Robbe auf der Eisoberfläche, neben dem Atemloch, ihr Junges. Dieses ist anfangs schwimmunfähig, daher leichte Beute für die Jäger (1970:80-81).

Frühling:
Zentral ist jetzt der kollektive Frühjahrsrobbenfang (*maulerktoq*). Die verringerte Jägerzahl der nach dem großen Winterlager kleineren Lager wird durch die Teilnahme von Frauen und Kindern kompensiert, die eine luftholende Robbe von ihrem Loch vertreiben, bis sie an ein von einem Jäger mit Harpune besetztes Loch gerät. Die langen Tage und das vergleichsweise milde Wetter sind wesentliche, die Arbeit erleichternde Faktoren. Der Schnee beginnt zu schmelzen, das Eis wird wässrig und bricht stellenweise, wodurch lange Rinnen entstehen. Die Atemlöcher sind nun leicht zu erkennen. Die Robben schlüpfen durch ihre Atemlöcher an die Oberfläche und liegen in der Sonne. Individuelle Techniken sind *sivuliksiroq* und *auktoq*. Erstere nutzt die Eigenheit der Robbe, in der Früh durch jenes Atemloch auf das Eis zu kriechen, durch das sie in der Nacht ins Meer abgetaucht ist. Der Jäger schaut am späten Abend, wo eine Robbe liegt, und erwartet im Morgengrauen ihr sicheres Auftauchen. Die zweite Technik bezieht sich auf das Anschleichen an eine Robbe auf der Eisoberfläche, eine besondere Kunst, die nur von wenigen Netsilik beherrscht wird, daher ist diese Fangart von geringer Bedeutung (BALIKCI 1970:82-83).

Etwa Anfang Juni, vielleicht etwas später wird die Robbenjagd beendet, die Lager auf dem schmelzenden Eis werden abgebrochen und die Netsilik kehren auf das Festland zurück. Solang die Robbenjagd möglich, also das Eis begehbar ist, werden vom Lager an der Küste aus sowohl diese Meeresressource als auch Festlandressourcen, soweit vorhanden, genutzt. Gelegentlich wird die Robbenfangsaison erst Ende Juni beendet, aber zu diesem späten Zeitpunkt kann das schmelzende Eis gefährlich brüchig werden und der Transport des Tranvorrates (nebst allen anderen Utensilien), der zum Heizen und Kochen im Spätherbst/Winter benötigt wird, mit dem sich auflösenden Schlitten aus Karibufell problematisch (BALIKCI 1970:86-89; RASMUSSEN 1931:54-55).

Das Lager teilt sich an der Küste vielleicht noch einmal; man bewohnt wieder das Zelt. Allerhand Kleinwild, wie Hasen, Lemminge, Erdhörnchen tummelt sich im Umkreis, auch Seemöven sind da; das Karibu ist wieder präsent. Die Camps sind weit verstreut, jede Gruppe wählt einen Platz, der strategisch günstig ist für allfälligen weiteren Robbenfang als auch für das Erbeuten von Landtieren, und der in die Richtung ihrer Sommerjagd- und -fanggründe führt (BALIKCI ebd.).

Je nach Region verschieben sich die Schwerpunkte der Ressourcengewinnung. In der Regel dominiert nach wie vor die Robbenjagd auf dem Eis, aber vorher, gleichzeitig oder danach wird anderem Wild nachgestellt. So befassen sich die westlichen Netsilik gelegentlich, nicht nur im Frühjahr, mit dem Fang von arktischem Dorsch, der durch Löcher im Meereseis mit einem Fischhaken, mit oder ohne Blinker, geangelt wird. Bei erfolgloser Robbenjagd im Winter gilt Dorsch als einzige, überlebensnotwendige Notnahrung. An manchen Küstenabschnitten mit Steilklippen nisten Seemöven, die von geschickten Kletterern gefangen werden; ihre Eier werden eingesammelt. In wessen Gegend forellenreiche Binnengewässer sind, der schiebt einige Tage Fischfang in Form von Eislochfischerei ein, bevor die eigentliche Frühjahrsrobbenjagd anfängt. Frauen und Männer beteiligen sich am Forellenfang. Die Karibujagd, die gelegentlich stattfindet, ist wegen der noch geringen Zahl nicht sehr ergiebig, zudem sind die Tiere mager. Anfang Juli ist es mit der Robbenjagd aufgrund des brüchigen Eises endgültig vorbei, und die Nutzung von Meeresressourcen ist beendet. Der Speiseplan wird mitunter durch mitgebrachtes Robbenfleisch ergänzt (BALIKCI 1970:87-88).

Das Hauptnahrungsmittel im Juli aber ist Fisch; Fischfang ist jetzt die Hauptarbeit der Männer. Zum einen werden bereits kleinere Quantitäten der meerwärts schwimmenden Lachsforellen an den Steindämmen gefangen, zum anderen wird Forellenfischfang mit dem Fischspeer betrieben, sowie die großes Geschick erforderliche Jagd mit der Fischharpune, deren Spitze abnehmbar ist. Abgesehen von letztgenannter Methode, die bei großen Forellen an felsigen Steilufern und bei Lachsforellen in Flußmündungen und Gezeitentümpeln angewandt wird, ist Fischfang mit Warten verbunden, denn wann nennenswerte Schwärme an den strategischen Fangplätzen eintreffen, ist nicht genau vorherzusehen (BALIKCI 1970:28-30).

> „At the first part of the season trout are the principal form of food, but there was some sporadic caribou hunting with bow and arrow; the hunters concealed themselves behind talut, which were built right up to the paths usually followed by the game, and there they could lie for days and wait.“ (RASMUSSEN 1931:170)

> „Salmon and trout in rivers and lakes are looked upon as very important food. In the part of spring and summer when there is nothing else to live on, they maintain life by means of trout fishing. And they can collect supplies that will tide them over the periods in winter when no other food is to be had.“ (RASMUSSEN 1931:185)

Sommer:
Als der eigentliche Sommer gilt der August, jener Monat, in dem die großen Fischschwärme erwartet und an den Steindämmen gefangen werden. Bis dahin sind die Nahrungsquellen bisweilen dürftig, auf Karibus ist nicht immer Verlaß. Gelegentlich werden Beeren gepflückt, Seemöven sowie Forellen mit Köder und Leine gefangen (RASMUSSEN 1931:61). Bevor die Fischzüge kommen, gilt es, die Dämme zu reparieren. Die Quellen sprechen unisono von der Rückkehr der Fischschwärme in der ersten und zweiten Augustwoche mit zunehmender Intensität gegen Ende August (BALIKCI 1970:32; RASMUSSEN ebd.). Von der Ankunft am Fangplatz bis zum ersten Fang muß eine mehrtägige Spanne für die Reparatur der Anlage einkalkuliert werden. Fischfang an den Binnengewässern von King William Land beginnt etwa Mitte August und erreicht seinen Höhepunkt Ende August/Anfang September. Anfang September ist ideal zum Fischfang, denn nun beginnt die Eisbildung, was ein Frischhalten der Vorräte bis in den Winter gewährleistet (RASMUSSEN 1931:24).

Herbst:
Die Karibus sind im September nicht nur in den größten Konzentrationen vorhanden, jetzt ist auch das Fell in idealem Zustand, denn das neue, dichte Haarkleid für den Winter ist noch kurz. In der Tat findet gelegentliche Karibujagd mit Pfeil und Bogen oder vom Kajak aus auch in den Vormonaten, im Juli und August statt, aber diese Jagden sind marginal und von vergleichsweise geringer Bedeutung (BALIKCI 1970:38). Die große Septemberjagd an den Querungsstellen der Gewässer aber ist von vitaler Bedeutung, des fetten Fleisches wegen, aber vor allem um den Bedarf an Fell für Winterbekleidung, Matten, Schlaffelle und den Bedarf an Sehnen zum Nähen zu decken.
Wenn die Gewässer zufrieren, sind die Südmigrationen zu Ende, somit die großen Fänge, die an den Passierstellen mit Hilfe des Kajaks möglich sind. Das Kajak wird auf einem hohen Steinhaufen an Ort und Stelle überwintert, das Lager wird aufgelassen (1970:46-47).
Der Oktober ist eine Übergangszeit zwischen den Polaritäten Sommer und Winter. Jetzt werden alle Vorkehrungen für den Winter getroffen, Vorräte an Lachs und Fleisch entbinden bis zu einem gewissen Grad von der unmittelbaren Notwendigkeit der

Nahrungsbeschaffung. Die Ressourcengewinnung ist regional und von Jahr zu Jahr unterschiedlich. Eislochfischfang (Lachs) mit Köder und Fischspeer ist bei den Arviligjuarmiut Anfang Oktober am Kellett River südlich der Pelly Bay erfolgreich, bevor mit der Nahrungsgewinnung wegen der Nähperiode pausiert wird. An den besten Plätzen campieren kleine Gruppen; die einzeln agierenden Fischer sind in der Lage, neben dem täglichen Bedarf kleinere Quantitäten in Depots aus Eisplatten einzulagern. Diese Technik kann etwa bis Anfang November angewandt werden; dann nämlich wird das Eis zu dick. Nach dem Nähcamp findet gelegentliche Jagd auf Moschusochsen statt, die nur in der Hügellandschaft westlich und südlich der Pelly Bay beheimatet sind und gezielt gejagt werden (1970:51). Die nördlichen Netsilik erledigen die Näharbeit nach der Karibusaison (1970:55) und dem Fang von Süßwasserforellen. Im Norden ist der Karibuertrag größer, die Lachsvorkommen geringer, Moschusochsen spielen keine Rolle (1970:53).
Die Bestimmung des Zeitpunktes für den Gang auf das Eis variiert stark und hängt in erster Linie von der Menge der Vorräte ab. Ein früher Zeitpunkt ist Ende November, in sehr guten Jahren kann der Beginn der Robbensaison bis Ende Februar, Anfang März hinausgezögert werden, in sogenannten normalen Jahren wird im Jänner aufgebrochen (BALIKCI 1970:55-56; RASMUSSEN 1931:142).
Der überlieferte Migrationszyklus der beschränkten *ilagiit* des Arviligjuarmiut-Informanten Kringhorn betrug im Jahr 1918 etwa 130 Kilometer (BALIKCI 1964:43).

Transporttechnologie

Die Schlitten wird mangels Holz [45], das ein ebenso hochbegehrtes wie seltenes Material ist, aus der aus zusammengenähten Seehundfellen bestehenden Zelthaut (*iktaq*), die in der Schneehüttenperiode nicht gebraucht wird, gefertigt. Die Felle wurden im Wasser aufgeweicht, mehrmals zusammengeschlagen und in der Form von Schlittenkufen gefrieren gelassen. Verstärkt wurden die „Kufen“ mittels Zwischenlagen von Lachs oder Fleischstücken. Die Kufen waren mit Torfbrei und Eis beschuht, die Querrippen des Schlittens bestanden aus zusammengebundenen Geweihsprossen. Der Schlitten, der mit mehreren 100 Kilogramm enorm belastbar war, konnte bis Ende April verwendet werden, dann verlor er aufgrund zunehmender Erwärmung an Stabilität und fiel auseinander. Die Kufen waren willkommene Nahrung: Die Häute, wahlweise auch vom Moschusochs, waren Hundefutter, das eingelegte Fleisch bzw. der Lachs kam den Besitzern zugute (RASMUSSEN 1931:25). Wenn nur die Torf-/Eisbeschuhung aufgrund stärkerer Tageserwärmung schmilzt, der Schlitten aber noch stabil ist, werden lange Eisblöcke aus Süßwasser zurechtgeformt, mit weichem Schnee und Wasser an die Kufen „zementiert“ und bei Nachtfrost anfrieren gelassen. Mit dieser Methode kann der Schlitten einen Tag lang eingesetzt werden, selbst bei kräftiger Sonneneinstrahlung (1931:145).

Im Mai muß der übliche Schlitten endgültig aufgegeben und durch andere Transportmittel ersetzt werden. Die Gebrauchsgüter wurden nun in das Fell eines Bären oder einer Bartrobbe eingeschlagen und zu einem großen Bund zusammengeschnürt. Mit der Fellseite nach außen und mit dem Strich gegen die Zugrichtung glitt der Bund leicht über den weichen Frühjahrsschnee (BALIKCI 1970:81-82; RASMUSSEN 1931:25). Der Lagerwechsel ist stets eine Strapaze, weil der schwer beladene Schlitten gezogen und geschoben werden muß, allenfalls unterstützt von einem kleinen Hundeteam (RASMUSSEN 1931:143). Mehr als durchschnittlich ein bis zwei Hunde pro Familie sind aber wegen des Fütterungsproblems nicht zu erhalten (BALIKCI 1970:56). Dennoch ist ein Ortswechsel im Winter bei Schnee und Eis mit Hilfe des Schlittens leichter zu bewältigen als in der frostfreien Periode, denn der Boden der Tundra ist tief und morastig. Notwendige, außertourliche Reisen werden daher im Winter unternommen (1970:30).

Das Kajak wird in Binnengewässern und nur in Ausnahmefällen auf dem Meer verwendet (RASMUSSEN 1931:75). Es ist ein unerläßliches Wasserfahrzeug, sowohl für den Transport im Binnenland, aber insbesondere für die traditionelle kommunale Karibujagd im September, bei der die Herde mit dem Kajak verfolgt wird und die schwimmenden Tiere mit den langen, schlanken Lanzen getötet werden. Betont wird „the extremly important role played by the kayak in these regions, not only in the hunt but as a ferry over lakes and sounds ...“. (1931:171) Das Kajak ist als Transportfahrzeug für Mensch und Material im Einsatz, um im Sommer den Lagerplatz zu wechseln. Zwei längsseitig starr verbundene Kajaks ergeben eine Art Fähre, mit der kurze Distanzen bewältigt werden können. In ruhigem Wasser können damit sechs Personen plus Hab und Gut transportiert werden (1931:175).
Jeder Mann, der etwas auf sich hielt, besaß ein Kajak, das sich durch sein geringes Gewicht auszeichnete, wodurch es kilometerweit über Land getragen werden konnte, um zu den Lachsfangplätzen und zu den Karibujagdstellen zu gelangen. Das Kajak wird mit Robbenhaut bespannt, etwa sechs Häute sind nötig. Große Sorgfalt wird auf die Präparierung der Häute verwandt, denn das Fahrzeug soll so leicht wie möglich sein. Das wird vor allem durch sorgfältige Schabung zur Befreiung von allen Fettresten erreicht. Je weniger Fett, desto trockener wird die Haut und desto leichter ist das Kajak. Die Häute werden an den Robbenfangplätzen zugerichtet und am Ende der Robbensaison an Land mitgenommen und von den Frauen zusammengenäht. Den Männern obliegt es, die Kajakhaut über das hölzerne Skelett zu spannen, eine sehr anstrengende Arbeit. Die Haut muß völlig straff am Rahmen anliegen, um lautloses und schnelles Gleiten des Fahrzeuges im Wasser zu gewährleisten. Der Karibuschütze muß, um erfolgreich sein zu können, mit seinem Kajak vor allem schnell sein. Frauenarbeit ist es schließlich, die Kajakabdeckung anzunähen, was ebenfalls mit größter Sorgfalt geschieht. Üblich ist es, daß dabei alle

Frauen des Lagers zusammenhelfen und ihre Könnerschaft zeigen, was zum Wohle des Kajakeigners ist (RASMUSSEN 1931:171-72).

> „It is said that a hunter will have good luck if all women vie with one another in covering his kayak, and so they should all take a hand.“ (1931:172)

Im Herbst wird das Kajak an der Karibuquerungsstelle, seinem Haupteinsatzort, auf einem Steindepot verstaut. Im Frühjahr wird es an der ersten Festlanddestination wieder fit für die nächste Saison gemacht. Aber bereits vorher, während die Erde noch schneebedeckt und schlittentauglich ist, wird es vom Herbstplatz zur Frühsommerlokation transportiert (BALIKCI 1970:30).

Kälteschutz und Wärme

Kleidung:

„The *oqugssät* (that which is to warm) was just as important to a Netsilingmiut as his food.“ (RASMUSSEN 1931:173) Der Bedarf eines Mannes liegt bei wenigstens 15 Karibufellen inklusive Schlaffellen (1931:23). Nur im August und September liefert das Karibu jene Fellqualität, die für das Tragen ein und derselben Kleidungsstücke ein ganzes Jahr lang notwendig ist. RASMUSSEN rechnet vor: Sieben Felle für äußere und innere Jacke und Hose sowie Stiefel des Mannes, sechs Felle für die Frauenkleidung, drei bis vier Felle für die Kinderbekleidung, und im Idealfall soll für den Mann ein Reservegewand zur Verfügung stehen. Schlaffelle, Decken und Zelthaut sind hier nicht eingerechnet (1931:174).

> „Before firearms were introduced it has certainly been difficult for most Eskimos to get so many, and in most cases they managed by the help they received from those who were well supplied.“ (1931:175)

Kleidung aus Karibufell ist sehr gut isolierend, leicht an Gewicht und weich, daher ermöglicht sie gute Beweglichkeit. Robbenhaut ist fester, dauerhafter und relativ wasserdicht. Für diverse Sommerbekleidung eignet sich Robbenhaut besser, etwa für Stiefel oder für die Jacke des Kajakfahrers. Im Notfall, wenn die Karibufelle nicht auslangen, wird auf Bären- und Moschusochsenfelle zurückgegriffen, aber die Trageeigenschaften sind aufgrund des hohen Gewichts ungünstig (BALIKCI 1970:8-13).

> „In a good year, the better hunters working at the natural crossing places could accumulate a sufficient number of skins to satisfy the needs of their families without any real trouble. But not all hunters were good hunters, not all years were good years... . Consequently, in spite of the Netsilik’s best efforts, there were winters when bearskins or even musk-ox skins had to be used as a substitute for caribou fur.“ (1970:47)

Bei der Karibujagd findet gewissermaßen ein Wettrennen darum statt, den Speer als erster gegen die Beute zu schleudern. Neben Gründen der Ehre wird der Ehrgeiz auch durch den Brauch angestachelt, daß jener Schütze das Karibufell bekommt, dessen Speer zuerst das Beutetier trifft, obwohl das Tier möglicherweise durch die Lanze eines anderen Jägers zu Tode kommt. Man kann nie genug Felle haben (RASMUSSEN 1931:172-73). Im Sommer ist die Kleidung bereits in erbärmlichem Zustand. Der Sommer an den Fischfangplätzen ist auch die Zeit der geselligen Spiele im Freien, zu denen RASMUSSEN (1931:68, 83) meint: „Naturally enough, the people usually chose the games that provide both warmth and excercise ... .“ (1931:68) Neue Kleider gibt es erst im Herbst, nach dem Schneefall, wenn Schneehütten gebaut werden können (1931:51).

> „The natural reason for this is that in these regions economy must be practised in every department; one is forced to do so in a country where starvation is always lurking.“ (1931:51)

> „... this was the life they were accustomed to, and their bad clothing which had hardened them was not the result of lack of skins, but of taboo.“ (1931:63)

Behausung:

Neben Fellkleidung und Zelt oder Schneehütte bedarf es zum Kälteschutz auch der Decken und Felle zur Ausstattung der Schlafplattformen. Bei der Karibujagd muß auch dieser Bedarf berücksichtigt werden, eventuell auch jene acht bis 16 Häute, die zur Zeltabdeckung zusammengenäht werden (RASMUSSEN 1931:175). Die Zelthaut ist alternativ aus Robbenfell; von ihrem Gewicht her kann sie während der Sommerwanderungen von einem Hund transportiert werden (BALIKCI 1970:4). Schlaffelle aus Bären- und Moschusochsenfell werden nur im Notfall verwendet, wenn die Karibuausbeute zu gering ist (1970:12-13).

Alternativ zur Schneehütte beherrschen die Netsilik den Bau von Hütten aus Eisblöcken. Sie sind eine Notlösung für den Herbstanfang, wenn noch nicht ausreichend Schnee zum Hüttenbau gefallen ist. In der Eishütte ist es empfindlich kälter als in der Schneehütte, daher werden sie nur benützt, bevor die strenge Kälte einsetzt. Die Eisblöcke werden aus der Eisdecke eines Sees gehauen, mit Riemen, die durch in den Eisblock gebohrte Löcher gezogen werden, aus dem Wasser geholt und zum Lagerplatz transportiert. Als Dachabdeckung der Eishütte wird die Zelthaut genommen (RASMUSSEN 1931:174).

Die Schneehütten bzw. das Schneehüttencamp sind so angelegt, daß sie in die Schneewächte übergehen, aus der sie gebaut sind; das ist eine Maßnahme zum Schutz vor Schneestürmen (1931:145). Die Schneehütte selbst besteht aus dem halbkugeligen Iglu, einem niedrigen Vorraum in ebensolcher Form und einem langen, engen, ebenfalls niedrigen Korridor als Windfang, an den allenfalls ein weiterer Iglu angeschlossen ist.

Schneewälle werden als Windbrecher errichtet (BALIKCI 1970:60-62; RASMUSSEN 1946:129).
In der Schneehütte selbst brennt tagsüber eine Tranlampe, des Nachts wird sie aus Sparsamkeitsgründen ausgeblasen oder auf kleiner Flamme weiterbetrieben. Die Lampe ruht auf einem Dreibein oder einfachen Gestell, der Tran befindet sich in einem flachen Seifensteingefäß, das von länglich ovaler Form ist (BALIKCI 1970:80; RASMUSSEN 1931:146-47). Der Brennstoff für die Lampe ist ein gefrorenes Stück Robbenspeck, das der Specktasche in Gestalt eines Robbenbalges entnommen und mit einem Speckstößel geschlagen wird, bis es weich wird und das Öl austritt. Das tropfende Speckstück wird nun in die Schale gelegt, die rundum mit ölgetränktem Moos ausgelegt ist, das als ringförmiger Docht fungiert. Das Moos wird entzündet, erwärmt das Gefäß, und der Speck schmilzt nun und nährt das Feuer. Neben den Funktionen als Wärmespender, Kochenergie und zum Schmelzen von Alteis als Trinkwasser wird ein Trockengestell für nasse Kleidung über der Lampe angebracht (BALIKCI 1970:63-65, 78).
Im Mai wird die Schneehütte aufgrund der Sonneneinstrahlung ungemütlich und feucht, es tröpfelt; daher verändert sich die Bauform geringfügig. Die Hütte, die nun bewohnt wird (*karmaq*), ist eher spitzkegelig denn kuppelförmig gebaut; als Tropfschutz werden die Innenwände mit den Robbenhäuten des Zeltes ausgekleidet (BALIKCI 1970:81).

Feuer:
Es ist schwierig, Brennmaterial und Anzünder zu bekommen. In der Schneehütte wird mit Robbentran gekocht, im Sommer ist, wenn vorhanden, Cassiope das gebräuchlichste Brennmaterial, das schnell aufflammt und gut heizt. Mangelt es daran, wird feuchter Dyras verwendet, der schlecht brennt. Fallweise stehen auch Rentiermoos, Zwergweide oder Treibholz zur Verfügung. Mit dem feuchten Brennmaterial mag das Entzünden eines Feuers und das Garen eines Topfes Fleisch oder Fisch Stunden dauern, mit Cassiope kaum eine Stunde. Folglich werden Fleisch und Fisch meistens roh gegessen. Als Anzünder wird Pyrit an einem Eisenstück gerieben, die Funken entzünden Baumwollgras oder eingefettetes Moos (RASMUSSEN 1931:66-67, 167, 1946:142).

Kooperation und Arbeitsteilung

Zusammenarbeit ist nicht nur eine produktionstechnische Notwendigkeit, sondern sie ist eine anerkannte Verhaltensnorm, meint BALIKCI (1970:127):

> „In addition to kinship, the necessity to collaborate in subsistence activities and food distribution was an important binding force in Netsilik society, bringing people together in larger residential units and generally making for social cohesion."

Die Differenzierung von Produktionsaktivitäten ergibt vier Möglichkeiten. 1. Reine Einzelleistungen: Robbenfang auf dem Frühjahrseis mittels Anschleichen, Fallenstellen

zum Seemöwenfang, Eier sammeln, Forellenfischfang, Karibu-Einzeljagd mit Pfeil und Bogen. 2. Nicht-simultane, ähnliche oder gleiche Tätigkeiten: Beim Lachsforellenfang im Herbst hat jeder Erwachsene des Camps sein eigenes Eisloch und benützt es, wann es ihm beliebt, unabhängig von den anderen Personen. 3. Zeitgleiche Handlung ohne Arbeitsteilung: Beim Fischfang am Steindamm ist es geboten, daß alle Teilnehmer simultan im großen Auffangbecken speeren, um jedem Teilnehmer gleiche Erträge zu ermöglichen. Für die Karibujagd an den Querungsstellen, bei der keine Treiber eingesetzt sind, wassern alle Kajakfahrer gleichzeitig (nach dem Signal des Jagdleiters), und jeder von ihnen erlegt die Beutetiere im wesentlichen unabhängig von den übrigen Jägern. 4. Arbeitsteilung und Koordination: Bei der Karibujagd an den Gewässerdurchquerungsstellen arbeiten Treiber und Kajakfahrer zusammen (1970:128). Der Steindammfischfang ist hier insofern zu erwähnen, als vor dem allgemeinen Speeren im Auffangbecken der/die Beobachter der Fischzüge und der Jagdleiter als Signalgeber für das Betreten des Fischbassins ihren Part geleistet haben müssen (BALIKCI 1964:20). Die unverzichtbare Kooperation ist keineswegs inkompatibel mit persönlichem Ehrgeiz. Im Gegenteil, ein guter Karibujäger zu sein, beflügelt vor allem die Jungen, weil damit erhebliches Prestige zu gewinnen ist. Es ist aber dennoch nicht so, daß Jagdunternehmen generell Wettbewerbscharakter haben. Wettbewerbsverhalten „was not a particulary divisive factor in the community. On the contrary, display of competitive attitudes took place within established patterns of collaboration ... .“ (BALIKCI 1970:131) [46]

Gemeinschaftliche Tätigkeiten kennzeichnen nicht nur den Gewinnungsbereich, auch auf dem Gebiet der Sachgüterproduktion findet Kooperation statt, so beim Bespannen des Kajaks durch Frauen, beim Bau des zeremoniellen Schneehauses, bei der Errichtung der Eishütte und bei der Konstruktion des Robbenfellschlittens. Die Ausbeute per capita ist bei Gruppenaktivitäten besser, jedoch stellen individuelle Gewinnungstechniken, wenngleich mit geringerer Produktivität, eine unverzichtbare Ergänzung und Alternative dar (1970:128). Theoretisch können jene Hauptaktivitäten, die keine Einzelleistungen sind, sondern mindestens zwei Jäger kooperieren, (Atemlochrobbenfang, Karibujagd mit Treibern und Schützen an den Passierstellen, Fischfang an den Steindämmen), ebenso mit Hilfe der Frauen und Kinder ausgeführt werden (DAMAS 1969b:56).

Geschlechtliche Arbeitsteilung

Die komplementäre Arbeitsteilung der Geschlechter wird in der Nuklearfamilie sichtbar, wo Frauen- und Männerarbeit durch klare Grenzen voneinander getrennt ist.

> „The husband hunted and fished, brought the food home, made all the weapons and tools, including his wife’s, constructed the snowhouse, fed the dogs, butchered the caribou, etc. Occasionally he helped his wife with the heavy task of scraping the caribou skins. Generally any work connected with snow and ice, bone and antler,

> wood and stone was done by the husband. But in relation to the subsistence activities which took place away in the hunting grounds, the technical tasks performed by the men within or near the household took relatively little of his time.“ (BALIKCI 1970:103)

Die männlichen Aktivitäten konzentrieren sich also primär auf den außerhäuslichen Bereich, der Mann verbringt den Großteil seiner „Arbeitszeit“ an den Fangplätzen, die Frau hat vor allem am Lagerplatz zu tun, in erster Linie mit der Präparierung der Tierhäute. Jede Arbeit, die mit Tierknochen zu tun hat, ist männlich besetzt, ebenso die Beschäftigung mit Holz und Eisen. Das wichtigste Rohmaterial ist das Karibugeweih, aus dem der Großteil der Gerätschaften hergestellt wird. Die Männer bearbeiten auch den weichen Seifenstein, aus dem die Lampe und der Kochtopf gemacht sind (1970:15-21). An der Errichtung der Schneehütte beteiligen sich beide Geschlechter, den Männern fällt die schwerere Arbeit mit dem Schneemesser zu, das Schneiden und Aufrichten der Schneeblöcke; Frauenarbeit ist das Aufbringen einer äußeren Schneeschicht mit der Schaufel zur weiteren Isolierung. Der Umgang mit Schnee und Eis (Behausung, Beschuhung der Schlittenkufen) fällt zum überwiegenden Teil in den Wirkungsbereich des Mannes (1970:5-8, 61). Für die Errichtung des Zeltes, insbesondere für die Fixierung der Zelthaut am Boden mit großen Steinen ist der Mann zuständig, für das Erneuern und Reparieren der Zelthaut sorgt die Frau (1970:26-27).

> „The woman worked at home: she butchered seals, cleaned fish, cooked the meat, cared for the wick fire, and was responsible for all the kitchen activities, including the melting of ice for drinking water. She helped her husband with the construction of the igloo by laying over a thick snow cover with her shovel, or by loading the sledge and harnessing the dogs. On the migration trail she showed the way to the dogs and pulled the sledge whenever necessary. But it was her skin work that was most helpful to her husband. She scraped, cut, dried, cleaned, and washed the various kinds of skins, sewed all clothes and boots, made tents and skin containers, covered kayaks. She softended the boots, dried the clothes, and looked after the sleeping skins.“ (1970:103-4)

Robbe:

Nachdem der Jäger die Beute ins Lager gebracht hat, ist es exklusiv Aufgabe der Frau, das Tier zu häuten, zu zerteilen und die Fleischverteilung unverzüglich durchzuführen. Füchse, Hasen und Vielfraße werden wahlweise von Mann oder Frau zerteilt, das Karibu hingegen wird vom Mann zerlegt. Die Frau bearbeitet auch das Robbenfell, z.B. für Stiefelsohlen und für wasserdichte Stiefel für den Sommer. Jene Teile der Robbenhaut, die für die Herstellung von Seilen und Riemen verwendet werden, präpariert der Mann (RASMUSSEN 1931:164-65), nach BALIKCI (1970:10) ist dies aber Frauenarbeit, bei der der Mann gelegentlich hilft. Die Frauen richten die Häute für die Kajakbespannung im Winterlager zu, ein sehr zeitaufwendiges Verfahren (RASMUSSEN 1931:172). Grundsätzlich stellt die Frau alle Objekte aus Robbenhaut her (BALIKCI 1970:12).

Karibu:

Es ist Männerarbeit, das Karibu unmittelbar am Fangplatz zu häuten, zu zerlegen und die Sehnen freizulegen; das Fleisch wird, wenn kein unmittelbarer Bedarf besteht, bis zur weiteren Verarbeitung oder Konsumation unter Steinhaufen gelagert. Die unreinen Frauen dürfen zugunsten weiteren Jagdglücks nicht an das Karibu heran. Die Fellzurichtung obliegt ebenfalls teilweise den Männern, aber das Trocknen der Häute und der kostbaren Sehnenfäden fällt den Frauen zu. Sie trocknen auch die Fleischstücke, indem sie an langen Schnüren aufgehängt werden. Diese Arbeiten dürfen am Zeltplatz verrichtet werden. Die Rohhaut wird von Männern und Frauen geschabt und gedehnt, wobei die härtere Arbeit der endgültigen Zurichtung durch intensives Schaben, um die Lederseite für Bekleidungsleder besonders weich zu gestalten, den Männern obliegt. Die Verarbeitung der Felle zu Kleidungsstücken, wie auch jegliche andere Näharbeit, fällt der Frau zu; diese Tätigkeit jedoch ist im Zelt an den Karibufangplätzen strengstens untersagt; sie wird erst in der Schneehütte ausgeführt (BALIKCI 1970:8-10, 45-46; RASMUSSEN 1931:173-74). Die Näharbeit im späten Herbst ist die arbeitsintensivste Phase für die Frau, weil die Familie mit völlig neuer Bekleidung ausgestattet wird. Jetzt darf keinerlei Jagd betrieben werden, daher sind die Männer mit der Reparatur und Herstellung der Winterutensilien und des Schlittens beschäftigt und pendeln zudem zwischen Speicherplätzen und Camp zwecks Nahrungsversorgung hin und her (BALIKCI 1970:52-55).

Besitz und Recht

Objekte sind Individualeigentum, der Eigentumstitel geht meistens mit der Nutzung einher. So ist die Frau Herrin der Lampe, die für Wärme und gekochtes Essen unabdingbar ist.

> „The lamp, and everything belonging to it, is not only the woman's property but as a rule has been hewn out of soapstone by her." (RASMUSSEN 1931:147)

BALIKCI (1970:21) ist hier anderer Meinung:

> „Working soapstone was a man's job, but when he finished the pot or lamp, he gave it to his wife and it became her permanent property."

Die materiellen Güter, die individuell benutzt werden, gehören dem Nutzer. Da weibliche und männliche Tätigkeitssphären klar abgegrenzt sind, sind auch die Besitzverhältnisse eindeutig.

> „The wife owned all the tools and utensils she used: the semilunar knife, various skin scrapers and combs, the needlecase, and the precious soapstone lamp and pot. The husband had his own snow knife, cutting knife, tool kit, hunting weapons, fishing gear, and kayak. The male and female technical tasks were so rigorously complementary, however, that these ownership rights, albeit individual, had meaning only when they were functioning together as one economic unit." (BALIKCI 1970:104)

Geräte und Werkzeuge werden innerhalb der erweiterten Familie verliehen. Der wertvolle Holzschlitten, ebenfalls Individualbesitz, wird innerhalb der erweiterten Familie hergeborgt, ebenso Schlittenhunde, wenn ein Mann eine große Winterreise beabsichtigt. Bedingung ist lediglich, den Gegenstand in gleich gutem Zustand wie vor der Entlehnung zu retournieren (BALIKCI 1970:115). Stirbt eine Person, Mann oder Frau, bleibt all ihr persönlicher Besitz bei ihr, es sei denn, sie hat ihren Besitz bereits zu Lebzeiten weitergegeben (RASMUSSEN 1931:264).
Der Lachsfischfang im Sommer an den großen Steindämmen ist eine kommunale Angelegenheit. An der ringförmigen Ausbuchtung des Dammes (*qagsge*), die gewissermaßen ein großes Auffangbecken für den Fischschwarm darstellt, befinden sich Fallen aus Stein, die mit einer Steinplatte abgedeckt sind. In diese Fallen schlüpfen die Lachse in ihrem Bemühen, zu entkommen. Diese Fallen gehören dem, der sie errichtet, gewöhnlich den Familien, die am kommunalen Fang beteiligt sind. Auch die Beute, die sich in der Falle verfängt und aus der Falle geholt wird, gehört dem Eigner derselben (RASMUSSEN 1931:63-66). Die Fallen, wie die ganze Anlage, müssen zu Saisonbeginn erneuert oder repariert werden; in diesem Sinne fallen Herstellung und Verfügung über Falle und Ertrag zusammen.
Der Überlieferung der Netsilik nach haben die früheren Bewohner des Territoriums, genannt Tunrit,[47] die vor Generationen von den Netsilik verdrängt bzw. assimiliert wurden, das Land bewohnbar gemacht. Sie haben die Stellen entdeckt, an denen die Karibus Seen und Flüsse durchqueren, und sie haben die fischreichen Gewässer entdeckt und die Fischzäune (*saputit*) errichtet (1931:113).
Jedermann kann frei, ohne jegliche Beschränkung, die Jagd dort ausüben, wo er will. Keiner darf andere am Betreten und Benützen des Jagdgebietes, das er selbst gerade benützt, hindern. Bei Zuwiderhandeln gegen diese Generalregel muß mit heftigen, auch gewaltsamen Gegenreaktionen gerechnet werden. Aber es herrscht auch die Sitte, keine maßlose Ausbeutung von wichtigen Ressourcen zu betreiben (BALIKCI 1970:176). Aus dem Gesagten ergibt sich, daß keinerlei Landrechtstitel und keinerlei Besitzrechte an Grund und Boden oder auch nur bestimmten Jagdgründen bestehen.

Die erweiterte Familie ist nicht nur Nahrungsverteilungseinheit, sondern auch Besitzerin der gemeinsam erwirtschafteten Erträge: „... the entire unit was the repository for the meat and skins taken in the combined land and sea hunts.“ (DAMAS 1969b:55) An einem Fangplatz kann folgendes Szenario gegeben sein:

> „Members of the extended familiy, camping together during the seasons of intense fishing, usually made common fish caches, though this depended on the cohesion of the kinship group. If fissive tendencies were present, individual caches were built. Camp fellows outside the extended familiy fished for themselves and kept their catch.“ (BALIKCI 1970:118)

Ist ein Nahrungsversteck älter als einen Winter und einen Sommer, gehört es dem, der dessen Inhalt braucht. Die ursprünglichen Besitzrechte erlöschen (RASMUSSEN 1931:60).

Verteilung der Güter

> „One had not to be greedy when hunting, but always economical. It was seldom that a hunter got more than he required for himself, his wife and his children, and if it happened that he had a surplus, it was the custom to give away what was not required to friends who had been less fortunate.“(RASMUSSEN 1931:23)

Wenn Lokalgruppe und erweiterte Familie nicht ident sind, was auch außerhalb der Wintersaison häufig vorkommt, dahingehend, daß Einzelpersonen oder Nuklearfamilien assoziiert sind, die keine konsanguinalen Beziehungen zur Kerneinheit aufweisen (diese ergänzte erweiterte Familie ist natürlich auch im großen Wintercamp anzutreffen), oder u.U. zwei erweiterte Familien an den Karibu- und Fischfangplätzen kooperieren, greifen generelle Verteilungsprinzipien, die keinen formalen Charakter haben. Es sind quasi freiwillige Leistungen (*payuktuq*) bzw. Geschenke, die diesen Personen übergeben werden.

> (*Payuktuq*) „referred specifically to the carrying of gifts of meat to other houses within the community. These gifts would be made to individuals who lay outside the networks of the seal-sharing system in winter villages or members outside the extended family during the summer and fall periods. Old people who could not hunt or who had no productive adult offspring found payuktuq an important source of food.“ (DAMAS 1972:230)

Mit Vorräten wird auf andere Weise verfahren. Vorratsspeicher werden von den Mitgliedern der erweiterten Familie, als Produktionseinheit, angelegt und befinden sich in ihrem Besitz. Die Vorräte sind klarerweise nahe dem Ort der Gewinnung lokalisiert und werden in den Zeiten des Bedarfs, im Spätherbst und Winter, von den Besitzern zum Lagerplatz gebracht (*minnak*). Wenn eine Schlittenladung eintrifft, gibt es nach DAMAS (1972:230-31) zwei Möglichkeiten. Entweder die Leute des Lagers versuchen, so viel Fleisch oder Fisch wie möglich vom Schlitten herunter und an sich zu reißen (*minnahuaqtut*), was kompetitiven Charakter hat, oder es werden an alle Anwesenden kleine Streifen Fleisch und Speck verteilt. Im Umgang mit eingebrachten Vorräten wird generell erwartet, daß jedermann partizipieren kann, bevorzugt bei einem kommunalen Mahl plus Festivität im Zermonialiglu (s. BALIKCI 1970:117-18; RASMUSSEN 1931:173).

Die praktische Nahrungsdistribution liegt in Frauenhand, normalerweise übt die Frau des informellen Führers der Familiengruppe diese Funktion aus. Sie ist die verantwortliche Kontrollorin dafür, daß jede Nuklearfamilie rechtmäßig bedacht wird (BALIKCI 1970:118-19). Die intrafamiliäre Verteilung erfolgt in seiner praktischen Umsetzung im wesentlichen durch die Tischgenossenschaft, was nach BALIKCIs Ansicht jenseits des großen Wintercamps offenkundiger und ein durchgehendes Muster ist (1970:118). Die

Söhne bringen ihre Jagdbeute in das väterliche Zelt, die Mutter nimmt sie in Empfang und gibt den Söhnen kleine Portionen zur Mitnahme in die eigenen Zelte für den kleinen Hunger und für deren Kinder (1970:119). Der Löwenanteil bleibt im elterlichen Zelt; mit dem Fleisch werden die gemeinsamen „Hauptmahlzeiten“ bestritten. Ein Stück Fleisch oder Fisch geht von Hand zu Hand, und jeder in der Runde der Männer und männlichen Adoleszenten als auch in der separierten Runde der Frauen und Kinder nimmt einen Bissen (1970:118).
Die erwirtschaftete Nahrung kann als Eigentum der erweiterten Familie betrachtet werden, diese ist es auch, die die minimale Nahrungsteilungseinheit darstellt (DAMAS 1969b:49).

Karibu:
Die erweiterte Familie (*ilagiit nangminariit*) ist als ökonomische Einheit auch Konsumationseinheit, was im Sommer augenfälliger ist als im Winter. Die Teilungsregeln für die Nicht-Winter-Ressource Karibu sind weitaus nicht so rigide wie für den Robbenfang (BALIKCI 1970:117).

> „Traditionally, at the crossing places where some distantly related or unrelated families camped with the restricted *ilagiit*, caribou meat was rarely shared. If an unfortunate hunter failed to kill any caribou and was hungry for meat, he was given a piece of the forequarters and half the hindquarters of an animal just caught by a near-relative – a brother, an uncle, a cousin. ... The essential aspects of caribou meat summer sharing appear to be the lack of precise sharing rules, the preference of near kinsmen, and the continuation of sharing depending on need long after the actual kill has taken place.” (BALIKCI 1964:33-34)

Das Karibu wird prinzipiell vom Mann zerlegt, entgegen der Sitte bei den Robbenkadavern. Das hat mit der Unreinheit der Frauen und der Heiligkeit der Karibufangplätze zu tun. Der Jäger, das ist jener, dessen Speer zuerst das Beutetier trifft, erhält neben der Haut den Kopf, den Nacken und ein Vorderviertel oder einen Teil davon; das fette Hinterviertel erhalten andere (RASMUSSEN 1931:173). Waren zwei nicht-verwandte Jäger gemeinsam auf Jagd, bekommt jener mit dem tödlichen Pfeil die Vorderviertel, der andere die Hinterviertel. Wie bei der Robbe, ist der Jäger stets derjenige, der den kleineren Fleischanteil erhält, aber der sehr begehrte Magen mit seinem pflanzlichen Inhalt gebührt immer dem Jäger (BALIKCI 1970:117; RASMUSSEN ebd.). Jene Jagdteilnehmer, die die Herde bei der Gemeinschaftsjagd ans Wasser zur Querungsstelle treiben, werden ebenfalls entsprechend der momentanen Ernährungssituation bedacht. Vielleicht bekommen sie am Höhepunkt der Jagdsaison gar nichts, vor allem, wenn sie Mitglieder des Haushaltes des Jägers sind. Normalerweise stehen den Treibern die Hinterviertel mit den Beinen zu. Ist die Beute zahlenmäßig groß, bekommen die Treiber eines von fünf erlegten Karibus. Wenn die Jagdsaison beendet ist, erhalten die erfolglosen Jäger noch einmal Fleisch (BALIKCI 1970:118; RASMUSSEN 1931:173).

Die Erträge der Gemeinschaftsjagd einer erweiterten Familie bleiben in ihren Händen zum eigenen Bedarf. Sonstige Campmitglieder erhalten nichts oder wenig. Das gilt bei guten Jagdbedingungen. Ist das Wild selten, kommt der Ertrag unmittelbar nach dem Fang dem ganzen Lager relativ gleichmäßig zugute. Dieses Szenario wird von BALIKCI als Geschenkverteilung bezeichnet (ebd.). Generell hängt die Fleischverteilung von der aktuellen Versorgungssituation ab. Wenn viel Nahrung da ist, werden die Regeln locker gehandhabt, denn da kann jede Familie für sich selbst sorgen, wiewohl Großzügigkeit zu den guten Sitten gehört (BALIKCI 1970:117; RASMUSSEN ebd.). Als Großzügigkeit gilt die Fleischverteilungsvariante der lagerweiten Tischgemeinschaft. Wer ein Karibu erlegt hat, soll für alle Lagergenossen ein Fest geben und nicht alles Fleisch seinem Vorratslager zuführen. Wer eine Schlittenladung Karibufleisch aus dem Vorratsdepot ins winterliche Robbencamp bringt, ist angehalten, ein Fest für alle Campbewohner zu geben, das mit gemeinschaftlichem Fleischverzehr einhergeht (BALIKCI ebd.; RASMUSSEN ebd.).

Fisch:
Mit der Ausbeute beim Fischfang verhält es sich ähnlich wie mit den Karibuerträgnissen. Die Distributionsregeln sind unscharf und von aktuellen Bedingungen abhängig. Die Familie als Lagereinheit, in der Hochsaison des Fischfangs, legt gemeinschaftliche Depots an. Im Falle von Spaltungstendenzen der Gruppe werden getrennte Vorratsspeicher errichtet. Sonstige Mitglieder der Lokalgruppe konservieren ihre eigenen Vorräte. Allgemein gilt die Regel: Wenn die Erträge schlecht sind, erhält jeder Lagergenosse wechselseitig seinen Teil. Ist ein Individuum erfolglos, erhält es Nahrungsgeschenke. Im Wintercamp wiederum führt das Einbringen von Nahrungsvorräten zum lagerweiten kommunalen Verzehr (BALIKCI 1970:118).

Robbe:
Wenn die Jäger zu den Fangplätzen ziehen, sagen sie nicht, daß sie zur Robbenjagd gehen. Sie sagen: „I am going out to try to get a hunting share". (RASMUSSEN 1931:163) Fleisch und Speck der Beute werden unter den Anwesenden des Camps nach strikten Regeln aufgeteilt (BALIKCI 1970:77; RASMUSSEN ebd.). Der Anteil am Fang ist abhängig von der Größe des Camps und von der Anzahl der Jäger.

> „In this instance, where there were few hunters and meat in plenty, father and son (der erfolgreiche Schütze – Anm.) retained most of the seal themselves. Otherwise if there are many hunting at the breathing holes the portion of the hunter is surprisingly small. It is almost as if the intention were that sometimes he must be content solely with the pleasure of securing his quarry. Often no more falls to him than the seal's head, some of the entrails, a little back fat and the skin with the hind flippers. The lungs never be eaten unless in dire need." (RASMUSSEN 1931:45-46)

Es bleibt dem Schützen kein einziges „richtiges" Stück Fleisch. Jeder der Männer auf dem Eis muß seinen Anteil bekommen. Sind beispielsweise nur zwei Männer im Camp, wird die Robbe in der Mitte geteilt. Auch wenn ein Mann nicht beim Jagdunternehmen dabei war, wegen Krankheit oder unaufschiebbarer anderer Tätigkeit, hat er ein Anrecht auf einen Beuteanteil: „... he receives as his rightful share the same piece as he would give of his own kill to the other man." (RASMUSSEN 1931:163) Mit dem Teilen der großen Bartrobbe wird ähnlich verfahren wie mit der ungleich bedeutenderen kleinen Fjordrobbe. Der Schütze erhält den Hals und ein Stück Haut zum Herstellen von Robbenseilen, außerdem ein großes Stück Speck. Jener Mann, der zuerst vor Ort ist, bekommt die Hälfte eines Vorderviertels, der nächste die andere Hälfte, der dritte die Hälfte eines Hinterviertels, der nächste die andere Hälfte usw. (ebd.). [48]

> „And as a matter of fact it is often very much better to get merely a hunting share than to make the kill, for the part the hunter himself is allowed to keep is astonishingly small. He has to be content with the pleasure of knowing that he has been able to feed his village." (ebd.)

In den mageren Monaten des Winters, das ist vornehmlich bei der Atemlochjagd, werden die Regeln der Nahrungsverteilung peinlichst genau eingehalten. Nicht so im Frühjahr, wenn die Versorgung relativ leichter geworden ist. Dann kann ein Jäger unter Umständen die komplette Beute behalten. Bei der Atemlochjagd ist die Nahrungsverteilung derart heikel, daß manche Gruppen höchst komplizierte Regeln entwickelt haben. Es gibt sogar Amulette für das Glück bei der Aufteilung der Beute (ebd.).

Niqaiturasuaktut (BALIKCI 1970:136) [49] = System der Verteilung von Robbenfleisch:
Gelegentlich entscheiden die Eltern eines kleinen Buben, welche Robbenteile er seinen zukünftigen Lagermitbewohnern abzugeben hat. Männer, denen bereits im Kindesalter diese Verpflichtungen der Fleischbande (meat-bonds) auferlegt wurden, heißen *neqaissorfigek* („those who fetch meat from one another"). Nicht genug damit. Ab dem Zeitpunkt, an dem die Eltern diese Entscheidung für ihren Sohn getroffen haben, muß der Vater den anderen Männern korrespondierende Fleischteile abgeben, der Sohn bekommt den Brauch gewissermaßen vererbt (RASMUSSEN 1931:164).
Männer, die sich wechselseitig die gleichen Fleischteile geben, etwa Teile von Hinterviertel, Schulter, Nacken, werden mit einem bestimmten Namen belegt, z.B. heißen „Teilungskameraden" für das Hinterviertel *ukpatiqek* [50] („those with the same underbody"). Selten sind andere Teile der Beute als jene, die auf diese Weise benannt sind, [51] im voraus bereits verteilt. Es würde nämlich für andere Lagerbewohner oder Jagdkameraden nichts übrigbleiben (ebd.). Die Robbe wird in 14 Hauptteile zerlegt, deren jeder eine eigene Bezeichnung hat. Maximal zwölf Teile gehen an die Fleischteilungspartner, der 13.Teil (*senneraernek*) ist, in kleinen Portionen, für die Kinder des Lagers gedacht, der 14.Teil (*netserta*) gebührt dem Jäger. Der Fleischanteil wird durch ein Stück Robbenspeck ergänzt,

das ebenfalls definiert ist, d.h. zu einem bestimmten Fleischteil gehört ein bestimmtes Stück Speck. Die Fleischteilungspartner, die jeder Jäger hat, tragen jeweils den gleichen Namen wie der Robbenteil (+ Suffix), der dem Partner zusteht; z.B. nennen sich der Jäger und jener seiner Tauschpartner, der das genannte Hinterviertel in obigem Beispiel erhält, gegenseitig *ukpatiqa*, weil die Partnerschaft ein reziprokes Verhältnis ist, und der Gebende von heute der Empfänger im umgekehrten Fall ist (BALIKCI 1964:37, 1970:134-35).
Die Quellen sind punkto Aufteilung der Robbe nicht einheitlich, was den Schluß zuläßt, daß die komplizierten Regeln der Fleischzuteilung im Netsilik-Territorium lokale Differenzen, bei gleichbleibendem Grundmuster, aufweisen. Für die Zuordnung und Beschreibung der 14 Robbenteile scheinen lediglich die Aufzeichnungen von Franz Van de Velde (in BALIKCI 1970:134-35) zu existieren; sie können so aufgefaßt werden, daß nicht die gesamte Robbe der Verteilung an die Partner zugeführt wird, sondern daß für die Distribution an sonstige Lagerbewohner noch etwas übrig bleibt, wie auch Rasmussen angibt (s. oben). DAMAS (1972:228) weist explizit darauf hin, daß wohl kaum ein Jäger zwölf Fleischteilungspartner im Wintercamp hat. Nach seinen eigenen Erhebungen kommt kein Informant auf mehr als sieben Partner, inklusive Substitutspartner.[52] Das *niqaiturasuaktut*-System überbrückt klarerweise die enge Grenze der kleinsten Distributionseinheit in Gestalt der erweiterten Familie, und sie, die erweiterte Familie kommt durch die Partner ihrer Jäger, also durch mehrere „Fleischquellen“, in den Genuß von Anteilen. Im Gegenzug, anläßlich eines Jagderfolges in der Familie, bleiben in dieser Einheit neben dem definierten Anteil des Jägers (*netserta*) jene Anteile erhalten, die mangels einer Maximalzahl von zwölf Partnern nicht obligat abgegeben werden müssen.

> „The efficiency of the system can be appreciated when it is seen that the sharing partners of each of the hunters provided several sources of meat and fat for the unit as a whole. While it is also true that the avenues for outgo are also multiplied under this arrangement, it should be noted that each individual normally had less than the full inventory of partners present in his village, ... Therefore, in addition to the hunters own share ..., a substantial part of the meat from each seal killed by the men of the household would remain within that unit, along with hunting shares received from outside.“ (DAMAS 1972:230)

In die tatsächliche Durchführung der Fleischdistribution ist die Mutter oder Frau des erfolgreichen Jägers (BALIKCI 1970:133) oder die Frau des informellen Führers der erweiterten Familie („food boss“) (BALIKCI 1964:37) prominent involviert.

> „... as soon as the seal is brought into the igloo, the woman controlling the food distribution starts butchering it according to the traditional rules. Meanwhile the children from the camp start entering. They are the first to get their shares: *sanirairniq*, the meat from the side of the seal. The gifts to the children are called ‚*nutaqab aitjuga*‘. These thin slices are first warmed up on the lamp fire and placed directly in the mouth of the child. Since the child is not allowed to eat anything without the permission of the ‚food boss‘ of his restricted *ilagiit*, he quickly runs home. Thus room is made in the igloo for the wives of the sharing partners. Each of

> these wives carries a sealskin bag with two straps called ‚*niqaitut*', and from that comes *niqaiturasuaktut*, the term designating this sharing system. The wife of the sharing partner waits in the porch of the igloo, just pushing her seal bag on the ice floor through the entrance. The woman in charge of the distribution asks her name and places her part in the bag. After the sharing has been completed, the harpooner of the seal gets the rest. It is not much: the skin; the contents of the thorax; what is left of the contents of the abdominal cavity; the blubber of the back: no meat at all!" (BALIKCI 1964:37)

Entsprechend der marginalen Bedeutung als Nahrungsressource dürften bei sonstigem Wild keine elaborierten Verteilungsregeln Anwendung finden. Wird ein Bär erlegt, wird das begehrte Fleisch unter allen Jägern aufgeteilt, jener Jäger, der dem Tier den Todesstoß versetzte, darf das Fell beanspruchen (BALIKCI 1970:78).

Die Verfügung über Depotnahrung hängt von der Zusammensetzung der Lokalgruppe ab. Die Ernährung im Nähcamp wird mit Vorräten bestritten, weil es einem krassen Regelverstoß gleichkommt, in dieser Phase auf die Jagd zu gehen, aber hier ist die Produktionseinheit im wesentlichen auch die Konsumationseinheit der eigenen Produkte. Im Winterlager kommt ein eindeutiger Verhaltenskodex zum Tragen. Wenn von den Lagerbeständen gefrorener Lachs und Karibufleisch auf das Eis gebracht werden, so wird dieser Besitz als gemeinschaftliches Nahrungsangebot betrachtet. Vom Besitzer (*arquissaq*) wird erwartet, daß er den Vorrat im Lager verteilt. Seiner Verpflichtung wird er gerecht, wenn er zu einem Singfest lädt, das mit dem Verzehr des Fleisch- oder Fischvorrates einhergeht. Dieses Fest erhöht das Ansehen des Fleischspenders. [53]

> „Caches that have been kept from the summer hunting are ... always considered to be common supplies in a camp on the sea ice; it is expected that the owners will share them when they bring them in, so that all will have a part. If caribou meat or frozen trout is brought home, it would cause a most painful stir if all were not gathered to a festive meal – by invitation of course." (RASMUSSEN 1931:147)

BALIKCI (1964:37-38) geht nicht so weit, die eingebrachten Vorräte als Gemeinschaftsgut zu betrachten. Er spricht von Geschenken, die alle Familien im Wintercamp erhalten. Vom Fisch wird pro Familie ein etwa 15 Zentimeter langes Stück verteilt, vom Karibu ein Stück Fett (25x5 Zentimeter) und eine kleine Fleischportion. Nahe Verwandte außerhalb der Konsumationseinheit des Gebers dürfen mit größeren Rationen rechnen. Auf Einladung des Spenders aber kann ebenso gut ein Fest für alle Campmitglieder in der Zeremonialhütte veranstaltet werden, dem das gemeinsame Mahl vorausgeht.

Tabu, Ritual und Magie

Tabuvorschriften regeln das Verhältnis zwischen Gesellschaft bzw. Individuum und dem Übernatürlichen; sie haben keine interpersonale Bedeutung (BALIKCI 1970:224).

> „(Tabus sind) the first automatic defense mechanism against uncontrollable and unpredictable dangers. Taboos, then, could function as important psychological control measures for the reduction of anxiety.“ (1970:223)

Land und Meer werden als Gegensatz gesehen und als zwei Sphären, die in Bezug auf die Ressourcen auseinandergehalten werden müssen (1970:passim). Folglich dürfen Karibujagd und Robbenfang einander nicht überlappen.

> „... caribou hunting and sealing must be kept quite distinct and may only be pursued simultaneously in spring, when the country is full of game of all kinds and life is easy to live.“ (RASMUSSEN 1931:179)

Die Unvereinbarkeit geht so weit, daß Robbenfleisch und Karibufleisch, das mit Pfeil und Bogen beschafft wurde, nicht am selben Tag verzehrt werden dürfen (1931:181). In der dunklen Zeit darf am Robbenfangplatz kein Karibufell bearbeitet werden, eine Vorschrift, die mit dem Steigen der Sonne gemildert ist. Vor allem ist es streng verboten, diese Arbeit an jenem Fangplatz zu verrichten, an dem das erste Robbenjunge des Jahres erlegt wurde (1931:181-82). Forellen, die sich ins Salzwasser begeben, dürfen am selben Tag wie Robbenfleisch gegessen werden, aber Forellen aus Binnengewässern (*ilararssuit* und *eqalukpit nutiblet*), die keine Verbindung zum Meer haben, dürfen keinesfalls zusammen mit Robbenfleisch verzehrt werden (1931:186).

Die Frauen werden generell als unrein angesehen, daher sind sie insbesondere bei den wichtigen Jagdereignissen eine Gefahr. Vor allem an den Karibuschwemmstellen, die als heilige Plätze gelten, weil das Wohl und Wehe des kommenden Winters von dieser Jagd abhängt, ist diese Gefahr zu beachten. Frauen sind aufgrund der Menstruation unrein und beeinträchtigen in Bezug auf Wild das Jagdglück der Männer (RASMUSSEN 1931:173). Menstruierende und schwangere Frauen, sowie Frauen nach einer Fehlgeburt dürfen keine Karibufelle bearbeiten. Sie sollten im Haus bleiben und sich den Karibus nicht zeigen (1931:182). Außerdem ist der Aufenthalt am Fischfangplatz strikt untersagt (1931:186). Männer und Frauen pflegen getrennt zu speisen. Die Männer sähen ihr Jagdglück gefährdet, würden sie gemeinsam mit unreinen Frauen essen (1931:66).

Karibu:
Die Verarbeitung der Karibufelle ist an den Fangplätzen, an denen das Zeltlager aufgeschlagen wird, strengstens verboten. Die Häute werden lediglich getrocknet, aber die Zurichtung und die Näharbeit müssen auf den Herbst, nachdem die Karibujagd an den Schwemmstellen beendet ist, verlegt werden, wenn die Leute ihre Schneehütten, bzw. mangels Schnee, ihre Eishütten bezogen haben (RASMUSSEN 1931:174). Im Falle großer Dringlichkeit, wenn ein neues Gewand dringend benötigt wird, gibt es einen Ausweg. Es muß soviel Schnee, von wo auch immer, zusammengetragen werden, daß eine Nähhütte

errichtet werden kann; in dieser dürfen die erforderlichen Felle präpariert und die Kleider genäht werden.
Die Fellzurichtung jedoch kann nicht auf die übliche Weise der sorgfältigen Entfettung der Haut mit dem scharfen Schaber und des aufwendigen Dehnens geschehen. Die Haut wird lediglich mit Wasser durchfeuchtet und mit den Füßen weichgestampft. Der Grund ist, daß die Seele des Karibus verwundet werden würde, wenn seine Haut zur Unzeit, vor allem, wenn seine Gefährten das Land noch nicht verlassen haben, gedehnt und mit dem scharfen Werkzeug bearbeitet würde (1931:180). [54] Ein ebenso rigoroses Verbot gilt während der Fellverarbeitungsperiode: Es darf keinerlei Jagd durchgeführt werden, d.h. während der Dauer des Nähcamps muß mit Nahrung aus den Vorratslagern das Auslangen gefunden werden (BALIKCI 1970:55). Im Gegensatz zu Robbenfleisch darf Karibufleisch nicht über Brennmaterial gekocht werden, schon gar nicht über Karibuknochen, egal wie alt diese sind. Das würde die Tierseele verletzen. Die Karibuseele ist wesentlich sensibler als etwa die Robbenseele, erkennbar z.B. daran, daß Robbenfleisch sehr wohl über alten, sonnengebleichten Robbenknochen gekocht werden darf. Weil das Karibu herbivor ist, darf sein Fleisch nicht über einem Feuer gekocht werden, das mit seinem Futter (Heu) brennt. Das Karibu ist sehr heikel mit den Markknochen (Knochenmark gilt als große Delikatesse), daher dürfen Schädel und Markknochen nicht gebrochen werden, bevor alle Karibus das Land verlassen haben (RASMUSSEN 1931:181).
Hunde bekommen keine Karibuknochen, denn das würde die Karibuseele beleidigen und dem Jagderfolg abträglich sein. Männer dürfen kein Hundefleisch essen, und das Fell der Hunde darf weder für Kleidung noch für Schlaffelle verwendet werden (1931:149-50).

Fisch:
Die wichtigen Fischfangplätze, wie auch die Schwemmstellen der Karibus, gelten als heilige Plätze, denn die Fischvorräte, die hier angelegt werden können, sind unverzichtbar im Falle schlechter Karibubeute. Außerdem gilt Fischfang als leichte Arbeit, an der sich auch Frauen und Kinder beteiligen können. Daher wird auf die Einhaltung der Tabuvorschriften genauestens geachtet. Bedeutende Passierstellen und Steindämme sind fallweise mit eigenen strengen Regeln verbunden. Wird z.B. ein Karibu an einem Fischfangplatz zerlegt, dürfen keine Markknochen zum Verzehr gebrochen werden, kein Hirn darf gegessen werden. Wenn das Fleisch von Kopf des Karibus entfernt ist, wird der Schädel in einem Gewässer versenkt, in dem kein Fisch gefangen wurde. Für die Arbeit der Frauen gelten spezielle Regeln. Sie dürfen keinerlei Näharbeit im Zelt verrichten, auch die Männer dürfen sich nicht mit ihrem Fischereigerät im Zelt beschäftigen. Das absolute Tabu für das Nähen von Tierfellen geht so weit, daß auch keine Löcher in der ohnehin schon völlig desolaten Kleidung gestopft werden dürfen, einzig das Ausbessern der Stiefelsohlen ist gestattet. Aber alles Flickmaterial, das aus Robbenhaut besteht, muß spätestens an der Küste, vor dem Marsch ins Landesinnere an die Fischfangplätze, zugerichtet und

zugeschnitten worden sein. Für diese Näharbeit und für das Ausbessern des Fischfanggerätes wird daher ein vom Fischfangplatz (*saputit*) und vom Camp entfernter „Arbeitsplatz“ (*sannavik*), möglichst verborgen, aufgesucht. An diesem Platz halten sich die meisten Leute untertags auf; hier wird gearbeitet und hier werden Geschichten und Neuigkeiten in Umlauf gebracht (BALIKCI 1970:36, 224; RASMUSSEN 1931:67, 1946:142-43, 186-87).

Robbe:
Sie ist unsterblich und läßt sich immer wieder fangen, wenn sie gut behandelt wird.

> „It is the belief that all seals know where killed animals are usually treated well, and therefore they always make their way to such people.“ (RASMUSSEN 1931:166)

Den gefangenen Robben schmeichelt es, wenn um sie so viel Aufhebens wie möglich gemacht wird, Indifferenz gegenüber der Beute ist zukünftigem Jagdglück äußerst abträglich (BALIKCI 1970:201; RASMUSSEN 1931:168).
In der dunklen Periode des Winters, wenn die Sonne tief steht, ist eine Unzahl strikter Tabus zu beachten, weil in dieser Phase die Nahrungsbeschaffung am schwierigsten ist. Für Frauen ist Nähen und jede andere Arbeit verboten, solang die Beute nicht zerlegt ist, das Nähen ist generell in den dunklen Monaten verboten. Männer haben im Winterlager die Bearbeitung von Stein, Holz und Eisen zu vermeiden. Im Frühjahr, etwa ab März, sind diese Tabus weitestgehend gelockert, und die Frauen können wieder Reparaturen an der Kleidung durchführen (BALIKCI 1970:79; RASMUSSEN 1931:167). Das Festland darf nicht betreten werden, solang nicht alle Robbenfelle präpariert und getrocknet sind, mit Ausnahme jener, die für das Kajak verwendet werden; die Felle müssen auf dem Eis bearbeitet werden (RASMUSSEN 1931:55). Das Tabu gilt bis zu dem Zeitpunkt, an dem der Schnee weggeschmolzen ist und die Karibus das Haarkleid gewechselt haben (1931:182).
Auf dem Eis darf zum Kochen des Robbenfleisches nur die Tranlampe verwendet werden, kein anderes Brennmaterial ist erlaubt, im Gegensatz zum Sommerlager, wo jegliches verfügbare Material genommen wird (1931:167). Während der Zeit der Robbenjagd an den Atemlöchern ist der Verzehr von Innereien des Lachses, die als große Delikatesse gelten, strikt verboten (1931:37). Eine der äußerst strengen („most vital“ – 1931:181) Regeln besagt, daß am Eis weder Schädel und Knochen von frisch erlegten Tieren noch von mitgebrachten Sommervorräten aufgebrochen werden dürfen, bis die Robben etwa im März ihre Jungen werfen; erst dann ist der Konsum von Mark und Hirn gestattet.
Bären gelten als gefährliche Tiere, daher werden nach dem Töten eines Bären verschiedene Regeln beachtet. Die Seele eines männlichen getöteten Bären bleibt vier Tage an der Spitze der Tötungswaffe, der Harpune, haften, die Seele einer Bärin fünf Tage; in diesen Tagen ist die Seele sehr gefährlich, daher gelten nun mehrere Verbote: Männer und Frauen dürfen nichts arbeiten, kein Brennmaterial darf gesammelt werden und kein Torf darf für die

Schlittenbeschuhung geschnitten werden; auch das Nähen ist mit Ausnahme der allernötigsten Reparaturen verboten (1931:183-84).

Die Periode nach der Karibujagd und nach dem Lachsforellenfang ist die Zeit der Herstellung der Winterbekleidung. Das ist die arbeitsreichste Zeit für die Frauen, denen Fellbearbeitung und Nähen obliegt.

> „This skin clothing has been made under both taboo and festivity; for from the day that the last caribou left the country all hunting is temporarily suspended while industrious seamstresses in new, warm snow huts are occupied from morn till eve." (RASMUSSEN 1931:142)

Während Karibufelle bearbeitet werden, gilt Jagen als gefährliches Unterfangen, somit beschert diese Phase den Männern Freizeit. „They did nothing except eat, sleep, and hold song-feasts." (RASMUSSEN 1931:24). Ganz so ist es nicht, denn die Männer müssen die umfangreiche Winterausrüstung in Ordnung bringen, aber auch Vorräte herbeischaffen (BALIKCI 1970:55).
Stirbt eine Person, bleibt die Seele eines toten Mannes vier Tage beim Körper, die Seele einer Frau fünf Tage; der tote Körper ist eine bedeutungslose Hülle. In diesen Tagen (*nägteneq*) bleibt die verblichene Person im Haus, die Hausbewohner bleiben bei der Leiche und dürfen keine Arbeit verrichten. Herrscht Nahrungsmangel, darf ein Witwer das Totentabu brechen und zur Robben- oder Karibujagd gehen, aber das Fleisch darf erst nach Beendigung von *näqteneq* gegessen werden. Die Einhaltung der einschlägigen Tabus ist bei allen Verstorbenen gleich, egal ob Kind oder Erwachsener (RASMUSSEN 1931:263-65).
Zur Frage des Tabubruches schreibt BALIKCI (1970:224):

> „Taboo breaking was immediately related to the action of evil spirits and their supreme controller Nuliajuk (weibliche Gottheit, Mutter aller Tiere, Herrin von Land und Meer – Anm.), and required the intervention of the shamans."

Folge eines Tabubruches ist häufig, daß Hunger über ein Lager hereinbricht. Dann muß der Schamane (*angatkok*) die Leute animieren, den Tabubruch zu bekennen, obwohl er von seinen Geistern bereits vor der Tat über das Geschehen informiert wurde. Es ist wichtig, daß der Missetäter von sich aus die Verletzung einer Regel gesteht, erst dann kann der Schamane eine Verbesserung der Nahrungssituation bewirken (1970:229).

Einige rituelle Handlungen sollen zu steten Robbenerträgen verhelfen. So schreibt RASMUSSEN (1931:34):

> „Then he (Qaqortingneq – Anm.) leaped forward and caught sight of a long line of seal skulls laid on the ice, with the noses all pointing in a certain direction. We were ordered to make a wide detour round these skulls and, once well past them, he explained to us that in this region it is believed that the dwelling-place of the soul is

> the head, and that the soul has everlasting life, living again from hunt to hunt, so that a man may kill the same seal many times. And so, when one moves from an old camp to a new one, the skulls must be set out in a certain manner, the noses turning towards the new hunting ground; for then the seals can follow from place to place, and man will not suffer want.“

Die Schädelreihe zeigt gleichzeitig die Richtung zum Camp an (1931:34, 39). In der emischen Bedeutung aber wissen die Robben nun, wohin, in welche Richtung sie sich zu bewegen haben, um den Menschen, die nun ein neues Lager aufschlagen werden, folgen zu können und sich fangen zu lassen (1931:169). Dem erfolgreichen Fang folgt an Ort und Stelle eine Zeremonie, für die sich die Jäger am Atemloch versammeln. Jener, der die Robbe harpuniert hat, setzt einen kleinen Schnitt und entnimmt dem Tier die Leber und ein Stück Speck, worauf er die Wunde sorgfältig verschließt, um kein Blut zu vergeuden. Die Männer knien im Kreis um die tote Robbe und verzehren andächtig je einen Bissen Leber und Speck. RASMUSSEN assoziiert damit Bitte und Dank für „the daily meat“ (1931:45, 159).

Der erste Robbenfang ist ein besonderes Ereignis. Der Novize muß sich nach dem Fang auf den Boden legen, sein Vater zieht die Robbe über seinen Rücken. Dieser Körperkontakt zwischen Knabe und Tier soll der Robbe die Furcht vor dem neuen Jäger nehmen. Hat ein Knabe die erste Robbe erlegt, bekommen alle Campbewohner davon zu essen, damit die Robbenseele weiß, daß sie hier willkommen ist und läßt sich bald wieder fangen. Es ist auch günstig für das Jagdglück eines jeden, etwas von einem Erstlingsfang zu besitzen. Daher wird die Robbenhaut schnell getrocknet und an möglichst viele Personen verteilt, die daraus kleine Schuhe als Amulett fertigen (1931:168). „... I have never seen so many (amulets – Anm.) in use in any tribe as among these people“, vermerkt RASMUSSEN (1931:38).

Frauen tragen selten Amulette zum eigenen Schutz. Kleine Mädchen tragen sie zum Schutz ihrer zukünftigen Söhne, denn je älter ein Amulett ist, desto größer ist seine Wirksamkeit. „The Eskimo view is that it is the man and not the women who has to fight the battle of life ...“ (1931:42)

Über die Gelassenheit in der Gegenwart und über das Vertrauen in das Kommende („care-free manner“) schreibt RASMUSSEN (1931:69-70):

> „The fishing was still poor, the caribou remained in quite other parts of the island, rain and wind were merciless, and often there was not sufficient to eat to satisfy one’s hunger! But it was summer still; there was still a chance of their hunting luck turning; so why think about the morrow? And besides, an old tribal tradition said that the spirits never helped the anxious and dismayed!“

SELK'NAM

Geographische Lage

Die von den Selk'nam bewohnte, dreiecksförmige Isla Grande bildet mit 48.000 Quadratkilometern Fläche die mit Abstand größte zusammenhängende Landmasse des feuerländischen Archipels. Die Insel, deren Westteil zu Chile rechnet und deren Ostteil zu Argentinien, liegt zwischen dem 52. und 56. südlichen Breitengrad (CHAPMAN 1982:14).

Ökologische Grundlagen

Landschaft und Klima

Die atlantische Ostküste und die vom südamerikanischen Festland durch die Magellan-Straße abgetrennte Nordküste der Großen Insel zeigen einförmige Gestalt, aber die durch den Beagle-Kanal begrenzte Südküste und die Westküste sind stark gegliedert. Die Ufer zeigen abwechselnd Steil- und Flachküsten.

> „... die südwestliche Ausladung mit ihrer reichen Verzweigung und den hohen Gebirgsmassiven (kommt) als Jagdgebiet für unsere Indianer nicht in Frage, so daß sie in Wirklichkeit etwas mehr als zwei Drittel der Inseloberfläche oder ungefähr 35.000 Quadratkilometer durchqueren." (GUSINDE 1931:147-48)

Der Südwestteil der Insel, durch landschaftliche Barrieren, den tiefen, fjordähnlichen Einschnitten und dem Fagnano-See vom Ostteil stark abgegrenzt, war nicht von Selk'nam bewohnt, vielmehr gehörten die nördlich gelegenen Küsten dieser Region den Alakaluf und die südlichen wie auch das anschließende Inselreich bis zum Kap Horn den Yamana. Der Ostteil ist landschaftlich zweigeteilt in einen welligen, etwa der Pampa Patagoniens gleichenden baumlosen Norden mit zahlreichen Flüssen, Salz- und Süßwasserlagunen und zwei west-östlich verlaufenden Hügelketten. Die Trennlinie zum bewaldeten Südteil, mit einer breiten, einer Parklandschaft ähnlichen Übergangszone, verläuft etwa entlang des in den Atlantik entwässernden Rio Grande, des größten Flusses der Insel. West-östlich verlaufende Gebirgsketten bis über 2.000 Meter Höhe sind im Süden natürliche Barrieren zwischen tiefen Tälern, Ebenen und Hügellandschaften. Alle tiefen Seen der Insel liegen im Südteil (CHAPMAN 1982:12-17; GUSINDE 1931:2-6).

Die hervorstechendsten Witterungseinflüsse sind Niederschlag und Wind; im südlichen Teil bieten die Wälder Schutz vor den heftigen und fast unausgesetzten Windströmen, die im Winter leicht abgeschwächt sind (STUART 1977:257). Niederschläge sind im Süden häufiger und stärker, vier Monate liegt Schnee. Der Nordteil ist mangels Gebirgen den starken Westwinden schutzlos ausgesetzt, ist aber trockener wie der Süden. Hoher Schnee

und Frost kennzeichnen die Wintermonate im Landesinneren; zum Atlantik hin ist es im Winter wärmer wie im Westen (GUSINDE 1931:6-8). Im Winter hat es am Beagle-Kanal, im Süden, eine Durchschnittstemperatur um den Gefrierpunkt und ein Sommermittel von 10° Celsius, im Norden ist es einige Grade wärmer (CHAPMAN 1982:14). Im Zentrum der Insel, am Rio Grande nahe der Atlantikküste, wird ein Julimittel von 1° bis 3° Celsius erreicht (STUART 1977:256). Harscher Frost bis unter -20° ist im Winter möglich. Gleichzeitig ist mit ausgeprägten lokalen Temperatur- und Witterungsunterschieden zu rechnen, „je nachdem ein Fleck offen und frei oder gegen die kalten Luftströmungen abgesperrt liegt." (GUSINDE 1931:7) Die Temperaturen hängen eng mit der Höhenschichtung zusammen, an den Meeresküsten und im Tiefland ist es generell wärmer, die jährlichen Temperaturschwankungen sind im Vergleich zu anderen Regionen dieses Breitengrades gering (HALPERIN 1988:96).

Flora

Große Einförmigkeit und Artenarmut sind kennzeichnend. Im vergleichsweise trockenen Norden dominiert Steppenvegetation mit einigen Grasarten, besonders *Festuca gracillima* und niederen Sträuchern der Arten *Baccharis*, *Berberis* und *Chiliotrichum*; Bäume sind hier nicht heimisch. Der zentrale Teil der Insel weist Parklandschaft mit sommergrüner Buche (*Nothophagus antarctica* und *N. pumilio*) auf, aber auch Moore mit Hydrophyten. Im Süden gedeihen dichte Bestände der immergrünen Buche (*N. betuloides*), mit der die Seengebiete nahezu undurchdringlich bewaldet sind, aber auch *Nothophagus antarctica* und *N. pumilio*. Üppige, abweisende Vegetation reicht an den Pazifikküsten regional bis an die Steilufer heran. Die Strauchvegetation besteht aus *Berberis*-, *Pernettya*- und *Fuchsia*-Arten (CHAPMAN 1982:16-17; GUSINDE 1931:8-10). Schwämme (*Cyttaria darwinii*), die sich an den Buchenstämmen bilden, sind ein Bestandteil der Selk'nam-Kost.

Daraus lassen sich für den, im Gegensatz zum steppenartigen Norden, weniger einheitlichen Süden geographisch vier Vegetationszonen ableiten, nämlich Heide, Laubwald, immergrüner Buchenwald und alpine Zone. Im Osten ist das Heideland mit seinen Torfmooren vor allem als 20 bis 50 Kilometer breiter atlantischer Küstenstreifen lokalisiert. Dieses Tiefland ist reich an Nutzpflanzen, insbesondere sind es Samengräser und beerentragende Arten. Daran schließt die Parklandschaft der sommergrünen Buche an, ab etwa 150 Metern Seehöhe, die in geschlossenen Buchenwald übergeht. Der immergrüne Wald bedeckt den Süden und erstreckt sich in einer Höhe von 500 bis 800 Metern über dem Meer. Die alpine Zone spielt als Nutzungsraum keine Rolle (STUART 1977:257-58).

Fauna

Eine artenarme Tierwelt, die vom patagonischen Festland verschieden ist, charakterisiert die Große Insel. Die bedeutendste Großwildspezies ist das zur Lama-Familie zählende Guanaco (*Lama huanachus*), das insbesondere im waldigen Teil heimisch ist, im Sommer

in höheren Regionen weidet und im Winter die Niederungen und Täler aufsucht. Diese neuweltliche Kamelidenart kann durchaus 100 Kilogramm an Gewicht erreichen. [55] Die Spezies ist vereinzelt oder in kleinen Rudeln von einigen Tieren anzutreffen und hat entsprechend der Verfügbarkeit von Futter einen vertikalen Wanderrhythmus. Sommer und Herbst verbringt das Guanaco in den bergigen und hügeligen Regionen des Landesinneren, hauptsächlich im lichten Laubwald. Im Winter sucht der Großteil die küstennahen, milderen Zonen und die Talebenen auf. Als Jagdwild hat das Guanaco seine größte Attraktivität im Herbst, wenn es wohlgenährt ist und das Fell die beste Qualität liefert (GUSINDE 1931:12-13; STUART 1977:258-59). Die natürliche Neugier des Guanacos ist ein entscheidender Faktor bei der Jagd, weil es sich arglos nähert, wenn seine Aufmerksamkeit durch Bewegungen oder Kleidung erregt wird; durch gleichmäßiges Pfeifen läßt es sich anlocken. Auch die Gewohnheit, bestimmte salzige und brackige Gewässer als Tränke aufzusuchen, macht sich der Jäger zunutze (GUSINDE ebd.).

Eine große Fuchsart (*Canis seu Cerdocyon magellanicus*) war außerordentlich zahlreich vertreten (BRIDGES 1988:149-50, 446-47). Im Norden spielen zwei rattenähnliche, mausgraue Nagetiere namens Tucotuco und Cururo [56] (*Ctenomys fueguinus* und *C. magellanicus*) mit weichem Fell eine bedeutsame Rolle. Sie sind keine Waldbewohner, ihr Lebensraum ist die nördliche Steppe, aber auch das Verbreitungsgebiet der Zwergbuche (*Nothofagus pumilio*). In den Vegetationszonen der sommergrünen Buche, von März bis September unbelaubt, ist dichter Grasbewuchs durch ungehinderte Sonneneinstrahlung gegeben; auch hier sind beträchtliche Populationen der grasfressenden *Ctenomys* anzutreffen (BRIDGES 1988:452). In ihren relativ trockenen, mit Grasbüscheln dicht bewachsenen Habitaten legen sie ausgedehnte unterirdische Höhlen- und Gangsysteme an. Über weite Strecken ist der Boden mit ihren Bauten geradezu unterminiert. [57] Zwei Arten von Mäusen und eine große Wasserratte ergänzen die Nager (BRIDGES 1988:446-47, 451-52). An den Gewässern und Meeresküsten versammeln sich im Sommer oder ganzjährig große Scharen von Wildgänsen (hauptsächlich *Cloephaga poliocephala* und *C. magellanica*), Enten (*Anas*-Arten) und Kormoranen (*Phalacrocorax*); ihnen wird im Gegensatz zu fleischarmen Vogelarten, wie Eule, Flamingo, Möwe und Tagraubvögeln immer nachgestellt (GUSINDE 1931:282). Die bevorzugten Arten, Kormoran ausgenommen, sind Zugvögel und verlassen die Isla Grande mit beginnendem Herbst (BORRERO 1994:249). Wenigstens 100 Vogelarten sind zumindest saisonal auf der Insel anzutreffen, glaubt GUSINDE (1931:15), detto BRIDGES (1988:447), der verschiedene Spezies von Schnepfen, Tauchern, Schwänen, Spechten, Geiern, Habichten, Regenpfeifern und Pinguinen aufzählt; von 168 Arten, die ganzjährig oder saisonal die Isla Grande bevölkern, berichtet CHAPMAN (1982:25).

Seelöwe (*Otaria jubata* bzw. *O. byronia*) und Elefantenrobbe (*Mirounga leonina*) dürften keine migrierenden Arten sein, also ganzjährig verfügbar sein, die Pelzrobbe (*Arctocephalus australis*) wirft zwischen November und Jänner ihr Junges; der Wal

schwamm in den Meeresstraßen und entlang der atlantischen Küste, ein geschwächtes Tier wurde bei Flut gelegentlich an die Küste gespült; Fluß- und Seeotter werden als begehrte Pelztiere erwähnt (BRIDGES 1988:446-47; CHAPMAN 1982:25, 162). Vor allem Fischarten und Muscheln gehören zum verwertbaren Tierbestand (BORRERO 1994:249; GUSINDE 1931:10-17). Es gibt keine wilden Hunde und keine Schlangen.

Terrestrische und marine Fauna war der Bevölkerung in Abhängigkeit vom bewohnten Distrikt nicht gleichmäßig zugänglich.

> „An wenigen begünstigten Küstenstrichen wimmelt es förmlich von Seevögeln und marinen Säugern, im Innern scheint das Tierleben stellenweise erstorben. Auffällig ist der Mengenunterschied der Landvögel, die man während des Winters fast gar nicht im Innern antrifft, von den Strand- und Seevögeln, die während des ganzen Jahres in einer ziemlich gleichen Stärke ihren Platz behaupten. ... Infolgedessen fallen auch die Jagdmöglichkeiten für die Indianer des Nordens und des Südens verschieden aus.“ (GUSINDE 1931:11)

Organisation der Gesellschaft

Verwandtschaft und Familie

Die Ausführungen in diesem Teilbereich sind bei GUSINDE dürftig und ungenau. Als zentrale Organisationseinheit und Lebens- und Arbeitsgemeinschaft gilt ihm die Nuklearfamilie aus Eltern und abhängigen Kindern, würde dennoch „ein Kind oder Erwachsener aus irgendwelchem Grunde in den Kreis der Einzelfamilie aufgenommen, stehen beide von ihr trotzdem ersichtlich ab, ohne indes benachteiligt zu werden“. (1931:417) Die engere Familie (*aska*) umfaßt neben dem genannten Kern durchaus auch nahe Verwandte, sie kann sororal polygyn sein und hat im Schnitt fünf Kinder (CHAPMAN 1982:58).

> „Weil nun die Nahrungssuche die Hauptbeschäftigung bildet, muß die Familie als wirtschaftliche Einheit den Jagdtieren gleichsam nachgehen ... und auch ein anhaltendes Beisammensein mehrerer Familien am gleichen Platze sich verbietet ... . Der ganze Stamm bleibt demnach in Einzelfamilien aufgelöst, die unter sich nur lose Verbände auf verwandtschaftlicher Grundlage nach Art einer Sippe ausmachen. Jede Familie baut an der ihr passenden Stelle die eigene Hütte auf und bricht sie in vollster Unabhängigkeit von anderen Leuten wieder ab.“ (GUSINDE 1931:302-3)

> „Die Familienhütte wird damit zum gemeinsamen Mittelpunkte aller Lebensbetätigung, in sehr geringer Abhängigkeit von den nächststehenden Blutsverwandten.“ (1931:309)

Zur patrilinearen Deszendenzgruppe schreibt GUSINDE:

> „Die Selk’nam-Familie ist vaterrechtlich und alle Kinder gehören zur Großfamilie bzw. Sippe ihres Vaters. Der heiratsfähige Bursche holt sich seine Gattin bei einer fremden Familiengruppe, wohnt mit ihr aber bei der seinigen. Die junge Frau indes

> löst nie die Bande mit ihrer Verwandtschaft und wenn ihr Gatte stirbt, sucht sie meist wieder ihren Familienbezirk auf. Wenn eine Witwe mit Kindern in ein anderes Gebiet einheiratet, verlieren ihre Kinder deshalb nicht die Zugehörigkeit zur Verwandtschaft ihres leiblichen Vaters und gehen dorthin als erwachsene Leute fast jedesmal wieder zurück. ... Die geradlinige Herleitung der Blutsverbindung begründete eine Blutsverwandtschaft, mochte diese selbst bis in die graueste Vorzeit zurückreichen. ... Alle Personen, die durch das Band des gleichen Blutes miteinander verbunden waren, standen sich auch näher durch gegenseitige Verpflichtungen der Freundschaft und Hilfeleistung, der besonderen Achtung und Verteidigung der Familienehre. Äußerlich wurde dieser Zusammenhang durch gemeinschaftliche Herleitung von einem Ahnen geschaffen, auf den jeder stolz war und dessen Leistungen er pries. Man forderte nicht etwa, daß jeder die ununterbrochene Ahnenreihe aufzeigen könnte, wozu kein einziger fähig gewesen wäre; vielmehr genügte der Nachweis seiner Zugehörigkeit zu einer gewissen Ortsgruppe oder Sippe. Praktisch besagt dies: Alle, die im gleichen Bezirk geboren wurden, sind blutsverwandt.“ (1931:417-18)

Jede unilineare Abstammungsgruppe wird mit einem bestimmten Gebiet (*haruwen* = „unser Land“) identifiziert, das Gebiet bzw. der Distrikt ist ihr gemeinschaftlicher Landbesitz, der in mythologischer Vorzeit von der Eule *K‘aux* zugewiesen wurde (CHAPMAN 1982:54ff.; GUSINDE 1931:424, 426). Alle Männer und Frauen, die im Distrikt geboren wurden und eine genealogische Beziehung zu einem realen oder fiktiven Ahnen herstellen können, haben ungeteilte Wohn- und Nutzungsrechte im Distrikt ihrer Vorfahren, selbst wenn ihre Residenz anderswo ist. Die Lineage ist exogam, der Ehewohnsitz ist virilokal, aber die Frau verliert ihre Ansprüche auf den väterlichen Distrikt nicht und kann jederzeit zurückkehren, nicht nur als Witwe. Die Rechte, die durch die Deszendenz bestehen, gehen niemals verloren (GUSINDE 1931:417-18). Stiefeltern und Stiefkinder gelten als „fast vollwertig blutsverwandt“ (1931:418).

Das Landeigentum einer Abstammungsgruppe „erhielt“ in mythischer Vorzeit eine Ahne, auf den sich die Deszendenten in der Vaterlinie beziehen. Die Eigentümer des Gebietes sind blutsverwandt, tatsächlich oder fiktiv, denn die Tatsache der Mitgliedschaft zur selben Landbesitzgruppe steht synonym für Verwandtschaft (GUSINDE 1931:321, 417, 419, 421, 428). BAER und SCHMITZ beurteilen Gusindes Ausführungen folgendermaßen:

> „That means, however, that a part of the families, which actually count themselves as members of the same group, belong to the same patrilineal ‚cone of descent‘, while another, smaller, part simply believes itself to be descended from the common mythical ancestor. With this, the evidence for patrisibs is granted.“ (1965:26-27)

Diese Großfamilie, Verwandtschaftsgruppe, Blutsgemeinschaft (Gusinde), Patrisippe (Baer und Schmitz) bzw patrilineare „band“ (Service, Steward) ist für CHAPMAN eine lokalisierte patrilineare und patrilokale Lineage (1982:54; vgl. LOWIE 1933:547-48). Die *haruwen*-Gruppe, exklusive der eingeheirateten Frauen, kann deshalb als Lineage bezeichnet werden, weil sie als patrilineare Verwandtschaftsgruppe eine Genealogie über

mehrere Generationen zurückverfolgen kann (1982:57). Die *haruwen*-Gruppe mit Exogamie und Patrilokalität sei als patrilineare „band“ nicht hinreichend charakterisiert, weil die Linearität bei Steward einfach nur eine Funktion von Exogamie und Patrilokalität wäre, und daraus ist keine Lineage per definitionem abzuleiten. Nach Service ist bei den Selk’nam eine patrilokale „band“ gegeben; sie definiert sich durch Exogamie, Virilokalität und Patrilinearität. Die „band“ sei patrilineal, weil die Gruppenmitglieder über die väterliche/männliche Linie verwandt sind, woraus sich die Residenzregel bestimme. Bei beiden Autoren würden Exogamie und/oder patrilokale Residenz, verschieden gewichtet, Patrilinearität bis zu einem gewissen Grad erzeugen. Dies sei eine Fehlinterpretation von Gusindes Schriften, der Begriffe wie „band“, Sippe, erweiterte Familie und Verwandtschaftsgruppe austauschbar verwendet (1982:56). CHAPMAN kann dahingehend interpretiert werden, daß die *haruwen*-Gruppe mit „band“ nicht falsch, aber ungenau bezeichnet ist; die korrekte und treffende Benennung dieser Gruppe sei lokalisierte Patrilineage mit Patrilokalität.

Ein Verwandtschaftsnetzwerk über die gesamte Population stellt die Kindred dar. Sie ist die ego-zentrierte Kategorie, die nur für Geschwister identisch ist. Die Kindred ist bilaterial [58] und umfaßt alle konsanguinalen Verwandten drei oder vier Generationen aufwärts, also bis zu den Großeltern oder Urgroßeltern und inkludiert auch Onkel und Tanten und die Kusinen dritten und vierten Grades vater- und mutterseitig. Eine ihrer Hauptfunktionen ist die Spezifizierung möglicher Heiratspartnerinnen. Alle Konsanguinalen bis zu dritt- und viertgradigen Kusinen scheiden als Heiratspartnerinnen aus, mit einer Ausnahme, die nicht nur erlaubte, sondern sogar bevorzugte Ehepartnerinnen beinhaltet. Das ist die Mutterbrudertochter dritten oder vierten Grades (CHAPMAN 1982:52). Mit der Kindred sind Verwandtschaftsbeziehungen über den vaterseitigen und mutterseitigen Distrikt hinaus gegeben.

> „The kindred not only served to institutionalize marriage rules. Selk’nam society accentuated individualism, despite the need for communal living patterns. Not only were people keenly competitive on almost all levels of society but also each ‚ego‘ had his or her own set of kin which was shared only by full siblings. It was important for the individual to establish his relationship with others outside his lineages (his father’s lineage above all, but also outside his mother’s lineage), to know whom beyond his near kin he could ask for a favour, who would give him hospitality on a journey and even whom he might be obliged to aid. For instance, when a Selk'nam arrived at a *haruwen* whose lineage included a member of his kindred, he would first identify himself and then inquire if that person were present. If the answer were in the affirmative, he could expect to be especially well received. At all gatherings people commented upon and sought out members of their kindred. In combat a man would usually attempt to save the life of a fellow kinsman, if he recognized one among the enemy about to be killed.“ (1982:53-54)

Neben der individuumzentrierten Kindred als überregionaler Kategorie, der territorialen Lineage und der Familieneinheit existiert ein sozioterritoriales Ordnungssystem, das sich aus den kosmologischen Vorstellungen ableitet und die Ebene über den *haruwens* repräsentiert, sowohl real als auch im übertragenen Sinne. *Sho'on* ist der „Himmel" über den „Erden" (*haruwens*), CHAPMANs Terminus technicus ist „division". Die Selk'nam haben drei Himmel, einen nördlichen, einen südlichen und einen westlichen, welche die Himmelsrichtungen repräsentieren. [59] Jeder Distrikt ist gemäß seiner geographischen Lage einem *sho'on* zugeordnet (CHAPMAN 1982:50). Die Seele oder der Geist eines Verstorbenen kehren in seinen Himmel zurück. Das grundlegende kosmologische Organisationsprinzip ist ein Kreis, der vier Viertelkreise enthält, jeder Viertelkreis ist ein Himmel. Der Kreis bedeutet Totalität und repräsentiert in der äußeren Welt das Universum. Die Manifestationen des Kreises auf der Erde, als die die Isla Grande gesehen wird, sind die *haruwens* (die „Erden"), in die das gesamte Territorium aufgeteilt ist. In der Vorstellung hat jeder Himmel ein Zentrum und eine Peripherie (1982:51). Alle *haruwens* waren entweder dem Zentrum oder der Peripherie eines *sho'on* zugeordnet, ein Distrikt des Zentrums hatte höheren Status als einer der Peripherie. An welcher Stelle im Himmel ein *haruwen* situiert war, hatte keine organisatorischen Auswirkungen, wohl aber die Zugehörigkeit eines Individuums zu einem bestimmten Himmel, denn ein Himmel gilt als exogame Sektion (1982:51-52).
Keine eindeutigen Informationen existieren zur Frage, ob die Angehörigen eines *sho'ons* in verwandtschaftlicher Beziehung zueinander standen.

> „There is no evidence that the skies or divisions were kinship units as they were in Australia. When, for example, some members of a lineage settled in a *haruwen* which was associated with a sky different from that of their original territory, they adopted the new sky and their children, when adults, would be advised to marry accordingly." (ebd.)

Führungsrollen

„Den äußerlichen Zusammenhalt einer Ortsgruppe liefert die genaue Umgrenzung ihres Bezirkes." (GUSINDE 1931:421) Gusindes Ortsgruppe ist aufgrund des Hinweises auf das klar begrenzte Gebiet mit der landbesitzenden Lineage identisch. Diesen, jedenfalls den größeren unter ihnen, steht ein *kemal* vor, ein bejahrter Mann, dessen Vorrangstellung eine des „moralischen Übergewichtes" ist, „das sich herausentwickelt hat aus tadelloser Lebensführung, aus persönlicher Tüchtigkeit und aus wohlverdientem Ansehen." (1931:422) Seine Autorität und sein Rat sind gefragt, wenn Kriegsgefahr droht, wenn das Lager verlegt werden soll, bei gemeinschaftlicher Jagd, bei Veranstaltungen über die Gebietsgrenzen hinaus, etwa der *kloketen*-Feier (1931:422-23). Er ist der Hüter der Tradition und der „ehrenwerte Patriarch", denn die Hochachtung vor dem Alter ist einer der Wesenszüge der sozialen Ordnung (1931:423). Dem *kemal* stehen keine Strafmittel zur

Verfügung, wenn sich aber junge Menschen seinem ordnenden Einfluß widersetzen, haben sie mit Verachtung durch die Gemeinschaft zu rechnen, was „die meisten“ als „schwerste Strafe“ empfinden (1931:422).
Nach BRIDGES (1988:216) wechselt die Führerrolle in einer Gruppe häufig, ist aber stets mit einem außerordentlich befähigten Mann verbunden. Allerdings dürfte er die Führungsfunktion innerhalb einer Jagdgruppe meinen, wenn er schreibt:

> „Yet one man might seem leader to-day and another man to-morrow, according to whoever was eager to embark upon some enterprise.“ (ebd.)

Heiratsregeln, Frauenerwerb und Ehe

Ein junger Mann muß vor der Verheiratung initiiert sein, d.h. in die geheimen *kloketen*-Zeremonien eingeweiht sein und danach wenigstens ein Jahr zuwarten, bis er mit etwa 20 Jahren als Heiratskandidat in Frage kommt. Das Mädchen ist etwa 15 bis 19 Jahre alt und muß die erste Menses hinter sich haben. In der Gattenwahl herrscht weitgehende Freiheit innerhalb der Rahmenbedingungen, und die „Ehebewerber“ sollen weitabliegenden Gebieten entstammen (CHAPMAN 1982:90; GUSINDE 1931:311-12).[60] Mit der Bemerkung, „je weiter entfernt das Mädchen zuhause ist, um so besser eignet es sich zur Gattin” (1931:321), bringt GUSINDE die wichtigsten Prinzipien auf den Punkt: Lokalexogamie, Ausschluß der Heirat von Verwandten, offenbar sind Kusinen ersten Grades gemeint, die gleichzeitig die Einschränkungen der „allgemeinen Freiheit bei der Gattenwahl” (1931:326) bedeuten.

> „Das Verbot der Verwandtschaftsehe fällt mit eigentlicher Lokalexogamie zusammen, insofern alle Mitglieder der Familiensippe und Besitzer des ihnen zugewiesenen Landesteiles, unter sich, als blutsverwandt betrachtet werden; abgesehen von Einzelfällen, in denen eine Herleitung vom nämlichen Ahnen schwierig gewesen sein mag. Jedwede eheliche Verbindung war von vornherein durch die Tatsache unmöglich gemacht, daß beide Teile der nämlichen Ortsgruppe angehörten oder in den engeren Grenzen eines Familiengebietes groß geworden waren. ... Schwägerschaft gilt nicht als Blutsverwandtschaft und Leviratsehe war teilweise Pflicht.“ (1931:321)

> „Weil das Band der Blutsgemeinschaft alle Sippenmitglieder zusammenhielt, deshalb blieb ein Heiraten untereinander von vornherein untersagt, selbst wenn, wie bei einer ausgedehnten Gruppe, im Einzelfall ein verwandtschaftliches Verhältnis zweier junger Menschen sich nicht hätte nachweisen lassen. Die sichere Tatsache, im gleichen Gebiete geboren zu sein, genügte allein und für sich, um Personen für den ehelichen Zusammenschluß ungeeignet zu machen ... .“ (1931:420)

Das Ehewerben wird überwiegend von männlicher Seite betrieben, und dem begehrten Mädchen steht es frei, ein diesbezügliches Ansinnen abzulehnen (1931:316). Onkel und Tanten vermitteln zwischen Eltern und Heiratswilligen, Verpflichtung der Eltern ist es

schließlich, zu überprüfen, ob die Verbindung regelkonform ist, also keine Verwandtschaftsbande nachweisbar sind (1931:319).

> „Weil die Braut niemals aus der Verwandtschaft genommen werden durfte, sondern die Wahl eines Mädchens ‚von weit her' bevorzugt wurde, sah sich der Freier entweder auf lange Wanderungen angewiesen, oder er nutzte dafür das Zusammenströmen mehrerer Familien aus. ... Als Kinder waren die beiden erstmalig vielleicht aneinander gekommen, etwa anläßlich einer Kloketenfeier, welche lange Wochen hindurch viele Familien in einem gemeinsamen großen Lager zusammenschließt. Auch Besuche unter befreundeten Familien sind nicht zu selten." (1931:313)

Das Exogamiegebot bezieht sich nicht nur auf die landbesitzende Lineage und demzufolge auf Personen aus dem selben Distrikt, also Kusinen väterlicherseits, sondern auch auf die Kindred, die bilaterale Verwandtschaftskategorie. Kusinen bis zum dritten und vierten Grad sind prinzipiell keine geeigneten Heiratspartnerinnen, aber die Gruppe der Mutterbrudertöchter dritten und vierten Grades und analog der Vaterschwestersöhne gleicher Entfernung sind im Gegensatz zu den anderen Vettern und Basen die präferierten Heiratskandidatinnen. Aus der Sicht des männlichen ego heißt das, daß die Töchter seiner *ch'es* (Mutterbrüder) in Frage kommen, das sind die matrilateralen Onkel, aber nur in der gebührenden Entfernung. Die Ermittlung der geeigneten Kandidatinnen führt hinauf zur mütterlichen Großmutter und eventuell Urgroßmutter und abwärts über deren Söhne. In diesem Segment der dritten und vierten Kusinen sollte eine größere Zahl heiratbarer Mädchen vorhanden sein, denn ein junger Mann hat mehrere *ch'e*-Onkel diesen Grades; gleiches gilt für die heiratswilligen Frauen (CHAPMAN 1982:52-53).

Die Kindred als konsanguinale Verwandtschaftsgruppe ist von der Lineage unabhängig. Die Lineages bzw. *haruwen*-Gruppen waren auf bilaterale Weise exogam, d.h. der Heiratspartner durfte weder aus dem mütterlichen noch aus dem väterlichen *haruwen*-Distrikt stammen. Die Exogamievorschriften leiten sich nicht allein aus der Residenz ab, sie reichen darüber hinaus, was daran zu sehen ist, daß auch Partnerinnen aus dem Mutter-*haruwen* spr. aus der Matrilineage verboten sind (1982:57).

Schließlich gilt auch der Himmel (*sho'on*) als exogame Einheit. *Sho'on* ist vergleichbar den australischen Sektionen. Alle *haruwens*, die mit einem bestimmten *sho'on* assoziiert sind, sind untereinander exogam (1982:50). Die Distrikte, die zu einem Himmel gehören, liegen normalerweise in räumlicher Nähe zueinander (1982:50, 59).

> „A person was normally born in his or her father's *haruwen* or earth, and following the patrilineal rule of inheritance, this was considered to be that person's *haruwen*. Each individual was thereby associated with the sky assigned to his or her own earth. Two people who were *sos-sho'on* (‚one-sky'), who belonged to the same sky, should not marry even if they were not kin. This exogamy rule may not have been always respected ... ." (1982:52)

Die Gewichtung ist unterschiedlich, wenn es um die Vorgangsweise des Frauenerwerbes geht.

Unter Beachtung der Exogamieregeln ist die „Freiheit bei der Gattenwahl“ (GUSINDE 1931:326) nicht mehr gegeben, wenn Gewalt im Spiel ist. GUSINDE ist zwar überzeugt, daß zum Zweck des Erwerbes von Frauen keine Überfälle auf fremde Gruppen stattgefunden haben (1931:224, 444), gesteht aber zu, daß Frauen und Kinder des unterlegenen Feindes im Zuge einer kriegerischen Auseinandersetzung verschleppt wurden, woraus sich gelegentlich eine eheliche Verbindung ergab.

BRIDGES (1988:359-61) sieht wenigstens vier Möglichkeiten zur Anbahnung von Mann-Frau-Gemeinschaften.

Die spektakulärste ist Entführung und Unterwerfung; der gegenwärtige Ehemann wird mitunter getötet. Männer überfallen in frauenräuberischer Absicht andere Gruppen, töten mehrere Männer und entführen die Frauen. Manche Frauen bleiben bei ihren Eroberern, andere fliehen.

> „Most of the kidnapped women managed to make their escape before very long, but several of them elected to remain with their captors.“ (1988:361)

Puppup, Teilnehmer an einer Expedition zum Frauenraub, erwirbt eine schwangere Frau, die bei ihm bleibt. Sie bringt eine Tochter zur Welt. Puppup heiratet später auch die Tochter. Die polygynen Frauen sind Mutter und Tochter, und beide bekommen etwa zeitgleich wieder Kinder, die sie in trauter Einigkeit aufziehen (ebd.). Das Kidnapping aus fremden Gruppen ist keine Seltenheit. BRIDGES’ diesbezügliche, im übrigen langjährige Eindrücke sind durchaus bemerkenswert.

> „Most of the marriages I knew among these primitive people were brought about either by conquest or by abduction” (1988:222; vgl. 1988:359, 467).

Frauenmangel ist seiner Ansicht nach ein Grund. Bereits bevor BRIDGES mit den südlichen Selk’nam, die er als Mountain group bezeichnet, in Berührung kam, wurden ihre Frauen knapp, angeblich, weil alte Männer mitunter zwei Frauen hatten, die jungen Männer sodann leer ausgingen. Folglich wurden Raubzüge nach Nordwesten veranstaltet (1988:360-61). Dies steht grundsätzlich in Widerspruch zu GUSINDE. [61]

> „Gänzlich falsch aber urteilen jene Reisenden, die einen Überfall als von der Absicht veranlaßt ausgeben, beim Gegner Frauen und Mädchen zu rauben. Dieser Grund ist niemals bei den Selk’nam geltend gewesen, wennzwar gelegentlich einige Frauenspersonen von den Siegern nachträglich mitgeschleppt worden sind. Denn an keiner Stelle war der Frauenmangel so groß und niemals die Freizügigkeit eines Heiratslustigen nach jeder Richtung unterbunden, daß er zu diesem Gewaltmittel hätte greifen müssen. Anderseits war jeder Angreifer dessen sicher, daß keine Frauensperson wider ihren Willen sich zurückhalten ließe oder bei einem Manne verbliebe, der ihr nicht zusagte. Damit wäre also der praktische Erfolg solcher Raubzüge wieder verloren. Diese gewaltsame Art des Gattenerwerbes paßt durchaus nicht zur allgemeinen Geistesart und zur herrschenden Eheeinrichtung der Selk’nam.

> Meine Gewährsmänner betonten mir nachdrücklichst das Widersinnige derartiger Anschauungen, die von der Wirklichkeit weit entfernt sind.“ (1931:444)

Für GUSINDE (1931:321-24) ist die Raubehe nicht mit der Selbstbestimmung des Mädchens resp. der Frau zu vereinbaren und im übrigen ein Verhalten, daß nur einflußreiche Männer vereinzelt an den Tag legen, die bei Racheakten des Schutzes bewaffneter Freunde gewiß sein können. Zudem betrachtet er das Einverständnis der entführten Frau als gegeben. Jungen Männern, die sich erstmalig verheiraten wollen, ist die gewaltsame Aneignung also nicht möglich. Er isoliert aus den Schriften früherer Selk’nam-Forscher drei Praktiken des Frauenerwerbs, die der weiblichen Selbstbestimmung zuwiderlaufen, spart aber nicht mit Kritik an mangelnder Glaubwürdigkeit der Quellenangaben: Entweder die Väter oder der Bräutigam via männliche Verwandte und der Brautvater arrangieren die Verbindung, oder das Mädchen wird aus einer feindlichen Gruppe bzw. Stamm gestohlen oder geraubt; als dritte Variante schließlich werden die Frauen gefallener Feinde mitgenommen. Seinen Gewährsmännern hingegen verdankt GUSINDE folgenden Sachverhalt: „Niemals wurden Überfälle oder Kriege vorbereitet, um Frauen zu rauben” (1931:224).

Nach der gewaltsamen Beschaffung ist die zweite Variante von BRIDGES, zu einer Frau zu kommen, das Arrangement der Eltern. Ist das versprochene Mädchen vor dem heiratsfähigen Alter, kann zuerst eine Verbindung mit einer älteren Frau eingegangen werden, um den jungen Mann „einzuführen”. Die Erstfrau verbleibt mitunter weiter im Haushalt, nachdem sich die junge Frau hinzugesellt hat, eine Form von temporärer Polygynie (1988:359).
Die dritte Möglichkeit ist das Sororat. Die jüngere Schwester einer vielleicht nicht mehr voll einsatzfähigen, vorhandenen Frau wird genommen; eine häufige Form der Polygynie ergibt sich auf diese Weise. Es ist „a husband’s privilege to go to his father-in-law and demand another of the old man’s daughters as his second wife” (1988:360).
Schließlich wird als vierter Weg die Brautwerbung angeführt, bei der die Entscheidung tatsächlich bei beiden Betroffenen liegt. Wenn der initiative Teil auch der Mann ist, so können sich die Frauen ihren Partner mitunter doch selbst aussuchen, sieht BRIDGES (1988:220ff., 359) eine Ausnahme von der Regel. Dem Mädchen der Wahl wird durch einen Dritten der Bogen des Brautwerbers überreicht, z.B. durch den Bruder des Mädchens. Die Rückgabe des Bogens durch den Vermittler an den Besitzer gilt als Heiratsversprechen. Ab dem Zeitpunkt, an dem der Bogen, der im Laufe der Werbungszeit mehrmals hin- und hergereicht wird, vom Mädchen persönlich dem Besitzer zurückgegeben wird, gelten die beiden als Ehepaar.[62] Zur Werbung gehören auch Geschenke an die Brauteltern. Dies sei die korrekte Form des Heiratsantrages, wenngleich BRIDGES sie nur ein einziges Mal beobachten konnte, denn fast alle Verbindungen, die er kannte, kamen im Zuge von Eroberungen und Frauenraub zustande (1988:221-22). Bei

rivalisierenden Brautwerbern entscheidet mitunter ein Ringkampf oder ein Duell mit Pfeil und Bogen über den künftigen Gatten (1988:518).

Kurz gefaßt entspricht nach BRIDGES der inferioren Stellung der Frauen [63] die normale und häufige Praxis ihrer Entführung und Eroberung aus anderen Gebieten, neben der Möglichkeit, daß die Eltern ein Arrangement treffen (1988:359). Ist die versprochene Braut noch im kindlichen Alter, wird sich der junge Mann vorübergehend eine ältere Frau nehmen, die ihn gewissermaßen einführt. Es ist offenbar das Privileg des Mannes, sich die Frau auszusuchen. Die Einrichtung der Selk'nam, daß ein junger Mann mit einer älteren Frau zusammenlebt, bis ein bestimmtes, für ihn reserviertes Mädchen im heiratsfähigen Alter, ist, muß nicht zur Aufgabe der älteren Frau führen. Sie verbleibt mitunter im Haushalt, weil sie den Mann kraft Erfahrung und Wissen viel effizienter betreuen kann als das junge Mädchen (ebd.).

Gewaltsamer Frauenerwerb ist ein prominentes Thema bei BRIDGES. Einen Grund sieht er in der Polygynie älterer Männer, mit der Folge, daß jüngere zu kurz kommen und folglich Frauen aus anderen Gruppen rauben müssen. Überfälle auf fremde Gruppen können verschieden motiviert sein, Frauenraub ist ein Grund. [64] Werden bei diesem Unternehmen mehrere Feinde getötet, ist das kein großes Vergehen gemäß dem Axiom: „If I do not kill him, he will certainly kill me if he thinks he can gain anything by it." (1988:360) Welche Gründe auch zu einem Angriff auf Feinde führen mögen, er ist allein schon deshalb willkommen, weil mit neuen Frauen zu rechnen ist; mitunter wird auf diesem Weg auch eine Zweitfrau erworben (1988:295). Die gewaltsame Aneignung von Frauen erstreckt sich also auf Gruppen, mit denen kein friedliches Einvernehmen herrscht.
Fühlt sich eine Frau bemüßigt, dem gewalttätigen Ehemann zu entkommen, versucht sie, in den *haruwen* ihrer Herkunft zu flüchten, nicht selten um den Preis der Zurücklassung der Kinder. Stellt der Mann die flüchtige Frau, bevor sie ihr Ziel erreicht hat, wird sie mißhandelt und zurückgebracht. Nötigenfalls ist die Frau kurzfristig durchaus in der Lage, sich und ihre Kinder zu versorgen. Sie kann Guanacos mit Hunden jagen, Nagetiere fangen, sie ist mit Fischfang vertraut, und sie kann Schalentiere und Vegetabilien sammeln (CHAPMAN 1982:62).
Brautpreis und Brautdienst sind nicht dokumentiert, denn „eine Art Kaufpreis für die Braut oder Dienstleistungen an ihren Vater von seiten des Bewerbers ließen sich nicht nur schwerlich in Einklang bringen mit der allgemeinen Freiheit bei der Gattenwahl, sondern wurden mir gegenüber mit klaren Worten als nichtbestehend abgelehnt." (GUSINDE 1931:326)

Polygynie

Mehr als eine Frau zu haben ist ein Privileg älterer Männer; der Status eines jungen

Mannes ist mit Polygynie nicht vereinbar. Nach BRIDGES kann sich dieser Umstand nachteilig für die Jungen auswirken, die an Frauenmangel leiden und zum Mittel der gewaltsamen Aneignung greifen müssen (1988:360f.). Drei Frauen zu haben war nicht angebracht, dem Brauch nach waren zwei Frauen statthaft. Beim häufigen Sororat folgte eine jüngere Schwester der verheirateten älteren. Es ist das Vorrecht des Mannes, vom Schwiegervater eine weitere Tochter als Zweitfrau zu erbitten (ebd.). [65] Die Frauen können auch verschiedener Herkunft sein. Levirat ist geradezu eine Verpflichtung für den Bruder des Witwers, insbesondere für den ledigen Bruder (LOWIE 1933:548).
Ein Partnerwechsel ist keine seltene Erscheinung, daher sind zwei Frauen oft nur temporär gleichzeitig vorhanden. Ein Beispiel der weniger feinen Art liefert BRIDGES.

> „There were cases in which the husband treated his unfortunate first wife in an abominable fashion, in order to please his second wife. By lavishing his attentions on the younger woman, he hoped to induce her to stop with him rather than seize the first opportunity of giving him the slip. Such a man was the young Ahnikin. His first wife had been the daughter of Kaushel ... . His second wife was the elder daughter of Houshken, whom he had murdered. In order to win this girl's affection, Ahnikin treated his first wife with the utmost brutality – so much so that she ran away from him and sought a protector among the whites." (ebd.)

Eine Zählung von 1918 ergab, daß von 32 Familien neun polygyn waren, was von GUSINDE auf ein Geschlechterungleichgewicht durch Übergriffe der Weißen zurückgeführt wird (1931:337). Weiters waren es die einflußreichen Medizinmänner und andere herausragende Persönlichkeiten, die sich mit einer Zweitfrau umgaben, schließlich werden wirtschaftliche Gründe ins Treffen geführt, dahingehend, daß bei verminderter Arbeitsleistung einer alten oder kranken Frau eine jüngere zwecks Aufgabenteilung herbeigeholt wurde, die durchaus die Schwester sein konnte. Die gleiche Konstellation ergab sich auch, wenn ein Paar eine ältere Witwe, „die für einen jungen Mann nicht in Frage kam und ebensowenig einem reiferen Manne als alleinige Gattin genügte", unter ihre Fittiche nahm (1931:337-39). Die Witwe erfuhr Unterstützung, weil sie mitversorgt wurde, der Mann mußte in der Lage sein, diese Mehraufgaben zu erfüllen. Gerade auch der Ehrgeiz, damit seine jägerische Gewandtheit unter Beweis stellen zu können, war ein Grund für Polygynie. Auch den Frauen verschaffte es Genugtuung, mit einem befähigten und angesehenen Mann verheiratet zu sein. Kausel hatte anscheinend mehr als die akzeptierten zwei Frauen.

> „(Er) hatte deshalb so viele Weiber, weil er bei allen Leuten Eindruck machen und ihnen zeigen wollte, wie tüchtig er selber sei. Denn er bewährte sich tatsächlich als ein ausgezeichneter Jäger, sein Pfeil verfehlte niemals das Ziel und vor den Hütten seiner Frauen hing immer viel Fleisch. Alle seine Weiber und Kinder waren wohlgenährt. Auf solch große Zahl von Gattinnen war er stolz. Weil er ein gefürchteter Medizinmann war, erhob niemand Einspruch. Alle staunten ihn an!" (1931:340)

Üblicherweise besteht zwischen zwei Frauen ein Altersgefälle; die ältere Erstfrau tritt an die zweite Stelle, wenn eine jüngere hinzukommt. Je nach dem Verhältnis der drei Personen untereinander werden eine oder zwei Hütten bewohnt (1931:340-42).

Die „geradlinige Herleitung der Blutsverbindung“ als Begründung für Konsanguinalität „galt in jedem Falle als Ehehindernis.“ Ein Eheausschließungsgrund darüber hinaus waren Stiefverhältnisse. Stiefsohn mit Stiefmutter und Stiefvater mit Stieftochter durften sich nicht verheiraten, denn Stiefeltern und Stiefkinder galten „als fast vollwertig blutsverwandt. Weitere praktische Folgen hatte das Stiefverhältnis nicht.“ (1931:417-18). Ein Jahr lang nach dem Tod von Vater oder Mutter heißt ein Knabe *xas* und ein Mädchen *xasen* (1931:477).

> „Ein Waisenkind bleibt immer mit dem überlebenden Elternteil verbunden, wenn dieser sich neu verehelicht. Stiefvater bzw. Stiefmutter übernehmen für jenes Stiefkind die für leibliche Kinder allgemein geltenden Verpflichtungen bis zu dessen Mündigkeit, künftighin bleibt dieses Kind von jenem Stiefelternteil unabhängig und trägt ihm gegenüber keine eigentlichen Kindespflichten. Ihre Verehelichung würde wegen entfernterer Verwandtschaft nie gestattet.“ (GUSINDE 1931:417)

Maritalresidenz

Sie ist virilokal, aber nicht patri-matrilokal bzw. uxori-virilokal. Ein junges Paar wohnt nicht, auch nicht vorübergehend, im *haruwen* der Frau, allfällige Besuche ausgenommen (CHAPMAN 1982:57).

> „Wenn also ein erwachsenes Kind sich verheiratet, scheidet es räumlich und auch rechtlich aus seiner elterlichen Familie aus und begründet nun seinen eigenen neuen Hausstand.“ (GUSINDE 1931:417)

In der Tat ist Virilokalität gegeben, es wird eine eigene Hütte nahe der Hütte der Eltern des Mannes errichtet (GUSINDE 1931:333, 335). [66] Von der Alternative, in den Mutter-*haruwen* des Mannes zu ziehen, berichtet CHAPMAN. Unter bestimmten, nicht näher bezeichneten Umständen konnte der Mann mit seiner Familie in diese Lineage inkorporiert werden (1982:65).

Eine geschiedene Frau oder Witwe ist befugt, in ihren Herkunfts-*haruwen*, als Mitglied der besitzenden Patrilineage, zurückzugehen. Ebensogut kann sie als Witwe im *haruwen* des verstorbenen Mannes verbleiben. Auch die Söhne dieser Witwen, verheiratet oder nicht, können in diesem Distrikt des mütterlichen Großvaters verbleiben, [67] genauso aber in dem des verstorbenen Vaters. Eine Witwe heiratet gelegentlich den Bruder ihres verstorbenen Mannes (Levirat) und verbleibt somit in dessen *haruwen* (CHAPMAN 1982:57). Führt eine weitere Verheiratung, die bei Frauen jungen und mittleren Alters zu erwarten ist, zur Residenz in einem dritten Distrikt, nämlich in dem ihres neuen Gatten, so verlieren die

Kinder nicht die Zugehörigkeit zur Verwandtschaft des Genitors. Es ist wahrscheinlich, daß sie nach der Adoleszenz dorthin zurückkehren (GUSINDE 1931:417). Eine Witwe in fortgeschrittenem Alter pflegt sich einem verheirateten Kind anzuschließen (1931:478).

> „Auf all diese Regeln achten die einzelnen Verwandtschaftsgruppen sehr genau; war es ihnen doch darum zu tun, möglichst zahlreich zu werden und groß zu erscheinen.“ (1931:417)

Residenzeinheit und Siedlungsmuster, Fusion und Spaltung

Vornehmlich setzt sich eine Lokalgruppe aus mehreren *askas* („close families“) zusammen und umfaßt wenigstens drei Generationen (CHAPMAN 1982:58).

> „The tent or windbreak was obviously designed to adapt to varying circumstances in terms of the social arrangement, the landscape and the climate. It could be used either as a single or multi-family dwelling. ... When several families were camping together and each had its own materials, the dwellings would be located about twenty-five to forty metres apart, if the site selected afforded sufficient open space and if there was no threat of being attacked by an enemy.“ (1982:28)

Die wandernden Gruppen bewegen sich typischerweise im eigenen Distrikt, der Gelegenheiten aber waren nicht wenige, anläßlich derer sich Personengruppen aus mehreren *haruwens* zusammenfanden.

Sowohl ökonomische als auch zeremonielle Anlässe, nicht minder soziale Beweggründe konnten dahinterstecken. Diese größeren Aggregate blieben mitunter Tage und Wochen, wenn nicht Monate aufrecht. Eine Versammlung steht oftmals im Zeichen verschiedener Veranlassungen und Aktivitäten: Tauschhandel, ein gestrandeter Wal, kommunale Vogeljagd, die Initiationszeremonie Hain, Wettbewerbe sportlicher und schamanistischer Art, Friedensübereinkünfte, Trauer um eine einflußreiche Person (1982:21).

> „People gathered together not only in search of spouses, but also to exchange goods, information and knowledge; for economic and ceremonial purposes as well as for competitions of various sorts. Social visiting, communal hunts, feasting and large reunions were common.“ (1982:59)

Fusion zur Hain-Zeremonie

Die größte, wichtigste und längstdauernde Lokalgemeinschaft von Gruppen verschiedener Landesteile war die Hain-Zeremonie. Voraussetzung für die Durchführung dieser Veranstaltung war das Vorhandensein mehrerer initiationsfähiger männlicher Adoleszenten. War diese Bedingung nicht gegeben, mußte zugewartet werden, bis wieder einige Jugendliche herangewachsen waren, es konnte aber auch die Altersgrenze heruntergesetzt werden. Die Gelegenheit eines an die Küste geworfenen Wales wurde gerne zur Durchführung des Hain ergriffen, um der Jagd enthoben zu sein. GUSINDE

(1931:821) meint, daß, von diesem Sonderfall abgesehen, die Versorgung im Süden im Winter besser war, weil die Guanacojagd erleichtert war, im Norden hingegen war die Versorgung im Sommer günstiger; danach richtete sich der Termin der Veranstaltung (vgl. CHAPMAN 1982:23). Die Standortwahl orientierte sich an den Bedürfnissen für das Fest selbst, günstig ist eine große, freie, waldumsäumte, möglichst windgeschützte Fläche, um sowohl die große Zeremonienhütte als auch das 200 Schritt entfernte Lager der Frauen und Kinder unterzubringen und dazwischen Platz für die Geisterauftritte zu haben (GUSINDE 1931:832). [68] Ein Kriterium ist die Verfügbarkeit von Trinkwasser und Jagdwild.
Die Männer waren neben der Absolvierung des Festprogrammes nicht von der Verpflichtung freigestellt, für sich selbst und ihre Angehörigen Fleisch herbeizuschaffen (CHAPMAN 1982:74; GUSINDE 1931:1056).

> „The hunters ranged over greater distances when based at the ceremonial site than they did from their usual camps. They also hunted in larger groups than was customary. During the Hain they would complement their diet as usual with rodents, birds, eggs, fish, mushrooms, berries and plants. Hains were sometimes held on the coast near a herd of seals or near a whale which has recently been beached, so that the participants could be served seal or whale steaks instead of guanaco.“ (CHAPMAN 1982:78)

Während der siebenwöchigen Zeremonie im Winter 1923 werden fünf Jagdausflüge kleiner Gruppen von jungen Männern erwähnt, und ein einziges Mal schwärmten alle Männer zur Jagd aus, allerdings war die Grundversorgung mit Hammelfleisch, von GUSINDE organisiert, garantiert (1931:818-19, 1062-75). Die Männer begeben sich im Rahmen der Zeremonien häufig tief in den Wald, was das Zurückweichen der Guanacos mitverursacht, vor allem ist es der große Fleischbedarf, der die Bestände verkleinert (1931:1027).

Die älteren Männer in erster Linie sind es, die eine *kloketen*-Veranstaltung durchzuführen wünschen. Die Initiatoren einigen sich auf einen ungefähren Zeitpunkt und versuchen, möglichst viele Männer für die Teilnahme am Fest zu gewinnen. Durch Boten werden Einladungen an Freunde und Verwandte übermittelt, Mundpropaganda tut das ihrige. [69] Kein initiierter Mann ist von der Veranstaltung ausgeschlossen, auch einander nicht wohlgesinnte Personen finden sich ein. Oftmals führen die Nordbewohner ihre Feste ohne Teilnahme von Süd-Selk’nam und Haus durch, was ebenso in umgekehrte Richtungen gilt. [70] Anläßlich der Zeremonie, bei der BRIDGES initiiert wurde, waren Vertreter aller Gruppen anwesend (1988:410). [71] Das Fest dauert vier Monate, zehn Monate, manchmal länger (GUSINDE 1931:822-25, 831, 1014). [72] Bei den Novizen soll ein „erkennbares Erziehungsziel“ erreicht werden (1931:1047). Nicht alle Teilnehmer sind von Anfang an und bis zum Schluß dabei, und der Standort kann wegen Wasser- oder Nahrungsmangel, Schneeschmelze, Schneeverwehungen, aber auch aus nicht-materiellen Beweggründen heraus, wie allgemeine Ermüdungserscheinungen oder ein prominenter Todesfall,

gewechselt werden, wenn nicht gar das Fest beendet wird (1931:822-25, 831, 1014, 1048, 1064). Über Zahlenmaterial zu Häufigkeit und Größe der Hain-Zusammenkünfte schweigen die Quellen. GUSINDE (1931:822) immerhin äußert sich zur späten Kontaktphase.

> „Nachweislich veranstalteten die Indianer während der letzten 10 Jahre in jedem Winter wieder ein Kloketen-Fest, ganz unbekümmert um die geringe Zahl der Teilnehmer. Mitte 1922 konnte als einziger Prüfling zwar nur der Sohn des alten TENENESK eingeführt werden, trotzdem währte die Feier vier Monate. Im folgenden Winter, Mitte 1923, veranstalteten die Nord- und die Südgruppe je eine eigene Zusammenkunft. Bei jenen wurde nur ein Bursche eingeführt, bei diesen außer mir zwei Kandidaten.“ [73]

Der Vater des ältesten *kloketen*-Kandidaten ist „Veranstaltungsleiter“, sein „Stellvertreter“ ist der Vater des zweitältesten Prüflings. Angesichts der langen Dauer des Festes hält sich kaum ein Mann, auch nicht der Leiter, monatelang ununterbrochen am Veranstaltungsort auf (GUSINDE 1931:830-31). [74]

Kuash-ketin

Eine besonderer Anlaß waren „Zusammenkünfte vieler Personen“ (*kuash-ketin*), die auf Einladung zustandekamen und „von Zeit zu Zeit“ stattfanden. Wer den Wunsch hatte, ein Ereignis dieser Art zu veranstalten, schickte einen Boten (*oshen*) in die *haruwens*, aus denen Teilnehmer erwünscht waren. Der Bote nannte Ort und ungefähren Zeitpunkt der Veranstaltung. Während des *kuash-ketin* wechselten verschiedene Güter die Besitzer, Güter, die der Gebende reichlich hatte und der Empfangende begehrte. Die Versammlung hatte nicht nur den Zweck des Güteraustausches, sondern stand im Zeichen von „shamanistic competitions“, Ringkämpfen, Wettrennen, Ballspielen und Pfeilschießen (CHAPMAN 1982:36).

> „During the *kuash-ketin* people from Federico’s (ein Informant – Anm.) mother’s territory (at Cape Penas, south of the Rio Grande) had brought along bows and quivers to barter or exchange as presents. People from the K’ami (Lake Fagnano) *haruwen* brought arrow heads. Those of the Useless Bay area offered branches of a barberry bush from which arrow shafts were made. Arrow straighteners were presented by the inhabitants of an inland northern *haruwen*, famous of the stone from which these tools were made. Others, from *hersk* (south of the Rio Grande), came with fox fur capes. Those nearby, around the Bay of San Sebastian, provided roasted rodent in abundance for everyone. ‚Each brought whatever he had‘, Federico finally commented.“ (1982:37)

Der Austausch fand zwischen Verwandten und einander wohlgesinnten Personen aus verschiedenen Distrikten statt. Die Familien oder Familiengruppen des einladenden *haruwen* bewillkommneten die Familien der anderen Distrikte als Gäste. Bei nächster

Gelegenheit, wenn in einem anderen Distrikt von der Lineage bzw. einer Familiengruppe diese Versammlung ausgerufen wurde, waren Gäste und Gastgeber vertauscht (ebd.).
Wie lange ein *kuash-ketin* dauerte, ist nicht bekannt, aber in Anbetracht der langen Reisewege dürften es zumindest einige Tage gewesen sein, ebensowenig wird über die Zahl der versammelten Personen berichtet. Voraussetzung war in jedem Fall, ausreichende Versorgung sicherzustellen (1982:36).

> „The guests were offered a meal, called *hamis*, which was prepared by the male host rather than his wife. Large quantities of meat, fish and whatever else was available would be served. The meat was served on a plate consisting of the shoulder blade of a guanaco or seal. Angela (eine Informantin - Anm.) commented, ‚They wouldn't eat everything because there would be too much.' " (ebd.)

Abgesehen von den großen überregionalen Versammlungen, über deren Häufigkeit und Dauer sich keine klaren Hinweise finden, orientierten sich die Gruppengröße und das „normale" Bewegungsmuster an der saisonalen Nahrungsverfügbarkeit.

> „... the Selk'nam tended to concentrate in larger groups during the times when food was more abundant and easier to aquire, that is during the late spring, summer and autumn, and to disperse in smaller groups to pass the more trying winter season. Exceptions to this spatial contraction and expansion of the population arose when there was a windfall such as a stranded whale, or when large numbers of people gathered to participate in the ceremonies and ranged further afield than usual in the quest of food." (CHAPMAN 1982:60)

Die Lokalgruppe wechselt den Lagerplatz nach einigen Tagen (BORRERO 1994:249). Voran steht die Entscheidung, wo das nächste Lager aufgeschlagen wird. Frauen, Kinder und Ältere wählen die direkte, jedenfalls die gangbarste Route, denn sie haben die gesamte Habe zu transportieren, die Jäger, frei von allem Ballast, versuchen Beute zu machen. Vielleicht auch wandert die Gruppe in einem Troß (CHAPMAN 1982:21; GUSINDE 1931:304-5). Wenn die topographischen Gegebenheiten geeignet sind, scheucht die in der Ebene oder im Tal wandernde Frauengruppe weidende Guanacos auf, die in die Höhe fliehen, wo sie von den Jägern bereits erwartet werden (Lothrop in CHAPMAN 1982:21).
In welcher Beziehung die Mitglieder einer Lokalgruppe zueinander stehen, läßt sich aus den Quellen nicht direkt erschließen. GUSINDE sagt lediglich, daß die „lange Abgeschlossenheit der Einzelfamilie" nach Geselligkeit verlangt. Bei den nicht seltenen Besuchen treffen meistens „die Mitglieder des großen Verwandtenkreises" zusammen. Auch das zufällige Zusammentreffen kleiner, schweifender Gruppen wird angemerkt (1931:466).
Erhält eine Lokalgruppe Zuwachs, dann errichten die Zuziehenden ihre Hütten neben den vorhandenen, was ohne Wortwechsel vor sich geht. Es wird im Gegenteil betont, daß „ausdrückliche Unfreundlichkeiten gegen den Besucher, und wäre er ein Feind, ... strengstens" unterlassen werden (1931:468). GUSINDE betont die „vollste

Unabhängigkeit“ der Einzelfamilie, die innerhalb des Jagdgebietes, spr. des Landbesitzes der Lineage nach eigenem Ermessen von Standort zu Standort zieht, denn „ein anhaltendes Beisammensein mehrerer Familien am gleichen Platze“ verbietet die dünne Verteilung des Guanacos, das nicht in Herdenverbänden auftritt (1931:302-3, vgl. 194). Allerdings wird festgehalten, daß sich für grenzüberschreitende Aktivitäten, seien es Tauschhandel, Jagd, Besuch oder die Teilnahme an einem Fest, eine Familiengruppe zusammentat und meist unter Führung des *kemal* ihre Wanderung in fremdes Gebiet antrat (1931:422-23).

Überregionale Kommunikation

Die Rauchsäule eines Feuers hatte Signalwirkung für entfernte Gruppen, um Ereignisse anzukündigen (CHAPMAN 1982:9). Zur Verbreitung der Nachricht von einem gestrandeten Wal wurden große Feuer entzündet, um diesen außerordentlichen Glücksfall in möglichst weitem Umkreis kundzutun. Ein Wal bedeutet immer ein Fest und wochen- oder monatelange Sorgenfreiheit (1982:23). Walfett soll unter den gegebenen klimatischen Bedingungen ein Jahr haltbar sein (1982:170). GUSINDE meint gar, daß auch große Waldstücke in Brand gesteckt wurden, um die Botschaft von diesem besonderen Ereignis zu verbreiten (1931:472-73).

> „According to Gallardo, such a feast might last many months or even a year. The Hain ceremony was sometimes celebrated when a whale was beached. Under any circumstances, it was a happy event, for it permitted the gathering of large numbers of people from different *haruwens* for an extended period of time, during which concern about the acquisition of food was relaxed.“ (CHAPMAN 1982:23)

Unverfängliche Personen (*oshen*) werden ausgeschickt, um Botschaften zu überbringen, Buben werden von den Eltern für Botengänge beauftragt (CHAPMAN 1982:19), z.B. zur Bekanntgabe eines *kuash-ketin*, das sind Zusammenkünfte von Personen verschiedener Distrikte (*haruwens*) zum Zweck des Güteraustauschs und für Wettkämpfe (1982:21). BRIDGES (1988:283) erwähnt einen zwergwüchsigen, unattraktiven Burschen namens Hechelash, der aufgrund von Aussehen und Persönlichkeit keine Feinde zu fürchten hat und gerne als Vorhut und Überbringer von Mitteilungen losgeschickt wurde. Ihren Beitrag zur Nachrichtenverbreitung über Vorhaben und Ereignisse leisten Frauen im Rahmen ihrer häufigen Besuche in anderen Lagern.

> „In Ona-land, reports of what So-and-so was planning to do were generally spread by women going from camp to camp to visit their friends. As a rule these stories were exaggerated, but usually they had some foundation on fact” (BRIDGES 1988:395).

Territorialität und Ressourcenzugang

Selk'nam inklusive Haus betrachten sich als

> „Volkseinheit, im Gegensatz zu ihren Nachbarn und zu den Weißen. Diese Zusammengehörigkeit leiten sie her von dem Besitzrecht auf die Isla Grande, die allen eine Heimat ist." (GUSINDE 1931:419)

Die ganze Isla Grande wird als ihr ausschließliches Eigentum gesehen, womit gleichzeitig eine Abgrenzung zu den Nachbargesellschaften Yamana und Alakaluf gegeben ist. Innerhalb der Isla Grande werden Grenzen, die eine maßgebliche Behinderung der Bewegung im Raum bedeuten, akzeptiert (1931:424-25).

> „Nach alter Mythe hat *K'aux* einer jeden der damals bestehenden Familiengruppen oder Sippen einen genau umgrenzten Landstrich als Sippeneigentum und zwar mit dem Rechte zugewiesen, dortselbst zu jagen und die verwertbaren Dinge sich anzueignen." (1931:425)

Auf diese Weise wurden 39 Gebiete zugewiesen, die innerhalb der Familiengruppen von Generation zu Generation weitergegeben werden. Der Grenzverlauf zwischen den Gebieten ist durch natürliche Landschaftsmerkmale markiert: Baumgruppen, Wasserläufe, Gebirgsrücken, Felsen, Lagunen. Die Grenzziehungen wurden im Verlauf der Jahrhunderte niemals abgeändert, das erleichterte die Tradierung dieses Wissens, die Grenzlinien sind daher allgemein bekannt (1931:419). Die Gebiete sind in Besitz von Verwandtschaftsgruppen, die sich in der Patrilinie auf einen gemeinsamen Ahnen beziehen. Jedes Familienmitglied hatte gleiches Anrecht auf die Güter und Nutztiere des Gebietes, nicht nur für den Eigenbedarf, sondern auch für den Tausch (1931:420-21).

> „Jeder Bezirk war wirklicher Besitz jeder einzelnen Sippe. Infolgedessen war jeder Mann berechtigt, im Gebiete seiner Familie nach freiem Ermessen der Jagd zu obliegen, Fallen zu stellen, Stämmchen und Zweige für seine Schußwaffen sich anzueignen ... . Jeder hatte zu sämtlichen Naturerzeugnissen in seiner engeren Familienheimat nicht nur freien Zutritt, sondern konnte sie auch beliebig verwerten; gleichzeitig war er berechtigt, dieses Gebiet zu beaufsichtigen und andere zuzulassen bzw. auszuschließen, in gemeinsamer Überlegung mit seiner nächsten Verwandtschaft." (1931:426)

CHAPMAN argumentiert gegen die unverrückbare Grenzziehung zwischen den Gebieten (*haruwens*) und zieht auch die Zahl 39 in Zweifel, dahingehend, daß Gusinde die Gebiete, über die er Informationen hatte, zusammenaddierte und den Schluß zog, diese seien von *K'aux* verteilt worden. Er vermengte die *K'aux*-Mythe mit anderen Daten, die er über die *haruwens* und deren geographische Lage gesammelt hatte, und erzeugte damit den Eindruck, der gesamte bewohnbare Teil der Isla Grande sei von *K'aux* entsprechend der Zahl der Familien mit je einer herausragenden, namentlich genannten Gestalt, dividiert worden (1982:54). [75] Mit anderen Worten: Die *haruwens* seien weder über die Zeit noch in ihrer Umgrenzung jene statischen Gebilde, die Gusinde suggeriert. CHAPMAN hat, anders

als Gusinde, die *haruwens* aufgrund von Genealogien ermittelt und ist auf eine wesentlich höhere Zahl gekommen.
69 Genealogien korrespondieren mit je einer Lineage, und jede konnte einem Distrikt zugeordnet werden. [76] Elf Distrikte wurden bei den Haus identifiziert, es konnten aber nur für acht von ihnen Genealogien erstellt werden. Es gab keine Zonen auf der Insel, die niemandes Besitz waren. Diese Aufteilung in etwa 80 Distrikte hatte Gültigkeit bis um 1880 (CHAPMAN 1982:42). Die Ahnenreihen konnten in einigen Fällen acht Generationen zurückverfolgt werden, lediglich eine Genealogie umfaßt nur zwei Generationen. Sowohl die Lineages als auch Zahl und Begrenzung der *haruwens* zeigen eine gewisse Instabilität, die GUSINDE nur indirekt andeutet (vgl. 1931:421). CHAPMAN erwähnt beispielsweise zwei *haruwen*-Gruppen, die benachbarte *haruwens* erobert und deren Bewohner getötet (Männer) oder integriert haben (Frauen und Kinder), soweit sie, (die Frauen mit den Kindern) nicht in ihre Abstammungsdistrikte zurückkehrten. Zwei *haruwen*-Gruppen haben ihre Gebiete vergrößert, indem sie sich verwaiste Gebiete einverleibten. Andererseits bezeugen die Genealogien, daß sich sechs Lineages vor der Ankunft der Weißen splitteten (1982:20). Etwa die Hälfte der *haruwens* hatte Zugang zum Meer, die übrigen waren Binnenlanddistrikte (1982:20-21).

Verschwenderisches Ausbeuten der Ressourcen und mutwilliger Raubbau durch ein Individuum wurden von der Gemeinschaft nicht geduldet (GUSINDE 1931:420). Das Betreten des Gebietes durch fremde Personen war an die Zustimmung der Bewohner gebunden, wurde diese erteilt, durfte die Nutzung der Rohstoffe trotzdem nicht auf eigene Faust betrieben werden. Nicht genehmigtes Eindringen war Anlaß für gewalttätige Konfrontationen, denn das galt als Verletzung der Bodenrechte, die zu Gegenwehr führte (1931:420, 425). [77]

> „Ebensowenig durfte ein Fremder grundsätzlich das Nachbargebiet ohne Erlaubnis der Eigentümer betreten. Bestanden freundschaftliche Beziehungen, dann lief in sehr wenigen Fällen die stillschweigende Zustimmung weiter. Genauer war man dann, wenn Besucher wegen Nahrungs- oder Jagdtiermangel ankamen; diese ließ man nicht selber jagen gehen, sondern gab ihnen ausreichende Mengen der von den Besitzern erbeuteten Tiere. Grenzüberschreitungen ohne Bewilligung der Eigentümer waren Anlaß zu offenen Kämpfen oder zu heimlichen Racheüberfällen.“ (GUSINDE 1931:420)

Besucher, denen Einlaß gewährt wurde, waren Gäste besonderer Art. Eigene Nahrungsbeschaffung war, wenn überhaupt, nur in Begleitung der Besitzer möglich. Meistens wurden sie versorgt, aber diese Behandlung hatte auch ihren Preis. Von den Ankömmlingen wurden sehr wohl Gegenleistungen in Form von Gebrauchsgütern oder Arbeitsleistungen erwartet. Bögen und Pfeile, Mäntel und Felle wurden mitgebracht, oder es wurden vor Ort Seelöwenfelle, Pfeilspitzen und Knochenutensilien bearbeitet und hergestellt. Besucher wurden als Gäste gut behandelt, es war aber völlig klar, daß sie sich

auf fremdem Gebiet aufhielten, in dem der eigenmächtige Zugang zu den Rohstoffen verwehrt war, sie somit völlig von der Landbesitzgruppe abhängig waren (1931:428). [78]
Die einzelnen Gebiete waren in ihrer Größe höchst unterschiedlich, und freundschaftlicher und wechselseitiger Verkehr mit Grenzüberschreitungen durch deren Bewohner war nicht ausgeschlossen, vor allem, wenn benachbarte Gruppen in verwandtschaftlichem Naheverhältnis zueinander standen, was bessere Nahrungsbedingungen für die Eigner kleiner Gebiete schaffte. [79] Bei aufkeimenden Konflikten wurde die Kooperation beendet.

> „Demzufolge lehnten sich in Wirklichkeit gewisse Nachbargruppen zu einer ausgedehnteren Gemeinschaft aneinander, überquerten öfters die bestehenden Grenzen und einigten sich stillschweigend auf gegenseitige Rechte und Pflichten. Nur wenn dieser größere Zusammenschluß aus Feindschaft oder Eifersucht zerfiel, richtete jede Sippe die alten Landes- und Gewohnheitsgrenzen in der ursprünglichen Schärfe wieder auf.“ (1931:421)

> „Weil einige Familienlandgüter eng begrenzt waren, konnten leicht ernste Unzukömmlichkeiten erwachsen, und infolge Wetterwechsel oder der geographischen Lage mochten ständig oder zeitweilig die erforderlichen Lebensmittel und Rohstoffe gänzlich fehlen oder sehr knapp werden. Demnach blieb jede Sippe mehr oder weniger auf die andere angewiesen, was zu ständigen Reisen in fremde Gebiete zwang. Die gebührende Erlaubnis zum Überschreiten der nachbarlichen Grenze einzuholen, verpflichtete jeden. Nur äußerst selten wurde das Einlaßgesuch abgeschlagen. Feindliche Parteien blieben sich von vornherein fern und die Bittsteller brachten gewöhnlich Eintauschgegenstände mit, die man dort erfahrungsgemäß erwünschte.“ (1931:427)

Herrschte Nahrungsknappheit im eigenen Gebiet, wurde die Bitte zum Betreten fremden Gebietes schon aus Gründen der „grundsätzlichen Allgemeinverpflichtung zur Hilfeleistung“ nicht abgeschlagen (1931:427). Gelegentlich schickten die Bittsteller einen jungen, unverfänglichen Burschen aus, der das Ansinnen einem älteren Mann im fremden Gebiet vorbrachte (1931:427-28).
Die Gebietsgrenzen der einzelnen Familiengruppen waren in gewissem Maße durchlässig, zumindest temporär, wenn auch ihr Verlauf keinesfalls verschoben wurde. Eine andere, nicht-institutionalisierte Separierung besteht nach GUSINDE in der Dreiteilung in *hersk*, *parik* und Haus. Nordbewohner, Südbewohner und Haus kannten sich in der eigenen Region viel besser aus, da waren ihnen die Besitzverhältnisse und Umgrenzungen jedes einzelnen Distriktes genau bekannt, was auf die fremden Regionen viel weniger zutraf. Die Wanderungen über das Subterritorium hinaus waren im Vergleich zu den Bewegungen innerhalb dieses Raumes selten (1931:427, 1113). [80]

> „Immerhin aber halfen jene großen, losen Verbände bei der Sonderung in Haus-, Süd- und Nordleute mit und zwar insofern, als jeder derselben wieder einige ganz besonders mächtige Ahnengrößen als ihre Verwandten bezeichnete. Einerlei, welche verschiedenen Anlässe ursächlich jene Scheidung herbeigeführt haben, die Trennungen der Nordleute von den Südleuten und dieser von den Haus war scharf

> und deutlich, ja blieb andauernd und scheinbar unüberbrückbar, so daß sie eine beträchtliche Eigenentwicklung gefördert hat.“ (1931:421)
>
> „Mehrere jener Familiengruppen des gleichen großen Siedlungsgebietes, die sog. Sippen bilden die lose Einheit der Nordleute, der Südleute und der Haus.“ (1931:421)

Sanktionen bei Gebietsverletzungen

Auf unerlaubtes Eindringen in fremdes Gebiet wurde mit einem Überfall auf die Eindringlinge geantwortet. [81] Dieses Delikt kam nur vor, wenn eine Gruppe in Not war, aber wegen bestehender Feindschaft nicht mit der Erlaubnis zum Betreten und zur Aneignung nötiger Güter in fremdem Gebiet rechnen konnte (GUSINDE 1931:439-40). Eine kriegerische Handlung dieser Art war eine lokale Angelegenheit zwischen den involvierten Streitparteien, zwischen den Schuldigen und den „Opfern“ und zog normalerweise keine weiteren Kreise. Die Gruppe, die einen Racheakt in Form eines Überfalles plante, rekrutierte alle erreichbaren Verwandten und Freunde, eine möglichst große Zahl von Kämpfern, denen ein geeigneter Anführer vorstand. Die gegnerische Partei, der die Vorbereitungen galten, rechnete, so sie sich eines Deliktes schuldig fühlte, vermutlich mit einem Angriff, war entsprechend wachsam und traf ebenfalls Vorbereitungen (1931:445-50). Die zurückbleibenden Frauen und Kinder wurden mit Nahrung versorgt und entfernt vom Lager in Sicherheit gebracht, sollte ein Überfall am eigenen Standort erwartet werden. Der Angriff auf die feindliche Gruppe erfolgt, indem das Lager nachts, bei einer großen Angreifertruppe auch bei Tageshelle, aus dem Hinterhalt überfallen wird. Wer kann, der flüchtet, wer Pfeile und Bogen rechtzeitig parat hat, stellt sich dem Kampf. Sind die Pfeile verschossen, kommt es zu Faustkämpfen. Der Unterlegene oder Verwundete wird getötet oder laufen gelassen, aber nicht malträtiert oder in Gefangenschaft genommen. Frauen und Kinder werden nur in größter Wut getötet, sonst laufen gelassen oder verschleppt. [82] Wenn sie der siegreichen Gruppe zu einem späteren Zeitpunkt davonliefen, blieben sie unbehelligt, denn der Zweck, das Wohlergehen der feindlichen Gruppe nachhaltig zu stören, war erfüllt, denn Absicht ist es, den Gegner zu schädigen, was von der Tötung der Feinde bis zur Vernichtung der Sachgüter reicht (ebd.). [83]

Anlässe für offene Grenzen

Strandet ein Wal, ist das Ereignis durch dichte Schwärme von Seevögeln weithin sichtbar. Durch Mundpropaganda verbreitet sich die Nachricht weit ins Land. Jedermann ist befugt, bis zum Wal vorzudringen, alle dazwischen liegenden Gebietsgrenzen mißachtend. Diese Massen von Nahrung werden bereitwillig und in großen Mengen verteilt, denn die riesige Nahrungsmenge würde die lokale Gruppe bei weitem nicht verwerten können. Die Gebietseigentümer nehmen die Verteilung vor. Von einem Brunnen, egal wer ihn gegraben

hat, darf sich jeder unterschiedslos bedienen. Jungen Burschen und Witwern auf Brautschau stehen alle Grenzen offen, wenn sie in fremdem Gebiet den Grund ihrer Reise nennen (GUSINDE 1931:429-30). Die Wanderung zu einer Hain-Feier in fremdem Distrikt ist ungehindert möglich; der Durchzug ist für die Teilnehmer und ihre Familien ohne Einschränkungen erlaubt (1931:824).

Güterbeschaffung, Produktion, Bedarf

Ressourcengewinnung

Das Guanaco ist die Hauptressource des Südens, hier mit dichterem Vorkommen als in der nördlichen Pampa. Seine Gewohnheiten erleichtern dem Jäger das Aufspüren und das Ergreifen. Es macht sich akustisch durch Wiehern bemerkbar, seine Aufmerksamkeit wird durch optische Reize erregt, und auf „deutlich erkennbaren Pfaden eilt es fast täglich zur Tränke und sucht gern die gleiche Stelle zur Losung auf.“ (GUSINDE 1931:270-72) Ebenso kommt dem Jäger der fast unausgesetzte Wind zugute, der die Geräusche seines Näherkommens gegen die Windrichtung zerstreut (STUART 1977:262). Vom auffälligen diademartigen Stirnschmuck (*kocel*), der aus dem Fell von der Stirn des Guanacos zugeschnitten wird und den die initiierten Männer bei der Jagd tragen, heißt es, er würde ein Stehenbleiben der Guanacos bei Ansichtigwerden einer Person mit dieser Kopftracht bewirken (GUSINDE 1931:215, 273). Sowohl Einzeljagd als auch Gemeinschaftsjagd in Gruppen von drei bis acht Männern finden statt. Die Hunde sind unentbehrliche Helfer, nicht nur bei der Fährtensuche, sondern auch zum Stellen und Verwunden eines Beutetieres (1931:270-71). Mit Hilfe der Hunde wird das Tier soweit bedrängt, daß sich der Jäger auf die adäquate Schußdistanz von 20 bis 30 Metern, CHAPMAN (1977:138) spricht von 100 Metern, nähern kann. Der Pfeil hat keine tödliche Wirkung, das verwundete Tier wird von den Hunden verfolgt, die ihm durch Bisse zusetzen und es früher oder später niederrennen. Insbesondere im Flachland machen sich die Jagdhunde bezahlt, die das Tier einkreisen „und es dem Jäger, der flach auf dem Boden liegt oder kriechend sich heranschleicht, langsam näherbringen.“ Vor allem in der nördlichen Steppe, die kaum Deckung gebenden Baumbestand aufweist, ist der Jäger dazu genötigt (CHAPMAN 1982:22; GUSINDE 1931:271).

> „... im Walde und im Gebirge weiß sich der Jäger auf die Mithilfe seiner Hunde unbedingt angewiesen. Zunächst spürt man eine frische Fährte auf und geht ihr nach, der Hund selbstverständlich schneller als sein Herr. Ist das flinke Tier seiner Beute nahegekommen, schleicht es sich ungesehen in kleinem Bogen vor und schiebt sich quer in dessen Wegrichtung, um es am Weiterschreiten zu behindern oder wenigstens zu stellen, bis der Jäger nahegekommen ist. Der Hund läßt nicht nach, unter wütendem Bellen das Tier in enger Linie zu umkreisen und anzuhalten. Ein männliches Guanaco versucht trotzdem zu entweichen und der Hund eilt ihm nach. Weil es auf der Flucht dauernd den Kopf geneigt hält, beißt sich ihm der Hund in die

> Ohren oder Schnauze und belästigt es derart, daß es am Fortkommen stark behindert ist; früher oder später fällt es dem nacheilenden Jäger in die Hände.“ (1931:13)

Eine kooperatives Jagdunternehmen wird anlaßbezogen und nicht aufgrund bestimmter saisonaler Bedingungen gestartet. Entweder leidet das Lager generell bereits an Fleischmangel, oder jemand hat ein Rudel an günstiger Stelle beobachtet. Auch ein zufälliges Zusammentreffen mehrerer Jäger kann Gemeinschaftsjagd nach sich ziehen, meint GUSINDE (1931:271). Nun ist auch eine größere Hundezahl im Einsatz, was das Absuchen eines weiteren Areals ermöglicht.

> „Die neugierige Veranlagung und die geringe Begabung des Guanaco erleichtern es dem Selk’nam, sie von offenen Weideplätzen in enge Hohlwege zu treiben und hier bequem zur Strecke zu bringen. In den Ebenen pirschen sich die Jäger von mehreren Seiten gleichzeitig heran. Die erhöhte Zahl der herannahenden Menschen verwirrt das ganze Rudel und es wird sich über schnellstes Entweichen nicht schlüssig, sondern bleibt stehen. Haben die ersten Pfeilschüsse das eine oder andere Tier verwundet, daß es unter Schmerz oder Todesangst zuckt und strampelt, so schauen die übrigen neugierig zu und bilden einen um so bestimmteren Zielpunkt für die Schützen. Im Flachlande ist demnach der Jagderfolg viel sicherer und ergiebiger, wenn mehrere Männer ein Rudel von verschiedenen Seiten angehen.“ (1931:12-13)

Obwohl die Jagdwaffen Bogen und Pfeil untrennbar mit dem Mann verbunden sind und von den Frauen nicht verwendet werden, ist den Frauen die Guanacojagd dennoch möglich, und zwar mit Hilfe der Hunde, die als Waffenersatz (s. oben) herhalten müssen. In einer Notsituation, wenn keine anderen Ressourcen ausreichend vorhanden sind und der Mann nicht einsatzfähig ist oder die Männer sich auf Kriegszug befinden, geht die Frau in Begleitung Gleichgesinnter auf Guanacojagd. Die Hauptarbeit leisten die Hunde, die das Beutetier aufspüren und zu Tode hetzen bzw. ist die Jägerin mit einem kräftigen Stock ausgerüstet. Mit dem Messer wird die Beute gehäutet und zerlegt (CHAPMAN 1982:22, 62; GUSINDE 1931:277).

Nördlich des Rio Grande stellen die meerschweinchenartigen Nager Cururo (*Ctenomys magellanicus*) und das etwas kleinere Tucotuco (*C. fueguinus*) die Hauptnahrungsmittel dar, vor allem im Sommer. Sie können als Primärressource in Frage kommen, weil es möglich ist, sie in großen Mengen zu fangen. Nach Gallardo und Popper (in CHAPMAN 1982:162) zeitigte ein Jagdunternehmen eine Ausbeute von 400 Stück. Diese geräuschsensiblen, nachtaktiven Tiere sind in unerschöpflicher Zahl vorhanden; sie haben unterirdische Nester, die über mehrere Gänge mit der Oberfläche verbunden sind. Um der Nager habhaft zu werden, bedarf es keiner spezialisierten Jagdutensilien, meistens genügt ein zugespitzter Stock, um die Nester ausfindig zu machen. Nach Sonnenuntergang gehen vorwiegend Männer, aber auch Frauen auf die Suche nach Gangsystemen und Nestern, die jetzt leer sind. Über dem Nest wird die Erde soweit weggescharrt, daß nur eine dünne Bedeckung bleibt; die Stelle wird mit einem Stöckchen markiert, nicht nur, um das

Wiederfinden zu erleichtern, sondern um es besitzrechtlich zu kennzeichnen. In der Früh, wenn das Tier im Nest schläft, kehrt der Jäger zurück, drückt die dünne Erdschicht mit der Ferse ein oder springt auf das Nest, um das Tier zu quetschen und zu töten. Tagsüber wird in den Gängen gestochert, um die Tiere zu einem Ausgang zu treiben. Fallen werden nicht verwendet. Gelegentlich werden die Nager während der Futtersuche mit der Steinschleuder erlegt (BRIDGES 1988:452-53; GUSINDE 1931:277-79). Wenn Cururo und Tucotuco scharenweise die Eisflächen überquerten, die sich im Winter in den tieferen Tälern bildeten, konnten bei Tageshelle und nachts beträchtliche Quantitäten gefangen werden (STUART 1977:259).

Füchse waren mangels natürlicher Feinde zahlreich, und es wurde ihnen des Felles wegen nachgestellt, das Fleisch aß man nur in Notzeiten oder wenn es fett war. Die Fuchsjagd ist nur mit Hilfe der Hunde erfolgreich, die ihm punkto Schnelligkeit um nichts nachstehen und ihn überdies aus dem Bau zu holen vermögen (GUSINDE 1931:279-80).

Vogeljagd galt mit vielen Teilnehmern als besonders erfolgversprechend, mitunter kooperierten 25 bis 30 Männer und Frauen, wobei der Ertrag in die Hunderte gehen konnte (CHAPMAN 1982:24). Die nächtliche Vogeljagd findet gleichermaßen an der Steilküste und an den Flachgewässern des Landesinneren statt. Bei Ebbe, wenn der Strand unterhalb der Klippen begehbar ist, versammeln sich Männer wie Frauen bei Dunkelheit, ausgerüstet mit Fackeln, Stöcken und Bündeln leicht brennbarer Zweige. Oben auf den Klippen stehen Kinder und Alte bereit, ebenfalls mit Fackeln und Feuer ausgerüstet. Nach völlig lautlosen Vorbereitungen werden auf Kommando am Strand und auf den Klippen die Fackeln und Zweige entzündet, wild geschwenkt, und ein großes Geschrei bricht an. Die schlafenden Kormorane in den Klippen sind in ihrem Schrecken völlig irritiert und fallen in die Tiefe. Sie werden von den Wartenden erschlagen. Der Einsatz dieser Methode wird meistens mit reicher Beute belohnt (BRIDGES 1988:333).

> „The frightened shags, suddenly awakened by the uproar, flew from their ledges and, either thinking that the tide was still high or else too panic-stricken to think at all, came crashing down on the beach.” (BRIDGES ebd.)

Der gleiche Überraschungseffekt gestaltet auch die bei Dunkelheit stattfindende Enten- und Wildgansjagd in seichten Gewässern erfolgreich. Die Teilnehmer schwärzen sich und die Fackel mit Holzkohle, waten ins Wasser und bringen ihre Fackeln durch heftiges Schwenken zum Aufflammen. Das völlig perplexe Federvieh wird mit den Händen ergriffen, ertränkt oder es wird ihm der Hals abgedreht (BRIDGES ebd.). Gallardo beschreibt trefflich die Gemeinschaftsjagd an einer Lagune (vgl. GUSINDE 1931:285).

> „He (der Indianer – Anm.) chooses one of the best lagoons, where there is an abundance of ducks, geese, swans, and flamingos, and for two or three months he abstains from hunting here, though he visits every now and then to accustom the

> birds to seeing people. After this lapse of time, on a dark and rainy night, twenty-five to thirty Indians make their way to the lagoon, taking along torches made of dry bark rolled around a filling of dry leaves, secured by guanaco nerves. The torches are lit but not smouldering. Once the hunters have surrounded the lagoon they raise a great hubbub to frighten the birds into taking flight. At this moment the torches are waved so that they flare up brightly. The panic-stricken birds fly into the lagoon waters and the Indians wade in holding a torch in the left hand and a stick in the right with which they kill the dazzled birds and throw them to the shore of the lagoon. In this manner they make extraordinary killings." (Gallardo in CHAPMAN 1982:24)

Besonders talentierte Männer bedienen sich einer individuellen Jagdmethode. Sie wagen das gefährliche Unterfangen, Kormorane in der Steilküste zu fangen. Nach Ausforschung der guten Plätze bei Tageslicht wird der Jäger des nachts, befestigt an einem starken Seil aus Seelöwenfell, den glitschigen Fels hinuntergelassen, von den Kameraden gesichert. Völlig geräuschlos nähert er sich einem schlafenden Kormoran, packt ihn mit beiden Händen und beißt ihm das Genick durch, bevor er seine Artgenossen durch Schreie zur Flucht veranlassen kann. Solang die schlafenden Vögel nicht geweckt werden, sind sie einer nach dem anderen eine sichere Beute. Die Kormorane werden auch im Alleingang erbeutet, doch angesichts der Gefährlichkeit des Unternehmens empfiehlt sich die Teilnahme eines Partners (BRIDGES 1988:332-33; GUSINDE 1931:285-86). Diese spezialisierten Jäger tragen den Ehrentitel *horn* (CHAPMAN 1982:24). Durch Abseilen gelangt der Mann nebenbei an die Nester in den Steilwänden und bemächtigt sich der Eier (GUSINDE 1931:254).
Vogelfang wird auch mit diversen Arten von Schlingenfallen praktiziert, wofür keine Kooperation erforderlich ist. An einem Stock ist eine kurze oder lange Laufschlinge aus Fischbein angebracht, die um ein Nest oder eine sonstige günstige Stelle gelegt wird, auf daß sich der Vogel darin verfange. Die große Vogelschlinge, die nicht jeder besitzt, bestehend aus einer langen Sehnenschnur, an die in Abständen mehrere Fischbeinschlingen angeknüpft sind, wird dort ausgelegt, wo sich Scharen von Wildgänsen niederlassen (GUSINDE 1931:282-83). In weiblicher Hand liegt die Suche nach Vogeleiern bei Strandfelsen, an Seeufern, in Sümpfen und Wiesen; ein Mann zieht niemals ausdrücklich zum Eiersammeln aus (1931:289).

Meeressäuger aus der Robbenfamilie sind lt. GUSINDE keine regelmäßigen Beuteobjekte der Küstenanwohner, sie werden nicht systematisch gejagt. Wenn ein Jäger in der Lage ist, sich einem schlafenden Tier zu nähern, erschlägt er es mit einem Knüppel oder stößt ihm den kurzen Fischspeer in den Leib. Im Norden werden Bogen und Pfeil eingesetzt (1931:279). An den Felsufern der südöstlichen Atlantikküste, an den Küsten der Magellan-Straße ebenso wie an der nördlichen Westküste stellten die Robben sehr wohl eine wichtige Nahrungs- und Pelzquelle dar, wenigstens ersatzweise, noch mehr für die Haus

als die Selk'nam. [84] Es wurde sogar von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, nahe an der Küste schwimmende Tiere mit Hilfe einer Art von Köder und der akustischen Imitation von Robbenjungen anzulocken. Den Haus war zudem der Umgang mit der Harpune vertraut; sie ist eine Entlehnung der Yamana (CHAPMAN 1982:23-24).

Fischfang wird an der Küste als auch in den Gewässern des Landesinneren betrieben. An der seichten atlantischen Ostküste fassen die Frauen bei Ebbe mit der bloßen Hand oder mit einem kleinen Speer nach den Exemplaren, die in den Gezeitentümpeln zurückgeblieben sind. Als Angel ist eine Leine an einem Stock in Gebrauch, die mit einem Fleischköder versehen wird. Die einzige Gemeinschaftsmethode steht in Verbindung mit dem großen Netz, das in gespanntem Zustand, quer durch den Fluß von einem Ufer zum anderen von einigen Männern, sich langsam stromaufwärts bewegend, gehalten wird. Ein weitere Männergruppe weiter flußaufwärts versucht, die Fische auf das Netz zuzutreiben. Diese Fangmöglichkeit steht nur an den wenigen Flußmündungen zur Verfügung und ist gezeitenabhängig. Sie kommt bei Flut zum Einsatz, weil mit den Wassermassen auch Fische den Fluß hinaufgespült werden. Ein Fischnetz besitzen nur wenige Männer in der Gegend des Rio Grande, vor allem weil die Herstellung aus Beinsehnen des Guanaco unerhört aufwendig war. Fallweise wird der Fischertrag in der Sonne getrocknet oder geräuchert. Muscheln fanden sich an gewissen Küstenabschnitten das ganze Jahr über, und sie wurden von Frauen und Kindern bei Ebbe von den Steinen gerissen oder geschnitten und eingesammelt (CHAPMAN 1982:25; GUSINDE 1931:254, 286-89).

Während GUSINDE den Genuß von Beeren (*Berberis*, *Pernettya mucronata*, *Ribes magellanicum*, *Rubus geoides*), Wurzeln (wilder Sellerie = *Apium australe*, *Boopis australis*), verarbeiteten Samenkörnern (*Descurainia antarctica*) und Baumschwämmen (*Cyttaria darwinii*) eher als Nebensächlichkeit abtut (1931:290-92), als willkommene, aber nicht ins Gewicht fallende Abwechslung zu Fleisch, betont CHAPMAN (1982:25-26) das systematische Ernten von pflanzlichen Produkten. Gezählte 35 Arten werden tatsächlich, regional verschieden, dem Konsum zugeführt. Durch Einritzen der Rinde der Zwergbuche (*Nothofagus pumilio*) wurde Saft gewonnen. Nicht zu vernachlässigen sei das Einsammeln von Vogeleiern, insbesondere im Frühjahr. HAYDEN (1981:254) schätzt den Anteil von Sammelnahrung auf 20 Prozent.

Beschaffungs- und Migrationszyklus

Von allen Distrikten, jene zwei der Alakaluf inkludiert, hatten 44 Zugang zur Küste, die verbleibenden 38 waren reine Inlanddistrikte (CHAPMAN 1982:20). Weil sich die Bewegungsmuster der migrierenden Lokalgruppen nach dem Aufenthalt des Wildes richteten, waren im Winter, zwischen Mai und November, die milderen, schneeärmeren Küstenstriche und Tieflande vorzuziehen, im Sommer höhere Regionen und Waldgebiete,

denn das Guanaco verließ im Winter das gebirgige Gelände und das Walddickicht und begab sich in die Niederungen und offenen Ebenen. Aber selbst den Bewohnern der vier überproportional großen *haruwens* (1982:42) – sie alle hatten einen Küstenabschnitt – war es mangels ausreichender Nahrungsträger nicht möglich, gänzlich an der Küste zu überwintern (1982:21). Nicht nur der Ressourcen wegen empfahl sich ein Vertikalnomadismus, auch das Klima sprach dafür. Der Wald bot im Sommer mehr Schutz gegen die stürmischen Winde in den baumlosen Steppen und am Meer. Andererseits können saisonale Migrationen aus klimatischen Gründen in den vielen kleinen *haruwens* kaum eine Rolle gespielt haben (1982:20-21).

> „During the coldest months, from May to November, the hunters preferred the shoreline as the climate was milder and there was less snow than inland near the cordillera. The guanaco migrated out of the cordillera and the adjacent forests into the open lands and near the coasts for the same reason. Those people who lived near the cordillera and had no coastline in their *haruwen* occupied the open valley and steppe or prairie land during the winter. In the warmer season, from December to April, the piedmont and forests were sought because the guanaco tended to gather there, and because the forests offered edible resources and provided more protection against the strong summer winds than the treeless coastal areas and inland prairies.“ (1982:20-21)

Im Winter seien die Lokalisierung des Wildes und die Jagd erleichtert, weil sich die Spuren im Schnee gut verfolgen ließen, und weil sich die Guanacos im Tiefland und an den Küsten zu vielköpfigen Rudeln zusammenfänden. Die Lager seien größer und würden aufgrund der reicheren Beute bei den Gemeinschaftsjagden seltener verlegt, schreibt GUSINDE (1931:272). Dem widerspricht CHAPMAN (1982:60). Für den beschwerlicheren winterlichen Ressourcenerwerb waren kleine mobile Einheiten zweckmäßiger. Im Spätfrühling, Sommer und Herbst war es relativ leichter, an die vielfältigen und reichlich vorhandenen Nahrungsträger heranzukommen, was sich in einer Tendenz zu größeren Personenaggregaten niederschlug.

Für die Guanacojagd war der Frühling der Jungtiere wegen günstig, Sommer und Herbst, weil das Tier wohlgenährt war. Im Winter war das Wild geschwächt, umso mehr machte ihm das Wandern im tiefen Schnee zu schaffen, war aber gerade aus diesem Grunde leichter zu erlegen; es wurde von Jägern und Hunden in den Tiefschnee getrieben und blieb stecken (CHAPMAN 1982:22). Der Norden stand im Sommer im Zeichen der Cururo- und Tucotucojagd.

> „Nur wegen ihrer ungeheuren Zahl konnten die Cururos den ... Nordleuten zur Hauptnahrung dienen. Die Beute war im Sommer reichlicher als im Winter, weswegen dann die Leute mehr an Seetiere sich hielten.“ (GUSINDE 1931:279)

Konservierungsmöglichkeiten

Langfristige Bevorratung wird nicht ausgeübt, noch weniger ein Aufbewahren in Hinblick

auf Notzeiten. Kurzzeitige Lagerung großer Erträge soll dem Verderb vorbeugen, aber innerhalb einiger Tage werden diese Quantitäten aufgebraucht (GUSINDE 1931:299).

> „... Vorräte zuverlässig ansammeln oder irgendwelche langfristige Vorsorge treffen, das erweist sich dort als unmöglich.“ (1931:293)

> „Nur für wenige Wochen kann man kleine Mengen an der Luft trocknen oder unter Luftabschluß aufbewahren.“ (1931:298)

> „Die selbstverständliche gegenseitige Hilfeleistung enthebt jeden der Sorge um die Zukunft und der Mühe um ein besonderes Aufbewahren gewisser Nahrungsmengen. Ernste Zeiten der Not braucht der Selk’nam eigentlich nicht zu fürchten! Ihm ist es eine besondere Genugtuung, ja ein anerzogenes Bedürfnis, die Nachbarschaft an den eigenen Genüssen teilnehmen zu lassen; zum mindesten treibt der Ehrgeiz dazu, weil ein erfolgreicher Jäger von allen geschätzt und geliebt, ja auch bedient und gepflegt wird. Hier ist es nicht üblich, daß jemand viele Leute zu einem großen Essen einlädt; statt dessen schickt jeder möglichst viel von der jeweils erlangten Beute an seine ganze Nachbarschaft herum und bietet den ungerufenen, stets willkommenen Gästen die wohlschmeckendsten Bissen.“ (1931:298)

Verschiedene Varietäten von Schwämmen und Pilzen wurden getrocknet und in Lederbeuteln aufbewahrt. Die weitverbreitete *Descurainea canescens* ist ein Kraut mit kleinen Samenkörnern, welche geröstet und aufbewahrt oder sogleich zwischen Steinen zerrieben werden. Verknetet mit Seelöwentran entsteht eine süßliche Paste (CHAPMAN 1982:26; GUSINDE 1931:291).

Fisch, insbesondere der hochbegehrte *robalo*, wird auf eine Sehnen- oder Nervenschnur gefädelt und in der Sonne getrocknet oder in der Hütte aufgehängt, wo Rauch und Hitze trocknend wirken (CHAPMAN 1982:25; GUSINDE 1931:299).

Ein riesige Menge von Nahrung, an der jeder, der von diesem Glücksfall erfährt, partizipieren kann, fällt an, wenn an der Küste ein Wal strandet. Die herbeigeeilten Interessenten erhalten großzügige Portionen von Fleisch und Fett. Um die rasche Zersetzung hintanzuhalten, offenbar auch zur Geschmacksverbesserung, werden die Fettklumpen zu moorigen Gewässern geschleppt, um sie unter Wasser aufzubewahren; dazu werden sie mit Holzstücken beschwert und mit Steinen oder Rasenklumpen zugedeckt. Längstens vier Wochen bleibt der Vorrat hier liegen (GUSINDE 1931:299, 430).

Gegenstände, die vor Feuchtigkeit geschützt werden sollen, werden in eine Guanaco- oder Robbenblase gegeben, die ein wasserdichtes Behältnis darstellt (CHAPMAN 1982:35).

Transport

Ein bemerkenswerter Tragebehelf ist *moji* zum Transport der Beute (BRIDGES 1988:257), identisch mit dem Tragriemen des Mannes (*k’ancer*) und der Frau (*hmo’in*), aus Seelöwen- oder Guanacohaut spiralig herausgeschnitten (GUSINDE 1931:252).

Das acht bis zwölf, manchmal bis zu 30 Meter lange Lederband wird zu einem etwa 60 Zentimeter langen Bündel zusammengelegt; durch die Enden des Bündels werden die Riemenenden in fester Schlingung durchgezogen. So entsteht eine Art Tragetuch aus längsgerichteten Elementen, vergleichbar einer kleinen Hängematte, das als wichtigstes Transportutensil gilt. Die Last ruht am Rücken, die Riemenenden laufen über Schulter und Brust. Erlegtes Wild wird mittels dieses Riementragetuches um die Hüfte gebunden, so ist der Oberkörper lt. BRIDGES (1988:257) von der Last befreit, es ermüden nur die Beine, nicht der ganze Körper (BRIDGES 1988:256-58, 310, 376; GUSINDE 1931:252-54). Zum Wassertragen bietet sich der relativ dichte Lederbeutel aus der dicken Haut vom Guanacohals an (1931:257). Im wildärmeren und vergleichsweise niederschlagsarmen Norden sind geflochtene Behältnisse aus Binsengewächsen zu finden (1931:257). Lasten werden ausschließlich getragen, man kennt weder Schleifen noch Schlitten, noch wird der Hund als Transporttier eingesetzt. Beim Verlegen des Lagers ist es vor allem die Frau, die alle häuslichen Utensilien einschließlich der großen Lederdecke auf ihrem Rücken transportiert (CHAPMAN 1982:42-43).

Kälteschutz und Wärme

Der Mantel bzw. Umhang der Männer, der mit der Hand zusammengehalten wird, besteht aus zwei aneinandergenähten Guanacofellen. Bei der Jagd und im Kampf wird dieses Kleidungsstück umgehend abgeworfen, und der Mann kann völlig unbehindert agieren. Der Umhang wird, ebenso wie der Rock und der etwas kleinere, an den Schultern mit einem Bandverschluß versehene Umhang der Frau mit der Fellseite nach außen getragen, um Ungeziefer von der Haut fernzuhalten und um besseren Nässeschutz zu bieten. Der Mantel ist eher Wind- denn Kälteschutz. Der eigentliche Kälteschutz wird bei Bedarf durch Beschmieren des Körpers mit einem Gemisch aus Guanacofett und gebrannter roter Farberde erreicht. Mokassins aus Guanacofell werden ebenso mit der Fellseite nach außen getragen, womit die wasserabweisende Eigenschaft des Fells genützt wird, bzw. entweicht eindringende Nässe schnell wieder. Bei harschiger Schneelage gehen die Männer im Gänsemarsch. Der jeweilige Vordermann, der die Spur zieht, trägt über das Knie reichende Leggings aus geschabter Guanacohaut zum Schutz der Haut vor der einbrechenden Eiskruste (BRIDGES 1988:368-71; CHAPMAN 1982:28; GUSINDE 1931:208-9). Ein Bündel von Zweigen, an die Sandalen gebunden, verhindert das Einsinken in tiefen Neuschnee (GUSINDE 1931:215). Kleinkinder werden in weiches Fuchsfell gewickelt.

Die Behausung schützt mehr vor den stürmischen Winden als den tiefen Temperaturen. Diese ist ein mit einer Lederdecke umspanntes Gerüst in Kegelform oder ein Paravent; Kälteschutz ist das unentwegt brennende Feuer. [85] Wegen des geringeren Gewichtes dünn geschabte, enthaarte Guanacohäute, acht bis 16 an der Zahl, sind zu einem Rechteck zusammengenäht. Diese Lederdecke wird als Windschutz über ein Stangengerüst aus

Stämmen und Ästen, das entweder eine Kegelhütte oder einen Windschirm bildet, gespannt. Im waldlosen Norden wird der Windschirm errichtet, im Süden ist für längere Aufenthalte auch die solide Hütte in Gebrauch, die aus konisch aneinandergelehnten Stämmen von Mann und Frau errichtet wird. Die Abdichtung zwischen den Stämmen besteht aus dünneren Hölzern, Moos und Usmea-Ballen. Die große Lederdecke wird um das Gerüst gelegt und mit Sehnen und Riemen festgebunden. Den unteren äußeren Randabschluß bilden Rasenstücke und Erdballen. Die Hütte ist im Zentrum maximal zwei Meter hoch und hat einen Durchmesser von drei bis viereinhalb Metern. Von der Windrichtung abgekehrt wird ein mit einem Ledervorhang versehener 70 Zentimenter breiter Eingang freigehalten. Die Schlafstellen entlang der Innenwand der Hütte bestehen aus Blattwerk, Flechten und Moos. Als Zudecke dienen die Fellmäntel.

Der am wenigsten aufwendige Behausungstyp ist der mobile Windschirm, bestehend aus der großen Lederdecke und acht bis zwölf am oberen Ende gegabelten Gerüststäben. Die Frau trägt diese Schutzvorrichtung als zusammengerolltes Bündel von Lagerplatz zu Lagerplatz. Die Stäbe aus dem zähen und biegsamen Holz von *Maytenus magellanicus* werden als Halbkreis, Dreiviertelkreis oder Paravent in den Boden gerammt, die Decke in die Astgabeln eingehängt und festgebunden. Im Zentrum der Unterkunft, in einer flachen Grube, ist die Feuerstelle mit einem ständig glimmenden, nachzuschiebenden Stamm oder Ästen plaziert. Die Behausung ist in erster Linie Wind- und Wetterschutz für Mensch und Feuer. Die Größe der Lederdecke bestimmt sich aus ihrem Zweck der Abhaltung von Rauchentwicklung durch Windeinwirkung, aber auch der Abhaltung von Niederschlag. Geschmeidigkeit und Dichtheit erhält sie durch beidseitiges Einreiben mit einem Gemisch aus Fett und roter Erde (BRIDGES 1988:66, 211 Fußnote, 289, 302; GUSINDE 1931:194-201).

Die große Zeremonialhütte, die während des Hain-Festes von den Männern für die Dauer der Initiation und der religiösen Aufführungen bewohnt wird (Frauen, Kinder und nicht-initiierte Knaben errichten 100 Meter entfernt das gewöhnliche Zeltlager), ist von gleicher Bauart wie die Kegelhütte, ihre Größe richtet sich nach dem erforderlichen Platzbedarf; GUSINDE maß acht Meter Durchmesser und sechs Meter Höhe (1931:835-38).

Eine solides Hüttengerüst, so es der Witterung standhält, wird von denen, die es errichtet haben, wieder als Unterkunft benützt, wenn selbiger Standort erneut aufgesucht wird. Nur die ursprünglichen Bewohner, spr. die Besitzer pflegen die Behausung ein weiteres Mal zu verwenden, keinesfalls andere Personen. Die Zeremonialhütte dient, außerhalb der Zeit der Veranstaltung, nie familiären Wohnzwecken (GUSINDE 1931:204, 840), initiierten Junggesellen und Witwern ist es hingegen freigestellt, sie außerhalb der Festperiode als Quartier zu benutzen (BRIDGES 1988:415).

Geschlechtliche Arbeitsteilung

Dem Mann fallen jene Aufgaben zu, die größere körperliche Kraft erfordern. Um dem

Wild nachzustellen, muß er im gebirgigen Gelände, über Felswände und steile Ufer klettern. Er agiert mit Pfeil und Bogen, erschlägt die schlafenden Seelöwen mit der Keule, agiert mit der Steinschleuder, zieht gemeinsam mit anderen Männern das große Netz durch den Fluß zum Fischfang. Er weidet die großen Beutetiere aus, zieht ihnen das Fell ab, legt die Sehen frei und zerteilt das Fleisch. Die mühsame Arbeit, den langen Tragriemen aus einem Robben- oder Guanacofell spiralig herauszuschneiden, wird ebenfalls dem Mann zugeordnet. Die Jagdutensilien stellt sich der Mann selbst her, aber auch den kleinen Fischspeer, mit dem meistens die Frau arbeitet. Generell ist die Bearbeitung von Holz, Stein und Knochen männlich besetzt. Bei der Beschaffung von Brennholz verrichtet er die gröberen Arbeiten, schleppt die langen Stämme zur Hütte. Seine Aufgabe ist es auch, die Trinkwasserversorgung sicherzustellen, indem er bei Bedarf ein Brunnenloch gräbt oder ein Loch in der Eisdecke eines Gewässers offenhält. Der Mann richtet sich die Hunde ab, die er als Jagdhelfer braucht (CHAPMAN 1982:41; GUSINDE 1931:349-51).

Neben der Kleinkinderpflege, inklusive Herstellung des Tragegestelles für den Säugling, sind der weiblichen Sphäre die Bereiche Feuer und Hütte, Fellbearbeitung und Kleidung, Sammeln und Fischfang sowie Transport zugeordnet. Der Frau obliegt es, Brennholz für die Unterhaltung des ständigen Hüttenfeuers, das Tag und Nacht als Wärmespender benötigt wird, herbeizuschaffen. Fleisch wird niemals roh verzehrt im Gegensatz zu Guanacofett, sondern über der Hitze des Feuers oder in der Glut, auf einen Stock gespießt, gebraten, wofür nicht grundsätzlich die Frau zuständig ist. Im Lederbeutel wird Trinkwasser zum Lager getragen oder Schnee geschmolzen. Das Aufstellen des Windschirms oder der Kegelhütte erledigt die Frau unter Mithilfe des Mannes, der für die notwendigen Stämmchen als Gerüstteile sorgt. Sie spannt die wind- und nässeabweisende Lederdecke quer über das Gerüst und dichtet Spalten und Löcher mit Moos und Flechten ab.

Das Fell von Guanaco, Cururo, Robbe und Fuchs wird aufgespannt, nach dem Trocknen auf der Leder-, mitunter auch auf der Fellseite geschabt und je nach Verwendungszweck und erwünschter Weichheit oder Steifigkeit zwischen den Fäusten gewalkt, auch gekaut. Daraus werden Kleidungsstücke, Lederbeutel, Köcher und die große Zeltabdeckung genäht. Dauerhaftigkeit und Geschmeidigkeit von Lederteilen wird durch Beschmieren mit einem Gemenge aus roter Farberde, die von der Frau gebrannt wird, und Guanacofett, erreicht (GUSINDE 1931:211-12, 296, 351-53). Das Flechten von Körben aus den Binsen des *Marsippospermum grandiflorum* beschränkt sich auf den Norden (1931:256-57). Beim Wechsel des Lagerplatzes lädt sich die Frau die ganze Habe auf, auch die Zelthaut und acht bis zwölf Stäbe zum Spannen, hat damit bis zu 100 Kilogramm zu transportieren und wandert auf dem direkten und leichtesten Weg in Begleitung der Kinder, der Alten und ihrer Hunde zum vereinbarten Zielort, je nach Schwierigkeit des Terrains und Jagdmöglichkeiten mit oder ohne Unterstützung des Mannes (CHAPMAN 1982:21, 27; GUSINDE 1931:198, 352-53).

Der weibliche Ernährungsbeitrag ist quantitativ von den örtlichen Gegebenheiten abhängig. An der Cururojagd beteiligte sich die ganze Familie, oftmals nur Frauen und Kinder (CHAPMAN 1982:23), bei GUSINDE (1931:277) nehmen die Frauen nur vereinzelt teil. Das Einsammeln von Vogeleiern war eine wichtige Arbeit im Frühling, Schalentiere ernteten die Frauen bei Ebbe an der Küste ganzjährig in kleinen Quantitäten, desgleichen war das Einsammeln oder Speeren kleiner Fische, ebenfalls nur bei Ebbe, ihre Aufgabe. Das systematische Einbringen von pflanzlichen Nahrungsmitteln, von Pilzen und Schwämmen lag in Frauenhänden (CHAPMAN 1982:25). Schließlich war es die Frau des Jägers, der die Distribution der Fleischanteile im Lager oblag (CHAPMAN 1982:41).
Die Frau sei keinesfalls „das Lasttier oder die Sklavin der ganzen Familie", betont GUSINDE (1931:348). Weil Mann und Frau innerhalb der familiären Produktionszelle komplementäre Tätigkeitsfelder haben und „keiner hinübergreift in den Tätigkeitbereich des andern", sind sie voneinander wirtschaftlich abhängig. Das Verhältnis von Mann und Frau zueinander gründet auf der Arbeitsteilung, jeder Teil nimmt seine Agenden selbständig wahr; dies seien die Voraussetzungen für eine „völlige Gleichberechtigung beider Geschlechter innerhalb des Ehebundes" (1931:355).

Eigentum an Ressourcen und beweglichen Gütern

Dem Jäger gehören die Erträge, die er mit Hilfe seiner Waffen, Schlingenfallen und Hunde erbeutet, das sind Guanaco, Fuchs, Cururo, Wildgans, Kormoran und Meeressäuger. Ebenso gehören der Frau die Früchte ihrer Sammeltätigkeit, also Früchte, Pilze, Seetiere, Fische, Reisig, Baumflechten und Bovisten. Jeder Mann hat seine Hunde, mehrere an der Zahl, die er für die Jagd abrichtet, aber auch die Frauen dürften im Besitz eigener Hunde sein (CHAPMAN 1982:41; GUSINDE 1931:276, 353, 431-32). [86] Bleibt gefundenes und bearbeitetes Rohmaterial am Gewinnungsort, wird es gelegentlich mit eindeutigen Zeichen markiert. Stämme und Äste, die im Wald aufgehäuft oder an einen Baum gelehnt werden, sind manipulierte Güter und daher als Eigentum identifizierbar. Ein noch nicht geleertes Cururonest wird mit einem Stock gekennzeichnet; ein Nest mit den Eiern des grünen Papageis, die erst nach dem Ausbrüten interessant sind, wird den Nachbarn mündlich als „bereits vergeben" mitgeteilt, weil es schwierig ist, die Besitznahme eindeutig durch sichtbare Zeichen kundzutun (GUSINDE 1931:205, 434-35).

> „Nur wer die große Schlingfalle ausgelegt hat, holt sich alle Wildgänse, die darin sich verfangen haben. Wer die im Moor von anderen eingelegten Fettstücke entdeckt, läßt sie liegen. Hat ein Mann mehrere Tiere erbeutet, die er unmöglich zu seiner Hütte schleppen kann, hängt er große Fleischstücke an einem Baume auf; niemand wird ihm etwas entwenden." (1931:435)

Kann ein großes Guanaco nicht zum Lagerplatz transportiert werden, wird zumindest das Fell mitgenommen, das umgehend aufgespannt werden muß. Das gehäutete Tier wird, in fünf Stücke zerteilt, in Astgabelungen gelegt oder hoch in einem Baum aufgehängt und

zum Schutz vor Raubvögeln mit Reisig zugedeckt. Dieses zurückgelassene Eigentum würde eher verfaulen, als daß sich jemand daran verginge (1931:275).
In der großen Männerhütte anläßlich des Hain-Festes ist alles, was hereingebracht wird und nicht zum persönlichen Besitzstand eines Individuums (Kleidung, Waffen, Geräte) gehört, Gemeinschaftseigentum. Die Gemeinschaft ist Nutznießer bzw. Besitzer des Fleisches, das, von wem auch immer, herbeigeschafft wird, und jedem steht es frei, sich zu bedienen. Desgleichen sind die Masken, unabhängig vom Produzenten, im Besitz der Gemeinschaft (1931:826).
Wer eindeutig gekennzeichnete Güter dennoch an sich nimmt, macht sich des Diebstahls schuldig (1931:435). Allerdings gehörte Diebstahl zu den „größten Seltenheiten“, „weil der Eigentumsbegriff gut ausgeprägt war“ und die Folgen für Zuwiderhandlung abschreckend wirkten (1931:439).
Wer des Diebstahls überführt wurde, war zumindest durch Verachtung gebrandmarkt. Häufiges Fehlverhalten führte auch zu Gewaltanwendung und konnte dem Delinquenten das Leben kosten (ebd.).

Handel

Kuash-ketins wurden nicht zuletzt abgehalten, um Bedarfsgüter zu erwerben und zu „bestellen“, aber auch jede andere Zusammenkunft von Bewohnern verschiedener Landstriche war „Handelsplatz“. Hauptsächlich waren es non-food-Produkte und Rohstoffe, die den Besitzer wechselten, aber auch das Fleisch von Cururo und Tucotuco, das als Delikatesse galt, war in getrocknetem Zustand ein Tauschprodukt. Da zwischen Verwandten kein verpflichtender Geschenkaustausch praktiziert wurde, war es jedem freigestellt, nach eigenem Ermessen mit verwandten als auch nicht-verwandten Personen in Tauschverkehr zu treten (CHAPMAN 1982:37-38).
Das Hinterland des Nordens bot andere Ressourcen als das südliche Landesinnere, und an die Stoffe und Güter, die nur an der Küste vorkamen, wären die Leute des Landesinneren ohne Tauschhandel nur schwerlich gelangt (ebd.). Reger Tauschverkehr ergab sich aus dieser ungleichen Verteilung von Rohstoffen, bedingt durch die Vegetationsunterschiede, Pampa im Norden, bewaldeter Süden und den Unterschieden zwischen Küste und dem Landesinneren. Handelsgegenstände waren sowohl Rohmaterialien als auch gebrauchsfertige Güter (GUSINDE 1931:436-37). Männer wie Frauen waren in den Handel einbezogen, wie CHAPMANs Informantin Angela erzählt:

> „Around Kasims, near Ushuaia, and also Axtepec, near the lake (Lake Fagnano – Anm.) there was *haiiko* (pickwood) used to make arrows. It also grew in Amshen, on the Chilean part of the island. Only in these three places. The women from these *haruwens* carried it, already scraped down, *charen*. They traded these sticks for *hamker* (arrow straighteners), for feathers, *chaitr*, for the arrows, for stone to make fire and for other things depending on the place (der Ort einer größeren Zusammenkunft, der angesteuert wurde – Anm.). In the *haruwen* of Ilk, on the coast

> of San Sebastian Bay, there was *aur* (conch shells) used as cups to drink water. They too were exchanged for pickwood. There was the transparent stone from which arrow heads were made: this was traded too.“ (1982:38)

Der Wert eines Objektes ermaß sich am Beschaffungs- und Herstellungsaufwand. Anscheinend existierten auch allgemeingültige „Preise“, so repräsentierte ein Bogen den Gegenwert von drei bis vier Pfeilen, ein Köcher jenen von zwei Pfeilen, eine walnußgroße Pechkugel den von drei Fuchsfellen. Die im Tauschhandel erworbenen Gegenstände waren normalerweise für den Eigenbedarf bestimmt und wurden nicht weiterverhandelt. Allfälliger Zwischenhandel, um große Distanzen, vielleicht auch Animositäten zu überbrücken, ist nicht ausgeschlossen. Im Norden fehlte das Holz, *Nothofagus* und *Berberis*, für die Erzeugung von Bögen und Pfeilen. Die fertigen Produkte wurden von den Bewohnern des südlichen Landesinneren im Tausch gegen Köcher aus Seelöwenfell erworben, aber auch gegen Quarze, die zu Schabern verarbeitet wurden, gegen die große Volutamuschel als Trinkgefäß und gegen weiße Farberde. Bei den Nordbewohnern waren auch Erzeugnisse aus Guanacohaut gefragt, so der Guanacofellmantel, die große Lederdecke als Haut für den Windschirm und der große Lederbeutel zum Wasserholen (GUSINDE 1931:436-37).

In allen Wirtschaftsbereichen waren außergewöhnlich geschickte und begabte Männer und Frauen (*haalchin*) zu finden, von deren Könnerschaft die Umgebung profitierte (CHAPMAN 1982:41). Der Ruf, ein talentierter Handwerker zu sein, sprach sich schnell herum. Ein Experte dieser Art, der beispielsweise gut gearbeitete Bogenstäbe herzustellen vermochte, hatte damit ein Gut, das gerne und häufig nachgefragt wurde (ein Selk’nam hatte zwei bis drei Stück auf Vorrat) und dem Erzeuger im Gegenzug Pfeile, Köcher und Felle bescherte (GUSINDE 1931:230).

> „Der spärliche Baumbestand auf der nördlichen Hälfte der Isla Grande zwang die Bewohner, sich bei den südlichen Nachbarn fast jeden Bogenstab einzuhandeln; nur bisweilen erwarben sie den fertigen Bogen. Die Höhe des eigentlichen Jagdbogens, bzw. die Länge seiner Sehne mißt 140 bis 180 cm. Der Mann wählt diesen oder jenen, je nachdem er sich auf einen größeren oder kleineren eingeübt hat. Auf seine Wünsche geht in etwa der Meister ein, bei dem er seine Bestellung macht.“ (1931:231-32)

Eine Handelsmission, durch ein männliches Individuum oder eine Familie, wurde in der Regel nicht auf gut Glück gestartet, sondern bei den Tauschpartnern wurde im Vorfeld angefragt, ob die begehrten Güter zu haben seien. Dennoch kam es dann vor, daß die Partner nicht handelseins wurden (GUSINDE 1931:436-37)

> „Die Notlage zwang auch solche Familien zum gegenseitigen Austausch, die sich weniger oder gar nicht günstig gesinnt waren. Beim Handel wurde auf jeder Seite die Zahl und Beschaffenheit der in Austausch gestellten Dinge erwogen. Ließ sich keine Übereinkunft zum Auswechseln erreichen, weil die Kaufbedingungen dem einen

> Teile zu ungünstig oder die Forderungen der anderen Seite zu hoch erschienen, dann ging man wieder auseinander und versuchte sein Glück anderswo.“ (1931:437)

Handel mit den Yamana und Alakaluf, die das westliche und südliche Inselreich bewohnten, ergab sich an manchen Küstenabschnitten der Großen Insel. Die Alakaluf landeten gelegentlich an der Küste des Nordwestens, zum Territorium der Yamana gehörte ein schmaler Streifen entlang des südlichen Küstenabschnittes der Isla Grande. Das Verhältnis der Selk’nam zu den Nachbarn soll weder freundschaftlich noch feindlich gewesen sein, es war ein „gleichgültiges Sichfernbleiben“; von den Yamana heißt es, daß sie ihre Nachbarn mieden (1931:141, 143). Zum Handel mit den Yamana äußert sich GUSINDE knapp:

> „Der Anlässe zu gegenseitigen Besuchen waren es nicht viele. Wohl hatte sich ein beschränkter Tauschhandel entwickelt. Die Selk’nam gaben Bögen und Pfeile her für die Schmucksachen, Seelöwenfelle oder Farberden der Yamana, aber mehr Dinge hatten sie sich nicht zu bieten. Übrigens ließen sich die genannten Waffen im Kanu weniger gut handhaben. Tatsächlich sah man sie mehr durch die Ost-Yamana verwendet, die dem Guanaco auf der Isla Navarino nachspürten ... Wenn auch die Haus den fast vollständigen Bedarf der Yamana an diesen Gegenständen deckten, handelte es sich doch nur um schlechterdings geringe Mengen.“ (1931:139)

Die Alakaluf bewohnten keinen Teil der Großen Insel, kamen aber gelegentlich in kleinen Familiengruppen mit ihren Kanus bis ans Ufer, um Gegenstände auszutauschen, möglicherweise sogar Walfischtran gegen Guanacofett.

> „Gut gearbeitete Bögen und Pfeile, Mäntel aus Guanacofellen, und der allbekannte Stirnschmuck: also Dinge, die einige Reisende im Besitz der Halakwulup angetroffen haben, sind zweifelsohne Selk’nam-Ursprungs. Die Bewohner der Großen Insel erhielten dafür den im Norden ihrer Heimat seltenen Feuerstein von den Kanufahrern, wohl auch manche Schmuckstücke und die Felle von Seelöwen zu Köchern.“ (1931:142)

Verteilung der Güter

Was Mann, Frau oder Kinder der Nuklearfamilie erwirtschaften, gehört unterschiedslos allen Familienmitgliedern, jedoch werden auch die Anwohnenden bedacht (GUSINDE 1931:474).

> „Bringt der Mann ein großes Tier von der Jagd mit, gibt er sogleich an die Nachbarsleute davon ab. Obwohl ihm allein das Recht zusteht, wählen beide Gatten zuweilen gemeinsam für jene die passenden Stücke aus und die Frau trägt sie, nach Weisung ihres Mannes, zu den umliegenden Hütten. Sie nennt dabei wohl auch den Bedarf für die eigene Familie; aber vor allem achtet sie darauf, daß kein Nachbar übersehen wird. Ebenso gibt jeder von Fischen und Seetieren, von Beeren und Pilzen ab, die er gesammelt hat.“ (1931:433)

> „Mag auch die Gelegenheit sich bieten, nie bringt ein Jäger überflüssig viele Tiere zur Strecke; doch was er dabei erbeutet hat, verteilt er umso bereitwilliger und mit vollen Händen. Vielleicht denkt er gleichzeitig daran, daß man auch ihn selber später teilhaben läßt an einer besonders ergebnisreichen Jagd und daß zum mindesten wenigstens etwas abfällt von jeder Beute, die sein Nachbar heimbringt.“ (1931:298)

> „Ein Mitteilen von der heimgebrachten Beute geschieht nicht aus Zuneigung oder im Sinne eines Geschenkes, sondern als allgemeine Verpflichtung zur Freigebigkeit. Niemand will als selbstsüchtig verschrien und behandelt werden. Was Kinder ihren bejahrten Eltern bringen, das reichen sie ihnen, weil sie sich zu ständiger Unterstützung derselben verpflichtet wissen.“ (1931:438)

Das Guanaco wird nach der Häutung vom erfolgreichen Jäger in sechs Teile zerlegt. Die Stücke werden bedächtig weiter geteilt in handliche Portionen. Gilt es, Jagdteilnehmer oder andere Personen zu versorgen, wird jedem Anwesenden ein Stück zugeworfen. Der Empfänger verhält sich gemäß Sitte völlig uninteressiert, bis alle Teilnehmer versorgt sind. Keiner zeigt besondere Freude an der Gabe. Manche teilen nun ihren Anteil mit dem Jäger, der für sich nichts zurückbehalten hat, nicht einmal ein Bruststück, das üblicherweise dem Schützen gebührt. Diejenigen, die nun von ihrer Portion ein Stück abschneiden und dem Jäger hinwerfen, haben bei der ersten Verteilung durch den Jäger bereits größere Anteile erhalten als die übrigen Anwesenden, vermutlich in bester Absicht (BRIDGES 1988:218). Sich bei Empfang einer Gabe völlig indifferent zu verhalten und keinerlei Emotionen zu zeigen, gehört zum geziemenden Benehmen (ebd.). Ein erfolgloser Jäger würde einen erfolgreichen Kameraden nie um einen Beuteanteil bitten, allerdings wird sehr wohl eine Aufteilung der Beute erwartet. Es besteht jedoch keine unbedingte Verpflichtung, etwa wenn der Jäger es vorzieht, seinen Fang zu den Angehörigen ins Lager zu bringen (1931:374-76).

Nach GUSINDE wird die Beute vom Jäger in fünf große Teile [87] zerlegt, und er „zerstückelt einen jeden davon noch weiter, um Eltern und Schwiegereltern, [88] ältere Verwandte, gute Freunde und Gäste zu bedenken.” (1931:275-76) Die Übergabe erfolgt von Frau zu Frau. Der Anschein von Knausrigkeit wird tunlichst vermieden.

> „Für den Jäger und seine Familie bleibt genügend übrig. ... Sollten zwei oder mehr Männer gleichzeitig ihre Beute heimgebracht haben, tragen sich deren Frauen trotzdem gegenseitig ein Fleischstück zu. Kaum je folgen sich Vergleiche zwischen dem abgegebenen und dem erhaltenen Stücke.“ (1931:276)

Anläßlich einer Gemeinschaftsjagd nimmt jeder die Tiere mit, die „sein eigener Pfeil niedergestreckt hat“, aber ein beteiligter Jäger, der selbst kein Jagdglück hatte, geht trotzdem „niemals ... mit leeren Händen“ heim (1931:271).

> „Nach gemeinschaftlicher Arbeit erfolgt die angemessene Verteilung. Dies ersieht man, wenn Männer mit dem großen Netze fischen oder Kormorane einfangen; für seinen Teildienst erhält jeder den gleichwertigen Anteil an der Beute.“ (1931:436)

Galt es, Walfleisch unter die Leute zu bringen, genießen das Vorrecht der Verteilung die Männer, auf deren Land der Wal gefunden wird. Ein einflußreicher alter Mann und einige Helfer zerlegen das Tier und verteilen großzügige Stücke von Fleisch und Fett, durchaus auch den Wünschen der Empfänger entsprechend, jedoch dürfen sich die Empfänger keinesfalls eigenmächtig bedienen (GUSINDE 1931:430).

Weiblich erworbene Nahrung wie Pilze, Beeren und Fisch ist den selben Teilungsregeln unterworfen (1931:276). GUSINDE betont die Abgabepflichten des Jägers an die Schwiegereltern. Alte Menschen werden nicht nur ehrfürchtig behandelt, sondern bestmöglich versorgt, normalerweise von Kindern und Schwiegerkindern (1931:478).
Der Empfängerkreis bei der Nahrungsdistribution reicht über den eigenen *haruwen* hinaus.

> „Despite the fact that some *haruwens* were richer and larger than others, food was shared among the members of hunting parties and of one or more lineage groups.“ (CHAPMAN 1982:65)

Ebenso wie Nahrungsverteilung ist Geschenkverteilung, normalerweise nicht mit Nahrungsmitteln, eine reziproke Verhaltensweise. Eine Gabe zieht sofort oder zu einem späteren Zeitpunkt eine Gegengabe nach sich, eine Leistung eine Gegenleistung. Das ausgeprägte Reziprozitätsverständnis ist nicht vereinbar mit einer Gabe nur in eine Richtung, denn den Selk'nam „ist ein Geschenkwesen nicht geläufig und sie denken nur an Austausch gleichwertiger Gaben.“ (GUSINDE 1931:438) Es existiert keinerlei Form nicht-reziproken Geschenkwesens [89] (CHAPMAN 1982:40). [90] Der Austausch fand zu verschiedenen Gelegenheiten statt (CHAPMAN 1982:36).

Tabus und Mittel zur Erhaltung des Jagderfolges

Einige Speiseverbote betreffen vorübergehend Personen in besonderem Zustand und sollen gesundheitlichen oder erzieherischen Wert haben, nicht aber „zauberischen oder abergläubischen oder rituellen Rücksichten dienen“ und sind meist nicht mehr als eine Mengenbeschränkung (GUSINDE 1931:294).
Um das Guanaco ranken sich viele Mythen. Die Gebirgsregion südlich des großen Fagnano-Sees, das *heuwepen*-Gebiet, gilt als Jagdverbotszone, weil das Guanaco hier „zuhause“ ist. [91] Mangels emischer Begründung vermutet der Autor einen Schonbereich für das Guanaco. Das Verbot gilt nicht mehr, seit die Weißen den Lebensraum beschnitten haben (1931:274, 706-7).
Das *kocel*, männlicher dreieckiger Stirnschmuck, wird bei der Jagd immer getragen. Es wird aus dem Stirnfell des Guanaco hergestellt. Wird das Guanaco eines Mannes mit dieser auffälligen Kopftracht ansichtig, bleibt es neugierig stehen oder frißt ungestört weiter, was

dem Jäger das Näherkommen erleichtert (1931:705-6). Guanacos sollen nicht maßlos, sondern bedarfsgerecht gejagt werden.

> „... hat (ein Mann) mehrere Guanacos zur Strecke gebracht, läßt ... aber später ein ganzes Tier oder größere Fleischteile liegen, daß sie verfaulen und nicht verwertet werden, dann geraten die Guanacos in Zorn gegen jenen Mann. Sie sagen: ‚Dem werden wir einen guten Streich spielen, den er lange fühlen soll!' Mag er auch ein trefflicher Schütze sein, er wird viele Monate hindurch nichts von der Jagd heimbringen. So rächen sich die übrigen Guanacos, weil er viel Fleisch hat zugrunde gehen lassen." (1931:706)

Eine anhaltende Pechsträhne bei der Jagd, sowohl den Mann als auch den Hund betreffend, kann mit Guanacomist beendet werden. Ein anderer Mann beschmiert den Körper des erfolglosen Jägers oder Hundes mit dem Inhalt des Dickdarmes eines frisch ausgeweideten Guanacos, womit *kehamhken* („Pech") von diesem Mann oder Hund wieder weggeht. *Kehamhken* gilt als etwas „Körperhaftes", das „durch Reiben mit Guanacomist ... den Körper, in dem es sich bisher ausgewirkt hatte (verläßt)." (1931:711-12)

WESTLICHE SHOSHONEN

Geographische Lage

Den größeren, zentralen Teil des Intermontanen Beckens zwischen Columbia Plateau im Nordwesten und Colorado Plateau im Südosten nimmt das Territorium der Westlichen Shoshonen ein, politisch zu Nevada und Utah, im Süden zu Kalifornien rechnend. Das Becken ist begrenzt von den Wasatch Mountains von Utah im Osten und den Sierra Nevada Mountains im Westen, im Norden reicht es bis an die Südostgrenze Oregons. Das Territorium der Westlichen Shoshonen umfaßt eine Fläche von annähernd 250.000 Quadratkilometern. Es erstreckt sich von 118° West bis 111° Ost und liegt zwischen dem 43. und 36. Breitengrad (vgl. D'AZEVEDO 1986:IX).

Ökologische Grundlagen

Landschaft und Klima

Die Gebirgszüge im Great Basin erreichen Höhen von 1.800 bis über 3.000 Meter, die Niederungen liegen zwischen 1.200 und 1.800 Meter Meereshöhe (STEWARD 1938:10-11). Nord-süd-gerichtete Täler und Ebenen wechseln sich mit Bergketten ab, die Täler sind zehn bis 30 Kilometer breit und erstrecken sich über 30 bis 130 Kilometer Länge (STEWARD 1973:103). Das Große Becken ist abflußlos, die Flußläufe ergießen sich in

alkaline Becken, in denen das Wasser verdunstet. Das Becken fällt nach Süden ab, in Ostkalifornien sind die Täler bis 1.000 Meter tiefer, ein Teil des Death Valley liegt unter dem Meeresniveau (STEWARD 1938:72, 85).
Extrem geringer Niederschlag in den tieferen Lagen und hohe Verdunstung kennzeichnen das Steppen- und Wüstenklima (STEWARD 1973:103). Niederschlagsmenge und Temperatur hängen eng zusammen, die geringsten Regenmengen, etwa in den Snake River Ebenen und am Great Salt Lake wie im Großteil Nevadas liegen unter zehn Zentimeter jährlich und gehen mit extrem niedriger Luftfeuchtigkeit einher. Mit zunehmender Höhe steigt die Niederschlagsmenge auf ein Mehrfaches. Nur in den hohen Gebirgszügen werden Niederschlagsmengen erreicht, die größere, permanente Flüsse wie den Owens River, Humboldt River, Reese River und deren Nebenflüsse zu speisen vermögen. Niederschlag fällt hauptsächlich im Winter als Regen oder Schnee. Die von Norden nach Süden verlaufenden Bergketten des Beckens haben in der Regel eine sanft abfallende und eine steile, schroffe Seite, an der das Regenwasser unter den dicken, alluvialen Schichten des Talbodens versickert. Auf der leicht abfallenden Seite geht der Wasserabfluß langsamer vonstatten, Quellwasser ist zu finden und Fließgewässer formieren sich zu mehrere Kilometer langen Flüssen, die schließlich in den alkalischen Böden versiegen oder in salzigen Sümpfen und Seen enden (STEWARD 1938:12-13). Kennzeichnend sind jährlich und lokal wechselnde Verhältnisse, die Regenmengen schwanken von Jahr zu Jahr und von Ort zu Ort (STEWARD 1973:103).
Im sonnigen heißen Sommer sind Temperaturen um 40° Celsius die Regel, höhere Werte werden im Süden, vor allem im Death Valley erreicht, das in der heißen Jahreszeit unbewohnbar ist, tiefere Werte sind im Hochgebirge zu erwarten; die täglichen Temperaturschwankungen sind beträchtlich; den hohen Tagestemperaturen stehen empfindlich kühle Nächte gegenüber. Der Winter ist mild in den tieferen Tälern, über 1.600 Meter sind Werte bis –20° Celsius und darunter möglich (STEWARD 1938:13, 1973:103).

Flora

Die Vegetationszonen sind horizontal geschichtet, korrelieren also mit der Höhe, aber auch mit dem Breitengrad; im Norden liegt eine vergleichbare Zone 300 bis 500 Höhenmeter tiefer als im Süden. Im Nadelwaldgürtel über 3.000 Meter, vor allem im nördlichen Utah lokalisiert, wachsen 16 Samengräser (Arten von *Agropyron*, *Agrostis*, *Poa*, *Stipa* und *Trisetum*) die zum Teil eßbar sind, sowie eine Stachelbeerart (*Grossularia inermis*), eine Johannisbeerart (*Ribes cereum*) und eine Holunderbeere (*Sambucus microgotys*); der Reichtum an Gräsern bot geeignete Voraussetzungen für Rotwild und Bergschaf. Im darunter liegenden Espen-Nadelwaldgürtel Utahs ab 2.500 Meter wurden auch Erdbeeren (*Fragaria*) und die Früchte von Eberesche (*Amelanchier alnifolia*) und Rose (*Rosa fenleri*), sowie eine Wildkirsche (*Prunus melanocarpa*) geerntet. Von der Hälfte der vertretenen

Grasarten und Sträucher wurden Samen und Beeren genutzt. Der Mahagonigürtel (*Cercocarpus ledifolius*) in Nevada bot 24 Pflanzenarten, wovon die Hälfte eßbar ist, zusätzlich zu den bereits genannten Sträuchern gedeiht hier die Himbeere (*Rubus parviflorus*). Die weit überwiegenden Gebirgsflächen über 1.500 Meter Höhe im Norden und über 1.800 Meter im Süden haben Pinien- und Wacholderbewuchs (*Pinus monophylla* und *P. edulis*, *Juniperus utahensis* und *J. scopulorum*). Pinienwälder breiten sich im Gegensatz zu den Wacholdergewächsen selten bis herunter in die Hochtäler aus. Sie wachsen in relativ dichten Beständen an den Berghängen; Piniennüsse stellen in den Verbreitungsgebieten die Hauptnahrungsquelle dar. Die vorgenannten Gräser, Strauch- und Baumfrüchte finden sich auch in dieser Zone, ausreichende Feuchtigkeit vorausgesetzt (STEWARD 1938:14-16). Pinien sind nicht jedes Jahr fruchttragend. Ein Baum trägt nur alle drei bis vier Jahre Früchte. Ein Pinienwald kann in einem Jahr reichliche Erträge liefern, in einem anderen Jahr gar keine oder geringe, weil nur wenige Bäume Nüsse tragen (1938:27).

Die ariden Täler und Vorberge des Großen Beckens mit xerophytischer Flora, hauptsächlich *Artemisia*-Arten (sagebrush), beherbergen keine eßbaren Samenpflanzen und Kräuter, gleiches gilt für die Zonen mit Salzwüstenvegetation. Der *Artemisia*-Gürtel ist vor allem auf die Region nördlich des 37. Breitengrades beschränkt, die südlich anschließende Wüstenzone unterscheidet sich durch das Vorkommen von Yucca und Kaktus. In diesem sogenannten Kreosotbusch-Gürtel gedeihen einige nutzbare Arten wie der Joshua-Baum (*Clistoyucca brevifolia*), Mesquitebusch (*Prosopis glandulosa*), Schraubenbohnen (*Strombocarpa odorata*) (1938:17-18).

Das Snake River Plateau im Süden Idahos hat keine vergleichbare xerophytische Vegetation, nördlich schließt eine Waldzone mit reichlichem Vorkommen von Eberesche (*Amelanchier*) und Wildkirsche (*Prunus*) an. Wurzeln und Knollenfrüchte sind artenreicher als im Süden. Verbreitet sind Camas-Knolle (*Camassia quamash*), Bitterwurz (*Valeriana edulis*) und Yampa (*Anethum graveolens*) (1938:18).

Fauna

Die einzelnen Vegetationszonen, sowohl höhengeschichtet als auch nach geographischen Breitengraden, haben wesentlichen Einfluß auf Vorkommen und Migrationsverhalten der Wildbestände. Vom Großwild sind Hirsch (*Odocoileus hemionus*) und Bergschaf (*Ovis canadensis*) heimisch, aber sie sind selten infolge bescheidener Weidegründe und kommen einzeln oder in kleinen Verbänden vor. Die Pronghornantilope (*Antilocapra americana*) ist im ganzen Becken mit Ausnahme Südnevadas verbreitet und mitunter in Herden von bis zu 100 Tieren unterwegs. Der große Eselhase (*Lepus californicus*) ist zahlreich in den offenen Tälern mit sagebrush-Vegetation, der Schneehase (*Lepus americanus*) ist in großen Höhen spärlich vorhanden; das kleine Wildkaninchen (*Sylvilagus floridanus*) hält sich im hügeligen, buschbewachsenen Terrain auf. Murmeltiere (*Marmota flaviventris*) haben ein

begrenztes Verbreitungsgebiet, Dachse (*Taxidea taxus*) sind im gesamten Territorium zu finden. Mehrere Arten von kleinen Nagern, wie Backenhörnchen und Erdhörnchen halten sich an fruchtbaren Stellen in den Tälern auf. Klapperschlangen, Eidechsen, Frösche, verschiedene Insekten (Zikaden, Heuschrecken) und schließlich Vögel gehören zusätzlich zum, teilweise verwerteten, Tierbestand (FOWLER 1986:79-87; STEWARD 1938:33-40). Die ständig wasserführenden großen Flüsse und Seen sind reich an Fisch. Vor allem zu Zeiten der Fischzüge wird diese Ressource genutzt, hat aber in Summe nur lokale Bedeutung (FOWLER 1986:88).

Demographie und Subgruppen

Den Westlichen Shoshonen sind in Anlehnung an Steward 48 Subgruppen (soziopolitische Gruppen in Stewards Terminologie) zuzurechnen, die mit geographischen Termini belegt sind. Die autochthonen Selbst- oder Fremdbezeichnungen deuten, soweit vorhanden, auf eine wichtige lokale Ressource oder auf die geographische Lage hin (THOMAS et al. 1986:280).

> „The emphasis, I think, is clearly upon the territory rather than upon any unified group of people occupying it. The extent of the people so designated depended upon the extent of the geographical feature or food in question. A name might apply to a single village, a valley, or a number of valleys.“ (STEWARD 1939:262)

STEWARD weist 43 Gruppen aus, von denen er neun als „bands“ bezeichnet; die weiteren 34 wohnen in „districts“, und sie unterscheiden sich in der politischen und sozialen Organisation nicht von den „bands“. Für diese Differenzierung sind ökologische Gründe maßgeblich (1937:626-31). [92]

> „It is true that these designations are essentially of localities or regions rather than of political, social or cultural divisions, it would appear improper to call them bands. It is for this reason that I divided Western Shoshoni territory into ‚districts,‘ each being essentially a natural subsistence area ... .“ (STEWARD 1939:262)

Auffallend ist eine höchst ungleiche Bevölkerungsdichte analog der Bodenfruchtbarkeit, die mit der Niederschlagsmenge zusammenhängt. Für das Jahr 1873 wurden 1.945 Personen zu den Westlichen Shoshonen Nevadas gerechnet sowie 460 Gusiute auf dem Gebiet Nevadas und Utahs angenommen (LELAND 1986:609). Nach Kroebers Schätzung kommt im Intermontanen Becken inklusive Columbia und Colorado Plateau ein Person auf 40 Quadratkilometer (in STEWARD 1938:48). Bei STEWARD sind Schätzwerte von Bevölkerungszahlen gegenübergestellt, die Lelands Angaben übersteigen. Zählungen und Schätzungen von Informanten sowie Schätzungen früher Reisender sind Näherungswerte und beziehen sich auf den Zeitraum von 1870 bis 1880, in dem bereits Rückgänge durch Krieg und Krankheiten zu verzeichnen waren (1938:46). Da die Gosiute sprachlich und kulturell den Westlichen Shoshonen zugerechnet werden (STEWARD 1938:133;

THOMAS et al. 1986:281), käme bei 2.405 Bewohnern und einem Territorium von etwa 250.000 Quadratkilometer (vgl. STEWARD 1940:447) eine Person auf 100 Quadtratkilometer. Aussagekräftiger ist eine beträchtliche Schwankungsbreite, die nach STEWARD im Bereich der Westlichen Shoshonen inklusive Gosiute zwischen 4,35 und 113 Quadratkilometer für einen Bewohner liegt (1938:47).

Gesellschaftliche Organisationsmerkmale

Familie und Lokalgruppe

Die Kernfamilie aus zwei Generationen gilt als weitgehend unabhängige ökonomische wie auch soziale Einheit. Familienverbände waren bilateral organisiert, denn einer patri- oder matrilinear erweiterten Familie wäre das Zusammenleben meistens nicht möglich gewesen (STEWARD 1938:236, 239). Cluster von Familien mit Heiratsbeziehungen zueinander sind die Basiskomponente der sozialen Organisation (SHAPIRO 1986:620). [93]

Verheiratete Geschwister bilden den Kern einer Lokalgruppe bzw. eines Camps, die Zusammensetzung variiert von Jahr zu Jahr und saisonal. Den größeren Teil des Jahres sind Familien unabhängig oder in kleinen Einheiten formiert, kürzere Fristen ermöglichen größere Aggregate, vor allem zur Zeit der Pinienernte. Während des Winters können 20 bis 30 Familien in Besuchsdistanz zueinander lagern (SHAPIRO ebd.).

Beziehungsstrukturen innerhalb von „village“ und „district“

Lose Kooperation und verstärkter Verkehr zwischen „villages“, die in räumlicher Nähe zueinander lagen, hatten eine gewisse Beständigkeit bei den ostkalifornischen Shoshonen. Ein Gebiet mit regelmäßigen Kontakten dieser Art nennt STEWARD „district“ (1938:75). „Chiefs“ mit beschränkter Machtfülle, aber patrilinearer Vererbung des Amtes, kontrollierten Jagd- und Festival-Aktivitäten, das waren ihre wichtigsten Aufgaben. Ein verhältnismäßig gut ausgestatteter Distrikt war Saline Valley mit 1.700 Quadratkilometern und 65 Bewohnern. Den Distrikt teilt STEWARD in drei Subdivisionen mit vier Siedlungen, die als Winterresidenzen zu verstehen sind. Die Nahrungssuche absolvierten die Bewohner vor allem in der eigenen Subdivision aufgrund der guten Ressourcenlage, zur Hasenjagd und zu den Herbstfesten versammelten sich alle Bewohner des Distriktes. Mit den Leuten innerhalb des Distriktes waren die Kontakte und Kooperationen häufiger als mit Leuten von außerhalb.

Als Momentaufnahme ist die Bewohnerstruktur zu verstehen. In der ersten Subdivision lag die Hauptsiedlung Ko‘, sie bestand aus fünf Lagerplätzen mit je einer Familie mit durchschnittlich sechs Mitgliedern. Zumindest zwei Familien waren über eine Vater-Sohn-Beziehung verwandt. Eine weitere Subdivision (Pauwü’ji) bestand aus einer, allenfalls zwei kleinen Wintersiedlungen, Icam’ba und Pau’onzi, ohne Angaben zu Lagerplätzen. Die dritte Subdivision (Sigai) hatte zwei villages, Tuhu und Navadü. Eine Familie, bestehend

aus Eltern und fünf Kindern, wohnte in Tuhu. Navadü beherbergte zwei Familien. Am ersten Lagerplatz waren Vater, Mutter aus Death Valley, Tochter; zwei Söhne waren in Leviratsehe mit Frauen aus Saline Valley verheiratet und wohnten uxorilokal. Die Bewohner des anderen Lagerplatzes waren verwandt, der Mann war der Bruder der Mutter des ersten Lagerplatzes. Weiters wohnte hier die Ehefrau mit zwei Söhnen und Töchtern und zwei Schwestern, von denen eine in Begleitung eines Ehemannes aus Saline Valley war (1938:77-80).

Die Bevölkerung von Battle Mountain, einer Informantenschätzung nach 500 Menschen, war auf mehrere Distrikte aufgeteilt. Auch Bewohner vom nördlichen, ariden Reese River Valley überwinterten hier. Die Wintersiedlungen waren kleiner und weniger dauerhaft als in anderen Regionen der Shoshonen üblich und hatten keinen Anführer. Drei bis fünf verwandte Familien verbrachten das ganze Jahr zusammen, der Platz für das Winterlager variierte jährlich (1938:161-62). Lokal magere Pinienvorkommen führten manche Familiengruppen 130 Kilometer südwärts nach Austin, wo sie nicht überwinterten, sondern ihre Erträge in den heimatlichen Distrikt trugen. Wanderungen gleicher Distanz führten sie an die Nebenflüsse des Snake River zum Lachsfischfang; die Erträge wurden vor Ort konsumiert oder heimgetragen (1938:162).

Zwei „Bevölkerungszentren“ können an der Südostgrenze des Territoriums der Westlichen Shoshonen in den Beatty und Belted Mountains identifiziert werden, die innerhalb eines riesigen Areals mit weiten, unfruchtbaren Tälern zwischen nur 1.000 bis 2.000 Meter Seehöhe erreichenden Bergketten, teilweise unterhalb der Pinienzone, liegen. Beide Siedlungsgebiete kooperieren ökonomisch und sind durch Heiraten miteinander verbunden. Die Siedler des Beatty Mountains-Distriktes assoziierten sich gelegentlich mit dem südwestlich anschließenden Death Valley und die Belted Mountains-Bewohner mit den Residenten der nordwestlichen Kawich Mountains (1938:93-94).

Um 1880 wurden 29 Bewohner in den Beatty Mountains gezählt, die jährlich 2.000 Quadratkilometer durchstreiften. Sechs potentielle Siedlungsbereiche (Indian Camp, Howell Ranch, Hunusü, Takanawa, Sakainaga, Panavadu) konnten mit sieben Familien in Verbindung gebracht werden und lagen in einer Längszone von etwa 15 Kilometern. Fünf Familien waren untereinander affinal oder konsanguinal verwandt; ein Brüderpaar bildete zwei Familien (1938:93-97).

Die Belted Range-Bewohner taten sich mit den Bewohnern der nördlich benachbarten Kawich-Mountains zusammen, mit denen vereinzelte Verbindungen bestanden, um auf deren Gebiet unter Leitung von deren Schamanen auf Antilopenjagd zu gehen. Die Kontakte von Belted Range waren aber durch Heiratsbeziehungen mit den südlichen Beatty Mountains intensiver. Die Bewohner von Beatty Mountains kamen nach Nordosten in die Belted Ranges zur Pinienernte und waren Teilnehmer an den großen Hasenjagden und Leitung des chiefs von Belted Range, Wangagwana. Teilnehmer rekrutierten sich auch aus

den Kawich Mountains, Ash Meadows, Lida und vielleicht Death Valley, wenn sie gezwungen waren, zur Pinienernte in die Belted Ranges aufzubrechen. Umgekehrt fusionierten sich die Beatty Mountains-Leute manches Jahr mit den Death Valley-Bewohnern in der nordwestlichen Sarcobatus-Ebene zur Hasenjagd, die ein Beatty Mountains-Bewohner, vermutlich der village-chief leitete (STEWARD 1938:97-98). Die Kontakte von Beatty und Belted Mountains waren dank Zwischenheiraten untereinander häufiger als mit anderen, jeweils benachbarten Distrikten. Nach innen fungierte der chief bis zu einem gewissen Grad als Integrationsfigur, dessen Rolle bei den sozietalen („Einheimische“ und Besucher) ökonomischen und nicht-ökonomischen Anlässen im eigenen Gebiet zum Tragen kam (1938:99). Zum Verhältnis der zwei Nachbardistrikte Beatty Mountains und Belted Ranges bemerkt STEWARD (1938:98-99):

> „Because of the distribution of water holes the population was clustered in two centers, that at Beatty almost constituting a group of relatives. To the extent that each was independent, having ist own chief, gathering seeds in its own locality, and holding its own rabbit hunts and festivals, it approximated a band. The two where linked with each other, however, in that the Beatty people gathered pine nuts and drove rabbits sometimes in the Belted Range and the two districts reciprocated with alternating festivals. But Beatty was sometimes linked with Death Valley by gathering pine nuts in the Grapevine Range and participating in rabbit drives and even festivals in that region, while Belted Range people sometimes associated with Kawich Mountain people for antelope drives, pine-nut gathering, and festivals.“

Interaktionen zwischen den Distrikten betrafen nicht die Siedlung als solche, sondern ihre Segmente, spr. Bewohner, d.h. „members of each district usually cooperated with one another in the few communal affairs ... .“ (1938:99)

In den Kawich Mountains konnten sich an den spärlichen Wasserstellen einige verstreute Wintersiedlungsplätze etablieren. Von zweien war die Bewohnerstruktur bekannt. Am Breen Creek campierten drei Familien: Kawatc, der als lokaler chief fungierte, mit seinen Frauen und Kindern, sowie die Schwestern des chiefs mit ihren Männern und Kindern. Am Horse Canyon siedelten drei Brüder mit ihren eingeheirateten Frauen und den Kindern; der älteste Bruder war der chief (STEWARD 1938:111-12). Der Zusammenhalt zwischen den Nuklearfamilien und zwischen den Siedlungsplätzen manifestierte sich in gelegentlichen Gemeinschaftsaktivitäten, aber gemeinschaftliche und individuelle Interaktionen fanden auch mit den Bewohnern von Hot Creek im Norden und Belted Range im Süden statt.

> „For the greater part of the year, the nine or more individual families of the Kawich Mountains were independent. Had they cooperated exclusively with one another in communal hunts and festivals they would have formed something of a band. Actually, though they usually assembled for these activities, some families were likely to join peoples to the north or south. Also outside people frequently came to the Kawich Mountains.“ (1938:113)

In der Region Railroad Valley galt die größte Siedlungszone Duckwater mit 50 bis 60 Bewohnern als Zentrum mit gewisser Kohäsionskraft. In ihrer Umgebung waren einträgliche Areale mit Samengräsern und ein guter Boden für Hasenpopulationen, Festivals konnten unter diesen günstigen Bedingungen dreimal jährlich ausgerichtet werden. Die Bewohner der anderen Siedlungsplätze des Distriktes, Bambasa, Akamba, Wongodupijugo, Curran Creek, Warm Springs, Nyala und Biadoyava mußten dennoch über die Distriktsgrenzen hinaus ausschwärmen, um ihren Jahresbedarf zu decken und kooperierten hierfür mit anderen Regionen je nach räumlicher Nähe (STEWARD 1938:118, 120-21).

> „Unity diminished in proportion as villages were remote from Duckwater. Thus allegiance of Biadoyava and Nyala was divided. Sometimes they seem to have held a local festival under Masoniba ... sometimes they joined Duckwater, and sometimes they joined Hot Creek or Little Smoky Valley, each of which was another nucleus of cohesion for neighboring villages.“ (1938:121)

Die Organisation in der Humboldt River-Region weist ähnliche Strukturen auf. Die von Steward als Distrikte bezeichneten geographischen Areale weisen Siedlungskonzentrationen in vorteilhaften Lagen auf; weder die Distrikte noch die Ortschaften mit Ausnahme einiger prominenter Plätze sind benannt.[94] In den Siedlungszonen innerhalb der Distrikte existiert jeweils eine mehr oder weniger große Anzahl „semipermanenter“ Camps, „which certain families considered home and returned to when they could.“ (STEWARD 1938:154)

Innerhalb der lokalen Gruppen auf Camp-Ebene oder auf village-Ebene „there was no idea of inalienable membership ... nor group ownership of food rights ... or even dialectic distinctiveness.“ (ebd.) Der Distrikt oder die darin befindlichen größeren oder kleineren Siedlungszonen oder Camps konnten, mußten aber keinen lokalen chief haben; die Familien einer Zone oder eines Camps traten seltener gemeinsam als separat auf. Die Hauptsiedlung im Distrikt Carlin war Badukoi, in der einige Familien überwinterten, die sich für Festivals mit Bewohnern der Nachbardistrikte Susie Creek und Elko zusammentaten. Der lokale chief war Badukoin oder Pit-si-nain. Im Distrikt Elko (Punodüngahnivain) lagen mehrere verstreute Camps und eine größere Ansiedlung namens Punodudumoin (1938:155). Die Bewohner eines anderen geographischen Areales spr. Distriktes wurden allesamt als Kuiyudüka bezeichnet, verteilten sich auf drei Siedlungsgebiete entlang des Humboldt River und verschiedenen Nebenflüssen: Die Bewohner des ersten Gebietes, Halleck (Banadia), bewegten sich zwischen dem Humboldt River zum Fischfang und den Ruby Mountains zur Pinienernte, manchmal überwinterten sie in Ruby Valley. Ihr chief Poongwatsa oder Poanutsa leitete die Pinienernte, lokale

Hasenjagden und lokale Festivals. Das zweite Gebiet war Deeth, dessen Siedlungszone Tukwampandai 16 bis 20 in Camps verstreute Familien umfaßte, die auf ihrem Boden Samengräser nutzten und Fischfang betrieben. Ihre lokalen Feste leitete Pihazugo, oder sie besuchten die Festivals in der dritten Siedlungszone Wells (Toyagadzu), deren Feste dem örtlichen Leiter Poangwatsa unterstanden (1938:156-57). [95] Pihazugo, der die Funktion von seinem Vater übernommen hatte, leitete außerdem die regionalen, großen Festivals in Halleck (1938:159, 160).

In der fruchtbaren Region um den Reese River waren die Bewohner der verstreuten, kleinen Camps und Siedlungen in der Lage, in normalen Jahren alle wichtigen Ressourcen in der komfortablen Distanz von einigen Kilometern um das Winterlager herum zu gewinnen. Sie erhoben zudem Territorialansprüche auf Pinienhaine und manipulierte Gräserflächen. Die Bewohner waren vergleichsweise seßhaft und die Zusammensetzung der Siedlungen relativ stabil (STEWARD 1938:101, 104). Die einzelnen Siedlungen hatten möglicherweise keine village-chiefs. Für die Antilopenjagd im März, zu der sich Personen aus Reese River und benachbarten Tälern sammelten, gab es für alle Täler nur den Schamanen Wanzigwap tsugu‘. Wahrscheinlich versammelten sich auch zur Hasenjagd nach der Pinienernte, an jährlich verschiedenen Plätzen, Bewohner aus mehreren Tälern; ob die Täler eigene Hasenjagden durchführten, ist ungewiß. Jedes Tal aber hatte einer Leiter für die Hasenjagd. Im Distrikt, der für die Hasenjagd ausgewählt wurde, fand auch das große Herbstfestival unter der Leitung von Tutuwa statt (1938:105-7), der anscheinend für alle Täler (Reese River, Ione Valley, Alpine Valley) zuständig war (1938:108). Fünf Tage lang widmeten sich die Männer untertags der Jagd, und „everyone“ tanzte des Nachts (1938:106).

> „... the land-owning village seems to have been a fairly stable political unit, though I have no information on village chiefs. Cooperation between villages, as elsewhere in Nevada, seems to have been variable. Probably the Reese River Valley south of Austin habitually assembled for the combined festival and rabbit drive. Ione Valley and sometimes Smith Valley people joined them, though it is not clear whether they came merely as guests. The whereabouts of an antelope shaman determined which people cooperated in antelope hunts.“ (1938:107)

Führungsfunktionen

Ein „chief“ war eine Persönlichkeit, die Aufgaben wahrnahm, die zwischen den lokalen Siedlungsplätzen (villages) stattfanden, in erster Linie ist die Leitung der herbstlichen Hasenjagd und des Herbstfestivals zu nennen. Ein Distrikt hatte einen oder zwei chiefs, die gleiche Aufgaben wahrnahmen oder auf Hasenjagd bzw. Festivals „spezialisiert“ waren. Von den ostkalifornischen Shoshonen schreibt STEWARD:

> „Though the chief's power was limited, chieftainship was regarded as a real office to be inherited patrilineally. Lacking an acceptable son, the chief was succeeded by a brother or other male relative." (1938:76)

Möglicherweise war auch auf der village-Ebene eine Figur vorhanden, die wesentliche Aktivitäten koordinierte, die von Interesse für alle Bewohner waren, z.B. das Informationszentrum für die Reifezeiten der Pinien zu sein (1938:75).
Für den Kawich Mountains wurden vier Winterlokalitäten namhaft gemacht, die jeweils zwei oder mehrere Familien beherbergten. Eines dieser Camps bestand im Kern aus Brüdern, von denen der älteste der chief war, ein anderes bei Horse Canyon bestand im Kern aus Kawatc als lokalem chief und seinen Schwestern. Zwischen den Camps sind affinale und kollaterale Beziehungen gegeben (1938:111-13).

> „There seems to have been a kind of village chief where the cluster of camps was large enough to warrant giving the leader of the several generally related families the title. The chief of the general area ... was Kawatc. He directed festivals, pine-nut trips when nuts were scarce and when all the families traveled together, and possibly rabbit drives. A shaman directed antelope drives." (1938:113)

Als Leiter der mehrtägigen bis mehrwöchigen Hasenjagd im November, zu der sich alle Bewohner der Kawich Mountains in Cactus Flat versammelten, trat ein Cousin des Kawatc auf, der vermutlich der chief der Horse Canyon-Leute war. Wer sich zur Hasenjagd nach Whiterock Spring im Distrikt Belted Range begab, stellte sich unter die Leitung des dort fungierenden, lokalen Jagdführers (1938:111-12).
Wer die besondere Fähigkeit besaß, Antilopenherden gefügig zu machen, trat als Jagdleiter auf. Die Antilopentreibjagd fand nur statt, wenn dieser Antilopenschamane zugegen war (THOMAS et al. 1986:267).

Festivals

Der Austragungsort war in den Beatty und Belted Mountains entweder Wunjiakuda im Belted Mountains-Distrikt mit Wangagwana, dem chief des Distriktes, als Leiter. Der Zeitpunkt fiel mit der lokalen Pinienernte zusammen und war jedenfalls vor der Hasenjagd angesetzt. Fand das Fest alternierend im Beatty Mountains-Distrikt statt, mit den Belted Mountains-Leuten als Gäste, dann wurde es zusammen mit der Hasenjagd veranstaltet. Die Beatty Mountains-Bewohner orientierten sich gelegentlich nach Grapevine Mountains und besuchten hier das Festival der Death Valley-Leute, die es während der Pinienernte veranstalteten (STEWARD 1938:98). Zum Festival in Belted Mountains schreibt STEWARD:

> „The festival lasted 5 days. Wangagwana and an old man from Oak Springs (ein Wintercamp ebenfalls in den Belted Ranges – Anm.) or other chiefs, depending on where the festival was held, talked from time to time. The first night there was an exhibition dance, performed by visitors who were paid by their hosts. The second to

> fifth nights were given over to the round dance, wegi (round) nük:ap (dance), after which people dispersed. There was no associated mourning ceremony.“ (1938:98)

Im Railroad Valley wurden mehrmals jährlich Feste unter der Teilnahme der regionalen Bevölkerung und auswärtiger Besucher abgehalten. Vor allem das fruchtbare Duckwater (Suhuva oder Wandabamuts) galt als Veranstaltungsort. Im Frühjahr, wenn das Pflanzenwachstum begann, im Sommer, wenn die Samen ausreiften, und im Herbst zur Hasenjagd wurden mehrtägige Veranstaltungen unter der Leitung von Haidüka durchgeführt (1938:120).
Auch bei den ostkalifornischen Shoshonen war der einzige nicht-ökonomische Anlaß für Zusammenkünfte das Herbstfest, das jährlich abgehalten wurde und im Zeichen von Tanz, Glücksspielen und Trauerriten stand. Es versammelte Leute über den Distrikt hinaus. Das Fest wurde nach der kommunalen Hasenjagd und nach der Pinienernte angesetzt, um die Versorgung „for a brief time“ sicherzustellen. Der Veranstaltungsort dürfte regional gewechselt haben, sodaß sich Gäste und Gastgeber jährlich abwechselten. (1938:74). [96]

Heirat und Ehe

Regeln

Konsanguinale inklusive Kreuzkusinen und Pseudo-Parallelkusinen sind in Battle Mountain als Heiratskandidatinnen ausgeschlossen, bevorzugt ist die Pseudo-Kreuzkusine. Die Vaterschwester gilt als engste Verwandte eines Mannes, ihre Stieftochter gilt als ideale Kandidatin. Mangels einer solchen wird jedes Mädchen gebilligt, dessen Mutter zustimmt (STEWARD 1938:164). Sowohl tatsächliche als auch Pseudo-Kreuzkusinenheirat wurden in Steptoe Valley beobachtet (1938:123). Präferenzieller Heirat von Pseudo-Kreuzkusinen (*hainz*) stand in Spring, Snake und Antelope Valley das Verbot der Heirat von tatsächlichen Kreuzkusinen (*niwa*) und Pseudo-Parallelkusinen („Bruder“ und „Schwester“) gegenüber (1938:130). Die Gosiute von Skull Valley bevorzugen asymmetrische tatsächliche oder Pseudo-Kreuzkusinen; die Mutterbrudertochter ist verboten, die Vaterschwestertochter erwünscht. Die Vaterschwester fragt den Neffen, ob er ihre Tochter zur Frau haben will. Bei den Gosiute von Deep Creek sind beide Kreuzkusinen erlaubt. Parallelkusinen scheiden als Heiratspartnerinnen aus (1938:140). Am Humboldt River waren reale und Pseudo-Kreuzkusinen bevorzugt, aber nicht verpflichtend, Parallelkusinen schieden aus (1938:160). In Reese River Valley und Ione Valley war die Heirat der Kreuzkusine verboten, präferiert wurde die Pseudo-Kreuzkusine (1938:108).
In Koso Mountains ist Verwandtschaft eine Schranke und wird durch Verfolgen der Genealogie über mehrere Generationen ermittelt. Lokalendogamie ist kein Kriterium, wenn die Nicht-Verwandtschaft nachgewiesen ist. In Koso Mountains und benachbarten

Distrikten waren von 21 Ehen zehn distriktsexogam und acht distriktsendogam, von den letztgenannten sind zumindest drei village-exogam (1938:83).
Konsanguinalität ist der einzige Ausschließungsgrund in den Beatty und Belted Mountains und betrifft möglicherweise auch Kusinen zweiten Grades (1938:99). Lokalexogamie oder -endogamie ist grundsätzlich bedeutungslos, allerdings ist die verwandtschaftliche Vernetzung dicht, fünf von den sieben Familien der Beatty Mountains sind verwandt, daher sind kaum heiratbare Personen zugegen (1938:99). [97]

Frauenerwerb

Der gewaltsame Frauenerwerb ist in Battle Mountain die Ausnahme; nur in höchster Not, wenn alle anderen Möglichkeiten erfolglos blieben, wurde eine unverheiratete Frau aus einer entfernten Siedlung gestohlen (STEWARD 1938:164). Die benachbarten Paiute kamen gelegentlich als Ehepartnerinnen in Frage, mitunter waren es geraubte Frauen (1938:163). Die Railroad Valley Shoshonen raubten sowohl unverheiratete als auch verheiratete Frauen (1938:121).
Im Koso Mountains-Distrikt arrangierten die Eltern die Ehe; die Eltern des Mannes übergaben den Eltern der künftigen Partnerin Perlengeld, diese erwiderten die „Bezahlung“ mit Nahrung und Tierhäuten (1938:83). In Panamint Valley war der Einfluß der Eltern beim Zustandekommen einer Ehe geringer (1938:85). In den Beatty und Belted Mountains suchte der Vater des Buben ein Mädchen aus und überreichte dem Vater des Mädchens zehn bis 20 Perlenschnüre und einen Korb; die Mutter des Mädchens erwiderte mit Samen (1938:99).
Das orthodoxe Verfahren in Steptoe Valley war, daß der Mann den künftigen Schwiegereltern zwei bis drei Jahre Brautdienst leistete, was einer Prüfung seiner Jägerqualitäten gleichkam, und sie konnten ihn ablehnen, wenn sein Verhalten nicht entsprach. Die völlig gegensätzliche Methode, eine verheiratete oder unverheiratete Frau mit Hilfe von Freunden zu stehlen oder zu rauben und es mit dem Ehemann oder den Eltern auf einen Faustkampf ankommen zu lassen, ist ebenfalls verbrieft (1938:123).
Kein Brautpreis und kein Geschenkaustausch begleitete die Eheanbahnung bei den Gosiute. Männliches Begehren führte zum gewaltsamen Erwerb von Mädchen und verheirateten Frauen. Der Interessent und seine Assistenten trugen Faustkampfrunden mit der gegnerischen Partei aus (1938:140-41). [98]

Eheformen

Levirat und Sororat sind bevorzugt, aber nicht zwingend im Battle Mountain-Distrikt (STEWARD 1938:164), ebenso verhält es sich in Steptoe Valley (1938:123), Spring, Snake und Antelope Valley (1938:131), sowie bei den Gosiute (1938:140). Sind zwei Brüder mit zwei Schwestern verheiratet, so liegt keine Gruppenehe vor, auch kein Frauentausch, sondern getrennte Haushalte (1938:164). In Steptoe Valley waren die

Wunschpartnerinnen mehrerer Brüder ebenfalls mehrere Schwestern, bzw. heirateten ungleichgeschlechtliche Geschwister ungleichgeschlechtliche Geschwister zur Herstellung monogamer Verbindungen (1938:123), desgleichen in Spring, Snake und Antelope Valley, in zumindest drei von acht Siedlungen wohnten ausschließlich zwei oder drei Brüder mit ihren Familien (1938:129, 131).
Levirat und Sororat kamen in Koso Mountains und Panamint Valley vor, obwohl die Genealogien nur einen einzigen Fall bezeugen. Man konnte sich mit einer Bezahlung an die Schwiegereltern von dieser Verpflichtung freikaufen (1938:84). [99] Ebenso war in den Beatty und Belted Mountains der Freikauf vom an sich verpflichtenden Sororat und Levirat möglich; polygame Verbindungen sind nicht dokumentiert (1938:99).

Im Battle Mountain-Distrikt wird zuerst die älteste Schwester geheiratet, ihr folgen nach und nach die anderen, insgesamt drei bis vier Frauen. Das Sororat war üblich, aber nicht verpflichtend (STEWARD 1938:164). In Railroad Valley war sororale Polygynie sehr verbreitet; Black-eye hatte sogar drei Schwestern gleichzeitig als Ehefrauen (1938:121), in Steptoe Valley war sie ebenfalls die bevorzugte polygyne Eheform (1938:123). Das gleiche gilt für Spring, Snake und Antelope Valley (1938:131). [100] Der Terminus Mutter bezog sich hier nur auf die biologische Mutter, die anderen Frauen waren Mutterschwestern (*doka*), unabhängig vom verwandtschaftlichen Verhältnis zur Mutter (1938:131). Polygyne Ehen waren auch bei den Gosiute verbreitet, aber sie waren nicht notwendigerweise sororal (1938:140).

Fraternale Polyandrie war in der Region von Battle Mountain eine vorübergehende Erscheinung, denn die Frau heiratete zuerst den älteren Bruder, eventuell folgte ihm ein jüngerer; beide galten als Väter der Kinder. Der jüngere Mann suchte sich bald eine andere Frau, bevorzugt eine Schwester der bisherigen (STEWARD 1938:164). In Railroad Valley wurde fraternale Polyandrie gelegentlich praktiziert (1938:121), in Steptoe Valley war sie die ausschließliche polyandrische Eheform, und der biologische Vater der Kinder blieb unbekannt (1938:123). Obwohl auch in Spring, Snake und Antelope Valley Fraternalität im Vordergrund stand, konnten die Männer, bis zu drei Männer, auch Cousins sein. Die Ehemänner nach dem ersten Mann waren diesem gleichgestellt, das Verhältnis zur Frau ging also über den Genuß sexueller Privilegien hinaus; alle wohnten unter einem Dach, und alle Ehemänner der Frau wurden als Vater bezeichnet, obwohl die Vaterbrüder außerhalb polyandrischer Beziehungen terminologisch vom Vater unterschieden wurden. Die biologische Vaterschaft in der polyandrischen Ehe war also unerheblich (1938:131).

Maritalresidenz

Matrilokalität bis zur Geburt des ersten Kindes ist für Koso Mountains und Panamint Valley dokumentiert. Danach gab es keine verpflichtende Wohnsitzwahl, Patrilokalität wurde der Vorzug gegeben, damit der Mann sein gewohntes Jagdgebiet nicht aufgeben mußte. Einem Zensus nach stehen drei patrilokale Residenzen zehn matrilokalen und drei neolokalen gegenüber. Vier Wohnsitze blieben für beide Partner unverändert, weil sie aus der selben „locality“ kommen (STEWARD 1938:84). In Little Smoky Valley wird eine strenge Präferenz für Patrilokalität vermerkt, allerdings ist auch davon die Rede, daß sich das Paar nach ein bis zwei Monaten Aufenthalt bei der Familie der Frau, anläßlich dessen der Mann für die Familie jagt, eine unabhängige Residenz wählt (1938:116).
Residenzregeln treten in den Beatty und Belted Mountains überhaupt nicht in Erscheinung, Patri- und Matrilokalität sind in der Häufigkeit etwa gleich (1938:99). In Steptoe Valley war die Wohnsitzwahl eine völlig individuelle Entscheidung der Betroffenen (1938:123). Auch in Spring, Snake und Antelope Valley war die Wohnsitzwahl eine Frage der individuellen Entscheidung und nicht zuletzt des Nahrungsangebotes (1938:131). Die Gosiute pflegten etwa ein Jahr lang Matrilokalität als eine Art Brautdienst, danach entschied Zweckmäßigkeit über die Wohnsitzwahl (1938:140).

Güterbeschaffung und Produktion

Jahreszyklus

Zu Beginn des Frühjahres sind die Vorräte nahezu aufgebraucht; als vegetarische Nahrung kommen rohe oder gekochte Blätter und Halme junger Pflanzen in Frage, die an den Gewässern und am Fuß der Hügel ergrünen, dort wo Wärme und weggeschmolzener Schnee das erste Wachstum ermöglichen. Bevorzugt wird das Areal im Umkreis der Winterlagerplätze genutzt, nötigenfalls werden diese verlassen (STEWARD 1938:19).
Im Sommer reifen bereits Samenpflanzen aus, das Aufsuchen der begünstigten Plätze sowohl in den Wüstentälern als auch im Bergland erfordert das Zurücklegen größerer Distanzen. Nur in überdurchschnittlich regenreichen Jahren lohnt der Weg in die Talebenen zur Samenernte. Der Aufenthalt in trockenen Tälern ist durch den Wasserbedarf limitiert; geht der in „ollas“ mitgebrachte Vorrat zu Ende, wird nach einigen Tagen, spätestens Wochen der Rückweg in das Bergland angetreten; hier reifen die Samen später aus (ebd.). Saisonale Wanderungen können auch über das eigene Tal hinaus in mitunter 50 bis 60 Kilometer entfernte Regionen führen, wenn sich die Kunde von ertragreichen Sammelplätzen verbreitet hat (ebd.). Wünschenswerte Streifgebiete liegen in der Nähe des Winterquartieres, damit die Vorratsspeicher, die angelegt werden, in bequemer Distanz liegen. Falls Wurzelfrüchte vorhanden sind, werden sie gegen Ende des Sommers

ausgegraben, auch Beerenfrüchte fallen in diese Phase. Mangels Wurzeln wird auf Samenvorräte zurückgegriffen (ebd.).
Im Herbst widmen sich alle Familienmitglieder der Pinienernte, möglichst nahe am Standort der Winterbehausung. Der Winter wird, wenn ausreichende Vorratsspeicher angelegt werden konnten, an einem festen Standort verbracht (1938:20).

Im Großteil des Jahres absolviert die Familie unabhängige Subsistenzaktivitäten in einem bestimmten, kleinstmöglichen Radius im Umkreis des Winterstandortes. Aber innerhalb einer größeren Zone überschneiden sich die Suchareale mit benachbarten Bewohnern. Über die ostkalifornischen Shoshonen schreibt STEWARD:

> „For the greater part of the year each family pursued subsistence activities independently. It usually wintered in the same village, though various circumstances might take it elsewhere. In the course of a normal year it ranged over a certain minimum food area, the limits of which depended upon occurrence of essential foods, their abundance that year, and the distance that it was possible to travel on foot with one's entire familiy. Inhabitants of neighboring villages tended to forage the same general terrain, though each exploited most extensively the country nearest it." (1938:72)

Zwei Beispiele sollen den Beschaffungszyklus aus der Sicht von zwei Siedlungsplätzen illustrieren. Für die Siedlung Koso Hot Springs (Müa'ta) mit etwa 100 Bewohnern, lokalisiert im 1.600 Quadratkilometer großen Distrikt LittleLake/Koso Mountains östlich der Sierra Nevada Mountains wird der Jahreszyklus detailgetreu wiedergegeben. Der Winter wird in Müa'ta in Grubenhäusern verbracht, Samenvorräte und die Erträge der Hasenjagd ermöglichen die stationäre Überwinterung. Im April begeben sich einige Familien in das 20 Kilometer entfernte Hugwata für ein bis zwei Monate und ernähren sich von restlichen Vorräten und Grünpflanzen. Im Juni wird die Destination Cold Springs aufgesucht zur individuellen Hasenjagd mit Schwippgalgenfallen. Hier, aber vor allem 15 Kilometer südlich von Little Lake war ein Treffpunkt für kommunale Antilopenjagd, an der Leute der Siedlungen Koso Hot Springs, Little Lake, Bewohner aus der südlichen Region und möglicherweise Shoshonen aus dem 120 Kilometer entfernt im Norden gelegenen Saline Valley teilnahmen.
Im Sommer gehen einige Familien nach Saline Valley oder das in etwa gleicher Distanz gelegene Death Valley, um Mesquitebohnen zu ernten. Zwischen Juli und September reift eine Bandbreite von Samenpflanzen in den nahen Koso Mountains heran, die hier als Wintervorräte eingelagert werden. Sollten entfernte Destinationen größere Erträge versprechen, werden mehrtägige Reisen in Kauf genommen, um die guten Plätze abzuernten. Auch die Pinien werden im September und Oktober in der nahen Bergregion geerntet. Spätestens für diese Aktivitäten begeben sich die meisten Familien wieder in ihren Distrikt Koso Mountains, sollten sie nicht bereits zur Samenernte eingetroffen sein.

Die Pinienernte wird unter Teilnahme des Großteils der Koso Hot Springs-Bewohner vom village-chief dirigiert, in guten Jahren beteiligen sich auch die Bewohner von Üyuwum'ba, einer Siedlung des selben Distriktes und schlagen in der Folge ihr Winterquartier in der Koso Hot Springs-Gegend auf. Verspricht das Jahr keine gute Ernte, begeben sich manche Familien in die einige Tagesreisen entfernten Panamint Mountains im Osten und tun sich zur Pinienernte mit den weiter östlich beheimateten Death Valley Shoshonen zusammen, die der gleiche Grund in die Panamint Berge führt. In vergleichbarer Distanz liegt der Owens Lake, den im Herbst einige Familien zur Entenjagd aufsuchen.
Die großen Hasenjagden fallen ebenfalls in den Herbst, kleinere werden im Sommer durchgeführt. Prominente Plätze sind im und unweit des Distriktes. Teilnehmende Besucher, z.B. aus Saline Valley, reisen aus 40 bis 70 Kilometer Entfernung an; nur acht bis zwölf Männer beteiligen sich an einer großen Jagd (STEWARD 1938:81-83). [101]

In der Gegend von Sakainaga, einem Winterquartier des Distriktes Beatty Mountains, konnte das Auskommen zu Frühjahrsbeginn mit Grünpflanzen und Knospen des Joshuabaumes bestritten werden. Im Mai/Juni ernteten Frauen, vielleicht auch einige Männer, Samen von *Oryzopsis* und anderen Gräsern an bekannten Plätzen in einer Entfernung von 15 bis 40 Kilometer im Norden, bei Indian Camp, Black Mountain, Big Dune, Iron Tank im Norden oder den Calico Hills im Süden; die Distriktsgrenzen wurden also gelegentlich überschritten. Sie hielten sich ein oder zwei Wochen am Sammelplatz auf und transportierten die Ernte nach Sakainaga zurück. Eine andere Männergruppe widmete sich einen Monat der Jagd auf das Bergschaf in den 40 Kilometer östlich gelegenen Grapevine Mountains und transportierte den Ertrag in getrocknetem Zustand zurück. Zehn bis 20 Kilometer vom Winterlager nach Westen und Osten ausstrahlend existierten Sammelareale für *Mentzelia* (Beatty Wash), *Salvia* (Bare und Yucca Mountains) und *Lyzium*-Beeren, in denen die Frauen tätig waren; Männer gingen in dieser Zeit gewöhnlich auf Hasenjagd. Im Juli campierten die Beatty Mountains-Leute im nördlichen Nachbardistrikt Belted Mountains nahe der Siedlungsplätze Wunjiakuda und Mütsi; alternativ gingen sie nach Süden ins Death Valley, um Mesquitebohnen zu ernten. Die Sakainaga-Bewohner der Beatty Mountains hatten verwandtschaftliche Beziehungen zu den genannten Siedlungsplätzen der Belted Ranges.
Im August mußte mit den Vorräten, die in den Vormonaten gehortet werden konnten, das Auslangen gefunden werden, da die Samenernte nicht mehr möglich war. Wo diese Periode verbracht wurde ist nicht verzeichnet, jedenfalls mußten die angehäuften Vorräte erreichbar sein wie auch Trinkwasser. Hasen, Ratten und sonstige Nagetiere, aber auch Insekten waren ein seltenes Zubrot.
Ende September/Anfang Oktober reiften die Pinien. Wiederum konnten die Beatty Mountains-Bewohner nur außerhalb ihres Distriktes fündig werden, entweder in den Belted Ranges, 60 Kilometer entfernt, oder Kawich Mountains und Lida in doppelter Distanz.

War in diesen nordöstlichen Regionen ein schlechtes Jahr zu erwarten, konnten sie nach Südosten in die Grapevine Mountains ausweichen, die näher lagen. Die Affinalkontakte mit den Belted Mountains-Bewohnern gaben vermutlich dieser weiter entfernten Region den Vorzug (STEWARD 1938:93-97).

Sammeln und Aussaat von Wildsamen

Samenfrüchte von Gräsern werden je nach Spezies mit der Hand in einen konischen Rückentragekorb gesammelt oder mit einem geflochtenen Schläger oder einem Stock aus der Frucht herausgeschlagen, mitunter werden die Früchte mit dem Messer abgeschnitten. Die Äste mit Pinienzapfen werden mit Stangen, die mit einem Haken versehen sind, heruntergezogen. Beeren werden ebenfalls in den Korb gesammelt. Wurzeln werden mit dem gekrümmten Grabstock ausgegraben (FOWLER 1986:64-65, 69; STEWARD 1938:33; THOMAS et al. 1986:266). Blätter und Halme junger *Amaranth*-, *Chenopodium*- und anderer Pflanzen standen im Frühjahr im Zentrum der Sammelaktivitäten (FOWLER 1986:69).

Die Gosiute von Deep Creek, aber nicht von Skull Valley, brannten im Herbst das Strauchwerk weg und säten im Frühjahr Wildsamen der nicht identifizierten Spezies *tui* mit der Hand aus; auch in einigen Shoshonen-Lokalitäten in der Osthälfte Nevadas, vor allem am Reese River und in Ruby Valley, wurde diese Praxis gepflegt (STEWARD 1938:33, 104, 105, 138, 147). Von Little Smoky Valley, dessen Bewohner fast alle Samenpflanzen ausreichend im eigenen Tal vorfanden, heißt es, daß sie ein Surplus von *Mentzelia*- und *Chenopodium*-Samen gelegentlich in der Nähe ihrer Siedlungen aussäten (1938:115).

Jagd

Fleisch trug zu einem geringeren Teil zur Ernährung bei als Pflanzennahrung. Das Bergschaf wurde nicht in Gemeinschaftsjagd gestellt. Im Sommer überwachten die Jäger seine täglichen Bewegungen und wählten eine geeignete Stelle aus dem Hinterhalt, um es mit Pfeil und Bogen zu erlegen, manchmal war der Hund als Jagdhelfer dabei. Im Winter konnten Böcke in der Brunftzeit mit gegeneinander geschlagenen Holzpflöcken angelockt werden (FOWLER 1986:79, 82; STEWARD 1938:37; THOMAS et al. 1986:267). Der Hirsche wurden Einzeljäger oder Teams von zwei bis drei Jägern durch Anschleichen mit oder ohne Verkleidung habhaft, wobei vergiftete Pfeile benutzt wurden (FOWLER ebd.; THOMAS et al. 1986:267-68).

Herden von Pronghornantilopen hielten sich in den weiten Ebenen auf; sie waren das einzige Großwild, das kommunale Jagdunternehmen nach sich zog. Das Revier einer bestimmten Antilopenherde war nur alle fünf bis zehn Jahre ertragreich, denn die Reproduktionszeit einer Herde erforderte eine mehrjährige Zeitspanne (FOWLER ebd.;

THOMAS et al. ebd.). Dem eigentlichen Jagdunternehmen ging die Aufgabe des Schamanen und Jagdleiters voraus, die Herde „spirituell zu fangen“ (FOWLER ebd.).
Die ausgeprägte Eigenheit der Antilope, auf äußere Reize, z.B. optische Attraktionen zu reagieren, erleichtert dem Jäger das Näherkommen. Er lockt das Tier durch Verkleidung mit Fell und aufgesetzten Hörnern an und treibt es in eine Art Umzäunung (STEWARD 1938:34). Der Distrikt Koso Mountains/Little Lake hatte keinen Shamanen für die kommunale Antilopenjagd, aber der Jagdleiter kündigte das Ereignis einige Tage im voraus an. Die Treibjagd wurde von acht bis zehn Männern veranstaltet, die das Wild mit Hilfe von Feuer in einen vorhandenen Korral, gebaut aus Pfosten, die mit Strauchwerk bedeckt waren, hineintrieben (STEWARD 1938:82). Die Geschicke der Antilopenjagd in Railroad Valley im Frühjahr nahm einer von vier genannten Schamanen in die Hand. War Tungwainjugo am Werk, so beschwor er die Antilopen fünf Nächte lang, die von zwei bis drei Männern in einen Korral getrieben und von reihum postierten Jägern mit Pfeil und Bogen getötet wurden (1938:120).
Mangels eines Antilopen-Schamanen gingen die Battle Mountain-Bewohner nach Iron Point, wo der Paiute-Schamane Musuwitsiüm die Geschicke leitete. Eine Antilopentreibjagd, gewöhnlich am Winterende durchgeführt, versammelte „large crowds of people“; sie treiben die Tiere in einen Korral (1938:163). Die Antilopenjagd in Steptoe Valley unter der Führung eines Schamanen wurde sowohl in größerem Rahmen in benachbarten Tälern betrieben als auch unabhängig von der lokalen Bevölkerung an diversen Plätzen in und außerhalb der eigenen Region. Eine Nacht lang sang der Schamane, dann trieben die verkleideten Jäger die Antilopen in einen Pferch. Die Hirschjagd wurde ebenfalls mit einer vorbereitenden schamanistischen Aufführung eingeleitet (1938:122). In Spring und Snake Valley kooperierten 40 bis 50 Männer und Frauen, um die Antilopen in den Korral zu treiben (1938:128).
Die Treibjagd auf den Eselhasen war das wichtigste Ereignis für ökonomische Kooperation inklusive Teilnahme von Frauen und Kindern. Männer, die in Besitz von Netzen waren, spannten sie aneinandergefügt im Halbkreis aus, der weit über 100 Meter Durchmesser erreichen konnte, oder sie bildeten einen V-förmigen Trichter. Alles weitere verfügbare Personal trieb die Hasen auf den Halbkreis zu. Das Ereignis wurde von einem bestimmten Persönlichkeit organisiert. Das Strauchwerk in Richtung der Netze niederzubrennen, wurde selten praktiziert, weil es Jahre dauerte, bis sich die Vegetation erholte (FOWLER 1986:82; STEWARD 1938:38, 39).
Die Hasenjagden von Koso Mountains/Little Lake vereinigen Männer von innerhalb ebenso wie auswärtige Besucher. Ein oder zwei Netze, dreiviertel Meter hoch und pro Netz 30 Meter lang, werden ausgespannt und mit Stöcken fixiert. Acht bis zehn Männer fungieren als Treiber, der Netzbesitzer steht am Netz und erschlägt die hereinfliehenden Hasen. Ob ein „district chief“ das Unternehmen leitete oder die Netzbesitzer diese Aufgabe wie auch die Verteilung der Beute übernahmen, ist nicht klar (STEWARD 1938:82-83).

Über die Hasenjagd in den Belted Ranges mit auswärtigen Teilnehmern schreibt STEWARD:

> „Each morning Wangagwana (der chief des Distriktes – Anm.) informed hunters about the plans of the day, saying, ‚We will build fires to show you where to go.' If the Kawich Mountain people were participating, Kawich, their chief, also talked. Young men drove the rabbits, shooting them meanwhile with bows and arrows, into 10 or 12 nets, each of which was owned by an old man. ... The main motive for the hunt was to provide skins for twined robes and blankets. The meat was consumed at once." (1938:97-98)

Im Railroad Valley wurden nahe der Hauptsiedlung Duckwater große herbstliche Hasentreibjagden im Talboden durchgeführt, an denen sich fast alle regionalen Siedlungen beteiligten. Biadewatsi, ein alter Mann aus Duckwater, war der Leiter. 20 bis 30 Männer waren in Besitz von Netzen; weitere Männer, die keine Netze hatten, beteiligten sich als Treiber. Sechs Wochen war Jagd, jedoch waren auch freie Tage eingestreut (1938:119).
In Steptoe Valley wurden die Hasenjagden nach der Pinienernte durchgeführt und konnten von November bis in den Jänner hinein dauern. Jede Lokalität hatte einen eigenen Leiter, und der Teilnehmerkreis beschränkte sich zumeist auf eine, höchstens ein paar Ansiedlungen (1938:122). Wo immer im Herbst und Winter genügend Personal aufgeboten werden konnte, fand eine Hasenjagd statt, heißt es von der Region Battle Mountain. Der Hasenjagd-chief, ein nicht-erbliches Amt, das jeder gute Jäger ausüben konnte, sandte zwei Boten aus, um Teilnehmer zu rekrutieren und den Ort des Geschehens bekanntzugeben. Selten beteiligten sich an einer lokalen Jagd mehr als sieben Familien, das entspricht etwa 40 Personen. Große Jagden mit Teilnehmern von verschiedenen Lokalitäten fanden gelegentlich statt (1938:163).
Hasen- und Antilopentreibjagden, erstere vorwiegend im Herbst, Antilopenjagd in der Regel im Frühjahr, konnten bis zu sechs Wochen dauern (THOMAS 1973:172).
Die winterliche Hasenjagd wurde von männlichen Individuen mit Schwippgalgenfallen ausgeführt (STEWARD 1938:81).
Nagetiere waren von beträchtlicher Bedeutung für die Gosiute. Sie wurden von Männern mit Fallen gefangen. Frauen leiteten über kleine Gräben Wasser in die Löcher von Erdhörnchen. Einige Tage Vorbereitungsarbeit zum Fluten vieler Rattennester wurde mit reichlicher Beute von einigen Dutzend Tieren belohnt (1938:139).

Fischfang

Am Humboldt River und seinen Seitenarmen war Fischfang ganzjährig möglich, der Ertrag hing aber vom Wasserstand der Flüsse ab, die Snake River-Bewohner waren ganz wesentlich von den Lachszügen im Frühjahr und Herbst abhängig. Steindämme und Zäune zum Absperren, Fangkörbe, aber auch Haken und Speer waren die gebräuchlichen Vorrichtungen und Geräte (FOWLER 1986:87; STEWARD 1938:41, 167).

Konservierung

Samen und samenhaltige Früchte wurden zum Camp getragen und mit Stöcken oder hölzernen Schlägern ausgedroschen, je nach Spezies und Härte der Schalen auch in Asche geröstet und anschließend geworfelt. Samen wurden meistens mit einem Handstein auf einem Holzbrett oder einer Steinplatte zermahlen (FOWLER 1986:65, 66; THOMAS et al. 1986:266). Bereits vermahlene Samen sind für kurzfristigen Verbrauch bestimmt. In der Schale ist das Produkt länger haltbar; Samenvorräte werden in mit Gras oder Rinde ausgekleideten Gruben gelagert und mit Steinen abgedeckt. Piniennüsse werden in unbearbeitetem Zustand, nach vorheriger Trocknung oder in den Zapfen, die eventuell geröstet wurden, auf die gleiche Weise gelagert. Die größte Haltbarkeit haben die Nüsse in den Pinienzapfen, in soliden Anlagen ist eine Haltbarkeit von vier bis fünf Jahren möglich (FOWLER 1986:65). Die Bewohner von Steptoe Valley können in den Egan Mountains und auf der anderen Talseite in der Shell Creek Range in guten Jahren einen für zwei Jahre reichenden Pinienvorrat erwirtschaften. Um lange Haltbarkeit zu gewährleisten, werden die Nüsse geröstet und dann an kalten Plätzen, d.h. in höheren Regionen im Boden eingegraben (STEWARD 1938:121).

Gewöhnlich wurden die Beeren in der Sonne getrocknet und in Erdverstecken aufbewahrt; im Trockenzustand waren sie zudem leicht transportabel (FOWLER 1986:69). Als langfristiger und ausgiebiger Vorrat spielten sie eine untergeordnete Rolle, wie auch Wurzeln, die kurz- oder mittelfristig verzehrt wurden (STEWARD 1938:19).

Den Mesquiteschoten werden die Bohnen entnommen und diese zu Mehl zerstoßen, das leicht transportierbar ist. Die Koso Mountains-Bewohner ernten die Bohnen im über 100 Kilometer entfernten Death Valley oder Saline Valley und tragen sie zurück. Große Erträge werden am Gewinnungsort gelagert und bei weiteren Wanderungen abtransportiert oder verbraucht (STEWARD 1938:82).

Getrocknetes Hasenfleisch hält sich zwei Wochen. Fleisch von Großwild wird in dünne Scheiben geschnitten und zum Trocknen in die Bäume gehängt; es ist länger haltbar als Hasenfleisch, wird aber gewöhnlich schnell aufgegessen (1938:83).

In feine Streifen geschnittenes Antilopenfleisch wurde über einem kleinen Feuer getrocknet; mit dieser Methode hielt es sich „lange“, wenn es in der Folge nicht der Feuchtigkeit ausgesetzt war (Egan in STEWARD 1938:34-35; STEWARD 1938:120).

Die Gosiute verfuhren mit Nagetieren dahingehend, daß sie gehäutet, ausgeweidet und ohne Entfernung der Knochen getrocknet wurden (STEWARD 1938:139).

Transport

Gefüllte Wassercontainer mußten zu ariden Sammelplätzen mitgenommen werden. Durch Auskleidung mit Kiefernpech wurden geflochtene Behältnisse wasserdicht gemacht (THOMAS et al. 1986:266). Kleinkinder wurden in ovalen, geflochtenen Tragegestellen

transportiert (1986:269, 273). Der große konische Rückentragekorb der Frauen war das wichtigste Transportbehältnis für die Ernteprodukte (1986:269).

Kälteschutz und Wärme

Die Winterbehausung hat ein Giebeldach, ist konisch oder kuppelförmig aus Holz errichtet und ringsum an der Basis mit Steinen stabilisiert. Im Sommer werden allenfalls Windschirme oder schattenspendende Paravents aufgerichtet (THOMAS 1973:162). Im ostkalifornischen Koso Hot Springs wurden im Winter Grubenhäuser bewohnt (STEWARD 1938:81). Ebenso wurden Höhlen und Felsüberhänge als Quartier benutzt (1938:166).

Schwitzhütten waren im gesamten Territorium zu finden und hatten eine gewisse Bedeutung als „dörfliche“ Treffpunkte (STEWARD 1938:83; THOMAS et al. 1986:268).

Kleidung

Waren Felle nicht in ausreichender Quantität vorhanden, wurde auch Rinde und Gras zu Röcken und Hemden geflochten. Der gebräuchlichste Kälteschutz war ein Mantel oder Umhang, der aus Hasenfellen zusammengenäht war oder aus Hasenfellstreifen geflochten wurde, selten waren die Häute von Großwild vorhanden. Aus der Rinde von sagebrush flocht man Mokassins, wenn keine Häute verfügbar waren; die Frauen trugen Hüte und helmartige Kopfbedeckungen aus Weiden- oder sagebrush-Geflecht (THOMAS et al. 1986:269).

Die Näharbeit dürfte vorwiegend im Winterquartier verrichtet worden sein. [102] Pelztiere wurden vor allem im Herbst und Winter, wenn sie die beste Fellqualität lieferten, gejagt; im Anschluß wurden Kleidungsstücke genäht, die im frostigen Winter nötig waren. Schließlich waren die Siedlungen bevorzugt in der Pinienzone lokalisiert, in der einige Monate Schnee lag. Konnte Fellbekleidung oder Lederbekleidung im Sommer entbehrt werden, so war sie im Winter notwendig. Die Hasenfelldecke wurde gleichermaßen als Kleidungsstück und für das Nachtlager verwendet (THOMAS 1973:171-72).

Geschlechtliche Arbeitsteilung

Die Ernte von Samen ist überwiegend Frauenarbeit, Männer sind beteiligt, wenn von sammelnden Familien die Rede ist, vor allem in Hinblick auf Piniennüsse. Die Frauen kooperieren nicht und arbeiten selten in Gruppen (STEWARD 1938:27, 44, 94).

> „... all seed-gathering activities were carried on by family units. There was no feature whatever of the techniques that favored cooperation. A woman gathered as much, perhaps a little more, alone than she could in company with others ...“ (STEWARD 1938:20)

Eine spezielle Form der Arbeitsteilung wird von den Beatty Mountains berichtet. Während die Frauen mit einigen Männern 15 Kilometer nach Norden, im ungünstigen Fall 40 Kilometer nach Süden ausziehen, um ein bis zwei Wochen lang *Oryzopsis*-Samen zu ernten, geht eine Jägergruppe in die 40 Kilometer entfernten Grapevine Mountains zur Bergschafjagd. Die Jäger trocknen das Fleisch an Ort und Stelle, um sich den Transport zurück zu erleichtern (1938:96).

> „Mountain sheep could be have in the Grapevine Mountains, where individual hunters or small groups of men often went while women were gathering seeds elsewhere.“ (1938:97)

Nachdem die Frauen zurückgekehrt waren, reiften in der näheren Umgebung Samengräser und Beeren, die geerntet wurden. Unterdessen gaben sich die Männer der Hasenjagd hin (1938:96). Auch im Herbst, nach der Pinienernte, wurde der Hasenjagd große Aufmerksamkeit geschenkt.

> „At Whiterock rabbit drives lasted about a month, men driving each day while women gathered pine nuts, if any remained.“ (1938:97)

Die Einzel- oder Kleingruppenjagd auf Bergschaf und Hirsch war exklusiv Männersache, sie bearbeiteten Stein und stellten Grabstöcke, Pfeil und Bogen her, sie errichteten die Behausungen (1938:33, 36, 44).
Frauenarbeit war die Verarbeitung der Rohprodukte zu Nahrungsmitteln, ob zum sofortigen Konsum oder zur Lagerung, sie flochten Körbe und stellten Kleidung her. Die Präparierung der Häute wurde wahlweise von Männern erledigt, sie nähten sogar Mokassins und sie erzeugten die Hasenfalldecken. Die Jagd auf Nagetiere, das Sammeln von Holz, Wasser- und Samentransport oblag den Frauen, ebenso die Bereitstellung von Rohmaterial zur Herstellung von Körben und Mahlsteinen; männliche Beteiligung bzw. Übernahme dieser Tätigkeiten durch Männer war nicht ausgeschlossen (1938:44). Gosiute-Frauen leiten Wasser in die Bauten von Erdhörnchen, Gosiute-Männer fangen rattenähnliche Kleinsäuger mit Schlagfallen (1938:138-39). Beim Fischfang am Humboldt River sind Frauen ebenfalls beteiligt (1938:159). Die Gerätschaften, die ein Mann oder eine Frau brauchte, stellten er oder sie selbst her (1938:44).
An der Antilopenjagd beteiligten sich wahlweise Frauen, sie halfen mit, den Korral zu reparieren und hatten in der Jagdgesellschaft ihren Platz als Treiberinnen. Wenn die Herde im Pferch gefangen war, wurden täglich einige Tiere mit dem Pfeil erlegt, gerade so viele, daß die Frauen mit der Verarbeitung zurechtkamen. Sie schnitten das Fleisch in Streifen und trockneten es auf einem Gestell über dem Feuer (1938:34-35). An der Hasentreibjagd nahmen sie in der Regel teil, sofern sie nicht anderweitig gebunden waren (1938:96, 163).

Handel

Güteraustausch war keine Größe, die bei den Westlichen Shoshonen eine Rolle spielte, jedenfalls nicht im Sinne von STEWARDs Definition von Handel: Ein Gruppe muß ein regelmäßiges Surplus an essentiellen Gütern aufweisen, um Spezialisten, die Handelsprodukte herstellen, mitzuversorgen (1938:44).

Verzeichnet ist Warenaustausch zwischen bestimmten Regionen mit relativ stabilen Tauschwerten in Form von Glas- oder Muschelperlengeld oder Tauschwaren, kaum oder gar nicht spielt Handel bei den Westlichen Shoshonen Nevadas eine Rolle, hingegen am Südrand des Territoriums zwischen den Owens Valley Paiute und den Beatty Mountains-Shoshonen. Erstere hatten Häute anzubieten und die Beatty Mountains-Bewohner Hasenfalldecken (1938:45). Saline Valley war reich an Salz und tauschte es gegen Gebrauchsgüter oder Muschelperlengeld ebenfalls mit den Owens Valley Paiute (1938:78).

Siedlungsmuster

Für die Wahl der Lagerplätze wie auch des Winterquartieres waren mehrere Faktoren ausschlaggebend. An erster Stelle stand die Verfügbarkeit von Wasser, gefolgt von den saisonal aktuellen Nahrungsressourcen. Das Muster häufig verlegter Camps von familiären Kleingruppen oder Einzelfamilien wurde von ein- bis zweiwöchigen Fusionen mehrerer, wiederum wechselnder Einheiten für wenige Anlässe, wie Jagd und Festivitäten, durchbrochen. Die Wintersiedlungslokation hing vom Piniensammelplatz der Saison ab (THOMAS 1981:41).

> „Gathering ... entailed erratic movements ... . Individual families wandered from spring to fall as the promise of foods was greater in one locality or another. Though members of a winter village tended to go to the same localities, they often separated when foods were too scarce or foregathered, perhaps with people from other villages, at places of plenty. If foods near home were abundant they cached them in accessible locations in the mountains and returned home for winter. But often winter found them in distant ranges, associated with people from various localities.“ (STEWARD 1938:20)

Die Gosiute [103] von Skull Valley, Sink Valley (Cedar Mountains), Tooele Valley und Rush Valley im nordwestlichen Utah, südöstlich von Great Salt Desert und Great Salt Lake lokalisiert, können in einige Subdivisionen aufgeteilt werden. Innerhalb eines Segmentes waren die Kontakte spärlich, noch spärlicher waren sie untereinander und nach außen. Jedes Camp beschränkte sich in der Regel auf die Nahrungssuche unweit des Winterquartieres, ergiebige Ressourcenlokationen, die eine Versammlung von Aggregaten über ein Camp hinaus zur Nahrungssuche erlaubten, waren kaum auszumachen (1938:135-38).

> „As water is particularly scant and the deserts unusually wide, this meant that families ranged limited areas in comparative isolation.“ (1938:137)

Die Gosiute südlich der Großen Salzwüste waren im Vorteil dank des fruchtbareren Trout Creek Valley und der ausgedehnten Pinienwälder der Deep Creek Mountains. Die Pinienerträge konnten sukzessive zum Winterlager getragen werden. Skull Valley und Cedar Mountains-Gosiute verließen manchmal ihre Region in der Hoffnung, in Deep Creek eine gute Pinienernte einzufahren; erfüllte sich die Hoffnung, überwinterten sie hier.
Die herbstlichen Hasenjagden waren in Skull Valley lokale Angelegenheiten ohne Kooperation von mehreren Camps; gerade ein Netz wurde ausgespannt und drei bis vier Männer trieben das Kleinwild darauf zu. Skull Valley und Deep Creek veranstalteten ihre Feste unabhängig, aber es vereinigten sich Bewohner umliegender Siedlungen. Hauptsächlich wurde im Frühjahr unter der Leitung eines village chiefs gefeiert. Vereinte im Sommer ein gutes Sammelareal Leute aus verschiedenen Ansiedlungen, konnten diese Bedingungen ebenfalls in ein Fest münden (1938:135-39). Offenbar kamen auch Fusionen geselliger und ökonomischer Art auf Distriktsebene regelmäßig zustande, weil chiefs jenseits der Siedlungen genannt werden (1938:139). [104]

> „Present data ... indicate that people of limited and isolated portions of the desert usually cooperated under a certain chief who directed hunts (except antelope drives, which required shamans) and festivals.“ (1938:139)

Die Humboldt River und Snake River-Shoshonen hatten abweichende Subsistenzbedingungen durch vermehrten Niederschlag und permanente Flüsse und Bäche, was sich nur bedingt in einem abweichenden Siedlungsverhalten niederschlug. Samengräser und zahlreiche Wurzeln gediehen in den fruchtbaren Tälern und in den Höhen, Fischfang war ganzjährig möglich, aber die Pinienwaldbestände waren in diesen Distrikten spärlich, ebenso die Populationen der Eselhasen (STEWARD 1938:153, 158, 165-69).

> „Owing to the unusual fertility of the area and diversity of landscape along the Humboldt River, the areas foraged for food were somewhat smaller and the villages somewhat larger than among the western Shoshoni. But the foods were somewhat erratic in their occurence, so that subsistence activities had not become a fixed routine and families often found themselves in different places associating with different people from year to year. Communal hunts and dances which tend to amalgamate large groups of people consequently did not always unite the same people.“ (1938:153)

Die Nahrung wurde vor allem im eigenen Distrikt erwirtschaftet, andere Distrikte und entfernte Regionen wurden aufgesucht, um an Jagdereignissen und Tanzveranstaltungen teilzunehmen und um Pinien zu ernten. Jede Siedlungszone (village) im Distrikt umfaßte

eine Anzahl von semipermanenten Camps, die bestimmte Familien immer wieder aufsuchten (1938:154, 157).
Am Humboldt River waren keine nennenswerten Pinienwälder. Die Bewohner von Elko, ein Distrikt dieser Region, gingen 40 bis 50 Kilometer in die Ruby Mountains. Mehrere Familien machten die Wanderung gemeinsam, ohne Führer. Entweder sie überwinterten in den Ruby Mountains, wenn die Ernte gut war, oder sie trugen die Erträge zurück in ihr gewohntes Winterquartier.

> „They transported the pine nuts by carrying as many as they could in a day's trip and making subsequent trips until all the nuts were at that place. Then they made several trips to carry them to another point, and so on until they were home. A good crop might last through the winter until March, but not longer." (1938:157)

Reichten die Wintervorräte an Samen, Nüssen und getrockneten Wurzeln nicht, konnte den ganzen Winter über Kaktus in der näheren Umgebung gepflückt werden, der nicht, wie Samen und Wurzeln, lagerfähig ist. Vom Frühjahr bis zum Herbst wurde ein Radius von 30 bis 50 Kilometer um Elko herum genutzt. Elko war das Zentrum, das normalerweise angepeilt wurde. War hingegen die Pinienernte gut, oder herrschte allgemeine Nahrungsknappheit, wurden die Winterlager individuell anderswo aufgeschlagen (1938:158).

Reese River Valley östlich und Ione Valley sowie Smith Creek Valley westlich der an Pinienwäldern reichen Shoshoni Mountains gehören zu einer vergleichsweise fruchtbaren Region; der Reese River war ständig wasserführend. Die Winterquartiere im Reese River Valley waren günstig in der Pinienzone positioniert; die Samen, Beeren und Wurzeln, die hintereinander reiften, wurden allesamt in einem Umkreis von einer Tagesreise im Tal und in den Anhöhen geerntet und zu Speichernahrung verarbeitet, was über den unmittelbaren Bedarf hinausging. Das Lager im Tal zur Ernte von Samen und Wurzeln wurde meistens drei bis vier Tage unterhalten; solange reichte der mitgebrachte Wasservorrat. Einige Wurzeln und alle Beerenfrüchte waren in den Bergen und Canyons zu finden und führten ebenfalls zu kurzfristigen Aufenthalten. Familien und Familiengruppen des Reese River Valley, deren vergleichsweise stabile Winterlager an den Hängen der Shoshoni Mountains und an der gegenüberliegenden Talseite an den Hängen der Toyabe Range aufgefädelt waren, verstreuten sich im Sommer analog den Ressourcenlokationen und wechselten die Standorte häufig.
Der kleine Radius wurde für zwei oder drei Anlässe durchbrochen, die weite Reisen in der Größenordnung von 60 bis 80 Kilometern nötig machten. Die Antilopenjagd im März führte die Bewohner in den Norden des Reese River Valley oder in die westlichen Ione und Smith Creek Valleys, abhängig davon, an welchem Ort die Jagd durchgeführt werden konnte und versammelte Leute aus allen drei Tälern. Die Jagd auf den Eselhasen nach der Pinienernte fiel mit dem Herbstfestival zusammen, der Austragungsort wechselte

wahrscheinlich jährlich, nicht zwingend beteiligten sich mehrere Täler. Gab es keine Piniennüsse im Distrikt, mußten auswärtige Ressourcenlokationen in einer anderen Bergkette aufgesucht werden, was regelmäßig zur Etablierung des Winterlagers an diesem Standort führte (STEWARD 1938:101-5; THOMAS 1981:27-30).

Besitz

Alle natürlichen Ressourcen waren prinzipiell frei zugänglich (STEWARD 1938:74). Einzig am Reese River, an der Grenze zum Territorium der Nördlichen Paiute, wich man von dieser Praxis ab und erhob Eigentumsansprüche an Pinienhainen und an Flächen, auf die Wildsamen ausgesät wurden. Besitzerin eines bestimmten, natürlich begrenzten Abschnittes war eine Familie bzw. mehrere verwandte Familien, spr. ein Camp oder village. Gewöhnlich lag das Landstück unweit des Winterquartiers. Versprach es reiche Ernte, wurden Besucher eingeladen, sich zu beteiligen. Die Sanktionen für unbefugtes Betreten waren milde; sie waren verbaler Art, vielleicht richtete ein Schamane seine Kraft gegen die Eindringlinge. Das Land, genau genommen die Nutzungsrechte, wurden vererbt; in familiengebundenen Camps wahrscheinlich patrilineal, in größeren Siedlungen ist die Erbfolge nicht klar, da die Siedlungsgemeinschaft als solche den Besitz beanspruchte. Ansprüche auf Areale mit Aussaat entsprechen dem shoshonischen Prinzip der Besitzrechte an bearbeiteten Sachen (STEWARD 1938:104-6). [105]
Im Railroad Valley streuten die Männer im Frühjahr stellenweise Samen aus; diese Plots waren Familieneigentum und durften nicht betreten werden. Außenstehende mußten Erlaubnis einholen, um sich hier einzudecken; noch wahrscheinlicher ist die Abgabe von Erträgen, um das selbständige Ernten zu unterbinden. Die Regel waren auch hier nicht-manipulierte Pflanzenareale mit freiem Zugang, die Ernte war jeweils familiärer Individualbesitz (1938:119).
Für die Humboldt River-Shoshonen war Fisch eine ganzjährig in bescheidenem Ausmaß nutzbare Nahrungsquelle. Dämme aus Steinen oder Weidenzweigen, die mit Fangkörben bestückt waren, erlaubten den Fang in größerem Stil. Der Hersteller dieser Vorrichtungen genoß das Privileg, verantwortlicher Fischfangleiter zu sein, der Helfer und Helferinnen zum Entleeren der Körbe akquirierte. [106] Der Dammfischfang war eine kommunale Angelegenheit, zu der vermutlich der Leiter aufrief. Darüber hinaus waren alle Plätze frei zugänglich (1938:159).

> „Ownership or even habitual utilisation of fishing places was not strongly if at all developed. BG (ein Informant – Anm.) denied any family, village, or district rights to fishing places among Shoshoni ... .“ (1938:159)

In der unmittelbaren Umgebung des Snake River war Lachs die Schlüsselressource. Bei der Wahl der Sammel- und Fischfangplätze waren keinerlei Restriktionen gegeben, gute Spots wurden sogar beworben, um viele Besucher anzuziehen. Der Fischdamm gilt jedoch als

Ausnahme und wurden von vier bis fünf Familien gemeinsam unter der Führung eines fähigen Mannes (*kuwadagwani*) errichtet, der letztlich als Eigentümer desselben betrachtet wurde. Er war verantwortlich für das Heben der vollen Körbe und nahm die Verteilung der Erträge unter den Beteiligten vor. Für seine Dienste stand ihm ein größerer Anteil zu. Der Damm wurde jährlich neu aufgebaut. Starb der Leiter, trat ein geeigneter Mann in seine Fußstapfen (1938:168, 169).
Die Bewohner der Beatty Mountains sammelten ihre Pinienvorräte mangels eigener Wälder in den Belted Ranges, einem Nachbardistrikt, waren aber den „Einheimischen“ völlig gleichgestellt, die keinerlei Besitztitel beanspruchten. Jede Familie, ob von den Beatty oder Belted Mountains, hatte gewohnheitsmäßig einen Abschnitt, den sie aberntete, was als praktische Maßnahme gedacht war, um einander nicht in die Quere zu kommen (1938:96).

Nahrungsvorräte gehörten der Frau oder Familie, die sie angelegt hatte. Entnahme durch jedes andere Individuum, auch durch Verwandte, wird geahndet und als Diebstahl angesehen. „Robbery of cached nuts, even by brothers and sisters of the owners, led to fights with sticks and stones but no killing” bei den ostkalifornischen Shoshonen. Manchmal erhielten Verwandte die Erlaubnis, ein Vorratsversteck zu öffnen (STEWARD 1938:73).
Nicht jeder besaß ein Netz zur Hasentreibjagd, aber anscheinend alle alten Männer, jedenfalls in Beatty und Belted Mountains (1938:98).
Die Häuser wurden von den Männern errichtet; trennte sich ein Paar, fiel es dem Teil zu, der vor Ort blieb. Im Todesfall wurde es verbrannt oder aufgegeben (1938:74).

Nahrungsverteilung

Samenerträge waren privater Besitz, Frauen verteilten sie nur an den Mann und die Kinder und eventuell an unterstützungsbedürftige Eltern. Geschwister und andere Verwandte erhielten Zuwendungen in Form von Geschenken. Großwild aber kam allen Bewohnern einer Siedlung zugute, Verwandtschaft war nicht ausschlaggebend. Der Schütze behielt das Fell und ein bestimmtes Stück Fleisch, berichtet STEWARD von den ostkalifornischen Shoshonen (1938:74). Bambasa, ein Camp in Railroad Valley, wurde von zwei Brüdern mit Frauen und Kindern bewohnt, doch jede Familie sammelte strikt für den eigenen Bedarf, obwohl sie gemeinsam unterwegs waren. Sie teilten ihre Erträge nur, wenn es notwendig wurde (1938:119).
Die Technologie „did not permit a woman to gather more plant foods than were absolutely required by her familiy.“ Trotzdem teilte sie ihre Erträge häufig mit Nachbarn und bevorzugt mit Verwandten, aber sie war dazu nicht verpflichtet (1938:231).

Den Ertrag der kommunalen Antilopenjagd teilen die Mitwirkenden in der Battle Mountain-Region gleichmäßig unter den Anwesenden auf, dem Schamanen wird keinerlei bevorzugte Behandlung zuteil (1938:163); gleiches gilt für Railroad Valley (1938:120).
Die Ausbeute der kommunalen Hasenjagd wurde gleichmäßig an alle Teilnehmer verteilt, vielleicht erhielten der Leiter und die Besitzer der Netze einen größeren Anteil (FOWLER 1986:82).
Bei der Hasenjagd im Belted Mountains-Distrikt waren die jungen Männer die Arbeiter, nämlich Treiber und Schützen, alte Männer die Netzbesitzer. Dazu heißt es, daß jeder Mann seine Beute behielt, aber den erfolglosen Jägern ein paar Hasen abgegeben wurden (STEWARD 1938:98). Im Northern Death Valley waren nur Männer an den einen Monat dauernden Treibjagden beteiligt. Der Ertrag jeder Jagd kam allen Teilnehmern zu gleichen Anteilen zugute (1938:90).
Großwildjagd im Gebirge wurde in der Little Smoky Valley-Region individuell ausgeübt; die Fleischerträge kamen auch den Nachbarn des Jägers zugute, obwohl keine Abgabenverpflichtungen bestanden (1938:115).

Tabu und Ritual

Der Schamane hat seine Kräfte in einer Vision erhalten, in der er Antilopen verzauberte. Kraft dieser Fähigkeit dirigiert er die Antilopenjagd, nachdem er sie vorbereitet hat. Für diese Jagdvorbereitung begibt er sich eine oder mehrere Nächte in die Nähe der Herde um die Antilopenseelen „einzufangen“, um die Tiere fügsam zu machen und seinem Willen unterzuordnen (STEWARD 1938:34).
Das Antilopenherz war für junge Leute tabu. Die Herzen, die bei einer Gemeinschaftsjagd anfielen, wurden zusammengesammelt und kamen den alten Menschen zugute (1938:120).
Das Frühjahrsfestival der Gosiute stand im Zeichen des Kreistanzes zur Anregung des Wachstums der Samenpflanzen (1938:139).
Die Pinienernte war von einigen Zeremonien vor, während und nach der Ernte begleitet, „Gebete“ wurden gesprochen und Kreistänze aufgeführt (FOWLER 1986:65).
Teile von Großwild, z.B. Schädel und Augen, manchmal innere Organe wie Gallenblase oder Hypophyse, wurden nach der Jagd in Büsche und Bäume gehängt oder vergraben, nicht nur, um dem Tier Respekt zu zeigen. Der Akt ist auch eine Form der Manipulation, um sich der steten Wiederkehr des Wildes zu versichern (1986:95).

KULTURSPEZIFISCHE POTENTIALE ZUR RISIKOMINIMIERUNG

EINFÜHRENDE BEMERKUNGEN

Kulturelle Errungenschaften, sowohl soziologische als auch materiell-ökonomische Phänomene, können als ökologische Adaptionen wie auch als Maßnahmen zur Risikominimierung interpretiert werden. Die Einzelanalysen der drei Untersuchungseinheiten verfolgen vor allem den Zweck, durch Aufbereitung des erhobenen Materials einen Überblick über die meines Erachtens maßgeblichen spezifischen Parameter pro Untersuchungseinheit zu liefern und diese auch zu gewichten. Ausgangspunkt sind jeweils die Grundbedingungen in Form environmentaler Gegebenheiten und sozialer Strukturen.
In der einleitenden Diskussion von Konzepten und kulturspezifischen Risikostrategien kristallisierten sich einige Felder von zentraler Bedeutung für Risikominimierung heraus, die an dieser Stelle kurz referiert werden sollen, bevor der für die nachfolgenden Risikoanalysen anzuwendende Ansatz erläutert wird.

Prävention, fundamental risikoaversive Praktiken, integrale Faktoren von Risikostrategien: Diese Begriffe umfassen Einrichtungen, die nicht unmittelbar als Risikoinstrumente erkennbar sind. Die Unterscheidung von Risikoabwendung als Ursache oder Nebeneffekt von bestimmten Verhaltensweisen, die auch anders, z.B. durch Effizienz motiviert sein können, ist schwierig, sagen BAKSH und JOHNSON. Verhaltensweisen haben multiple Beweggründe, nur manche haben mit Risiko zu tun (1990:196-97). So sind geringe Bevölkerungsdichte, kleine und verstreute Siedlungen mit Standortwechsel nach einigen Jahren zur Verringerung der Gefahr lokaler Ressourcenerschöpfung, lange Bracheperioden und Vielfalt der Anbaufrüchte „fundamental risk-aversive practices“ der Machiguenga des Amazonas (1990:196, 217).
MINC und SMITH folgend, läßt sich die Grundstruktur der Risikostrategien aus der Grundstruktur der Ressourcenvariabilität ableiten, bzw. ergibt sie sich aus dieser; die spezifische Form des angewandten oder implementierten Risikoverhaltens ist kulturgebunden (1989:38). Bestimmte Elemente der Organisation einer Gesellschaft sind offenbar integrale Faktoren von Risikostrategien und deren Wirksamkeit bzw. können als integrale Faktoren wahrgenommen werden, etwa demographische Aspekte der Größe und

Verteilung der Bevölkerung. Große Aggregationen verringern die Möglichkeit zu Diversifikation und Mobilität und sind stärker von Bevorratung und Austauschbeziehungen abhängig (HALSTEAD und O'SHEA 1989:124). Die Technologie bestimmt den Charakter der gesellschaftsspezifisch anwendbaren Risikostrategien. Ein maßgeblicher Aspekt in diesem Zusammenhang sind Transporteinrichtungen zur Nivellierung einer räumlich ungleichen Versorgungslage. Nach COLSON werden die vielfältigen Subsistenzaktivitäten mit Technologien ausgeübt, die nicht geeignet sind, maximalen Ertrag unter optimalen Bedingungen zu erwirtschaften, sondern mäßige Erträge „under a wide variation in environmental factors" zu liefern (1979:23). Die Struktur sozialer Beziehungen zwischen Individuen und zwischen Gemeinschaften schließlich hat eine gewichtige Rolle bei der Anwendung von Nahrungsverteilung und Ausübung von Gastfreundschaft zum Bestimmen und Bestärken von Verwandtschaftsbanden und Partnerschaften. Aufrecht erhaltene Beziehungen ermöglichen die Etablierung von Rechten über Nahrungsressourcen.

> „The unique social significance accorded to food provides both a vehicle for vital exchanges in times of need and a partial brake on the exploitation of such exchanges." (HALSTEAD und O'SHEA 1989:124; vgl. WIESSNER 1982b)

Offenkundigere Maßnahmen zur Subsistenzsicherung sind die Ausübung von Landrechten und Nutzungsrechten sowie Territorialverteidigung. Landrechte erlauben die planvolle Nutzung des Territoriums ohne Gefahr der unerwarteten Ressourcenerschöpfung durch andere Gruppen (WIESSNER 1982b:172-73). Von ganz anderer Qualität sind die Ausführung magischer Praktiken zum erleichterten Erbeuten von Jagdwild und für den Fischfang (BAKSH und JOHNSON 1990:218), Rituale gegen Unglück (WIESSNER 1982b:172), sowie der Komplex der Befolgung von Tabuvorschriften.

Als Primärstrategien treten nach HALSTEAD und O'SHEA Mobilität, Diversifikation, Vorratswirtschaft und Austauschpraktiken in Erscheinung.

Mobilität heißt das Verlassen des Ortes des Ressourcenmangels. Sie „versucht einen Ausgleich der räumlichen Diskrepanzen in der Ressourcenverfügbarkeit durch Bewegung zwischen Gebieten mit lokalisierter Ressourcenfülle" herzustellen (MINC und SMITH 1989:9). Flexible Territorialgrenzen bei Jägern und Sammlern und extensive Verwandtschaftsnetzwerke ergeben großen Bewegungsspielraum. Ein notwendiges Produkt der Bewegung im Raum ist das Sammeln von Informationen über und die kontrollierende Beobachtung der Variabilität des Environments spr. der Verfügbarkeit der Ressourcen (HALSTEAD und O'SHEA 1989:3-4). Gesellschaften wie die Chipewyan, deren Hauptressource migratorische Karibuherden sind, pflegen eine Fundamentalstrategie der räumlichen Verteilung von regionalen und lokalen „bands" und Jagdgruppen, die zur Überwachung der Herdenbewegungen geeignet ist und entsprechenden Informationsaustausch zwischen den Einheiten gewährleistet. Die genannten Segmente sind durch Verwandtschaft und Heirat miteinander verbunden; über diese Verbindungen wird ein Kommunikationsnetzwerk aufrechterhalten (J. G. SMITH 1978). Durch Sammeln,

Weitergabe und Erhalt von Kenntnissen und Wahrnehmungen wird der Unterbrechung des Informationsflusses vorgebeugt (BAKSH und JOHNSON 1990:218).

Diversifikation pariert den Mangel einer Ressource durch Rekurs auf eine andere (MINC und SMITH 1989:9). Sie bedeutet gleichermaßen eine Verbreiterung der Subsistenzbasis durch Nutzung einer größeren Zahl vegetabiler und faunaler Spezies bzw. die Nutzung eines größeren und artenreicheren Areals. Ebenso ist die Bestimmung von „Hungernahrung", also von Arten, die unter normalen Bedingungen nicht konsumiert werden oder konsumiert werden können, ein Merkmal der Diversifikation (HALSTEAD und O'SHEA 1989:4). COLSON meint, Diversifikation sei das effektivste Mittel für Subsistenzwirtschaften, Witterungsunbilden und anderen Versorgungsschwierigkeiten zu begegnen, umgekehrt erhöhe Spezialisierung die Anfälligkeit für Versorgungsengpässe (1979:22).

> „Mutatis mutandis, the argument applies to the hunter-gatherers, pastoralists, and subsistence cultivators; specialization increases immediate output at the expense of long-term support. The more vulnerable the environment, the more diversified the activities of its population appear to be." (1979:23)

Ein illustratives Beispiel für Risikostreuung in der Produktion wird von den Machiguenga geliefert. Neben der opportunistischen Nahrungssuche als diversifikatorische Maßnahme tragen Kooperation, Informationsaustausch und Magie zum Jagderfolg bei (BAKSH und JOHNSON 1990:208-9).
Die Jäger sind für den Jagdausflug mit umfangreichem Equipment ausgestattet. So führen sie mehrere Pfeile mit verschieden armierten Pfeilspitzen für Affen, große Tiere und Vögel mit sich, haben einen Netzbeutel und eine Machete für Pflanzenprodukte und Rohmaterial dabei, außerdem ein starkes Seil als Kletterhilfe, um an Nüsse, Früchte, Vogeleier und Raupen hoch in den Bäumen zu gelangen. Drei bis vier Jäger schwärmen in die gleiche Richtung aus. Wer Wild entdeckt, informiert die anderen durch Pfeifsignale, und die Beute wird eingekreist. Spüren die Jäger auf ihrer Route Baumfrüchte oder Raupen auf, wird der Fundort markiert, um die gefundenen Nahrungsmittel am Rückweg einzusammeln.
Bei den abendlichen Zusammenkünften werden Beobachtungen von den Jagdausflügen weitergegeben. Insbesondere Informationen über mobile und verderbliche Ressourcen sind für das Lager interessant, weil eine größeres Jagdteam bessere Erfolgsaussichten hat. Zudem würde eine großzügige Informationspolitik die Bereitschaft zur Nahrungsverteilung fördern (1990:209). Um ihre Sinne zu schärfen, essen die Jäger bestimmte Arten von *ivenkiki*-Pflanzen, mit anderen Arten werden Pfeile eingerieben, damit sie ihr Ziel genau treffen (ebd.). [107]

Bevorratung schafft einen Ausgleich für zeitliche Diskrepanzen in der Ressourcenverfügbarkeit durch „saving it for later" (MINC und SMITH 1989:9), anders

gesagt, die Nutzungsperiode einer Ressource wird ausgedehnt. Temporäre Ressourcenverfügbarkeit bzw. Ressourcenfülle wird von Aktivitäten zur Stabilisierung von Nahrung zwecks Konsumation zu einem späteren Zeitpunkt begleitet (HALSTEAD und O'SHEA 1989:4). Produzenten und Konsumenten seien in der Regel deckungsgleich, Vorratswirtschaft sei nach WIESSNER primär ein Weg der Eigenvorsorge (1982b:173). [108]
Welche Reichweite haben Vorräte? Nicht nur der Bedarf an Vorräten schwankt je Dauer der unproduktiven Phase, die speicherbare Menge selbst hängt vom verfügbaren Angebot ab. Es sei nicht ausreichend, für den durchschnittlichen Bedarf zu konservieren, das Mengenziel muß auf den „worst likely case" ausgerichtet sein. Weil wie gesagt das Angebot unterschiedlich ist, das nach Befriedigung des aktuellen Bedarfes der Speicherung zugeführt werden kann, ist dieses Ziel mitunter schwer zu erreichen.

> „... but the survival of hunter-gatherers who practice storage does testify to the fact that the set-up usually works." (ROWLEY-CONWY und ZVELEBIL 1989:45)

Da das schlimmste Szenario, „the worst likely case" selten eintritt, reichen die Vorräte in der Regel, um über die unproduktive Phase zu kommen, mit anderen Worten, die Vorratsproduktion ist auf die Bereitstellung eines Surplus ausgelegt, also darauf, daß bis zum nächsten möglichen Produktionstermin noch etwas übrig bleibt. [109] Ist eine Region vom schlimmsten Fall betroffen, droht eine Hungersnot, ist der schlimmste Fall von lokaler Reichweite, kann dem Ausfall mit Austauschverhalten (vgl. PIDDOCKE 1965) und Mobilität begegnet werden.

In ähnlicher Weise wie Bevorratung wirken Austauschpraktiken als Werkzeug zum Überstehen schlechter Zeiten, indem via soziale Transaktionen aktueller Überfluß in Verpflichtungen für künftige Notzeiten konvertiert wird. Wechselseitige Hilfeleistung kann formlos oder hoch formalisiert über Wertsymbole vonstatten gehen (HALSTEAD und O'SHEA 1989:4; vgl. COLSON 1979:22-23). Folgerichtig firmieren ausgeglichene (balanced) und negative Reziprozität (SAHLINS 1972) ebenso unter Austausch.
Speichern als Prinzip reicht weit über die ökonomische Dimension des Bevorratens von Nahrungsmitteln hinaus. Soziales Bevorraten (social storage [110]) als Speichern von Verpflichtungen wurde in Zusammenhang mit dem von WIESSNER (1982a:65, 1982b:173) und CASHDAN (1985:456-57) verwendeten Versicherungsansatz populär. Ihm liegt die Annahme zugrunde, die Natur selbst sei die Vorratskammer. [111] Der Ansatz, den die Autorinnen vertreten, zielt auf eine Umverteilung der vorhandenen Güter ab und ist de facto eine Verlustteilung. Entscheidend ist die Kombination einer möglichst großen Zahl unabhängiger Einheiten, um die individuellen Ausfälle kollektiv vorhersehbar zu machen. Der durch die große Zahl der Teilnehmer vorhersehbare Ausfall wird durch alle Teilnehmer geteilt und reduziert dadurch das Risiko für den einzelnen. Je größer die Zahl der unabhängigen Teilnehmer, desto näher liegt der Durchschnittsausfall beim erwarteten Ausfall. Im Endeffekt verringern sich die Schwankungen für den einzelnen dadurch, daß er

einen abschätzbaren, kleinen Ausfall (Geschenke, Unterstützung) in Kauf nimmt, um einem unvorhersehbaren, potentiell großen Ausfall zu entgehen. Übersetzt in Termini der (generalisierten) Reziprozität heißt das: Wenn sich eine große Zahl von Personen/Haushalten an einem auf Wechselseitigkeit beruhenden Netzwerk, z.B. Nahrungsdistribution oder Geschenkaustausch beteiligt, das wie eine Versicherung funktioniert, werden Einkommensschwankungen reduziert. Jede teilnehmende Einheit ist vor einem ernsthaften Versorgungsausfall geschützt, weil das Risiko durch viele Teilnehmer geteilt wird. Der Preis für diesen Schutz ist die Verpflichtung zur Hilfeleistung angesichts der Not anderer Teilnehmer. Das Versicherungssystem ist allerdings nur wirksam, wenn die Teilnehmer unabhängig sind, etwa, wenn die Ressourcen in verschiedenen Gebieten gewonnen werden, bzw. wenn temporärem, lokalen Mangel regionale Ressourcenfülle gegenübersteht.

ANSATZ UND BEOBACHTUNGSZEITRAUM

Mit den hier sichtbar gewordenen Instrumenten zur Risikominderung und der Betrachtung weiterer sozioökonomischer Aspekte wird nun versucht, die Potentiale des Risikomanagements der drei vorgestellten Gesellschaften durch Analyse aller als relevant erachteten Institutionen und Verhaltensweisen auf Basis der bisher gewonnenen Erkenntnisse aufzuzeigen. Meines Erachtens wurden der Bereich der Produktion und die Reserven, die in kooperativen und arbeitsteiligen, insbesondere geschlechtlich arbeitsteiligen Strukturen stecken, nicht gebührend berücksichtigt und werden daher gleichwertig in die Untersuchung aufgenommen.

Der Ansatz, der hier verfolgt wird, baut auf den erörterten Konzepten der Risikoforschung auf. Jede Gesellschaft wird anhand eines groben Rasters untersucht, voran steht jeweils die Eingrenzung der subsistentiellen Risikoquellen und die Darstellung der wesentlichen sozialen Organisationsstrukturen spr. der Produktionsverhältnisse. Nicht jede Maßnahme, Verhaltensweise und Institution, ob ökonomisch, sozial oder religiös, hat ein unmittelbar wahrnehmbares risikominderndes Potential, worauf HALSTEAD und O'SHEA (1989) bereits hingewiesen haben, aber nach Evaluierung der Risikoquellen und der Sozialstruktur können diese Potentiale ermittelt werden. Die Schwerpunkte, die sich daraus pro Untersuchungseinheit herauskristallisieren, werden einer ausführlichen Prüfung unterzogen. Mit anderen Worten: Je Untersuchungseinheit sind risikorelevante bzw. potentiell risikorelevante Einrichtungen und Verhaltensweisen anders gewichtet, womit gleichzeitig eine Wertung vorgenommen wird und, vorsichtig formuliert, spezifische Schemata oder „Hierarchien" von Risikominimierung interpretiert werden. [112] Was ist unter diesem Ordnungsschema zu verstehen? Zugangsrechte zu Ressourcen sind jeweils anders

geregelt, das Ausmaß von Bevorratung ist verschieden, Tauschhandel wird in mehr oder weniger großem Ausmaß betrieben, arbeitsteilige Strukturen kennzeichnen sich durch unterschiedliche Flexibilität, Nahrungsverteilung als Ausgleichsstrategie tritt in diversen Ausformungen zutage.
Die Untersuchungseinheiten unterscheiden sich klarerweise in Vorhandensein und Ausführung einzelner Mechanismen und Maßnahmen. (vgl. WIESSNER 1982b:173)

> „Buffering may be realised through very different kinds of activity, including everything from myth to alternative cultivation practices and from storage to exchange. The usefulness of a given practice depends, of course, on the social and environmental context, including both the structural characteristics of the society at large and the structure of resource failure the society is likely to experience.“ (HALSTEAD und O'SHEA 1989:3)

Um ein Gesamtbild der Wirkungsweise von gesellschaftlichen Einrichtungen zu erhalten, werden etische Kategorien analysiert, aber auch emische, soweit sie relevant erscheinen. Der emische Blickwinkel manifestiert sich primär im Religiösen, wobei vor allem der Bereich Tabu und Magie, soweit mit der Subsistenz in Zusammenhang stehend, spezielle Aufmerksamkeit erhält. Das Etische und das Emische werden keine und können keine scharfe Trennung in der Bearbeitung aufweisen.

Nach der Darlegung des ökologischen Kontextes steht zuoberst, was unter dem Begriff Produktionsverhältnisse subsumiert wird. Unter dieser Rubrik werden Einrichtungen wie Verwandtschaftssystem und Heirats- und Residenzregeln untersucht und risikorelevante Aspekte hervorgehoben. Daran anschließend werden Aspekte der Verteilung der Bevölkerung im Raum, der Mobilität und des Informationsaustauschs behandelt. Soweit maßgeblich, werden technologische Besonderheiten hervorgehoben und Formen der Arbeitsteilung und Kooperation untersucht. Schließlich wird die Frage von Landrechten und Beschränkungen des Zuganges zu den Ressourcen erörtert, ebenso Diversifikationsstrategien sowie Möglichkeiten und Ausmaß von Nahrungsbevorratung und Tauschhandel. Die letzten Analysepunkte sind Nahrungsdistribution als offensichtlichste Form des Risikoausgleiches und jener Komplex von rituellen und magischen Praktiken und Verhaltensmaßnahmen, die ich als Kontrolleinrichtungen zur Wahrung des Ressourcenflusses bezeichne.

Um Risikoverhalten aus ökologischer und sozioökonomischer Sicht beurteilen zu können, ist es angebracht, zumindest eine einjährige Periode zu betrachten. Das ist insbesondere bei „high-latitude“-Jägern und Sammlern wegen der mehr oder weniger prägnanten Sommer-Winter-Dichotomie vonnöten, wenngleich Saisonalität durch Unterschiede etwa in Niederschlagsmengen und durch Wachstumszyklen selbst in tropischen Klimaten gegeben ist. [113] Obwohl das „durchschnittliche“ Jahr nach Ansicht COLSONs (1979) Fiktion sei, ist

mit diesem minimalen Beobachtungszeitraum die Möglichkeit gegeben, die saisonalen Ressourcenfluktuationen und wechselnden Reaktionsmuster zu verfolgen, wie auch die regulären Mechanismen und Institutionen und sonstige zweckdienliche Einrichtungen zu beobachten, die vielleicht nur saisonal zum Einsatz kommen. [114]

KONTROLLIERTER VERGLEICH

In Anlehnung an EGGAN (1954), der meines Wissens erstmalig von der Methode des kontrollierten Vergleichs spricht, und an HALPERIN (1980, 1988) werden drei Fallstudien von „band“-Gesellschaften aus verschiedenen geographischen Breiten und mit verschiedenen natürlichen Umwelten behandelt. Die Kontrolle erfolgt durch wenigstens eine Konstante, die in diesem Fall der Strukturtyp bzw. die strukturell ähnliche Gesellschaft ist (HALPERIN 1988:3, 87), nämlich Jäger- und Sammlergesellschaften. Eine weitere Konstante, konkret eine Verfeinerung der ersten Konstante ist die Einengung auf egalitäre, in „bands“ oder auf einem niedrigeren Niveau organisierte Jäger- und Sammlergesellschaften (vgl. BICCHIERI 1969:268). [115]

Im folgenden werden nun die Untersuchungseinheiten gemäß dargelegtem Ansatz analysiert, indem, ausgehend von den environmentalen Bedingungen und der Sozialstruktur, die maßgeblich scheinenden sozioökonomischen Bereiche auf ihre risikomindernden Potentiale hin überprüft werden. Zuerst werden die Netsilik behandelt, denen die Selk’nam und schließlich die Westlichen Shoshonen folgen.

NETSILIK

RISIKOQUELLEN UND ÖKOLOGISCHER KONTEXT

Die Besonderheit arktischer Subsistenzwirtschaft liegt in der Beschränkung auf eine kleine Zahl von Ressourcenarten, bei den Netsilik stehen drei bis vier Primärarten, nämlich Karibu, Ringelrobbe, Lachsforellen und Süßwasserforelle, sowie allenfalls Moschusochs einer größeren Zahl untergeordneter Spezies gegenüber, die opportunistisch, aber nicht systematisch genutzt werden. Der Nahrungs- und Güterbedarf wird zum allergrößten Teil mit den Hauptressourcen abgedeckt. Angesichts der Abhängigkeit von wenigen mobilen tierischen Arten in derart großem Ausmaß muß mit ihrem verläßlichen Vorkommen gerechnet werden können. Das Wild ist ungleichmäßig im Territorium verteilt und gemäß artenspezifischem Migrationszyklus nicht in jeder Saison in gleicher Dichte vorhanden, Ressourcenkonzentrationen bei Karibus und Lachsforellen sind aber zeitlich mit großer Wahrscheinlichkeit eingrenzbar.

Karibuherden bewegen sich gewöhnlich auf festgelegten Nord-Süd-Migrationsrouten und haben ihre bestimmten Sommerweidegründe im und nördlich des Netsilik-Territorium/s, und sie haben ihre Winterreviere in der Taiga weit südlich. Beim Zug nach Norden im Frühjahr sind nicht die großen Herdenverbände unterwegs, die im Herbst anläßlich der Südmigrationen zu beobachten sind, was damit zu tun haben dürfte, daß die Sommerquartiere näher am bzw. im Netsilik-Gebiet liegen und sich der Migrationsstrom bereits gesplittet hat, daß Kühe und Jungtiere den Bullen vorausziehen, und daß die Futtersuche für kleine Gruppen günstiger ist (s. BALIKCI 1964:6-7; RASMUSSEN 1931:169-71). Beim Zug nach Süden ist es umgekehrt, da finden sich die wohlgenährten Herdensegmente bereits im Netsilik-Gebiet zu großen Verbänden zusammen. Auf Boothia Peninsula und auf der großen Insel King William Land sind Karibus in geringer Zahl auch im Winter anzutreffen.

Von den Meeressäugern ist die Ringelrobbe und lokal die Bartrobbe von Bedeutung, die in den küstennahen Abschnitten der Buchten und Meeresstraßen ihre Reviere haben. Etwa in Vietelstundenabständen taucht die Robbe zum Atmen aus dem Wasser auf, der Vorgang dauert einige Minuten. Wenn das Meer von Oktober bis Juni/Juli zugefroren ist, hält sich

das Tier eine Anzahl von Atemlöchern durch die Eisdecke hindurch frei, die wechselweise aufgesucht werden. Die Robbenjagd kann mangels seetüchtiger Fahrzeuge nur durchgeführt werden, wenn die Eisdecke begehbar ist.

Die zahlreichen Flüsse und Seen bergen großen Reichtum an Forellen. Die Lachsforellen ziehen im Juni/Juli in den großen Flüssen meerwärts in die Küstengewässer und steigen nach sechs Wochen wieder ins Süßwasser zu den Binnenseen auf; Süßwasserforellen halten sich in den tiefen Seen auf.
Für die systematische Jagd auf Moschusochsen existieren nur indirekte Zeugnisse. Nach Reisendenberichten sollen sie in traditioneller Zeit im Südosten des Territoriums zahlreich gewesen sein (s. BALIKCI 1970:XVIII-XIX).

Welche Risikoquellen ergeben sich aus der Ressourcencharakteristik?
Die mobilen Ressourcen Karibu, Robbe und Lachs sind dort zu erreichen, wo sie aufgrund ihres Verhaltens zwangsläufig passieren oder auftauchen. Dieser Umstand trifft auf die genannten Primärressourcen zu und kann als Voraussetzung für systematische Gewinnung betrachtet werden. Eine zweite Voraussetzung ist das Vorhandensein potentiell großer Quantitäten. Bei Karibus und Lachsforellen gibt es eine Anzahl von bekannten Stellen, die in großen Konzentrationen passiert werden und die mit den gegebenen Fangmethoden genutzt werden können.

Jedes Gebiet zeichnet sich durch eine Reihe von Jagd- und Fischfanglokationen aus, die allgemein bekannt sind. Allerdings herrschen aufgrund landschaftlicher Gegebenheiten beträchtliche regionale Unterschiede im Verhältnis der Primärressourcen zueinander, was beispielsweise zur Folge hat, daß der Lachsforellenfang und die Jagd auf Moschusochsen im Osten eine größere Rolle spielen, am Boothia Isthmus im Norden hingegen die Karibupopulationen ihre größte Dichte haben. Dieser Schluß kann aus der Anzahl der Karibuschwemmstellen und der Anzahl der Steindämme für den Lachsfischfang gezogen werden. So konnten am Boothia Isthmus neun gute Querungsstellen (*nadluq*) identifiziert werden, was als Indiz für zahlreiche und große Herdenmigrationen in dieser Region gewertet wird, hingegen gibt es auf Simpson Peninsula, dem östlichen Wohngebiet der Arviligjuarmiut, lediglich eine künstliche *nadluq* und vergleichsweise kleine migrierende Herden (BALIKCI 1964:7, 1970:88-89). Diese Region weist aber ausgezeichnete Fischfanggründe auf. Um Pelly Bay, auf Simpson Peninsula und südöstlich von Boothia Peninsula befinden sich über 15 Dammanlagen (*saputit*) für den Lachsfischfang (BALIKCI 1964:9), an anderer Stelle (1964:19) ist von 24 genutzten Anlagen die Rede.

Frühling, Sommer und Herbst werden hinsichtlich Erreichbarkeit der Ressourcen nicht als gefährlich angesehen, denn es sind, wenn auch in wechselnd großer Zahl, Karibus und

Forellen zeitgleich vorhanden. Fischfang ist immer dann möglich, wenn die Eisschicht auf den Gewässern ein Durchdringen der Eisdecke zuläßt. Auch andere Nahrungsquellen sind vorhanden, die bei Gelegenheit, aber nicht gezielt erbeutet werden, vor allem Schneehühner, Seemöven, Enten, Gänse, Schwäne. Die kritische Periode ist der Winter, wenn die Karibus das Land verlassen haben, die mächtige Eisschicht auf den Seen und Flüssen und auf den küstennahen Meeresabschnitten keinen Fischfang mehr zuläßt und die Menschen aufgrund sich leerender Vorratsspeicher auf die Robbenjagd angewiesen sind. Stehen in den wärmeren Jahreszeiten zwei Hauptressourcen und eine Anzahl von Gewinnungstechniken zur Verfügung, ist die Winterzeit in elementarer Weise auf den Robbenfang an den Atemlöchern ausgerichtet. Die Robbendichte ist ungleich, hoch ist sie in den zentralen Meeresabschnitten des Netsilik-Territoriums, Rae Strait, Shepherd Bay, Pelly Bay und Lord Mayor Bay (BALIKCI 1970:XIX).
Abgesehen von zwei regionalen Ausnahmen kann mit keinen verläßlichen Alternativen gerechnet werden. In den westlichen Buchten und Meeresarmen kommt arktischer Dorsch vor, allerdings dürfte das Durchdringen meterdicken Eises im Hochwinter eine Schwierigkeit für sich sein, und im Osten, um die Pelly Bay streifen kleine Herden von Moschusochsen. Die Dichte aller Ressourcen zusammen scheint den Osten zu begünstigen, der von den Arviligjuarmiut bewohnt wird. Sie sind die bestuntersuchte Regionalgruppe. Sowohl RASMUSSEN als auch BALIKCI betonen ihre bevorzugten Subsistenzbedingungen. [116] Wenn eine Ressourcenart nicht den benötigten Ertrag bringt, wird auf eine andere ausgewichen, schreibt RASMUSSEN (1931:22). Das ist nur möglich, wenn zwei Spezies gleichzeitig vorkommen, was im Winter eben nur lokal begrenzt der Fall ist. Jene Distrikte, in denen für mehrere Wintermonate eine „one-crop economy“ (McKennan in DAMAS 1969a:140) betrieben werden mußte, also simultan keine Ersatznahrung zur Verfügung stand, dürften überwiegen. Die Robben scheinen aber alles in allem in ausreichender Zahl vorhanden gewesen zu sein, um durch die kritische Phase der nahezu völligen Abhängigkeit von Robbenfleisch für die Ernährung und der gänzlichen Abhängigkeit von Tran als Wärmequelle zu kommen. Die Arviligjuarmiut waren aufgrund ihres natürlichen Reichtums in der Lage, viele Vorratsspeicher mit Karibufleisch und Forellen anzulegen, mit denen sie mitunter bis Anfang März das Auslangen fanden BALIKCI 1964:43). Die Robbenjagdperiode war damit erheblich verkürzt, sie begann erst nach der dunklen Zeit, und es konnte bereits zwei Monate später mit der Rückkehr der ersten Karibus gerechnet werden.

Die elementaren Bedrohungen liegen also primär nicht im mangelnden Vorhandensein von Nahrungsträgern, denn einer Ressourcenknappheit kann zumeist mit erhöhtem Aufwand an Zeit für die Gewinnung begegnet werden (s. RASMUSSEN 1931:158-59). Die ernsthaften Bedrohungen liegen darin, von den Nahrungsquellen abgeschnitten zu sein, was ursächlich witterungsbedingt ist. Herbst und Winter sind die Jahreszeiten, in denen Wetterkapriolen

katastrophale Auswirkungen haben, im Herbst durch Wärmeeinbruch und Tauwetter, im Winter durch anhaltende Schneestürme und nicht-tragfähiges Eis. Die größte Gefahr für die Versorgung bedeutet ein milder Winter, weil sich keine tragende Eisdecke vor den Küsten bildet, die Robbenjagd daher einsetzen kann, was vielleicht wegen leerer Vorratsspeicher schon dringend geboten ist. Blizzards draußen auf dem Eis, die jede Sicht verhindern und das Auffinden der Atemlöcher verunmöglichen, sind der zweite gewichtige Risikofaktor. Jedermann kann Opfer von Wetterunbilden werden, auch der beste Jäger ist davor nicht gefeit und ist durch eine Verkettung ungünstiger Umstände vom Verhungern bedroht. [117] Aus emischer Sicht (RASMUSSEN 1931:134-39) sind drei Kräfte besonders gefürchtet und werden von den Leuten für das Ausbleiben des Wildes und die Gefahr des Hungertodes verantwortlich gemacht: das Wetter (*sila*), der Blizzard (*persaq*) und böse Geister, die Krankheiten bringen (*tonraq*). [118]

Die untersuchten Institutionen und Praktiken haben verschieden große Relevanz für Risikominimierung. Ausgangspunkt ist auf der ökologischen Seite die oben beschriebene Struktur des Ressourcenangebotes. Aspekte der verwandtschaftlichen und im weiteren Sinne der sozialen Struktur sind im Hinblick auf Prozesse der Produktion und Distribution von Interesse. Strategien und Mechanismen (Normen), die im Bewußtsein einer permanenten Gefahr ausgeübt und aufrechterhalten werden, stehen im Mittelpunkt, vor allem Nahrungsverteilung und Taburegeln, aber auch Bevorratung. Bei Austauschpraktiken, zuvorderst Nahrungsverteilung, ist es völlig klar, daß damit ein aktiver Beitrag geleistet wird. Ebenso verhält es sich mit dem Anlegen von Nahrungsvorräten. Der Konnex mit dem Übernatürlichen in Form von Tabuvorschriften und Ritualen mag hier deplaziert erscheinen, das Befolgen ist aber meines Erachtens sehr bewußt auf eine Wahrung des Ressourcenflusses ausgelegt. Ich ziehe es vor, nicht nach etischen und emischen Kategorien zu unterscheiden, was mit dem gegebenen Material auch nicht zu leisten wäre.

Weiters geht es um Einrichtungen und Verhaltensweisen, die nicht auf Anhieb mit Riskominimierung in Verbindung gebracht werden, bei denen diese Funktion aber nachweisbar ist: Aspekte der Mobilität und des Siedlungsverhaltens, Ausmaß der Territorialität und Freiheit des Ressourcenzuganges; interethnische Beziehungen; Möglichkeiten der Diversifikation und Faktoren der Organisation der Produktion, vor allem geschlechtliche Arbeitsteilung.

GRUNDLAGEN GESELLSCHAFTLICHER ORGANISATION

Auf Konsanguinalität und Affinalität basierende Verbindungen

Das Prinzip, mit möglichst vielen Personen als verwandt zu gelten, gilt auch bei den Netsilik. Die Zurechnung von Personen zur Verwandtschaft (*ilagiit*) ist eine individuelle Angelegenheit, die höchstens für Geschwister gleich ist; im Lauf des Lebens ändert sich die Zusammensetzung der *ilagiit*. Bilaterale Deszendenz erlaubt die Herleitung einer maximal großen Zahl von Blutsverwandten und diesen Gleichgestellten, etwa durch Adoption. Die potentielle *ilagiit* kann als Kindred verstanden werden, die alle einschließt, zu denen eine genealogische Verbindung besteht, unabhängig von persönlicher Bekanntschaft. Die Einrechnung von persönlich bekannten Affinalen gehört ebenfalls dazu. Die faktische *ilagiit* unterscheidet sich insofern, als ego nach eigenen Kriterien die zu seiner *ilagiit* gehörenden Personen, die ego grundsätzlich persönlich kennt, namhaft macht. Zahlenmäßig ist die faktische *ilagiit* kleiner als die potentielle. Daß bei einem kleinen Volk von 400 bis 500 Menschen der Prozentsatz der als verwandt bezeichenbaren Personen hoch ist, liegt auf der Hand. Um diesen Effekt geht es schließlich. Außerhalb der eigenen Lokalgruppe und außerhalb der regionalen „band“, deren Mitglieder in Anbetracht der geringen Zahl einander vermutlich nicht unbekannt sind (man bedenke die winterliche Koresidenz), wenigstens zu einem Mitglied einer fremden Gruppe eine verwandtschaftliche Verbindung glaubhaft machen zu können, kann von elementarer Bedeutung sein. Die Mitglieder von *ilagiit* sind aufgrund von Lokalexogamie und Migration über das gesamte Netsilik-Territorium und darüber hinaus verstreut, was aus der Sicht der meisten Individuen heißt, im ganzen Land auf Verwandte zu treffen.

Die tatsächlich namhaft gemachten Verwandten und die genealogisch herleitbaren, unbekannten Verwandten haben als Kategorie zweierlei Bedeutung. Die Mädchen der Kindred gelten als die bevorzugten Heiratskandidatinnen, und die persönliche Sicherheit des Individuums und seiner Begleiter ist auch außerhalb seiner Lokalgruppe gewahrt, nämlich überall dort, wo Mitglieder der Kindred anzutreffen sind.

> „Because of certain ecological, organizational, and religious factors, the Netsilik Eskimo lived in a state of suspicion and fear of non-related persons. ... Visiting a distant camp where no relatives were to be found was a dangerous affair. ... These dangers were minimized if relatives, even distant, were present in the alien camp. That is why when a foreign traveller was encountered, people immediately inquired who his relatives were, starting with his mother and father and proceeding outward in order to establish genealogical connections. If relatives were found, the traveller could count on collaboration and protection; they meant security for him.“ (BALIKCI 1964:28)

Die zentrale Organisationseinheit ist die koresidente erweiterte Familie, genauer gesagt, jener größere Teil der erweiterten Familie, der in Lokalgemeinschaft lebt. Die Nuklearfamilien als kleinste Einheiten sind ihre nicht-autonomen Bausteine.

Die erweiterte Netsilik-Familie ist *ilagiit nangminariit* („my own relatives in proper"), eine Einengung von *ilagiit* (Verwandtschaft). Sie ist in der Regel eine auf Viripatrilokalität basierende Residenzeinheit und kann als wichtigste ökonomische Formation angesehen werden. Die Basis ihrer Formierung ist idealerweise die enge Verbindung zwischen Vater und Söhnen. Die Töchter heiraten im Regelfall weg, ihr Status als Mitglieder des Familienverbandes bleibt jedoch erhalten. Die virilokal erweiterte Familie ist der vorherrschende Typus, nebenbei existiert eine Vielzahl von Alternativen, die aus ökonomischer Notwendigkeit oder Neigung eingegangen werden. Ein junger Mann kann zur Uxorilokalität veranlaßt werden, wenn seine Schwiegereltern keine eigenen Söhne haben (Schwiegervater-Schwiegersohn-Beziehung, Schwager-Schwager-Beziehung), er kann sich im Falle der Fission der erweiterten Familie seinem patrilateralem Onkel anschließen oder einem Cousin. Die Hinwendung zum Vaterbruder oder Vaterbrudersohn ist keine zufällige, sie ergibt sich aus der Patrilokalität und folglich aus der Koresidenz von Brüdern (BALIKCI 1970:114, 119-20). Die Formierung der „Norm"-*ilagiit nangminariit* und ihre innere Struktur beschreibt BALIKCI (1970:113) folgendermaßen:

> „As a hunter's sons grew up and married, they brought their wives to stay with them. If a father had several such married sons, it was naturally impractical for all of them to reside together under the same roof. Usually only the younger married son stayed with his parents, while the older ones camped nearby in separate dwellings. An extended familiy thus usually occupied a cluster of snowhouses or tents and included relatives of three generations. Of course in many activities father and adult sons co-operated closely, the basic structural feature of such a closely knit kinship group being the strong link between father and sons. But as the father grew older and senile and the grandchildren were more numerous, this basic link was gradually replaced by the brother-brother bond, the elder brother acting as the functioning head of the extended familiy. ... As time went by, divisive forces of various kinds started to operate, which resulted in the splitting of this extended alignment: the death of the grandparents, personality conflicts either between the brothers or between their wives, lack of leadership qualities of the eldest brother, the determination of one of the brothers to move to a different area with allegedly better hunting prospects or where some of his wife's relatives might reside, or simply the growth of the brothers' own sons with whom they began to co-operate. Thus the brother-brother bond was replaced gradually by a new father-son link and slowly gave birth to the emergence of a new extended family."

Im Gegensatz zur *ilagiit*, die eine Kategorie aus verstreut lebenden, genealogisch verbundenen Personen ist (sie ist auch der Pool für Heiratspartnerinnen), aus der im wesentlichen die *ilagiit nangminariit* hervorgeht, hat letztere einen primus inter pares.

Innerhalb der *ilagiit nangminariit* fungiert der älteste aktive Mann, Vater oder Bruder, als informelles Oberhaupt, vor allem in Hinblick auf ökonomische Belange. Dieser *inhumataq* („he who thinks“) (BALIKCI 1964:31) genießt mehr oder weniger große Autorität und Prestige kraft seiner Fähigkeiten, seiner Erfahrung und seines Alters.

> „It should be noted that superior hunting skills and advanced age, together with a good knowledge of the country, were the necessary qualities of the traditional Netsilik headman. His diffuse authority was generally co-extensive with his restricted *ilagiit*.“ (1964:32)

Das Vorhandensein einer Verwandtschaftsbeziehung ist mit Vertrauen konnotiert, umso mehr, wenn direkter Kontakt gegeben ist. Gleiches gilt selbstverständlich für die zahlreichen Adoptionsverhältnisse. Personen, die diesen Vorzug nicht aufweisen, wird von Haus aus tiefes Mißtrauen entgegengebracht.

Intrafamiliäre Regulierungspraktiken

Die Adoption von Kindern ist eine weit verbreitete Praxis, wofür zumindest zwei Gründe genannt werden. Einerseits konnte damit Infantizid umgangen werden, auf der anderen Seite, was mehr wiegen dürfte, wurde ein künftiger Versorger gewonnen. Eine gewisse Verbreitung hat die Adoption von kleinen Kindern durch betagte Frauen, häufig sind es deren Enkelkinder oder ein kleiner Neffe. Hier ist intendiert, im hohen Alter, wenn das Adoptivkind die Adoleszenz hinter sich hat und als Jäger oder Frau eines Jägers selbständig geworden ist, mitversorgt zu werden (BALIKCI 1970:122-23). [119] Nach der „demographischen Hypothese“ (DAMAS 1969b:53) dient die interfamiliäre Verteilung von Personen der Kontrolle der Familiengröße und -zusammensetzung, letzteres in Bezug auf das Geschlecht des Adoptivkindes. Kinderlosigkeit, weil keine geboren wurden oder weil sie verstorben sind, war für die Betroffenen mindestens so problematisch wie zu reichlicher Kindersegen.

Nachdem auch Infantizid praktiziert wurde, dürfte die „Nachfrage“ nicht so groß gewesen sein wie das „Angebot“ an adoptionsfähigen Kindern, wenn eine Gleichverteilung zugrundegelegt wird bzw. wenn dieses Thema überhaupt kommuniziert wurde. Da für das Adoptivkind ein Preis gezahlt wurde (BALIKCI 1970:122; RASMUSSEN 1931:32), ist anzunehmen, daß der Wunsch nach einem Kind auf der einen Seite mehr wog als auf der anderen Seite die Gründe, ein Kind loszuwerden. Außerdem drückt der Preis Wertschätzung gegenüber dem kleinen Wesen aus, nicht zuletzt wegen des erwarteten künftigen Leistungsvermögens und der Versorgerrolle. Über Gründe und Häufigkeit von Kindestötungen gehen die Meinungen auseinander, da aber Knaben höher bewertet wurden, wurde ein männlicher Nachkomme als besseres Investment in eine sichere Zukunft gesehen, zumal Viripatrilokalität gegeben war. Als Steuerungsinstrument zur Kontrolle der Familiengröße bzw. zur Sicherstellung der Reproduktion erscheinen Infantizid und Adoption gleichermaßen plausibel.

Heirat und Residenz

Eine voll arbeitsfähige Frau an der Seite zu haben, wird als unabdingbar angesehen. Gemäß traditioneller geschlechtlicher Arbeitsteilung ist die Frauenarbeit ebenso existentiell notwendig wie die Männerarbeit. Was der Mann auf der einen Seite durch Ressoucengewinnung für die Ernährung leistet, erbringt die Frau auf der anderen Seite durch die Bearbeitung von Fellen und Häuten für den Kälteschutz. Die Netsilik kennen keine präskriptive Gattenwahl, die präferentiellen Heiratspartnerinnen befinden sich innerhalb der nahen konsanguinalen Verwandtschaft. [120] Mädchen pflegen im Alter von 14 bis 15 Jahren zu heiraten, spr. verheiratet zu werden, Burschen um das 20.Lebensjahr, wenn sie in der Lage sind, eine Frau zu versorgen, was sich nicht nur auf die Fertigkeiten der Jagd und des Fischfangs bezieht, sondern vor allem auf das Wissen um die Jagdplätze und das Verhalten des Wildes (BALIKCI 1970:102).

Indes, eine Frau zu finden, ist infolge Männerüberschusses (s. weiblicher Infantizid) keine leichte Aufgabe, wenn nicht bereits ein von den Eltern arrangiertes Heiratsversprechen vorliegt, also ein neugeborenes Mädchen für einen bestimmten Knaben oder eine bestimmte Familie „reserviert“ wird. [121] Die Kinder werden meistens vorgeburtlich verlobt, behauptet BALIKCI (1970:150), was nicht ganz einfach nachvollziehbar ist, weil das Geschlecht nicht bekannt ist. Man kann sich den Deal so vorstellen, daß bei Geburt eines Knaben das nächstgeborene Mädchen „abgewartet“ wird. Die Kindesverlobung bei Neugeborenen oder gar Ungeborenen kann durchaus als Indiz für die planende Voraussicht, für die Wahrung der Kontinuität gewertet werden, dafür, für die Zukunft der Söhne Vorsorge zu treffen, denn es sind, wenn man BALIKCI (1970:158) Glauben schenken darf, [122] die Mütter und Großmütter der Knaben, die auf Brautschau gehen, wiewohl letztlich nicht gesichert ist, daß eine versprochene Heirat auch zustande kommt.

Analog zur Attitüde, Nicht-Verwandte als suspekt zu betrachten, sind Kusinen als Heiratspartnerinnen bevorzugt, aber nicht vorgeschrieben. Es gibt keine Hinweise für eine Präferenz der Mädchen der väterlichen oder der mütterlichen Verwandtschaftslinie, ebensowenig für Kreuz- oder Parallelkusinen. Obwohl die Wunschkandidatinnen Kusinen ersten Grades sind, gelten Eheverbindungen dieser Art als Ausnahme (BALIKCI 1964:35-36; DAMAS 1969b:50, 56). Daraus folgt, daß für die Suche nach einer Partnerin großer Spielraum gegeben war, vielleicht aus sachlichen Gründen, weil die Auswahl an altersmäßig passenden Mädchen, die den Sollbedingungen entsprechen, einfach zu gering war.

Da Verwandtenheiraten aus Vertrauensgründen der Vorzug gegeben wurde, eine erweiterte Familie mit vielleicht einigen zusätzlichen Personen mit konsanguinalen oder affinalen Verbindungen zu Mitgliedern dieser erweiterten Familie die Lokalgruppe über den größten Teil des Jahres bildete, kann keine eindeutige Aussage über Lokalexogamie oder -endogamie getroffen werden. Die geringe Größe der sommerlichen Lokalgruppe deutet

jedoch eher auf Exogamie hin. Auf regionaler Ebene, also innerhalb der Netsilik-Subgruppen, könnte Endogamie überwiegen. Ein Grund dafür liegt meines Erachtens in der Größe des Territoriums insgesamt und in der Mobilität, die, was den Subsistenzzyklus angeht, auf das Regionalgebiet der Subgruppe beschränkt war. Schließlich haben nur 5,5 Prozent der Ehen einen Partner, der kein Netsilik ist. [123]

Verschiedene Partnerschaften hintereinander einzugehen, freiwillig oder unfreiwillig durch Frauenraub oder Abhandenkommen des Partners, ist durchaus üblich. Auch der kurzfristige Austausch von Frauen im Zuge einer Frauentauschpartnerschaft kann zu einem dauernden Wechsel der Partner führen. Die Mann-Frau-Verbindung als kleinste arbeitsteilige Produktionszelle nötigt allerdings den alleinstehenden Teil, sich wieder einen Partner/eine Partnerin zu suchen. Das ist auch der Grund für Polygynie, für die bei RASMUSSEN aber nur drei Fälle belegt sind (1931:85-90). Er erwähnt weiters zwei polyandrische Verbindungen (1931:53-54), die vermutlich kurzfristige Allianzen (wegen der Hitzköpfigkeit der Männer) und Ausnahmeerscheinungen sind. [124]

Die viripatrilokale Maritalresidenz hat folgenden, für jägerische Gesellschaften naheliegenden Grund: Um mit den landschaftlichen Gegebenheiten, die z.B. für die Karibujagd und die Herdenbewegungen wichtig sind, und um mit den Ressourcenlokationen vertraut zu werden, braucht es jahrelange Erfahrung und Unterweisung, um ausreichende Kenntnis für notwendige selbständige Entscheidungen zu gewinnen. Würde ein Mann nach der Adoleszenz seine Heimatregion verlassen und sich in einer unbekannten Gegend zurechtfinden müssen, hätte er einen eklatanten Wissensnachteil und wäre in hohem Maß abhängig von den dort Ansässigen. [125] Um diese Abhängigkeit zu vermeiden, zieht die Frau in der Regel zum Mann, der seinerseits in Lokalgemeinschaft mit dem Vater und/oder Vaterbruder lebt.
Die Aufgaben der Frau sind nur peripher an die Kenntnis von Örtlichkeiten gebunden, daher ist dieses Problem für ihre Aktivitäten irrelevant. Dennoch findet Uxorilokalität unter bestimmten Umständen statt, also je nach familiären Notwendigkeiten sind alternative Arrangements möglich. Ein Familie ohne Söhne ist bestrebt, sich einen Schwiegersohn ins Haus zu holen, der vielleicht bereits vorehelich in das neue Jagdgebiet eingeführt wird. Virilokalität oder Uxorilokalität ist gegeben, wenn Schwestern mit ihren Partnern gemeinsam residieren. Lebt ein Jüngling mit der mütterlichen Schwester oder deren Bruder, was ebenso vorkommt wie Koresidenz mit väterlichen Kollateralverwandten, ist der Maritalwohnsitz entsprechend (BALIKCI 1970:102-3, 114). Kommt die Ehe zwischen Personen aus der gleichen Region zustande, ist Virilokalität aus ökologisch-ökonomischen Gründen nicht zwingend geboten, ist aber dennoch die vorherrschende Wohnsitzregelung.

Beziehungen auf nicht-verwandtschaftlicher Basis

Nicht-verwandtschaftliche Verbindungen, jedenfalls nicht mit Verwandten ersten Grades, sind dyadische, reziproke Partnerschaften, die überwiegend zwischen Männern eingegangen werden und ein weiteres Netz für soziale Kohäsion und Risikominimierung, auch im Sinne von Konfliktbeilegung, schaffen.
Die Partnerschaften bestehen zwischen jeweils zwei entfernt oder nicht-verwandten Männern und sind reziprok. Ein Mann hat mehrere dyadische Verhältnisse; neben den Partnerschaften zum Teilen von Robbenfleisch, die klarerweise nur im Winter exerziert werden, existieren Sing-, Frauentausch- und Scherzpartnerschaften, wobei der eine oder andere Partner mehrere dieser Funktionen haben kann. Die Beziehungsverhältnisse zwischen den Männerpaaren reichen von freundschaftlich bis hoch formalisiert. Die Partnerschaften erzeugen neben dem Verwandtschaftsnetz, das auf der lokalen Ebene dichter ist als auf der regionalen und territorialen Ebene, ein zusätzliches Beziehungsgeflecht im Netsilik-Territorium, vor allem aber im Einzugsbereich der regionalen „band“. Die partnerschaftlichen Aktivitäten werden hauptsächlich im großen Winterlager ausgeübt, denn die kleinen, verstreuten Sommercamps beherbergen normalerweise nur den Familienverband.
Für die gegebene Thematik stehen die Fleischteilungspartnerschaften an erster Stelle. Genau gesagt handelt es sich zwischen den Partnern um Akte, die der „ausgeglichenen“, verzögerten Reziprozität entsprechen. Die Wechselseitigkeit betrifft jeweils Männerpaare, ergo geht es um Fleischtauschdyaden. Ein Jäger hat maximal zwölf, meistens weniger dyadische Verhältnisse mit Männern, die im Knabenalter von der Mutter bestimmt wurden. Eine Partnerschaft hat lebenslangen oder gar generationenüberdauernden Bestand, nämlich dann, wenn die Dyade zwischen zwei Vätern beiderseits auf die Söhne übertragen wird.

Das System zeichnet sich dadurch aus, daß es für seine Aufrechterhaltung nicht an die Anwesenheit der Teilungspartner gekoppelt ist. Wenn jemand aus dem Kreis der engeren Partner, von denen es maximal sieben gibt, nicht im selben Winterlager anwesend ist wie der zweite Teil der Dyade, wird er für die Zeit der Abwesenheit, die durchaus einen ganzen Winter währen kann, durch einen anderen Jäger ersetzt. Für die andere Klasse der Partner, die ferneren Partner, die maximal fünf Personen umfaßt, gilt diese Regelung nicht. Die Partnerschaft erlischt bei Abwesenheit.
Die eng verwandten Mitglieder der erweiterten Familie stellen gleichzeitig ein Nahrungsdistributionseinheit dar. Der Partner wird nie aus dem engen Verwandtenkreis gewählt, weil die Notwendigkeit formaler Nahrungsverteilung hier nicht gegeben ist. Bruder, Vater, Schwager, Schwiegervater sind in jedem Fall exkludiert. Im Wintercamp, das sich aus mehreren erweiterten Familien konstituiert, sind Personen versammelt, die keine deklarierten oder nur entfernte verwandtschaftliche Beziehungen zueinander haben.

Mißtrauen ist die übliche Attitüde gegenüber Personen, die außerhalb der erweiterten Familie stehen; auf sie sind oft Gefühle des Argwohns, der Eifersucht und der Feindschaft gerichtet. Auf der anderen Seite ist die Bereitschaft zur Kooperation und zum Zusammenleben im Wintercamp unerläßlich. Die dyadischen Partnerschaften, die das Lager nun kreuz und quer durchziehen, haben angesichts der latent feindlichen Stimmung zwischen Nicht-Verwandten eine Befriedungs- und Stabilisierungsfunktion, wiewohl das Verhältnis zu dem einen oder anderen Teilungspartner durchaus ein freundschaftliches sein kann. Die Partnerschaften „constituted a permanent set of alliances independent of kinship connections, renewable at each generation, decisively contributing to camp peace.“ (BALIKCI 1970:138).

Es werden insofern über das Camp hinaus latente Beziehungen aufrechterhalten, als die engeren Partnerschaften bei Abwesenheit des Tauschpartners (der sich in einem anderen Camp aufhalten mag) nicht erlöschen.

Die Substitutspartnerschaften haben den Effekt, daß das vorhandene Regelwerk der Teilungsvorschriften nicht ausgehöhlt wird und unverändert weitergeführt werden kann. Außerdem besteht ein integratives Moment in der Bestimmung anderer Personen als Partner, die damit stärker an die aktuelle Lagergemeinschaft gebunden werden. Daß die Anteile abwesender Partner nicht im Haushalt des Jägers verbleiben, sondern anderen Lagerbewohnern zugute kommen, bedeutet insgesamt eine vergrößerte Chance, an Anteile zu gelangen. Diese Flexibilität im Fleischteilungssystem durch Benennung von Ersatzpartnern unterstützt damit das Teilen-müssen und den Nahrungsausgleich unter allen Umständen und verhindert gleichzeitig, daß der glückliche Jäger ein Gutteil für sich behält und nach Beliebigkeit damit verfährt.

DEMOGRAPHIE UND RESSOURCENZUGANG

Durch beträchtliche Bevölkerungsverlagerungen im 19. Jahrhundert, auch durch weißen Einfluß (Seefahrt, Walfang, Handelsstationen), hat sich die Population im angestammten Netsilik-Territorium um wenigstens ein Drittel verringert, nämlich auf jene 259 Personen (plus vielleicht 20 bis 30 Leute, die ihm „entgangen“ sein könnten – 1931:85), die RASMUSSEN 1923 gezählt hat. Von den Bewohnern, die er im Frühling auf dem Eis und an Land vorgefunden hat, befanden sich 54 um Pelly Bay, 66 am Boothia Isthmus, 37 nahe dem bzw. vor der Flußmündung des Murchison River, 18 bei der Bellot Strait und 84 auf Adelaide Peninsula (1931:84). Aus diesen Angaben läßt sich nicht genau erschließen, welchen regionalen Gruppen sie zuzurechnen sind und wie groß die einzelnen Lager sind. Über die Pelly-Bay-Leute, das sind die Arviligjuarmiut, schreibt er, daß sie, wie gesagt 54 Personen zählend, während seines Aufenthaltes in drei Lager aufgeteilt waren, zwei auf

dem Eis vor Pelly Bay, eine an der Westküste der Simpson Peninsula (1931:22). Andererseits erfaßt sein Zensus 17 weitere Personen auf Simpson Peninsula (1931:86), die als südöstlicher Ausläufer des Territoriums eindeutig dem Gebiet der Arviligjuarmiut zuzurechnen ist. Sicher ist, daß im Frühjahr auf dem Eis eine kleinteiligere Struktur vorherrscht als im Winter. Die Bevölkerungsdichte hat sich durch die erwähnten Migrationen verringert, daher haben die Winterlager naheliegenderweise nicht mehr den Personenstand, den DAMAS für die traditionelle Zeit schätzt, nämlich an die 100, in einer Gegend mit guten Ressourcenkonditionen weniger (1969a:120).

Es existieren keine präzisen intraterritorialen Grenzen, eine Regionalgruppe wird mit einem unscharfen geographischen Gebiet identifiziert, das sich am besten durch eine Anzahl strategischer Jagd-/Siedlungslokationen definieren läßt (BALIKCI 1984:415). Rasmussen ortet fünf regionale Gruppen, Balikci sechs, obwohl er sich auf Rasmussen bezieht. Diese Differenz kann hier nicht geklärt werden, dennoch scheint mir der Grund keinesfalls zu sein, daß zwischen den Regionalgruppen ein derart fließender personaler Austausch stattfindet, daß sie nicht mehr unterscheidbar sind, also daß sie sich kurzfristig fusionieren und spalten. Andererseits, ist, wie gesagt, die regionale „band“ weniger durch einen fixen Personenbestand als durch bestimmte Jagdplätze charakterisiert. Wenn zwei Drittel der Mitglieder einer Lokalgruppe, ob Sommer- oder Wintercamp, über die Jahre gleichbleiben (DAMAS 1969a:126), wird der Prozentsatz auf regionaler Ebene kaum niedriger sein. Das restliche Drittel wechselt die Lokalgruppe innerhalb oder außerhalb der Region oder bildet den Nukleus einer neuen Lokalgruppe. Verwandtschaften und Partnerschaften können einen Wechsel erleichtern oder begründen. Das jedoch dürfte nicht das Kriterium für den ungehinderten Zugang zu allen Ressourcenlokationen sein.

Es existieren keinerlei Hinweise auf Einschränkungen in der Ausübung von Jagd und Fischfang, obwohl die regionalen „bands“ mit Jagdlokationen identifiziert werden, über die sie jedoch keine exklusiven Verfügungsrechte ausüben.

> „People have the right to hunt wherever they wish and nobody is entitled to exclude others from a hunting area that he himself is using. Any infringement upon this basic rule is bound to provoke strong resentment and sometimes lead to strong reaction.“ (BALIKCI 1970:176)

Selbst adaptierte Jagd- und Fangplätze in Form von Fischdämmen, künstlichen Karibuquerungsstellen und „Schießständen“ zur Karibujagd sind frei zugänglich.[126] Lediglich die Fangkästen, die an das Auffangbecken des Fischdammes angebaut sind, gehören bestimmten Familien. Von den Fischdämmen heißt es, daß die Männer der ersten eintreffenden Gruppe die jährlich notwendige Reparatur übernehmen. Nach Abschluß der Arbeit und mit Beginn der Fischzüge gesellen sich wahrscheinlich weitere Familien dazu (BALIKCI 1970:33). Da jedoch kaum eine komplette Lokalgruppe in fremdes Jagdgebiet wechselt, und als fremd kann ein hundert und mehr Kilometer entferntes Gebiet durchaus bezeichnet werden, sondern sich Segmente abspalten, die sich einer anderen Gruppe

anschließen, besteht geringe Gefahr, daß ein wichtiger Jagdplatz unerwartet von einer fremden Gruppe okkupiert und „abgeerntet“ wird. In einem riesigen Areal mit geringer Bevölkerung mit nicht-seßhafter Lebensweise ist es weder möglich noch sinnig, Gebietsansprüche zu wahren und Zuwiderhandlungen zu ahnden.

TECHNOLOGISCHE ASPEKTE

Für die Gebrauchsgüter stehen vier Materialkomplexe zur Verfügung, die von saisonal variierender, vitaler Bedeutung sind. Der Schnee-Eis-Komplex, allem voran für die Behausung unerläßlich, bezieht sich auf den Winter. Der Haut-Komplex, unter dem Bekleidung, Bettzeug, Zelt, Schlittenkufen und diverse Behältnisse subsumiert werden, ist ganzjährig wichtig, wobei Karibufelle insbesondere im Winter überlebenswichtig sind und Robbenfellerzeugnisse im Sommer eingesetzt werden. Der Steinkomplex beschränkt sich auf den Seifenstein. Das wichtigste Erzeugnis daraus, das Lampengefäß, kommt im Winter, aber kaum im Sommer zum Einsatz. Schließlich ist der Knochenkomplex zu erwähnen. Die Erzeugnisse aus Knochen, vor allem Geräte und Werkzeuge aus Karibugeweih, werden ganzjährig gebraucht (BALIKCI 1970:22). Schnee/Eis ausgenommen und mit Ausnahme des Steines sind alle Materialien „Nebenprodukte“ der Jagd auf eßbare Tiere.

Ein Transportgerät, mit dem große Lasten transportiert werden können, ergibt sich aus dem zwingenden Nomadismus und dem arktischen Klima. Wegen des Kälteschutzes ist die Gütermenge, die mitgeführt werden muß, wesentlich größer. Nur gelegentlich wird Treibholz angeschwemmt, daher besteht der Schlitten aus in Form gefrorenen Zelthäuten und Geweihsprossen. Die größeren Lasten im Winter können in der Frostperiode auf diese Weise befördert werden. Schlittenhunde sind eine Hilfe, aber auch eine Belastung, wenn Nahrungsknappheit herrscht. Daher wird die Zahl der Hunde klein gehalten. Der Schlitten kann auch ohne Gespann bewegt werden, die Unverzichtbarkeit bezieht sich auf die Jagd, zum Aufspüren der Atemlöcher der Robben, zum Einkreisen von Polarbär und Moschusochs. Ein winterliches Transportmittel für große Kapazitäten ist aus zweierlei Gründen unerläßlich.
Die Habe muß von Lager zu Lager transportiert werden, im Bedarfsfall müssen Nahrungsvorräte vom Versteck zum Camp gebracht werden. Die Vorratsdepots liegen beim Fangplatz, daher ist ein Transfer vom Fangplatz zum Aufbewahrungsort nicht nötig. Wer nur den zusammengefrorenen Schlitten hat, behilft sich bei Tauwetter mit einer Felldecke, in die das Transportgut eingeschlagen und so über den Schnee gezogen wird (s. BALIKCI 1964:43). In der frostfreien Periode ist das mitgeführte Equipment geringer

an Gewicht und kann von Menschen und Hunden sowie mit dem Kajak von A nach B gebracht werden.
Das Kajak ist primär ein Behelf für die Karibujagd, dient im Binnenland aber auch zum Transport. Stehen Alternativen zur Verfügung? Der Besitz des begehrten Holzschlittens ist die Ausnahme, der Fellschlitten ist für jedermann leicht herzustellen, ebenso die Fellschleife. Im Sommer werden die Güter getragen, wenn kein Kajak vorhanden ist. Wie wird ein Gewässer überquert? Das Kajak der Netsilik ist nicht für den Einsatz auf dem Meer, nur für ruhiges Wasser konzipiert. In Ermangelung von Kajaks gibt es die Alternative eines improvisierten Floßes aus Karibufellen. Mehrere sorgsam zusammengenähte Karibufelle sind mit Felldecken, Kleidungsstücken und Cassiope ausgestopft. Dieses wasserdichte Bündel ergibt einen etwa zwei Meter langen, annähernd zylindrischen Schwimmkörper. Paarweise zusammengebunden haben diese Bündel eine beträchtliche Tragfähigkeit. Sie können aber auch als beiderseitige Ausleger ein Kajak stabilisieren. 30 Personen samt Habe überquerten eine Meeresenge in der Simpson Strait mit diesen Floßen (RASMUSSEN 1931:77-78, 176).

Konservierung von Nahrung wird in beträchtlichem Umfang praktiziert. Drei oder vier Phasen konzentrierten Ressourcenvorkommens werden planvoll dafür genützt: Lachsfang an den Steindämmen, Karibujagd an den Passierstellen, eventuell Eislochfischfang, und Gewinnung von Tran bei der Robbenjagd im Frühjahr. Die Haltbarmachung geschieht durch einfache Technologien mit geringem Geräteaufwand. Die Fleisch- und Fischerträge der wärmeren Jahreszeit werden durch Trocknung haltbar gemacht, die Herbsterträge durch natürliche Gefrierung. Robbentran, der in der Wärme zu schmelzen beginnt, wird durch Einnähen in wasserdichte Robbenbälge über den Sommer gelagert. Entscheidend ist die Aufbewahrung in geeigneten, kompakten Vorrichtungen, die Schutz vor dem Zugriff von Raubtieren bieten. Dies wird durch rechteckige, ovale oder pyramidenartige Gehäuse aus schweren Steinen bewerkstelligt, in die das wertvolle Gut eingeschlichtet und mit Steinen beschwert wird. Eine andere Variante ist die Lagerung auf erhöhten Steinplattformen.

Alle Maßnahmen, die vor Kälte schützen, sind von elementarer Bedeutung und sind ein gewichtiger, wenn nicht der gewichtigste Aspekt geschlechtlicher Arbeitsteilung. Die Güterbeschaffung steht somit nicht nur im Zeichen von Ernährung und technischem Rohmaterial. Von allen Kälteschutzmaßnahmen ist dem Nähen neuer Kleider eine ganz besondere Zeit im Herbst gewidmet. Für Bekleidung wird das leichte und kälteisolierende Karibufell bevorzugt, das im Herbst seine beste Qualität zeigt. Die wichtigste, im Herbst stattfindende Karibujagd muß den Bedarf an Kleidung decken, da die zerschlissenen Garnituren des abgelaufenen Jahres nicht mehr für den kommenden Winter geeignet sind. Auch Bären-, Moschusochsen- und Robbenfelle werden ersatzweise verwendet, das Robbenfell wegen seiner wasserabweisenden Eigenschaft. Allerdings haben

Moschusochsen eine regional beschränkte Verbreitung, und Polarbären sind eine Zufallsbeute. Die Pelly Bay-Eskimos haben geringere Karibuvorkommen, dafür halten sich hier größere Moschusochsenbestände auf, mit denen der Fellbedarf ausgeglichen wird.
Der Stellenwert ermißt sich daran, daß eine Phase im Herbst, nach der großen Karibujagd und nach dem Flußfischfang der Pelly-Bay-Netsilik, nur dem Zurichten der getrockneten Häute und dem Nähen der neuen Garderobe geweiht ist, eine Phase, in der jedwede Nahrungsbeschaffung untersagt ist. Erst wenn alle Näharbeit abgeschlossen ist, ist der Gang auf das Eis zur Robbenjagd erlaubt. Diese rigoros gehandhabte Beschränkung dient der garantierten Bereitstellung der notwendigen Winterausrüstung, abgesehen von der Verletzung der Karibuseele, wenn in der Nähe von lebenden Tieren mit scharfen Gegenständen an den Häuten manipuliert wird (RASMUSSEN 1931:180). Nur wenn die Herbstjagd beendet ist, wird das Nähcamp aufgeschlagen, nur wenn die neue Kleidung fertig ist, wird das maritime Eis betreten.

Der zweite gewichtige Aspekt aufgrund des arktischen Winters ist die Erzeugung von Wärmeenergie zum Temperieren der Schneehütte, Trocknen der Kleider, Kochen von Fleisch und Blutsuppe. Die Energie liefert der Robbentran. Über den bereits kalten Herbst vor Einsetzen der Robbenjagd rettet ein Tranvorrat vom letzten Frühling. Eine erfolglose Robbenjagd bedeutet nicht nur Hunger, sondern auch Kälte. Die Verteilung der Robbenbeute schließt neben der Gabe von Fleisch immer auch die Gabe eines Stückes Speck zum Betreiben der Lampe ein. Die Gefäße für die Lampe und zum Kochen sind aus dem weichen Seifenstein geschnitzt, der nur im Südwesten der Pelly Bay zu finden ist und von den entfernteren Netsilik durch Handel erworben wird (BALIKCI 1970:20). Für Kochgefäße gibt es ersatzweise kein anderes taugliches, einheimisches Material.

KOOPERATION UND GESCHLECHTLICHE ARBEITSTEILUNG

Nach DAMAS (1969b:56) können die Hauptsubsistenzleistungen, nämlich Robbenjagd am Atemloch, Fischfang an den Steindämmen und Karibujagd an den Querungsstellen, bei denen stets eine Anzahl von Jägern kooperiert bzw. gleichzeitig aktiv ist, auch mit Hilfe von Frauen und Kindern ausgeübt werden, bei gleichzeitig möglicher Reduktion der Zahl der bewaffneten Jäger. Wenngleich diese Maßnahme systematisch nur beim Frühjahrsrobbenfang ergriffen wird, ist sie dennoch im Falle außergewöhnlich kleiner Lokalgruppen eine funktionstüchtige Alternative. Daneben sind Techniken der Jagd und des Fischfanges präsent, die grundsätzlich individuell ausgeübt werden und keiner Kooperation bedürfen. Sie sind eine notwendige und oftmals unverzichtbare

Wahlmöglichkeit, die Ausbeute per capita ist bei Gruppenaktivitäten, gemeint sind die bewaffneten Jäger, jedoch besser (s. BALIKCI 1970:128).
Der Produktionsprozeß ist hinsichtlich der geschlechtlichen Arbeitsteilung sequentiell gekennzeichnet: Der Mann liefert das Rohprodukt, die Frau primär verarbeitet es und verteilt es. Nicht zu verhungern hängt vom Mann ab, nicht zu erfrieren von der Frau (s. oben), womit die für gegenständliche Analyse zentralen Aufgaben, nämlich Nahrungsbeschaffung und Fellbearbeitung umrissen sind. Nahrung muß dauernd vorhanden sein, Bekleidung wird im wesentlichen einmal pro Jahr hergestellt, Reparaturen und Ergänzungen fallen oftmals an. Fellbe- und –verarbeitung ist die zeitaufwendigste weibliche Wirtschaftsleistung. Frau und Kinder sind stärker zur Koppelung an einen Ernährer gezwungen, der Mann umgekehrt nicht in diesem Ausmaß. Sich um die Obhut und die Betreuung durch eine andersgeschlechtliche Person zu bemühen, insbesondere von Frau zu Mann, kommt darin zum Ausdruck, daß eine Witwe oder vorübergehend alleinstehende Frau umgehend eine neue Bindung eingeht, und darin, daß ältere Frauen Kinder adoptieren (s. BALIKCI 1970:122-23, 138-43).

Letztendlich kristallisiert sich eine bemerkenswerte Funktionsverteilung zwischen Mann und Frau heraus. Alter ist ein Kriterium, das beide Geschlechter begünstigt, Entscheidungspositionen einzunehmen. Ein Grundmuster scheint zu sein, daß Männer den Nahrungserwerb betreiben, die alten aktiven Männer der erweiterten Familien den Nahrungserwerb zusätzlich organisieren, indem sie über Standort und Dauer eines Lagerplatzes entscheiden und das Signal zum Fischen am Steindamm und zum Speeren der Karibus an den Passierplätzen geben. Die Voraussetzung, die wiederum bei den Alten stärker zum Tragen kommt, ist die genaue Kenntnis des Habitats, das ihnen idealerweise von Kindesbeinen an vertraut ist. Dem Muster entsprechen auf der femininen Seite neben den „klassischen“ Aufgaben und dem umfangreichen Gebiet der Fellbearbeitung drei Funktionen, die eher dem Sozialen zuzuordnen sind, und die besonderer Erwähnung bedürfen. Sie bestimmen die Verlobten der Söhne im Kindesalter, sie bestimmen die Fleischteilungspartner der Söhne im Kindesalter und im Erwachsenenalter, und in ihrer Hand liegt die praktische Verteilung der Robbe. Im reproduktiven Bereich sind es häufig Mutter und Großmutter, die Infantizid und Adoption regeln. Damit kontrolliert und dirigiert die Frau die Reproduktion der Nachkommenschaft weitgehend, ebenso die Nahrungsverteilung in der kritischen Zeit des Jahres. Kurz gesagt: Die Organisation der Produktion ist männlich, die Organisation von Distribution und sozialer Reproduktion ist weiblich.

MOBILITÄT UND SIEDLUNGSMUSTER

Das Bewegungsmuster einer erweiterten Familie als Lokalgruppe, die durch Zu- und Abgänge jeweils verschieden komponiert ist, etwa dahingehend, daß sich Kernfamilieneinheiten abtrennen und nicht-verwandte Einheiten anschließen, [127] kann als Schleife mit aufeinanderfolgenden „gleichwertigen“ Stationen begriffen werden, wobei die eine oder andere Station Lokalgemeinschaft mit einer oder mehreren anderen erweiterten Familien bedeutet. Gleichwertige Stationen deshalb, weil keine Hinweise existieren, daß sich aus einem Hauptlager temporäre Subcamps für spezifische Aktivitäten ergeben, d.h. daß nach Erledigung einer Tätigkeit, die z.B. in der Beobachtung von Herdenbewegungen oder in der Jagd liegen könnte, zum Hauptlager zurückgekehrt wird. Es ist vielmehr so, daß für neue Aufgaben der Lagerplatz verlegt wird, also die Residenzeinheit gemeinsam oder getrennt weiterzieht. Jeder Lagerplatz, mit Ausnahme des herbstlichen Nähcamps, dient primär der Ressourcenproduktion (Beschaffung und Verarbeitung), die alle arbeitsfähigen Anwesenden arbeitsteilig, nicht ausschließlich nach Geschlecht, oder individuell durchführen (s. Abschnitt Arbeitsteilung und Kooperation).

Da die residentiellen Einheiten im Jahresverlauf in der Größe variieren, haben die Bewegungsschleifen der einzelnen Kleingruppen Berührungspunkte. Feststellbar sind drei Kategorien von Lagergrößen: das kleine Lager mit einer einzigen erweiterten Familie, gleichzeitig die minimale Residenzeinheit; das mittlere Lager mit zumindest zwei oder drei erweiterten Familien; das große Lager, das zwingend nur im dunklen Teil des Winters auf dem Eis anzutreffen ist und maximal die gesamte regionale „band“ vereint. Die markantesten Treffpunkte, die normalerweise in Koresidenz münden, sind das große Winterlager auf dem Eis mit bis zu 100 Bewohnern, die Frühjahrslager mit 20 bis 50 Personen, der Fischdamm und die Karibuquerungsstelle mit 20 bis 30 Personen und das Nähcamp in etwa gleicher Dimension (BALIKCI 1964:30, 1970:24, 33, 47, 57-58, 115, 129; DAMAS 1969a:120, 122, 1969b:52). Die Einheiten im Frühjahr gehen aus dem Winterlager hervor, die übrigen Lager sind Fusionen von separat agierenden erweiterten Familien der Vorperiode. Es ist auch denkbar, daß mehrere Kleingruppen denselben Ressourcenplatz nutzen, aber nicht koresident sind und nicht kooperieren. Für diese Variante kommen natürliche Karibupassierstellen in Frage, die je nach Ausdehnung von mehreren Jägergruppen unabhängig genutzt werden können, vielleicht auch fischreiche Gewässer, an deren Ufern und auf deren Eis Fischer verschiedener Lokalgruppen einander nicht konkurrenzieren.

Welchen Veranlassungen bestehen für den Zusammenschluß mehrerer erweiterter Familien? Für temporäre Fusionen kommen zwei Motive in Frage, das Bedürfnis nach Geselligkeit und der Bedarf an ökonomischer Kooperation. In der Siedlungsstruktur fix verankert ist das große Wintercamp, das beide Motivationen vereint. DAMAS (1969b:52)

vermutet einen dritten Beweggrund für Fusionen darin, daß die Auswahl guter Karibupassierstellen und Fischdämme begrenzt ist. Im Herbst kann das Nähcamp mehrere erweiterte Familien vereinen, deren Vorräte in erreichbarer Distanz gelagert sind. Voraussetzung für den Zusammenschluß zu einer großen Gruppe ist, daß sie ernährt werden kann und in den strategisch wichtigen Phasen ihren Bedarf an Rohmaterial und Vorräten sicherstellt. Sollte es tatsächlich nur wenige gute Plätze für konzentrierte Ressourcenvorkommen geben, dürfte eine größere Jägerzahl, z.B. zehn Jäger bei 30 Campbewohnern, für den Pro-Kopf-Ertrag zumindest kein Nachteil sein.
In Bezug auf das Ressourcenangebot stehen kleine Lager in Zusammenhang mit dünn verteilten Ressourcen, mittlere Lager mit konzentrierten Ressourcen, wobei Kooperation nicht im Vordergrund steht; das große Winterlager schließlich hat keine konzentrierten Ressourcen, es ist auf Kooperation ausgerichtet.

Die Abfolge der Lagerplätze (macromoves) entspricht einem Bewegungsmuster vom Meereseis an die Küste, von der Küste ins Landesinnere und wieder an die Küste, bevor das Meereseis aufs neue betreten wird (s. BALIKCI 1968:79). Die Distanz zwischen den winterlichen Lagerplätzen beträgt im Schnitt zehn bis 15 Kilometer (RASMUSSEN 1931:142-43), KELLY (1995:112) kommt auf 14 jährliche Stationen, zwischen denen durchschnittlich 16,8 Kilometer liegen. BALIKCI (1968:79-80) rekonstruiert einen Jahreszyklus mit sechs Camps, die jedoch die Hauptbeschaffungsplätze zu sein scheinen, zwischen die weitere Camps von geringerer Bedeutung eingestreut sind. Aus der Perspektive der regionalen „band“, die nicht durch fixe Zugehörigkeit, sondern durch bestimmte Jagdplätze charakterisiert ist (s. BALIKCI 1984:415), kann das Siedlungsverhalten ihrer Untereinheiten folgendermaßen interpretiert werden.
Im Hochwinter versammelt sich die regionale Bevölkerung in einem Lager, vielleicht auch in zwei unabhängigen Lagern, um kooperativ Robbenfang zu betreiben und Zeremonien und Festivitäten abzuhalten. Die große Wintersiedlung vereint Personen, die sich den Rest des Jahres nicht sehen (BALIKCI 1970:79). Das Robbenfanggebiet ist eine Bucht oder Meeresstraße, die mit einer Region identifiziert wird. Wenn der Radius um das Camp erschöpft ist, wird das nächste Lager, vielleicht 15 Kilometer entfernt, aufgeschlagen (1970:59). „Constant moves and journeys ... depending upon whether the hunting is good or bad“ (RASMUSSEN 1931:142) scheint übertrieben zu sein, ein längerer Aufenthalt als einen Monat an einem Ort ist aber ebenso die Ausnahme (BALIKCI 1970:58-59).
Die Periode des großen Winterlagers mit intensivem Sozialleben und formalisierter Nahrungsverteilung mag drei Monate andauern, bis eine Spaltung stattfindet. Die nötigen Erträge können bei erleichterten Bedingungen im Frühjahr auch durch kleinere Gruppen gesichert werden. BALIKCI (1970:58) führt den Faktor an, daß die Splittung auch den Zweck hat, kleinere Gruppen näher an ihre Frühjahresfangareale heranzuführen. Der Wechsel vom Eis an die Küste kann eine nochmalige Spaltung in erweiterte Familien zur

Folge haben. An der Küste werden die Winterausrüstung und die Tranvorräte in einer kompakten Vorrichtung aus großen Steinen verstaut (1970:25-26), daher ist naheliegend, daß dieser Punkt mit seiner spezifischen Funktion vor der nächsten Wintersaison wieder angesteuert wird, jedenfalls beim nächsten Zyklus berücksichtigt werden muß. Entweder geschieht dies, indem hier wieder ein Lager errichtet wird, oder die Gegenstände an einen erreichbaren Lagerplatz gebracht werden. In der Folge bewegt sich die kleine Gruppe sukzessive flußaufwärts ins Landesinnere, schließt sich am Steindamm, der wieder näher am Meer liegen kann, mit anderen Kleingruppen zusammen. Vielleicht bleibt diese mittlere Einheit bis zur Karibusaison erhalten, vielleicht auch nicht, jedenfalls findet sich an den Karibuschwemmstellen eine Gruppe vergleichbarer Größe.
Die Zeit des Nähens wird nicht zwingend an nur einem Standort verbracht, denn die Vorratsverstecke, die an verschiedenen Plätzen angelegt wurden, müssen in erreichbarer Nähe sein. Diese Periode wird somit in der weiteren Umgebung von Fischdämmen und Karibufangplätzen verbracht. Wahlweise ist der Lagerplatz beim Depot, oder der Inhalt der Depots wird mit dem Schlitten nach und nach zum Lager gebracht (s. RASMUSSEN 1931:147, 173; BALIKCI 1970:37-38, 55, 117-18; DAMAS 1972:230-31). Es wird sich zur Stillung sozialer Bedürfnisse wieder ein mittelgroßes Lager zusammenfinden. Ob diese Gruppe für den Gang auf das Eis zusammenbleibt, ist fraglich, denn Schnee und Kälte erlauben nun wieder das Zurücklegen größerer Distanzen. Die weitere Routenplanung, soweit nicht bereits in der Nähphase geschehen, wird auch die Einbeziehung des Depots für Winterausrüstung und Tranvorrat berücksichtigen.
Die Migrationsroute hat somit nicht zwangsläufig die Form einer Schleife, sie kann Achterform oder mehrere Kreuzungspunkte haben, und sie ist auch abhängig von der Planung für die nächstjährige Route. Die Jahreszyklen können einen Wechsel und ein Überschreiten der „proper region“ bedeuten (BALIKCI 1964:10).

RASMUSSEN (1931:22) schreibt über die Arviligjuarmiut, daß sie drei Wahlmöglichkeiten für die Festlandphase, die hinsichtlich Ressourcenproduktion etwa vier Monate dauert (1931:169-70), haben, die alle zur Pelly Bay, ihrem Robbenfanggebiet, orientiert sind: Kuggup Tima (Süden der Pelly Bay), Satoq (Simpson Peninsula) und Sine (Westküste des Fjordes bei Beecher River), alle ohne Karibuquerungsstellen, aber mit reichen Fischfanggründen. Es ist ihnen jedoch unbenommen, andere Sommerareale aufzusuchen, die auch Auswirkungen auf den Winter haben. Bevorzugt gehen sie in diesem Fall „for a summer and winter or two at a time“ nach Norden an den Boothia Isthmus, der mit wohlfrequentierten Karibupassierstellen ausgestattet ist und jagen mit dem Kajak (1931:23). Eine kleine oder mittlere Gruppe bewegt sich bereits auf dem Eis auf einen Küstenabschnitt zu, hinter dem ein Sommerareal liegt. Die Wahl des Sommerdistriktes, heißt es weiter (1931:24), ist entscheidend für den Rest des Jahres, denn weite Wanderungen in entfernte Jagdgebiete sind in der schneefreien Zeit schwierig, selbst wenn

die Hunde als Lasttiere, mit Packsatteln, eingesetzt werden. Er meint sogar, diese Reisen seien bei den Arviligjuarmiut normalerweise nicht nötig, „for round about the summer localities they made the caches for supplies that were to feed them during the winter if there was no fishing in the rivers and lakes, and where conditions for sealing were unfavorable for one reason or another." (ebd.) Wenn Karibujagd und Lachsforellenfang erfolgreich waren, wird der Winter („the whole of the dark period") in der Nähe der Nahrungsspeicher verbracht, der Robbenfang erst Anfang März aufgenommen (ebd.).
An die Entscheidung über den Sommerdistrikt ist die Gruppe bis in die Schnee-/Eisperiode gebunden, was erhebliche Auswirkungen hat, denn die nennenswerten Ressourcenkonzentrationen, auf die man bis zum Robbenfang angewiesen ist, sind nur an den Sommerdestinationen zu erwarten. Gegen einen Wechsel spricht nicht zuletzt die Insel- und Halbinselstruktur des Territoriums, die lange, mühsame Landwege bedeutet.

Generelle Mobilitätshindernisse bestehen natürlich in der Unvereinbarkeit mit Bevorratung – bei Abwesenheit geeigneter Vorrichtungen zum Lastentransport, was weniger beim „regulären" Nomadismus zum Tragen kommt, denn da ist dieses Manko Teil der Gesamtstrategie. Die individuelle Beweglichkeit über große Distanzen ist durch diese hemmenden Faktoren gekennzeichnet: ungeeignete Transportmittel für die schneefreie Zeit, Notwendigkeit des Mitführens großer Lasten inklusive Nahrungsvorräte, kein Zugriff auf die eigenen Vorratsdepots. Das heißt, in der eisfreien Periode, wenn die Versorgung relativ leichter ist, ist die Transportabilität erschwert und nur ruhige Gewässer überwindbar, im Winter ist der Transport prinzipiell ungehindert möglich, aber die Ressourcenverfügbarkeit ein Problem. Reisetätigkeit, jenseits des normalen Migrationszyklus (Handels- und Besuchsreisen im Territorium und über dessen Grenzen hinaus), [128] beschränkt sich auf die schlittentaugliche Periode, weil die Fortbewegung auf Eis und Schnee leichter oder, bei der Überquerung von Meeresstraßen, nur unter diesen Bedingungen möglich ist.
Das heißt, daß auch die Bevorratungslogistik durch die beschränkten Transportkapazitäten in der schneefreien Zeit bestimmt ist. Die Vorräte lagern am Ort der Gewinnung und werden wahlweise von einem männlichen Mitglied zur Konsumationseinheit gebracht oder die Nutznießer siedeln unweit der Depots, wobei sich die erste Möglichkeit auf die schlittentaugliche Periode konzentriert.

Schließlich darf über die Frage spekuliert werden, wie die mobilen Gruppen untereinander Kontakt halten. Innerhalb der Regionen sind die Jagd- und Fischfangplätze nicht gleichmäßig verteilt, es sind mehrere Landstriche pro Region, bevorzugt in gewässerreichen Abschnitten, die aufgesucht werden, der Großteil der Landmassen bleibt ungenutzt. Wenn auch der eine oder andere Abschnitt weit ins Landesinnere hineinreicht,

überwiegen tendenziell die küstennahen Nutzungsgebiete (vgl. RASMUSSEN 1931:92ff.). Eine weitere Einschränkung der Raumnutzung liegt darin, daß jeder weiß, in welcher Saison ein Fischfangplatz erfolgversprechend ist. Die Auswahl an Festlandgebieten übersteigt die Auswahl an Robbenfanggebieten.

Die instabile Zusammensetzung der Lokalgruppe ist gleichzeitig ein wichtiger Faktor für Kommunikation, denn die Zu- und Abgänge fungieren als Informationsträger, die natürlich auch Wissen über die aktuelle Ressourcensituation kommunizieren. Die größeren Aggregationen sind Zentren des Informationsaustausches, um Aufschlüsse über die Pläne einzelner Segmente zu erhalten [129] und gegebenenfalls die Ressourcenplätze zu koordinieren. Passive Kommunikation ist insofern vorstellbar, als aus baulichen Anlagen, wie Vorratsspeichern und aufgelassenen Camps, aber auch aus Abfällen Rückschlüsse gezogen werden können. RASMUSSEN (1931:39) bewundert nicht nur die Qualitäten der Netsilik als Fährtensucher, sein Begleiter Alorneq erkennt anhand von Fußabdrücken im Schnee eine Person, und er erkennt die ehemaligen Bewohner einer Schneehütte an der Art, wie die Schneehütte gebaut wurde und an der Art der Schlafplattformen.

Neben dem Informationsfluß via Besuche zwischen Gruppen, was für sich in der Zusammenschau bereits ein Kommunikationsnetzwerk ergibt, ist es kein Problem, ohne sonstige Hilfsmittel der Informationsübertragung in einer großen Gruppe die zukünftigen Vorhaben ihrer Segmente zu vermitteln, aber wie erfolgt der Austausch in die entgegengesetzte Richtung? Wie finden sich die kleinen und mittleren Gruppen zum großen Winterlager zusammen? Zu dieser Frage können lediglich plausible Vermutungen angestellt werden. 1. Jede Region hat nur ein oder zwei prominente Robbenfangareale für den Hochwinter. 2. Herbstliche Besuche bei schlittentauglicher Witterung, z.B. in der Nähperiode, sind auch über größere Distanzen kein Problem. 3. Vermutlich haben die erweiterten Familien Fixpunkte, die allgemeines Wissen sind, allen voran Aufbewahrungsplätze für Utensilien, vielleicht auch Speichervorrichtungen, die nicht jedes Jahr neu errichtet werden, also Stellen, deren Beschaffenheit und Inhalt Passanten Hinweise liefert.

DIVERSIFIKATION

Diversifikation als Ausweitung der Ressourcenbasis ist eine Möglichkeit der Risikominimierung, die den Netsilik so gut wie nicht zur Verfügung steht. Sie können das Spektrum eßbarer Arten, die unter regulären Bedingungen mißachtet werden, nicht erweitern. Der erwähnte arktische Dorsch ist die einzige Alternative, aber nur maritim, was bedeutet, daß das Meereseis begehbar sein muß. [130] Arten wie Wildvögel, Nagetiere und Raubtiere, die als „Beikost“ oder Materiallieferanten genutzt werden, haben eine geringe

und zeitlich begrenzte Verbreitung, sodaß sie niemals ein gezielter Ersatz sein können. Es kann lediglich, mit der bekannten winterlichen Ausnahme des Dorschs, die zu geringe Ausbeute der einen Ressource mit der zeitgleich vorkommende zweiten, eventuell dritten Ressourcenart ergänzt werden.
Selbst die Subgruppe der Arviligjuarmiut, von denen RASMUSSEN (1931:22) schreibt, daß sie ein Gebiet mit guten Bedingungen bewohnen und keinen Hunger und Ressourcenstress wie die Netsilik westlich des Boothia Isthmus kennen, weil ihre Jagdmöglichkeiten gleichmäßig aufgeteilt sind zwischen Karibu, Moschusochs, Robbe und Lachsforelle und sie, wenn eine Ressource ausfällt, auf die Alternativen zurückgreifen. Aber auch hier sind die Ressourcen nur untereinander austauschbar, vielleicht mit größerer Verläßlichkeit als anderswo, aber es läßt sich keine weitere hinzufügen. Beispielsweise ist die methodische Jagd auf Moschusochsen für die Arviligjuarmiut nur in der Gegend um den Lake Simpson profitabel (1931:33). Der Austausch der Nahrungsträger hat auch eine räumliche Komponente. Um sich diese Alternative zu sichern, muß möglicherweise eine Distanz von 100 und mehr Kilometern zurückgelegt werden.

Die Frage der Diversifikation von Beutetechniken kann etwas optimistischer beantwortet werden, wie anhand von Fischfang und Jagd untermauert werden soll. Die Palette von bekannten Techniken pro Ressourcenart wird nicht immer genutzt. Die angewandte Technik hängt davon ab, wie das Gelände topographisch beschaffen ist und wie das Wild lokal verteilt ist. Welche Techniken zum Einsatz kommen, ist letztlich eine Frage der gewählten Migrationsroute und der dabei vorgefundenen Bedingungen und ist daher nicht ohne weiteres austauschbar. Der Umstand, daß in bescheidenem Maß variiert werden kann, heißt nicht, daß zu allen Zeiten des Jahres großer Spielraum gegeben ist. BALIKCIs generalisierendes Statement unterschlägt erstens, daß ein Spezies wie Moschusochs im Großteil des Territoriums überhaupt keine Rolle spielt, und daß zweitens die meisten Fischfangtechniken saisonal gebunden sind, wenn er schreibt:

> „The endless search for alternatives, the practices of substitution and *ad hoc* inventiveness constitute another class of adaptive strategies. Each seasonal hunt knows of some alternative. If the fall caribou hunts with spears from kayaks failed, the bow and arrow was used. In winter, musk-ox hunting could be substituted for sealing. In summer, if fishing with the leister was unrewarding, the fishing harpoon or the sleeping hooks were employed. There always seems to have been a way out of a difficult situation. The alert hunter had to take advantage of any changes in game availability and specific local conditions such as wind direction and topography and adapt his hunting strategy with ingenuity.“ (1968:80)

Die Bedingungen etwa auf King William Land, die RASMUSSEN (1931:184-85) beschreibt, verdeutlichen den saisonal oder situationsgebundenen Einsatz einer Technik, der mit den örtlichen Gegebenheiten und mit dem Verhalten der Art zu tun hat. Der absteigende Lachs im Frühjahr wird nach Aufbrechen des Eises am Rand des Eises mit

dem Fischspeer gefangen. Der Eisrand hat einen Namen, *sinersissut qerlussut*, der sich vermutlich auch auf die Technik bezieht. Im Herbst bewegen sich die Fischschulen an diesem Gewässerabschnitt entlang einer Böschung zwischen seichtem und tiefen Wasser (*eniga*) und werden mit Köder und Speer gefangen. Beide Varianten werden am Ende eines Sees namens Taserssuaq angewandt. Am Fangplatz Kakivagtorfik, der am Verbindungsfluß zwischen den Seen Taserssuaq und Eqalungmiut liegt, ist es umgekehrt. Im Frühling wird der meerwärts schwimmende Lachs (*situssut*) in den bereits offenen Rinnen des Flusses mit Speer und Köder gefangen, im Sommer und Herbst nur mit dem Speer an steil abfallenden Uferböschungen. Die Liste ist verlängerbar. Im Bereich des Fischfanges sind nur drei Geräte bekannt, Speer, Harpune, Fischhaken, die jeweils mit mehreren, topographisch verschieden beschaffenen Einsatzorten verbunden sind.

Für die Karibujagd gibt es Pfeil und Bogen, verbunden mit verschiedenen Methoden der Annäherung an die Beute, und es gibt den Speer, den nur der Kajakfahrer verwendet. Nach RASMUSSEN haben die Arviligjuarmiut im Sommer die Wahl zwischen mehreren Karibujagdgebieten: Kuggup Tima, ein Flußtal, das in die Pelly Bay mündet, die Simpson Halbinsel und die Westküste der Pelly Bay. Die Jagd erfolgt mit Pfeil und Bogen, bevorzugt in den Hügeln. Das Anschleichen an das Wild läßt sich hier besonders gut bewerkstelligen. Die Jagd ist nicht besonders organisiert, so wie es an den Flußdurchquerungsstellen der Karibus üblich und nötig ist. Hier sind außer einer einzigen künstlichen *nadluq* keine Querungsstellen durch Flüsse und Seen vorhanden, auf die die Herde zugetrieben werden könnte. Auch die Methode, die Tiere auf Verstecke zuzutreiben, hinter denen der Schütze lauert, wird normalerweise nicht angewendet. Aber diese Methoden sind bekannt (1931:22-23). Sie würden, wären sie ertragreicher als die gängigen Methoden dieser Gegend, vermutlich auch eingesetzt werden. [131] Darüber hinaus werden lt. RASMUSSEN wahlweise andere Plätze aufgesucht. In einem entfernten Landstrich im Nordwesten des Territoriums, an der Westseite der Lord Mayors Bay, liegen alternative Sommersiedlungsplätze, an denen sich attraktive Querungsplätze der Karibus befinden, insbesondere der Ort Sarfaq ist eine berühmte Durchzugsstelle im Herbst. Beim schwimmenden Durchqueren werden sie vom Kajak aus gespeert (1931:23).

SPEICHERNAHRUNG

Die Möglichkeit, überhaupt Nahrungsvorräte anzulegen, ergibt sich aus dem periodisch konzentrierten Ressourcenvorkommen. Mit Berücksichtigung der allgemeinen Ressourcencharakteristik des Netsilik-Gebietes dürfte es vom Aufwand her günstiger sein, mehrmals jährlich auf Vorrat zu produzieren, als auf ständige Nahrungssuche angewiesen zu sein. Mit Sicherheit, wenn auch in wechselnd großem Umfang und zeitlich nur ungefähr

berechenbar, ziehen die Lachsschwärme flußab- und flußaufwärts, versammeln sich die Karibus zu großen Verbänden und sind die Robben im Frühjahr relativ leicht zu erreichen. Drei Einflußfaktoren sprechen zusätzlich für Bevorratung. Erstens können Wetterkapriolen Jagd und Fischfang verhindern. Zweitens ist die Konservierung nicht übermäßig aufwendig. Schließlich, als dritter Punkt, ist in der Nähperiode Nahrungsgewinnung verboten.
Die Vorräte dienen grundsätzlich zur Bedarfsdeckung derer, die sie angelegt haben, das ist normalerweise eine erweiterte Familie. Je nach Situation profitieren auch sonstige Lagergenossen in Form von Geschenkgaben oder reziproken Gaben.
Der Komfort, den die vollen Speicher bieten, indem sie den Druck zur ständigen Nahrungssuche mindern, ist abhängig von der Menge. In der besten Fangzeit August/September kann eine Familie drei bis vier Speicher à 200 bis 300 Kilogramm Fisch anlegen (RASMUSSEN 1931:35-36).

Anfang Frühling hat RASMUSSEN bei Orpingalik Futter für seine Hunde gekauft: ein Lachsdepot mit 300 Kilogramm Fisch, vier erlegte Karibus und zwei Bartrobben (1931:17). An Jagdwild zu kommen, war in Rasmussens Zeit durch den Einsatz von Gewehren sicherlich erleichtert. Davon abgesehen muß Orpingalik in der Lage gewesen sein, auf diesen Vorrat zu verzichten. Im Innern der Insel King William Land sind ergiebige Lachsfangplätze. Ein Mann namens Kuvdluitsoq hätte RASMUSSEN im Juni fünf Fischspeicher gegen Munition verkauft, diese Bereitschaft hätte unter selbigen Bedingungen auch ein weiterer Netsilik gehabt (1931:50). Als der Forscher und Kuvdluitsoq einander im Sommer wieder trafen, waren die Vorräte angesichts magerer Sommererträge längst aufgebraucht (1931:61). [132] Es ist jedenfalls bequemer, auf Vorräte, die noch genießbar sind, zurückgreifen zu können. Es scheint dennoch vorzukommen, daß Speicher ungenutzt bleiben. RASMUSSEN fand einen zwei Jahre alten Karibufleischspeicher, dessen Eigner ihre Besitzansprüche bereits verloren haben, die bekanntlich nur ein Jahr bestehen. Immerhin erfreuten sich die nativen Begleiter an den unzähligen Maden in den verdorbenen Fleischteilen (1931:60).

Nahrungsproduktion erfolgt entweder für den unmittelbaren Bedarf oder für späteren Bedarf, oder beides. Immer, wenn die Erträgnisse nennenswert über den kurzfristigen Bedarf hinausgehen, wird der Überschuß aus Sicherheitsgründen (Raubtiere) sorgfältig eingelagert, selbst wenn nur mit kurzer Lagerdauer gerechnet wird (RASMUSSEN 1931:71). Folglich werden im Jahresverlauf an verschiedenen Plätzen Vorratsverstecke angelegt. Die erweiterte Familie als Produktionseinheit ist genötigt, so viele Güter zu gewinnen, daß in jedem Fall und zumindest der Bedarf für die Nähcampperiode gesichert ist, in der kein Nahrungsmittelerwerb stattfindet. Das Bestreben muß es aber sein, über diesen definierten Bedarf hinaus zu produzieren, um im Falle kurzfristiger Engpässe eine

schnell verfügbare Ersatzquelle zu haben und im Winterlager als Geschenkgeber fungieren zu können.
Aus der Sicht der Subsistenz wird der Robbenfang erst beginnen, wenn die Vorräte schrumpfen. Jedoch nicht ökonomische Notwendigkeit allein veranlaßt zum Verlassen der Depotplätze bzw. des Festlandes. Aus der Sicht sozialer Bedürfnisse ist der Robbenfang mit der Intensivierung und Ausweitung von Kontakten verbunden, wozu regelmäßig nur im großen Winterlager Gelegenheit ist. Das Wintercamp ist eine einzige Produktionseinheit, eine Fusion aus allen oder mehreren Lokalgruppen der Region. Es ist nahezu ausschließlich auf die Robbenjagd ausgerichtet, gelegentliche Bärenjagd ist ein Zubrot.[133] Das Robbencampsystem beruht auf reziproken Fleischgaben, weil jeder Fang nach den gleichen Regeln aufgeteilt wird. Von Fleisch- und Fischvorräten, die ein Eigentümer nun dem Wintercamp zuführt, sollen dem Brauch nach und zur Ehre des Besitzers alle Anwesenden partizipieren, indem sie zum Essen und zum Singfest geladen werden. „Song feasts are always a sign that there is meat and good days at a camp ...“, schreibt RASMUSSEN (1931:147). Hunger herrscht, wenn Schneestürme die Sicht behindern und die Jagd verunmöglichen (1931:134-36). Dann ist vermutlich auch die Schlittenreise auf das Festland, um Fleisch vom Depot zu holen, erschwert. Die Abdeckung von Engpässen aus Vorräten muß eher als Überbrückungsmaßnahme gesehen werden. Der gemeinschaftlich verzehrte Vorrat, den ein Jäger bzw. eine Familie stiftet, ist somit eine Abwechslung im Robbenfleischeinerlei und kein Ersatz für die Robbenjagd.[134] Außerdem dürfte hierbei der ideelle Nutzen für den Stifter gleich wichtig sein. Im übrigen scheint es nicht alltäglich zu sein, daß Fleisch- und Fischvorräte herangebracht werden.

Die Bedeutung von Speichernahrung liegt primär in der Abdeckung der Nähperiode und möglicher anderer Phasen geringen Nahrungsangebotes. Die Nähperiode deckt sich mit der Zeit geringen Ressourcenangebotes, was aus der regional unterschiedlichen zeitlichen Durchführung ableitbar ist. Nach der Nähperiode ist der Druck zur sofortigen Nahrungsbeschaffung durch die Vorräte als Puffer gemildert, und die Zeitspanne, in der man den potentiell erschwerten maritimen winterlichen Subsistenzbedingungen (Schneestürme, one-crop-economy) ausgesetzt ist, kann verkürzt werden. Langfristig planbar ist der Verlauf des Winters insofern nicht, als nicht vorhersehbar ist, welche Quantitäten an Tran, Lachs und Fleisch den Speichern zugeführt werden können, also wie lange von den Vorräten gezehrt werden und die Robbenjagd hinausgezögert werden kann. Darüber hinaus kann erst am Ende des Winters gesagt werden, ob die Vorräte ein Surplus (s. HAAS 1983:117) beinhalteten, oder ob sie notwendige Ernährung waren.

NAHRUNGSVERTEILUNG

Die Distributionsregeln werden in der Wintersaison generell rigoroser gehandhabt als im Sommer, der Robbenfang ist durch elaborierte Verteilungsregeln gekennzeichnet, was bei Fisch und Karibufleisch nicht in diesem Ausmaß der Fall ist. Im Camp auf dem Eis ist wechselseitige Unterstützung besonders notwendig, die Jagdkameraden werden *tuaqatika* („those with whom I live on the firm ice“) genannt. Wer keinen Fang macht, muß sich der Hilfe der erfolgreichen Jäger versichert wissen (RASMUSSEN 1931:147).
BALIKCI (1964:38-39) versucht diese Diskrepanz zwischen nicht-formalisierten Sommer- und ausgefeilten Winterregeln zu ergründen, eine Diskrepanz, die nicht allein mit dem ökologischen Druck im Winter erklärt werden kann. Obzwar das Ernährungsrisiko im Winter größer ist, weil, neben Robbenfleisch und Speichernahrung, so gut wie keine Alternativressourcen zur Verfügung stehen (außer lokal begrenzten Vorkommen von arktischem Dorsch), sind auch Angebotsschwankungen bei den Sommerressourcen nicht ausgeschlossen. Das Jagdgebiet der Pelly Bay-Netsilik (Arviligjuarmiut) etwa ist charakterisiert durch reiche Robbenvorkommen, kleine Karibuherden und ergiebige Fischfangplätze (hier wurde das Gros der Daten zur Nahrungsdistribution erhoben). Die Winterversorgung ist verläßlicher als in anderen Regionen, im Sommer leben die Arviligjuarmiut vom Fischfang. Der Grund für die Winter-Sommer-Dichotomie in der Nahrungsdistribution scheint nach BALIKCI primär in der Siedlungsstruktur zu liegen. Das Winterlager umfaßt mehrere Verwandtschaftsgruppen, das Sommerlager normalerweise nur eine. Die Unterstützung zwischen nahen Verwandten ist eine Selbstverständlichkeit, die zwischen Nicht-Verwandten nicht.

> „It is evident that among consanguineally related people enjoying the confidence of each other and generally forming one commensal unit, formal sharing rules were not a necessity, since close relatives always helped each other. In the winter camp where one’s neighbours were non-relatives and often potential enemies, rigorous and formal sharing rules were a high necessity. It was only through the common acceptance of these rules that equal distribution of the food could be assured. The precise seal-meat sharing rules appear thus as a system for regulating economic relations between non-relatives.“ (1964:39)

Darüber hinaus besteht dennoch ein Zusammenhang mit der weitestgehenden winterlichen „one-crop-economy“ und der spezifischen Fangmethode, deren Erfolg eine große Jägerzahl voraussetzt, die nur durch die Fusion mehrerer erweiterter Familien erreicht werden kann. Nicht nur das Bedürfnis nach „public life“ (LEE 1972:181) spielt hier eine Rolle, auch die ökologische Komponente des Verhaltens der Ressource Robbe.

Die hoch formalisierte Institution der Fleischverteilungspartnerschaften kann als Möglichkeit interpretiert werden, dem Zweck des Nahrungsausgleiches möglichst

störungsfrei Genüge zu tun; es wird genau nach Vorschrift gehandelt; präzise Regeln sollen böses Blut verhindern und erscheinen geradezu als Instrument der Konfliktvermeidung in Bezug auf die Zuteilung der Fleisch- und Speckportionen. Die tatsächliche Fleischübergabe ist ebenfalls eine formale Angelegenheit, in die nur Frauen involviert sind. Die Gebende und die Nehmende stehen sich während des Aktes der Übergabe nicht von Angesicht zu Angesicht gegenüber, sondern es wird der Beutel, in den das Fleisch hineinkommt, durch den niedrigen Eingang geschoben, was ebenfalls in Richtung notwendige und vorgeschriebene Pflichterfüllung gedeutet werden kann und allfällige Ressentiments hintanhalten soll. Selbst wenn davon ausgegangen wird, daß die Partnerschaften lebenslange Allianzen sind, die Tauschpartner einander also nicht fremd sind, bedeutet das keineswegs ein friktionsfreies Verhältnis.
Kleine Kinder dürfen sich nicht selbst bedienen, ihnen wird das Essen durch die Mutter verabreicht. Wenn sie in einem Nachbariglu Fleisch bekommen, geben sie es der Mutter, die es dem Kind in den Mund steckt (BALIKCI 1970:108-9). Diese rigide Kontrolle im Winter, dieser indirekte Zugang zu Nahrung, soll deren Wert verdeutlichen, soll zeigen, daß Nahrung infolge Nahrungsverteilung zur Verfügung steht und also eine kollektive Sache ist.

Der Winter ist der Robbe mit strengen Teilungsvorschriften unter nicht-verwandten Mitgliedern eines großen Camps, das Freund und Feind vereint, zugeordnet, der Frühling ist ebenfalls die Zeit der Robbe, aber mit gelockerten Vorschriften und verkleinerten Camps mit verwandten und nicht-verwandten Mitgliedern, die aufgrund von Neigung koresidieren, der Sommer ist die Zeit des Lachsfanges mit verwandten Lagergenossen und unscharfen Teilungsregeln, der frühe Herbst vereint an den Karibuplätzen eine oder mehrere erweiterte Familien mit ebenfalls uneinheitlichen Regeln, und ein allfälliger Forellenfang im Herbst steht im Zeichen der erweiterten Familie.
Das hochwinterliche Fleischverteilungsystem überwindet die Barriere zwischen koresidierenden Familiengruppen, weil es den Jäger verpflichtet, seine Beute mit mehreren, jedoch höchstens zwölf Männern zu teilen, die mit ihm in einer genau festgelegten, aber in Bezug auf den wechselseitig abzugebenden Robbenteil jeweils verschiedenen Austauschbeziehung stehen. Ein definierter 13. und ein 14.Teil geht zum einen an die Kinder des Lagers, zum anderen an den Harpunier selbst (BALIKCI 1970:134-35; DAMAS 1972:228).
Die Quellen geben nicht eindeutig Auskunft darüber, ob mit den 14 Teilen des *niqaiturasuaktut*-Systems tatsächlich das komplette Beutetier „abgedeckt“ ist (ausgenommen jene reduzierten Portionen der definierten Teile, die an mögliche Substitutspartner gehen), oder ob in der Einheit des Jägers und für sonstige Empfänger noch etwas übrig bleibt. Bei BALIKCI (1964:37, 1970:135) und DAMAS (1972:228), die sich beide auf Van de Velde beziehen, ist davon die Rede, daß der Jäger nichts außer einige

minderwertige Teile und die Haut bekommt, was dem 14.definierten Teil entspricht. RASMUSSEN, der auch bemerkt, daß der Schütze bezüglich Fleisch leer ausgeht, weist explizit auf die Notwendigkeit einer nicht komplett vorverteilten Beute hin, um auch unbenannte Lagergenossen bedenken zu können (1931:164). Würde tatsächlich die ganze Robbe für das Teilungssystem gebraucht und, gesetzt den - offenbar nur theoretischen – Fall, alle zwölf Teilungskameraden wären anwesend und bekämen ihren rechtmäßigen Teil, bliebe für andere Personen, denen gegenüber keine formalen, aber moralische Verpflichtungen bestehen, nichts mehr übrig.

Aus der engeren Sicht des erfolgreichen Jägers bzw. seiner Einheit ist es wiederum zweitrangig, ob er in diesem reziproken System viele Anteile abgeben muß, aber auch ebenso viele Anteile bekommt, also häufig Gebender und Empfänger ist, oder ob er von seinen Fang weit mehr als den definierten Jägeranteil behält, dafür aber nur gelegentlich Empfänger eines Anteiles ist. Für den Jäger ist die erste Variante der vielen Anteile sogar besser, weil auf diese Weise, über die Zeit gesehen, eine gleichmäßigere Fleischversorgung gegeben ist. [135] Die allgemeine Regel: Besser für alle im Lager gleichmäßig wenig, als für einige viel und für einige gar nichts, sollte auch hier die Norm sein. „The various systems of sharing ... served to help insure survival when a minimal amount of food was available. They also worked toward evening highly unequal possession of food in better times.“ (DAMAS 1972:236) In der Tat dürften in der Praxis auch andere Personenkreise profitieren, die im Netzwerk des *niqaiturasuaktut*-Systems durch den Rost fallen würden. Ob etwas zum Verteilen oder Verschenken übrig ist, weil das Teilungskameradensystem nicht ausgeschöpft ist, oder weil die Robbenbeute von Haus aus nicht zur Gänze dem System zugeführt wird, konnte nicht eruiert werden und ist prinzipiell zweitrangig, weil diese sonstigen Personen gewissermaßen in einer zweiten Welle bedacht werden können, indem sie von der Familie des Jägers, die Fleisch über seine Partnerschaft erhalten hat, Nahrungsgeschenke bekommen, so wie dies auch außerhalb der Robbenzeit der Fall ist.

Das Fleischteilungssystem läuft offenbar auch auf eine Egalisierung zwischen gutem, fleißigen und schlechtem Jäger hinaus, wenn die Annahme stimmt, daß dem Schützen nur der geringere Teil seiner Beute (s. oben) bleibt.

System und Norm

Von einem Verteilungssystem kann man nur in Bezug auf die Robbe sprechen. Das System ist außerhalb nahe verwandter Personen in Kraft. Es basiert auf Regeln, die Männerpaare dauerhaft aneinander bindet, die terminologisch identifizierbar sind, was die Bedeutung dieser Einrichtung widerspiegelt. Jeder Jäger hat mehrere dieser Paarbeziehungen, die in Summe das Lager netzwerkartig durchziehen. Jede dieser maximal zwölf Beziehungen ist mit einem bestimmten Fleischteil der Robbe assoziiert. Nur dieser Teil geht vom erfolgreichen Jäger an den diesem bestimmten Teil zugeordneten Partner und vice versa. Genau die Robbenteile, die in diesem System verpflichtend abgegeben werden, werden

auch empfangen. Da nur nicht-verwandte Jäger eingebunden sind, kann ein Nahrungsausgleich quer durch das Lager erfolgen, denn die Abgabepflichten berühren nur Lagerbewohner. Zur Wahrung der Kontinuität und zur Bestandssicherung dieser Institution werden abwesende und verstorbene Partner ersetzt und kann eine Partnerschaft von zwei Vätern auf ihre Söhne übertragen werden.

Alle sonstigen Leistungen, die einen Nahrungsausgleich zwischen Individuen herstellen, sind eher als soziale Normen zu sehen, denn es ist kein ausgefeiltes System dahinter zu erkennen, und es existieren offenbar keine einheitlichen Regelungen. Hier gilt das Prinzip, das beim Robbenteilungssystem der Tauschpartner nicht zu erkennen ist, daß Regeln, soweit vorhanden, in Zeiten der Knappheit verstärkt Gültigkeit haben. Hierzu gehört nicht nur, an einem erlegten Karibu die ganze Lokalgruppe partizipieren zu lassen, Personen im Camp außerhalb des Rahmens der erweiterten Familie bei Bedarf mit Geschenken zu bedenken, und enge Verwandte in den Genuß von Anteilen kommen zu lassen, wenn sie kein Jagdglück hatten (s. BALIKCI 1964:33-34; RASMUSSEN 1931:173). Gemeinsame Mahlzeiten, ob mit Vorräten oder frisch gefangener Kost, über das ganz Lager hinweg, im Zeremonialiglu oder vor dem Zelt sind öffentliche Veranstaltungen und Ausdruck guter Versorgung.

> „During my visit here I went from tent to tent and partook of the ‚public' meals that are eaten several times a day. At a time like this, when food was easily procured, all meals were common ones." (RASMUSSEN 1931:51)

Auch im Wintercamp werden Normen und moralische Verpflichtungen dieser Art erfüllt. Die Fleischanteile werden somit auch innerhalb der erweiterten Familie verteilt, was aber keinen Gegensatz zu dieser Gruppierung als der kleinsten Distributionseinheit darstellt. Die erweiterte Familie, die durchaus 20 Personen umfassen kann, ist nicht zwangsläufig stets eine Konsumationseinheit im praktischen Sinn von Tischgemeinschaft. Sie umfaßt mehrere Zelte spr. Haushalte, die bis zu einem gewissen Grad selbständig agieren, so auch gelegentlich beim Nahrungsverzehr. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Großteil der Fleischportion zum „food boss" wandert, der alle erhaltenen Fleischportionen für kommensale Mahle der ganzen erweiterten Familie verwendet (s. BALIKCI 1964:37, 1970:118-19; DAMAS 1972:237). Im Winterlager ist es analog vorstellbar, daß die Frau, die den Partneranteil ihres Mannes in Empfang nimmt, diesen zwischen den Kernfamiliensegmenten ihrer/seiner erweiterten Familie weiterverteilt. Die intrafamiliäre Nahrungsverteilung hat den Charakter einer Redistribution. Die Kontrolle ausübende Person, gleichzeitig zentrale Sammelstelle ist die Frau des *inhumataq*, des informellen Führers der beschränkten *ilagiit*, die eine Gleichverteilung herbeiführt.

Für regelwidriges Verhalten treten keine normierten Sanktionen in Kraft, es sind vor allem verbale Reaktionen, die den Abweichler treffen. Trotzdem die Regel besagt, jeder Mann, der körperlich dazu in der Lage ist, solle seinen Beitrag zur Jagd leisten, gibt es den notorisch faulen Jäger (*nuniurut*), dem es nicht an Fähigkeiten, sondern am Willen mangelt. Er wird mit Verleumdung und Ächtung bedacht, offene Feindseligkeit wird mitunter durch eine soziale Position (Schamane) verhindert, von der Nahrungsverteilung scheint er ausgeschlossen zu sein.

> „While the temporarily disabled hunter was generally helped with gifts of food, nobody liked sharing with the *nuniurut*." (BALIKCI 1970:176)

Es ist primär die öffentliche Meinung, die asoziales Verhalten kontrolliert.

> „... it is apparent that enforcement of sharing procedures did not rest on supernatural sanctions but rather on the force of public opinion." (DAMAS 1972:236)

Vom Schamanen Higak, der ein Dieb, ein schlechter Jäger und faul obendrein ist, heißt es, daß er von niemandem Nahrung bekommt, seine Schutzgeister sind aber gefürchtet, daher hat sein Verhalten keine weiteren Konsequenzen. Diebstahl kommt innerhalb des Camps nicht vor (BALIKCI 1970:177-79). Bringt eine Person aufgrund ihres aggressiven Verhaltens und Mißachtung der Gemeinschaftsinteressen (keine Teilnahme an Produktion und Distribution) das soziale Gefüge eines Camps in Gefahr, reagiert die Gemeinschaft zumindest mit Klatsch, Verspottung und Verhöhnung, im äußersten Fall mit der Tötung des Abweichlers, durchaus auch innerhalb der näheren Verwandtschaft (1970:185-93).

RESSOURCENKONTROLLE

Wenn Risiko sich per definitionem auf Ertragsschwankungen und Ertragsausfälle bezieht (CASHDAN 1985, 1990; KELLY 1995; WIESSNER 1977, 1982b), individuell oder lokal, dann ist der Versuch zu erwarten, diese Fluktuationen klein zu halten oder zu unterbinden, was die eine oder andere praktische Maßnahme zur Anregung des Pflanzenwachstums bedeuten kann (WIESSNER 1982b), Maßnahmen, die bei Jägern nicht und bei Sammlern kaum ins Gewicht fallen. Ungleich mehr zählen rituelle und magische Praktiken und die Befolgung von Taburegeln, um das regelmäßige und ausreichende Vorkommen von Tieren und Pflanzen sicherzustellen.

Die spezifische Situation des Netsilik-Habitates erlaubt keine praktischen Maßnahmen, die auf eine Steuerung und Kontrolle des Ressourcenangebotes hinauslaufen. Wild ist ebensowenig kontrollierbar wie migrierender Fisch und Meerestiere. Die einzige Verhaltensregel ist, keine maßlose Ausbeutung zu betreiben und eine Vergeudung wichtiger Rohstoffe hintanzuhalten (BALIKCI 1970:176).

Wesentlich mehr Bedeutung hat im kognitiven Bereich die Gewährleistung des Ressourcenflusses durch Einhaltung von Tabuvorschriften und Ritualen. Auch hier gilt, wie bei der Nahrungsverteilung, daß die mehr oder weniger rigide Handhabung der Praktiken mit dem Stellenwert einer Ressource und dem saisonalen Versorgungsdruck einhergeht. Die Regeln laufen allesamt darauf hinaus, die unsterbliche Tierseele nicht zu verletzen (BALIKCI 1970:55, 79; RASMUSSEN 1931:166-80), ihr im Gegenteil zu schmeicheln, indem viel Aufhebens um ein getötetes Tier gemacht wird, und schließlich, durch Separierung von Beschäftigungen mit verschiedenen Ressourcenarten den einzigartigen Stellenwert einer Art im Verhältnis zu anderen Arten zu hervorzukehren.
Die Seele eines Tieres ist immer lebendig, egal, ob sie im Körper eines toten oder lebenden Tieres wohnt. Die sensible Seele, allen voran die Karibuseele, darf nicht durch „schlechte" Behandlung beleidigt werden. Dazu zählt die Bearbeitung des Felles mit scharfen Gegenständen wir Schaber und Nähnadel, die vor allem dann nicht opportun ist, wenn noch zahlreiche Artgenossen im Land sind, die ebenfalls beleidigt wären und sich dem Gefangen-werden entziehen könnten. Also muß die Fangsaison beendet sein, um die Karibuhäute gerben und zu neuen Kleidern verarbeiten zu können. Weil dabei scharfe Werkzeuge zum Einsatz kommen, versteht sich das Verbot der Karibujagd von selbst.
Das Fleisch vom Karibu wird fast nur roh verzehrt, weil es seiner Seele mißfällt, Energie zum Betreiben eines Feuers aus seinen Knochen oder seinem Futter, also Buschwerk und Heu zu gewinnen (s. RASMUSSEN 1931:181).
Auch die Robbenseele ist dem Glauben nach unsterblich, der Körper vergänglich, daher kann das Tier immer wieder gefangen und gegessen werden, solange die Seele unbeschadet ist. Wenn alle Tabus sorgfältig eingehalten werden, kommt ein und dieselbe Robbe, jeweils inkarniert, immer wieder zum selben Jäger und läßt sich fangen. [136] Eine getötete Robbe, die in die Schneehütte gebracht wird, muß respektvoll behandelt werden, muß auf frischen, sauberen Schnee gelegt werden, den noch keine Frau betreten hat. Der achtsame Jäger gibt der toten Robbe zu trinken, denn dieses Tier hat immer Durst und hat sich vielleicht nur fangen lassen, um zu trinken zu bekommen, sagt man. Die Robbe läßt sich gern von Leuten fangen, die getötete Artgenossen gut umsorgt haben und ihnen Respekt zollten. Indifferenz ist ihnen zuwider. Die Robben folgen den Menschen, die sie gut behandeln. Dazu werden bei Abbruch des Lagers die Schädel in einer Linie in den Schnee gelegt, die so ausgerichtet ist, daß sie in die Richtung des neuen Lagerplatzes zeigt. Auf diese Weise folgen die wohlgesinnten Robben den Menschen und lassen sich wieder fangen (RASMUSSEN 1931:34, 39, 169). Rituelle Handlungen, die in Zusammenhang mit der Wahrung des Ressourcenflusses stehen, betreffen primär die Robbe (vgl. RASMUSSEN 1931:45, 159, 168f.).

Land und Meer werden als Gegensatz gesehen, landgebundene und maritime Arten stellen Konkurrenten dar, daher dürfen Karibu und Robbe nur im Frühling simultan gefangen

werden, wenn auch andere Arten in Fülle vorhanden sind. Das schließt bei strenger Auslegung, also im Hochwinter, auch Genuß und Bearbeitung ein, d.h. Karibufleisch, ebenso die Süßwasserforelle, darf nicht am gleichen Tag wie Robbenfleisch verzehrt werden, und Karibuhäute dürfen nicht bearbeitet werden (s. RASMUSSEN 1931:179-86). Auf der anderen Seite darf am Steindamm, dem Fangplatz der Lachsforelle, die eine maritime Art ist, nur beschränkt mit Karibus und Karibuobjekten hantiert werden: Es darf keinerlei Näharbeit in unmittelbarer Nähe des Fischfangplatzes verrichtet werden; der Karibuschädel, der keiner weiteren Verwendung zugeführt wird, darf nur in ein Gewässer versenkt werden, in dem kein Fischfang stattfindet; Markknochen dürfen nicht gebrochen werden (s. BALIKCI 1970:36, 224; RASMUSSEN 1931:67, 1946:142-43, 186-87). Die Maßnahme in Bezug auf den Schädel könnte auch damit in Verbindung stehen, daß die Seele im Kopf wohnt und nicht durch das Zusammentreffen mit Fischen verletzt werden soll. Im hochwinterlichen Lager ist es nicht angemessen, sich der Arbeit des Nähens, der Stein-, Holz- oder Eisenbearbeitung zu widmen. Offenbar soll alle tätige Aufmerksamkeit der Robbe zuteil werden. Die Bearbeitung von Robbenfellen und –häuten muß vor dem Gang auf das Festland abgeschlossen sein (RASMUSSEN 1931:55).

Ein anderer Komplex von Vorschriften betrifft die Unreinheit schwangerer und menstruierender Frauen, die das Jagdglück der Jäger beeinträchtigen. Sie haben sich von den heiligen Plätzen, und als solche gelten die maßgeblichen Lokationen konzentrierten Ressourcenangebotes, fernzuhalten (RASMUSSEN 1931:173, 182, 186).

Tabuvorschriften müssen nicht zwangläufig als abgehobene Kategorie von Regeln begriffen werden, sie können mit rationalen Motiven einhergehen, was am Jagdverbot während der Nähperiode dargelegt werden soll. Bekanntlich ist dieser Tätigkeit eine Zeitspanne im Herbst gewidmet, die jedenfalls zwischen Karibuhauptjagd und Robbenfang angesiedelt ist, innerhalb dieser Spanne bestehen regionale Abweichungen durch Fischfang (s. BALIKCI 1970:48-55; RASMUSSEN 1931:142). Regional verschieden, so wie auch die Ressourcen regional variieren, findet die Näharbeit dann statt, wenn die Karibus außer Landes sind und keine anderen Nahrungsträger zur Verfügung stehen, und dann, wenn die Karibuhäute, die hier zugerichtet und verarbeitet werden, abgetrocknet sind. Kein anderer Zeitraum wäre für diesen unerläßlichen Produktionsprozeß geeigneter, dessen Resultat vor der großen Kälte bereit sein muß.

Tabubrüche, deren Folge das Ausbleiben der Tiere sein kann, müssen vom Missetäter eingestanden werden. Erst danach kann nach BALIKCI (1970:229) die Situation durch Intervention eines Schamanen verbessert werden.

ZUSAMMENFASSUNG

Mit nur drei oder vier Ressourcen, den Festlandressourcen Karibu, Lachs und allenfalls Moschusochs, sowie mit der Robbe, die auf dem zugefrorenen Meer gefangen wird, muß die Versorgung mit Nahrung, Kleidung und Wärmeenergie sichergestellt werden. Alle anderen potentiellen Nahrungsträger spielen entweder eine völlig untergeordnete Rolle, wie das Einsammeln von Beerenfrüchten, oder sie sind unverläßlich und werden nicht systematisch gejagt wie Bären, Schneehühner und andere Vogelartige. Arktischer Dorsch als Substitut für die Robbe steht nur lokal zur Verfügung. Die Primärressourcen erscheinen verläßlich, geringe Dichte kann bis zu einem gewissen Grad mit erhöhtem Beschaffungsaufwand durch vergrößertes Zeitinvestment wettgemacht werden. Temporäre Konzentrationen von Karibu im Herbst und Lachs im Juli, vor allem aber im August sind fixer Bestandteil des Produktionszyklus in Hinblick auf die Anlage von Vorräten. Der Zugang zur Winterressource Robbe kann durch verspätete Eisbildung sowie durch Schneestürme kritisch gestört sein.

Die Bedingungen für Reproduktion, Produktion, Nahrungsdistribution und subjektives Sicherheitsempfinden lassen sich an drei Säulen des sozialen Systems illustrieren. Die bilaterale Kindred (*ilagiit*) als egozentrierte Verwandtschaftskategorie umfaßt im gesamten Territorium verstreute Personen, unabhängig von persönlicher Bekanntschaft, die auch Affinale näheren Grades einschließt. Unbekannten Personen, die nicht dieser Kategorie zurechenbar sind, wird mit Mißtrauen begegnet, sie können sich keiner Unterstützung gewiß sein.

Die erweiterte Familie (*ilagiit nangminariit*) aus Vater und verheirateten Söhnen, aus verheirateten Brüdern, gelegentlich aus Schwägern, ist der engere Kreis von *ilagiit* und gilt als zentrale ökonomische Einheit. Heiratskandidatinnen werden aus der Kindred gewählt, präferiert sind Parallel- und Kreuzkusinen näheren Grades, die Idealpartnerin ist eine Kusine ersten Grades. Vorgeburtliche Verlobung und Kindesverlobung liegen in den Händen von Mutter und Großmutter und sollen dem Sohn/Enkel möglichst frühzeitig eine Partnerin sichern, die zu finden infolge Frauenmangels schwierig ist. Brautpreis oder Brautdienst wird nicht geleistet, weil diese „Bezahlung“ zwischen Verwandten als unangebracht erachtet wird (DAMAS 1975:410). Die Maritalresidenz ist viripatrilokal, jedoch begibt sich ein genealogisch isolierter Mann ohne enge männliche Konsanguinale an den Ort und zur Familie der Frau. Polygame Verbindungen sind selten und temporär, Partnerwechsel findet häufig statt.

Die Netsilik-Gesellschaft ist zu 95 Prozent endogam, da interethnische Ehen, wie interethnische Kontakte generell, minimiert sind, wofür Mißtrauen gegenüber Fremden, geringe Bevölkerungsdichte (eine Person pro 30 Quadratkilometer) und Isolation durch

schwierige Überwindung großer Entfernungen verantwortlich sind. Die regionale „band“ muß als agam bezeichnet werden, weil weder Exogamie noch Endogamie überwiegen. Zutreffend ist das Vorhandensein von Verwandtschaftsendogamie.
Adoption und Infantizid sind intrafamiliäre Regulierungspraktiken, mit der Adoption eines Kindes wird ein zukünftiger Versorger ins Haus geholt.
Die dritte Säule sind dyadische reziproke Partnerschaften zwischen Männern, die nicht- oder entfernt verwandt sind. Sie schaffen ein zweites Beziehungsnetz über die verwandtschaftlichen Bindungen hinaus und können als Institutionen mit rekreativen, spannungsabbauenden und ökonomischen Funktionen verstanden werden. Neben Frauentausch-, Scherz- und Singpartnerschaften existieren Dyaden der Fleischteilung, die nur im Winter im Robbenfanglager aktiviert werden. Über sie wird die lagerweite Verteilung der Robbenbeute geregelt, die dem Muster verzögerter, „ausgeglichener“ Reziprozität folgt. Ein Jäger hat mehrere Partner, deren jeder ein bestimmtes Stück Robbenfleisch seines Fanges erhält, genau jenes, das der Jäger im umgekehrten Fall empfängt, wenn ein bestimmter Partner seinerseits eine Robbe erlegt.
Konsanguinale Bindungen, kollateral oder linear, dominieren gegenüber Affinalbeziehungen; beide zusammen erscheinen als tragfähigste soziale Strukturen mit ausgeprägter Solidarität. Die Kategorie der Nicht-Verwandten wird durch Partnerschaften eingebunden.

Die Ressourcengewinnung wird durch keinerlei Einschränkungen in der Art von Nutzungsvorrechten behindert. Territorialansprüche sind unbekannt, selbst permanente Fangeinrichtungen wie Lachssperren, künstliche Karibuquerungsstellen und Sichtschutzvorrichtungen zur Karibujagd sind jedermann zugänglich. Lediglich die Steinkammern, die an den Damm im Fluß angebaut sind, gehören bestimmten Familien und sind von der allgemeinen Nutzung ausgeschlossen. Jene Gruppe, die zuerst am Fangplatz eintrifft und die Anlage instandsetzt, hat keine Vorrechte gegenüber Nachkommenden.
Jede Region hat eine Anzahl attraktiver Lachsfangplätze und Karibuschwemmstellen. Eine grobe Vorentscheidung über die Routenwahl der einzelnen Familiengruppen wird bereits im großen Winterlager oder im Frühling gefällt, was einer Verteilung der Lokalgruppen auf verschiedene Areale gleichkommt und Nahrungskonkurrenz an einem Standort vorbeugt. Auf dem Meereseis bewegt sich jede Gruppe mit ihren Tranvorräten auf jenen Küstenabschnitt zu, hinter dem sie den Sommer verbringen wird. Weite Überlandwanderungen sind in der frostfreien Periode wegen des morastigen Bodens und fehlender Transporteinrichtungen mühsam.

Die kurzen Perioden drei bis vier mal im Jahr, die eine intensive Produktion über den unmittelbaren Bedarf hinaus zulassen, dienen in erster Linie der Vorratswirtschaft. Sobald

große Quantitäten erwirtschaftet werden können, wird der Überschuß der Speicherung zugeführt. Die Gütergewinnung erfolgt in Intervallen, d.h. Angebotsspitzen wechseln sich mit bescheidenen Erträgen ab. Die Robbenjagd im Frühjahr ist geeignet, Tranvorräte für den kommenden Herbst beiseitezustellen, Lachserträge werden bei jeder Gelegenheit, die den kurzfristigen Bedarf übersteigt, aufgespeichert; insbesondere im August, wenn der Lachs vom Meer aufsteigt, können große Quantitäten an den Steindämmen erwirtschaftet werden. Mit der Karibujagd an den Querungsstellen im September werden weitere Vorratsspeicher gefüllt. Ab diesem Zeitpunkt kann abgesehen von Eislochfischfang mit keinen nennenswerten Erträgen mehr gerechnet werden. Die Vorräte überbrücken daher vor allem den Herbst bis zum Einsetzen der Robbenjagd.

Die erweiterten Familien als Produktions- und Distributionseinheiten zu Lande fusionieren sich auf dem Meereseis zu einer großen Produktionseinheit; die Nahrungsverteilung folgt jeweils anderen Regeln, an Land angebotsorientiert und generalisiert, im großen Winterlager ausschließlich „ausgeglichen“.
Für die Verteilung der Güter sind verschiedene Gesichtspunkte zu berücksichtigen: die Art und Weise der Produktion, die personelle Zusammensetzung des Lagers und die Angebotssituation. Generell gilt, je geringer Angebot und Ertrag sind, desto eher werden über den Rahmen der erweiterten Familie hinaus die Mitglieder der Lokalgruppe berücksichtigt. Besteht das Lager aus einer Verwandtschaftsgruppe in Form einer erweiterten Familie, gilt sie als Produktions- und Distributionseinheit, egal, ob das Karibu und der Moschusochs von einem einzelnen Jäger der Familie erlegt wurden, das Karibu kooperativ an der Querungsstelle erbeutet wurde die Forellen oder Lachse mit Harpune, Haken oder Speer individuell gefischt wurden oder am Steindamm in gemeinsamer Arbeit erworben wurden. Alle Erträge verbleiben im Familienverband und kommen allen Mitgliedern gleichmäßig zugute, entweder unmittelbar oder durch Nutzung der gemeinschaftlich angelegten Vorratsspeicher. Assoziierte nicht-verwandte unproduktive Personen erhalten Geschenke in ausreichender Menge.
Vorratsspeicher befinden sich im Besitz erweiterter Familien, der Inhalt kommt den Besitzern zugute. Im Wintercamp entspricht es den guten Sitten, alle Lagerbewohner an Vorräten, die mit dem Schlitten vom Speicher geholt wurden, im Rahmen eines Festmahles oder durch Abgabe kleiner Portionen partizipieren zu lassen.
Die Verteilung der Robbe im großen Wintercamp folgt hoch formalisierten Regeln. Über dyadische Partnerschaften zwischen nicht-verwandten Jägern kommt eine erlegte Robbe zumindest der Anzahl von Familien im Lager zugute, die der Zahl der Tauschpartner des Schützen entspricht.

Es gereicht dem Jäger zur Ehre, Güter zum Verteilen anbieten zu können. Um sich dieses Zustandes oftmals zu erfreuen, muß es ihm angelegen sein, sein Verhalten den vielzähligen

Regeln und Tabus anzupassen, in deren Zentrum die Versicherung des Wohlwollens der unsterblichen Tierseele steht. Das Interesse an der Einhaltung der Regeln muß im Hinblick auf die Folgen für die Gruppe und die Gesellschaft insgesamt gesehen werden. Bleiben die Tiere aufgrund von Regelmißachtung aus, hat das nicht nur Auswirkungen auf die Missetäter. Es stehen weniger Güter und Nahrung zur Verfügung, weil sich die Tiere zurückziehen und weil der Missetäter seinen Teilungsverpflichtungen nicht nachkommen kann. Diese wechselseitige Abhängigkeit und Gebundenheit, neben Eigeninteresse, ist es, die Tabuverletzungen in Bezug auf die freundlich gesinnte Tierseele hintanhält. Aus dieser Abhängigkeit ist eine gegenseitige Kontrolle zur Einhaltung der Vorschriften naheliegend.

Die Netsilik als Jäger lassen die Rolle der Frauen auf den ersten Blick nachgereiht erscheinen, ein Zerrbild, das einer Korrektur bedarf, weil die Frauen in jeder Stufe des wirtschaftlichen Prozesses und darüber hinaus entscheidende Beiträge leisten, zum einen als Kooperationspartner, zum anderen als Entscheidungsträgerinnen. Ihre Aufgabe ist nicht nur die Produktion spr. Weiterverarbeitung der gewonnenen Güter, indem sie Lachs und Fleisch der Speicherung zuführen und die Felle zu Kleidung verarbeiten. Sie beteiligen sich beim kooperativen Lachsfang, fungieren als Treiberinnen bei der kommunalen Karibujagd und besetzen Atemlöcher beim Robbenfang im Frühjahr. Wenn die Lokalgruppe klein ist, wird ein kooperatives Jagd- und Fangunternehmen mit Frauen ergänzt, soweit dies im Rahmen von Tabuvorschriften erlaubt ist.
Innerhalb der Familie scheint es, als würden sie über Adoption und Infantizid entscheiden. Die Mutter betreibt die aktive Suche nach einer Frau für den kindlichen Sohn. Die Frau des *inhumataq* bzw. die Mutter des Jägers spielt eine gewichtige Rolle bei der Bestimmung der Fleischteilungspartner, nicht die Ehefrau. Neben der Altersautorität hat sie den Vorteil großer Erfahrung, sie kennt vermutlich die meisten anderen Lagerbewohner und ihre Verhältnisse. Sie legt fest, wer als Partner in Frage kommt, sowohl die zukünftigen für den kindlichen Sohn als auch jene, die der erwachsene, aktive Sohn als Ersatzpartner für abwesende Originalpartner erhält (vgl. BALIKCI 1964:37). Intrafamiliär fällt ihr außerdem die Aufgabe der Nahrungsredistribution an die Kernfamilien der Distributionseinheit zu, und schließlich ist der Akt der Übergabe der Robbenfleischanteile Sache der Frauen. Die Fleischtransaktion durch Frauenhände kann zusätzlich als konfliktvermeidende Maßnahme aufgefaßt werden.
Kurz gesagt haben ältere Frauen ausgedehnte Entscheidungsbefugnisse und erfüllen organisatorische Aufgaben, jüngere Frauen beteiligen sich an kooperativen Beschaffungsaktivitäten.

SELK‘NAM

RISIKOQUELLEN UND ÖKOLOGISCHER KONTEXT

Die zum Pazifik hin orientierten Regionen im Süden und Westen der Großen Insel waren nahezu undurchdringlich dicht bewaldet, teilweise bis an die Küste heran, daher war der Lebensraum weitgehend auf die sandigen und felsigen Küstenstriche begrenzt. Dafür waren diese Küstengebiete mit außerordentlich reicher aquatischer Fauna gesegnet, insbesondere mit Meeressäugetieren und Schalentieren. Das waren die Territorien von Yamana und Alakaluf als Kanufahrer. Der dem Atlantik zugewandte Osten und Norden der Isla Grande zeichnete sich vor allem durch reichliche Wildvorkommen, Nagetiere und eine vielfältige Vogelwelt aus und bot den Selk’nam eine geeignete Subsistenzgrundlage (CHAPMAN 1982:17-18).
Als gänzlich festlandorientierte Gesellschaft sind den Selk’nam, im Gegensatz zu Yamana und Alakaluf, nur jene marinen Ressourcen zugänglich, die sich an Land begeben oder sich bei Ebbe am Strand finden. Wenngleich das Guanaco als Primärressource der Selk’nam gilt, nicht nur quantitativ, sondern auch als kulinarisch präferiertes Lebensmittel, mißt Chapman dem Stellenwert mariner Ressourcen größere Bedeutung bei als Gusinde, insbesondere für die nördlichen Selk’nam und für die Haus. [137] Da es keiner besonderen Methode und Ausrüstung bedurfte, dieser Meerestiere an der Küste habhaft zu werden, ist es naheliegend, sie nicht links liegenzulassen. Bogen und Pfeil, der kleine Fischspeer, ein Holzknüppel bzw. Seelöwenspeer und Harpune bei den Haus (Übernahmen der Yamana) wurden fakultativ zum Robbenjagd verwendet (GUSINDE 1931:244-46, 279). Auch GUSINDE blieben die regionalen Unterschiede der Inselfauna nicht verborgen, wenn er angibt, daß „die Haus ... sich im allgemeinen mehr an Seetiere, die Südleute fast ganz ans Guanaco, die Nordleute (sich) an Cururos und Vögel (hielten).“ (1931:297)

Lothrop (in COOPER 1946:108) erstellt eine Rangskala, ohne sich in quantitativen oder prozentuellen Bewertungen zu ergehen, über den relativen Stellenwert einzelner Nahrungsträger für die Selk’nam insgesamt, wodurch regionale Unterschiede unberücksichtigt bleiben. Das Guanaco nimmt mit Abstand den ersten Platz ein, danach folgen vier Spezies von Gänsen, sowie Fuchs und Aal, an dritter Stelle stehen Kormoran

und Muscheln. Schließlich werden Tucotuco, vier Robbenarten, Wal, Schnecken, Krabben, fünf Spezies von Enten, verschiedene Pilze und Schwämme, drei Beerenarten, sowie Grassamen angeführt. Außer Frage steht die Dominanz des Guanaco als Hauptressource, sowohl als Nahrungsmittel als auch als Rohstofflieferant. Seine Vorrangstellung gründet auf Größe, Verläßlichkeit und Verbreitung über die ganze Insel. Diese drei Attribute treffen auf keine andere Art zu, die allesamt regional und saisonal begrenzt sind oder gar nur punktuell anzutreffen sind. Zwei Ausnahmen verdienen Erwähnung. Das Tucotuco erscheint unterbewertet; es ist neben dem Guanaco das zweite wichtige Grundnahrungsmittel des Nordens, ist hier nahezu flächendeckend ganzjährig zu finden und gewinnt seine Attraktivität durch die große Zahl (vgl. BRIDGES 1988:452-53). Auf den großen Fuchs, obwohl zahlreich und ständig verfügbar, wird als Fleischlieferant nur im Bedarfsfall zurückgegriffen, er gilt in erster Linie als Pelztier, daher ist er ungerechtfertigt herausgehoben (vgl. BRIDGES 1988:149-50, 446-47).
Für den von Selk'nam und Haus bewohnten Teil der Isla Grande können hinsichtlich Nahrungsträger drei Abschnitte bestimmt werden. Die Inlandbewohner des gewässerreichen Südens stützen sich auf Guanaco und Wildvögel, die Inlandbewohner des Nordens auf Guanaco, Tucotuco, Cururo und Wildvögel, in den Distrikten mit Zugang zum Meer stehen zusätzlich Schalentiere, lokal begrenzt Meeressäuger und der Kormoran zur Verfügung (vgl. STUART 1977:259). Die Erträge aus Fischfang dürften an den Küsten größer gewesen sein als im Hinterland, zumal die Fangmethode auf Flachwasser abgestellt war. Diese Subsistenzzonen hatten saisonal unterschiedliche Qualität, die Vielfalt war im Winter geringer als in den wärmeren Jahreszeiten. Vor allem mußte auf Vögel, mit Ausnahme der Strandvögel, verzichtet werden.

Hungerperioden sollten sich auf den Winter beschränken, wenn er außergewöhnlich kalt ist und lange andauert, wenn hoher Schnee und Schneefall eine Behinderung für die Beweglichkeit des Jägers darstellen. Generell war der verwertbare faunale, weniger der florale Bestand quantitativ reichhaltig, vor allem kann die Versorgung mit tierischem Protein als sicher eingestuft werden (vgl. CHAPMAN 1982:26). Für Gusinde ist Hunger als lebensbedrohende Erscheinung überhaupt kein Thema, keine einzige diesbezügliche Erwähnung findet sich in seiner monumentalen Monographie. Der Winter gilt allgemein, nicht nur in Hinblick auf extreme Wetterlagen, als die Saison mit dem vergleichsweise größeren Ernährungsrisiko, was mit der eingeschränkten Artenvielfalt (kaum Vögel, keine Vegetabilien) zu tun hat (vgl. BRIDGES 1988, CHAPMAN 1982, STUART 1977). Nur GUSINDE argumentiert völlig konträr. Ihm gilt der Winter im Südteil der Insel als die Phase mit der besseren Nahrungsbasis, als die Phase, die zur Abhaltung der großen, Monate dauernden Hain-Feste geeignet war, anders als im Norden; dort wurde dieses Ereignis bevorzugt im Sommer anberaumt (1931:821). [138]

Drei Indizien sprechen in der Tat für eine relativ stabile ökonomische Basis. 1. Ressourcenverfügbarkeit: Der insulare Charakter des Territoriums verhindert die Migration des Guanaco, es ist eine verläßliche Spezies und ganzjährig vorhanden. 2. Keine Vorratswirtschaft: Die Produktion von Nahrungsvorräten wird nicht systematisch durchgeführt. 3. Große institutionalisierte Gruppenkonzentrationen (Hain-Zeremonie) ohne vorbereitend angelegte Vorräte bleiben über Monate aufrecht. Die genannten Faktoren deuten auf ständige Erreichbarkeit natürlich gebundener Ressourcen hin.

Welche Subsistenzrisiken lassen sich aus dem vorliegenden Material ableiten? Sind in der Versorgung über die Zeit, d.h. saisonal, Probleme zu erwarten oder über den Raum, also regional? Zur Bewältigung einer ressourcenarmen Periode werden dezidiert keine Vorräte angelegt. Vor allem Gusindes Ausführungen, insbesondere in Hinblick auf die Abhaltung der großen Hain-Feste, legen nahe, daß selbst die Erträge der winterlichen Jagd nicht hinter jenen des übrigen Jahres zurückstanden, was in einer Klimaregion mit relativ ausgeprägter Saisonalität überraschend anmutet. Obwohl die Auswahl vorhandener Spezies erheblich verringert ist (s. BRIDGES 1988, CHAPMAN 1982, STUART 1977), sind die Primärressourcen Guanaco und Cururo offenbar in nahezu gleicher Dichte vorhanden. GUSINDE meint gar, das winterliche Auftreten der Guanacos in Rudeln und die bei großen Residenzeinheiten mögliche Gemeinschaftsjagd bzw. Treibjagd würde höhere Pro-Kopf-Erträge zeitigen (1931:12-13, 271-73).

CHAPMAN steht in dieser Frage auf dem Standpunkt, die erschwerte Nahrungsgewinnung im Winter spräche tendenziell für kleinere Gruppen, würde aber große Aggregate nicht ausschließen, die dann eben einen weiteren Radius für die Jagd in Kauf nähmen (1982:60).

STUART (1977:258-59, 265-67) stützt sich hier völlig auf Bridges und interpretiert dessen vage Ausführungen zur saisonalen Ressourcensituation konträr zu Gusinde. Da Bridges keinerlei Evidenzen für große winterliche Zusammenkünfte liefert, kann STUART die Kleingruppenorganisation infolge der seiner Meinung nach einzeln oder in Kleinstgruppen auftretenden Guanacos noch stärker herausstreichen. Aufgrund dieser Ressourcenbedingungen und der Erwähnung von „small hunting parties“ bei Bridges nimmt STUART ein kleinzelliges Siedlungsverhalten an. Große Zusammenkünfte im Winter schließt er aus, offenbar, weil die bei Bridges beschriebenen Hain-Aktivitäten nicht datiert sind. Dieser großzügigen Stuart’schen Interpretation, beruhend auf einer dünnen Datenlage, kann in diesem Punkt nicht gefolgt werden. Da sich der Zeitraum für die Abhaltung der Hain-Zeremonien nicht zuletzt an den Versorgungsmöglichkeiten orientiert, ist der Sommer im cururoabhängigen Norden die Zeit der Wahl und in der Region des Guanacos, im Süden, der Winter. In der Präkontaktzeit konnte die Festivität ein ganzes Jahr dauern, reichte also in die „schlechtere“ Jahreszeit hinein (vgl. GUSINDE 1931:1047).

Die genannten soziologischen und ökonomischen Faktoren zeigen doch mit einiger Deutlichkeit, daß saisonal bedingtes Ernährungsrisiko nicht augenfällig ist. Festzuhalten ist aber das reduzierte winterliche Alternativangebot. Der im Winter notwendige

Subsistenzaufwand weicht nur graduell von dem in den übrigen Jahreszeiten ab, weil die Verteilung der Hauptressourcen grosso modo über das Jahr gesehen relativ gleichbleibend ist. Das Cururo hält sich ständig in den trockenen, grasbewachsenen Zonen von Zwergbuche und sommergrüner Buche auf, das Guanaco zeigt ausgeprägt territoriales Verhalten, hat sein angestammtes Revier, innerhalb dessen es im Winter tiefergelegene und im Sommer höhergelegene Areale aufsucht, aber es verbleibt ganzjährig „in the same general area“. (vgl. BORRERO 1994:249) Diese beiden wichtigsten Arten sind ganzjährig erreichbar, und sie haben aufgrund der geringen räumlichen Fluktuation den Status großer Zuverlässigkeit. Die Verläßlichkeit des Guanaco gründet, neben seiner Territorialität, auf seinem vorhersehbaren Bewegungsmuster zwischen Bergland und Niederungen.
Dennoch müssen lokal auftretende Engpässe, von der Jahreszeit unabhängig, ins Auge gefaßt werden. Eine Jägergesellschaft, die ihr Auskommen nahezu ausschließlich mit tierischen Arten, vor allem mit Großwild bestreitet, das innerhalb seines Reviers hoch mobil ist, hat daraus zwangsläufig Unsicherheit zu gewärtigen. Auch wenn die Bewohner des Südens im Vergleich zum Norden und zur Küste auf den ersten Blick durch geringeren Spielraum bei saisonalen Nahrungsalternativen benachteiligt waren, ist kein größerer ökologischer Druck erkennbar. Mit anderen Worten: Perioden der Knappheit sind keine subterritoriale (Norden, Süden, Küste) Erscheinung, sondern müssen kleinräumig gesehen werden. Da das Jagdgebiet prinzipiell mit dem *haruwen*-Distrikt zusammenfällt, haben kleine Distrikte klarerweise eher mit Unzukömmlichkeiten aufgrund des fluktuierenden Wildbestandes zu rechnen (vgl. GUSINDE 1931:427).

Nach der Erfassung der Ressourcenbedingungen sollen nun der Stellenwert sozialer Einrichtungen, ökonomischer Verhaltensweisen und allfälliger religiöser Handlungen im Hinblick auf Risikominimierung gewichtet werden. Auf der Basis der Zugehörigkeit zu verschiedenen verwandtschaftlich-mythologisch begründeten Kategorien ergibt sich ein beträchtlicher Spielraum von Bewegungs- und Nutzungsmöglichkeiten, der jedoch auch klare Konturen spr. Grenzen durch Hemmnisse für diese Mobilitäts- und Nutzungsmöglichkeiten zeigt. In der Gewichtung des Stellenwertes spezifischer, zur Risikoreduktion geeigneter Einrichtungen steht das elaborierte Territorialverhalten im Mittelpunkt, das neben seiner mythologischen und politischen Dimension als identitätsstiftende Institution vor allem eine ökonomische Größe ist, die sich auf die Mobilität auswirkt. Auf der lokalen Ebene ist Nahrungsdistribution der tragende Faktor, überregional ist Tauschhandel ein unverzichtbarer Bestandteil der Subsistenzwirtschaft. Arbeitsteilige Strukturen treten weniger in Güterbeschaffungskooperationen als zwischen den Geschlechtern mit kaum überlappenden Tätigkeitsprofilen zutage. Die Bevorratung von Lebensmitteln spielt eine untergeordnete Rolle, ebenso der rituelle Komplex in Hinblick auf die Wahrung des Ressourcenflusses.

GRUNDLAGEN GESELLSCHAFTLICHER ORGANISATION

Auf Konsanguinalität und Affinalität beruhende Kategorien

Aska, die „enge Familie“ (CHAPMAN 1982:58), bestehend aus Mann, Frau und Kindern ist als kleinster Verband und selbständiger Haushalt über weite Strecken ökonomisch autonom lebensfähig, bedingt durch die überwiegend nicht kooperativen Jagdmethoden. De facto agiert die Nuklearfamilie in einem zumindest geringfügig größeren Rahmen, zum einen, weil sich alleinstehende Personen anschließen, seien es verwitwete Elternteile oder andere enge Verwandte, und weil Polygynie bei älteren Männern häufig geübte Praxis ist. Die Familie ist in ihrer Willensbildung völlig unabhängig und nicht verpflichtet, den Entscheidungen einer wie immer gearteten Autorität zu folgen (vgl. GUSINDE 1931:302-3, 416). Hingegen ist die intrafamiliäre Beziehung auffallend ungleich. Die Frau bzw. die Frauen haben sich unter die männliche Befehlsgewalt zu stellen, andernfalls ihnen rüde Behandlung zuteil wird, ein Verhalten, das den Mann zusteht, wie Federico, ein Informant CHAPMANs meint.

> „A man can beat his first wife. This is his right, but he should not strike his other wives because they were (usually) married before.“ (1982:62)

Als zentrale soziale Organisationskategorie erscheint die patrilineare Abstammungsgruppe, deren Mitglieder sich auf einen fiktiven Ahnen beziehen. Die Lineage definiert sich nicht nur über einen mythischen Vorfahren, sondern auch über die Eigentümerschaft an einem klar umgrenzten Gebiet. Es ist CHAPMAN (1982:54-57), die die landbesitzende Gruppe als Lineage identifiziert. Jedes Individuum, daß erstens in diesem Distrikt geboren wurde und zweitens eine genealogische Verbindung zum fiktiven bzw. zu einem realen Ahnen herzustellen vermag, gilt als zur Lineage gehörig (vgl. GUSINDE 1931:418). Die wesentlichen Strukturmerkmale der sozialen Organisation der Selk’nam-Gesellschaft laufen über die patrilineare Deszendenzgruppe. Sie ist die kleinste exogame Einheit, und sie zeichnet sich durch Viripatrilokalität aus, aber ihr primäres Charakteristikum ist der Landrechtstitel. Mit der Zugehörigkeit zur Lineage gilt für die Männer und die ausheiratenden Frauen unbeschränktes Nutzungsrecht an den Gütern des Herkunftsdistriktes, ein Recht, das unter keinen Umständen erlischt. Unabhängig von der Maritalresidenz gehören die Frauen lebenslang zu ihrer eigenen väterlichen Abstammungsdistrikt mit allen damit verbundenen Rechten.

Die Lineage als Personenverband ist durch die Grenzen ihres Distriktes lokalisiert, stellt aber normalerweise keine Residenzeinheit oder Lokalgruppe im engeren Sinne dar. GUSINDEs Terminus „Ortsgruppe“ (1931:419ff.) ist irreführend, wenn er als Entsprechung der Lokalgruppe gedeutet wird, die in Bezug auf Jäger und Sammler

allgemein die nomadisierende ökonomische Einheit darstellt. Die Lineage tritt nicht ausdrücklich als ökonomische Formation in Erscheinung, ihre Mitglieder samt angeheirateten Frauen dividieren sich in der Regel, je nach Größe eines Distriktes, in mehrere instabile Untergruppen, die ökonomisch weitgehend selbständig im Landbesitz der Lineage agieren (vgl. CHAPMAN 1982:65; GUSINDE 1931:302-3).
Die Deszendenzgruppe wird ideell durch das Wissen um einen gemeinsamen realen oder fiktiven Ahnen zusammengehalten, über diesen Ahnen als Symbolfigur leitet sich das Recht an einem bestimmten Stück Land ab. Die zweite Kohäsionskraft der Lineage erwächst aus dem legitimierten Anspruch auf ebendieses Land, auf ein elementares, materielles, nach außen hin wahrnehmbares Gut.
Die bilaterale Kindred ist ein weiter gefaßtes Aggregat als die Lineage und tritt, da ihre Zusammensetzung jeweils individuell definiert ist, nicht als organisierte Einheit in Erscheinung. Sie umfaßt kollaterale und lineare Verwandte der Vater- und Mutterseite und erreicht über die Vaterschwestern und Mutterschwestern Personenkreise außerhalb der Lineage-Distrikte, denen Vater und Mutter angehören. Der Kindred als ego-zentriertes Gefüge von Konsanguinalen können zwei Hauptfunktionen zugeschrieben werden, die Selektion von Heiratspartnern und die Erleichterung der individuellen Bewegungsfreiheit (CHAPMAN 1982:52-54). Sich außerhalb der Grenzen des eigenen Siedlungsgebietes durch die Herleitung einer Verwandtschaftsbeziehung mit einem Ansässigen einer Gegend, die aufgesucht oder durchquert werden will, identifizieren zu können, sichert freies Geleit und Beistand. Da eine Einschränkung der freie Verkehrs bereits durch die harsche Verteidigungsbereitschaft der Landbesitztümer gegeben ist, kommt die Namhaftmachung von Verwandten einer Eintritts- und Transitberechtigung gleich (vgl. CHAPMAN 1982:59f.; GUSINDE 1931:419passim).

Ungewiß ist, ob auch die Bewohner eines „Himmels“ (*sho‘on*) in tatsächlicher oder fiktiver Verwandtschaftsbeziehung zueinander standen. Jeder *haruwen*-Distrikt gehörte zu einem der drei Himmel im Selk’nam-Territorium, dem westlichen, dem nördlichen oder dem südlichen, und unter einem Himmel waren vermutlich jene Distrikte in lockerer Assoziation vereint, die geographisch einer Himmelsrichtung entsprachen. Kosmologische Vorstellungen finden im Himmelskonzept ihren Niederschlag, ein Konzept, das sich auch in der Sitzordnung der Zeremonialhütte des Hain wiederfindet. Von der Annahme ausgehend, daß ein Himmel eine geographische Region repräsentiert und unter Berücksichtigung der zeremoniellen Symbolisierung der Himmel könnten sich die Bewohner dieser Subterritorien durchaus näher gestanden sein, näher als den Bewohnern der anderen Himmel. Das Verbindende war der gemeinsame *sho’on*, der eben gerade wegen seiner Funktion in der mit Abstand bedeutendsten „religiösen“ Aufführung ein wesentliches Element der Ordnung der Selk’nam-Welt war. Die spärlichen Informationen in dieser Causa, die CHAPMAN (1982:51-52, 81passim) zusammengetragen hat, lassen es

unwahrscheinlich erscheinen, daß die Bewohner eines Himmels tatsächlich verwandt waren, zumal *sho'on*, genauer gesagt, die Vorstellung von Himmel und Erde, in erster Linie ein Entwurf zur Einordnung in das Universum ist.
Die Erwähnung der Kategorie Himmel als soziale Organisationseinheit erfolgt deshalb in diesem Abschnitt, weil eine Exogamieregel existiert, gemäß der eine Heiratspartnerin aus einem anderen *sho'on* kommen soll; offenbar hat diese Regel eher den Charakter einer Empfehlung, denn „... who belonged to the same sky, should not marry, even if they were not kin." (1982:52) Aus dem Zitat geht zumindest indirekt hervor, daß Verwandtschaft innerhalb des Himmels nicht zwingend gegeben war. Unter der Annahme räumlicher Nähe schließlich ist es naheliegend, daß ökonomische Aktivitäten und Kooperationen zwischen Distrikten des gleichen *sho'on* häufiger stattfanden.

Führungsrollen

Informelle Führungspersönlichkeiten, durchwegs männlichen Geschlechtes, treten in zwei Funktionen in Erscheinung. GUSINDE (1931:421-23) erwähnt den *kemal* als eine in Ehren ergraute Figur, [139] dessen Einfluß nicht an ein aktives Jäger- oder Kriegerdasein gebunden ist, sondern auch im Alter gültig ist. Er gibt Empfehlungen, wenn wichtige Entscheidungen anstehen, die eine „Familiengruppe" betreffen, d.h. seine Rolle dürfte er innerhalb der Lineage bzw. eines Segmentes davon ausüben. Obwohl CHAPMAN (1982:47) die Existenz eines einflußreichen Alten nach Beendigung der Jägerkarriere zurückweist, liegt es nahe, daß sich Respektspersonen, gewissermaßen natürliche Autoritäten, herauskristallisieren, deren Wort mehr Gewicht hat als das anderer. Bei Gusinde ist nicht herauszulesen, daß der *kemal* eine Institution ist, vielmehr ist ein ehrenwerter Alter in jeder „größeren Familiengruppe" anzutreffen, womit er anscheinend die *haruwens* meint. Der Terminus *kemal* ist bei CHAPMAN eingeschränkt und bezieht sich auf die spezifische Statusposition eines berühmten und gefürchteten Kriegers (ebd.). Anzunehmen ist, daß dieser Ehrentitel auch im Alter erhalten bleibt. Da kriegerische Auseinandersetzungen, z.B. zur Verteidigung des Familienlandes, kein Spezifikum der Kontaktzeit sind (vgl. BRIDGES), kann ein Mann, der sich als großer Kämpfer hervorgetan hat, durchaus die Funktion eines achtbaren Ratgebers bekleiden. Der *kemal*, eher eine moralische und ordnende Instanz, gibt keine Weisungen, denn niemand fühlt sich bemüßigt, Weisungen, von wem auch immer, zu befolgen (vgl. BRIDGES 1988:216, 283).
De zweite Typ von Führerschaft läßt sich mit „operativer Autorität" (CHAPMAN 1982:40) umschreiben und ist auf Männer mit besonderen Fähigkeiten gemünzt, d.h. deren Handlungen haben mehr Gewicht. Die Ausübung von „Macht" hängt von der Situation ab. Ein guter Schütze organisiert eine Guanacojagd, ein talentierter Kormoranjäger führt dieses Unternehmen an, ein erfahrener Krieger leitet einen Angriff. In gelinder Übertreibung meint BRIDGES (1988:216), die Führerrollen würden nahezu täglich getauscht, ganz

davon abhängig, wer gerade auf die Leitung eines Unternehmens erpicht war. Ausnahmslos waren außergewöhnlich talentierte Männer am Zug. Bei der spontanen Herausbildung eines temporären Anführers muß jedenfalls die wechselnde Zusammensetzung von Gruppen berücksichtigt werden.

Heirat und Residenz

Von einem Normenkomplex, in dessen Zentrum Exogamievorschriften stehen, ist ein „regelloser“ Komplex zu unterscheiden, wobei zu berücksichtigen ist, daß Normen den Kreis möglicher Heiratspartner festlegen und die Regellosigkeit sich auf Phänomene des tatsächlichen Frauenerwerbs bezieht. Die Heiratsnormen beruhen auf den Grundsätzen Verbot und Präferierung, Präskription ist nicht bekannt. Eine Aufweichung der Regeln wird mit der fortgeschrittenen Kontaktphase in Verbindung gebracht und bedeutet primär gewaltsamen Frauenerwerb aufgrund von Frauenmangel, der von BRIDGES auf Polygynie zurückgeführt wird (1988:360-61). [140]

In Bezug auf Vorschriften sind mehrere exogame Stadien zu verzeichnen. Von eigentlicher Lokalexogamie kann nur hinsichtlich Lineage die Rede sein, die im *haruwen*-Distrikt lokalisiert ist und also eine Residenzkategorie bildet. Mit anderen Worten: Wer im selben Distrikt geboren und/oder aufgewachsen ist, darf untereinander nicht heiraten, auch wenn keine biologische Verwandtschaft besteht, etwa im Falle von Adoption. Alle *haruwens*, die unter einem *sho’on* („Himmel“) vereint sind, gelten lt. CHAPMAN (1982:50-52) untereinander als exogam, was auch Nicht-Verwandte betrifft. Die Nichtbefolgung dieser zweiten Regel hat offenbar keine ernsthaften Konsequenzen, sie klingt eher wie eine Empfehlung. Verständlich wird diese lockere Handhabung, weil das Selk’nam-Territorium nur drei Himmel hat, was bedeutet, daß nebst anderen Beschränkungen ein Drittel aller möglichen Heiratspartnerinnen wegfallen würde. Ein weitere Restriktion betrifft die Kindred, gewissermaßen als Erweiterung der Patrilineage. Nicht nur scheiden die Frauen der Patrilineage der Mutter, also die Bewohnerinnen des mütterlichen Herkunftsdistriktes, aus, sondern darüber hinaus fast alle bilateralen Verwandten bis zum dritten oder vierten Grad.

Die Kindred als exogame Einheit jedoch beinhaltet ein Segment der bevorzugten Heiratspartnerinnen, und zwar drei bis vier Grade entfernte Mutterbrudertöchter, womit sich eine Sonderform der matrilateralen Kreuzkusinenheirat ergibt. Nur die Töchter der „Onkel“ (*ch’e*), aber nur der gebührend entfernten *ch‘es*, die tatsächlich natürlich keine Mutterbrüder sind, gelten als die erwünschten Kandidatinnen (CHAPMAN 1982:52-53). Das sind alle Mädchen, die mit ego in folgenden Beziehungen stehen: Mutter-mutter-mutter-bruder-tochter-tochter-tochter oder Mutter-mutter-mutter-mutter-bruder-tochter-tochter-tochter-tochter. Gern gesehen war außerdem Schwesterntausch zwischen gemeinsam initiierten *kloketen*. Im Rahmen des Hain-Festes soll ein Novize aus dem Kreis

der anderen Novizen einen als Freund erwählen, der jedoch einem anderen *sho'on* angehören muß; die Beziehung soll auch in Zukunft gepflegt werden. Idealerweise sollte wechselseitig die Schwester des einen die Frau des anderen werden (1982:91-92).
Zusammenfassend ist Exogamie auf mehreren Ebenen zu beobachten und reicht über Verwandtschaftsexogamie (s. *sho'on*) hinaus, jedoch

> „with the exception of the ‚mother's brother's daughter' category of the kindreds. Each, in his own way, obliged people to seek a mate beyond the kin with whom they were associated on a day-to-day basis, and young people were encouraged to look for a spouse among distant kin who were not usually neighbours. Even the exogamy of the divisions, which were not kinship entities, had a centrifugal effect, because the territories belonging to the same sky or division were more or less concentrated in certain regions of the island." (1982:59)

Sollte die *sho'on*-Exogamieregel befolgt worden sein, so sind Frauen aus der engeren Umgebung des Heimat-*haruwen* tatsächlich ausgeschlossen, was zwangsläufig zu Interaktionen mit entfernten Ecken des Territoriums führen mußte.
Vereinbarung der Eltern und Entführung ausgenommen, stellt sich die Frage, wie künftige Gatten miteinander in Kontakt kamen, da sich der Freier sein Mädchen „von weit her" (GUSINDE 1931:313) holen mußte. Hervorragende Gelegenheiten und „Heiratsmärkte" waren die Zusammenkünfte von Gruppen aus allen Ecken und Enden der Insel, nämlich das Hain-Fest und *kuash-ketin*, die große profane Versammlung.
Frauen der Nachbargesellschaften Yamana und Alakaluf sind ökonomisch anders enkulturiert, daher unbrauchbar, haben weiterreichende Nahrungsbeschaffungsagenden und sind ökonomisch nicht, wenigstens nicht im Ausmaß der Selk'nam-Frauen untergeordnet (vgl. CHAPMAN 1982:44); außerdem ist keine sprachliche Verständigung möglich. Die Siedlungsgebiete von südlichen Selk'nam und Haus stießen mit dem der Yamana nur im Südwesten zusammen, eine Mischehe war eine singuläre Erscheinung. Gleiches gilt für die Alakaluf im Nordwesten, obwohl die Berührungszonen mit den Nord-Selk'nam größer waren. Der umgekehrte Vorgang des Ausheiratens einer Selk'nam-Frau ist überhaupt undenkbar (GUSINDE 1931:139-43). Wie sich das Verhältnis zu den kultur- und sprachverwandten Haus gestaltete, bleibt unklar. Die ökonomischen Unterschiede waren gering bis vernachlässigbar, Selk'nam-Haus-Ehen waren zweifellos gegenüber Selk'nam-Selk'-nam-Ehen und Haus-Haus-Ehen untergeordnet, ansonsten wäre die kleine Haus-Population von den Selk'nam assimiliert worden.

Das aktive Werben wird vom Mann betrieben, am Mädchen liegt es, abzulehnen oder zuzustimmen, es sei denn, die Eltern haben bereits Vorarbeit geleistet und ein Arrangement getroffen (BRIDGES 1988:359). Ein dritter Weg, zu einer Frau zu kommen, war nicht das aktive Auswählen, sondern die gewalttätige Aneignung, was aber nicht gleichzeitig ein Außerkraftsetzen der Exogamieregeln bedeutet. Krieg und Kampf sind lokale Ereignisse

zwischen kleinen Gruppen von acht bis 20 Männern pro Partei (GUSINDE 1931:442) und zogen keine weiteren Kreise oder gar die Bildung dauerhafter Allianzen nach sich. Folgt man GUSINDE, waren Kriegshandlungen vor der Landnahme der Weißen häufiger (1931:440), wurden aber nicht ausgelöst und veranstaltet, um an Frauen zu gelangen (1931:224), was BRIDGES (1988:222-23, 359-60) hingegen nicht ausschließt: Ein Überfall konnte sehr wohl durch Frauenraub motiviert sein. Im allgemeinen hatten feindliche Übergriffe andere Ursachen, Usus war aber, Männer, denen die Flucht mißlang, zu töten und Frauen und Kinder wegzuschleppen, die unter den Eroberern aufgeteilt wurden. Gingen die Frauen ihrer Männer und Väter verlustig, stellte sich auch das Problem der weiteren Versorgung. Nach BRIDGES‘ Beobachtung seien die meisten Verbindungen in dieser nicht korrekten Form zustandegekommen (1988:221-22), was aber sicher nicht den traditionellen Bedingungen entspricht. Die gewaltsam herbeigeholten Frauen liefen ihren neuen Herren sehr oft wieder davon.

Die angeheiratete Frau zieht zum Mann. [141] Patrilokalität ist insofern gegeben, als sich das Paar fast ausschließlich im Distrikt der Patrilineage des Mannes niederläßt, was nicht heißt, daß die Residenz notwendigerweise in unmittelbarer Nähe des Vaters liegen muß. Treffender ist es, von Virilokalität zu sprechen, da in besonderen Fällen, möglicherweise in Zusammenhang mit dem Prestige eines *haruwen,* auch der Mutter-Herkunftsdistrikt des Mannes in Frage kommt (CHAPMAN 1982:65, 168). Die Viri- oder Viri-Patrilokalität ist aus ökonomischen Beweggründen naheliegend, neben Faktoren der Verwandtschaftsordnung, zumal für das Aktivitätenspektrum des Mannes topographische Kenntnisse bedeutsamer erscheinen als für die weiblichen Aufgaben.
Analog zur lebenslangen Zugehörigkeit zum Herkunftsdistrikt bleibt auch das Wohnrecht erhalten, was für verwitwete, geflüchtete und davongejagte Frauen nicht unerheblich ist und auch für ihre unmündigen Kinder gilt, sofern sie mit der Mutter ziehen. Das Eingehen einer weiteren Ehe führt erneut zu Virilokalität, die Option für die partnerlose Witwe, am Ort des verstorbenen Mannes zu bleiben, ist theoretisch ungeschmälert aufrecht, denn eine baldige neue Ehe, eventuell als Levirat, ist zu erwarten (s. CHAPMAN 1982:57, 65; s. GUSINDE 1931:417).

Der Zustand der Ehelosigkeit ist im Lebensabschnitt zwischen abgeschlossener Initiation [142] bzw. erster Menses und körperlichem Verfall (mit dem klarerweise die geschlechtsspezifischen Subsistenzaufgaben nicht mehr oder nur eingeschränkt geleistet werden können) nur in Ausnahmefällen und nicht dauerhaft gegeben, hervorgerufen durch Tod, Partnerwechsel, Flucht der Partnerin. Wie lange die Verbindung mit ein und demselben Partner aufrecht bleibt, hängt vor allem von der Leidensfähigkeit der Frau ab, wenn der Mann physische Gewalt anwendet und seinen Versorgerpflichten nicht nachkommt (vgl. BRIDGES 1988:223, 360f., 422; GUSINDE 1931:346)). Zwei

Partnerinnen zu haben ist neben der Notwendigkeit, eine allfällige Leistungsverminderung der Erstfrau auszugleichen, eine Prestigefrage, denn polygyn zu sein erfordert, als Jäger Mehraufgaben zu erfüllen, umgekehrt schmeichelt der weiblichen Seite die Verbindung mit einem angesehenen Mann. Die Zweitfrau ist oftmals sororal oder infolge eines Überfalles erworben worden; sie kann eine Witwe sein, die einen Ernährer braucht (BRIDGES 1988:360f., 391-92; CHAPMAN 1982:58). Ökonomische und Prestigegründe sprechen also für Polygynie, angesichts der relativen Häufigkeit polygyner Haushalte dürfte es aus männlicher Perspektive, spr. von seiten der jägerischen Kapazität kein Problem gewesen sein, eine größere Familie zu erhalten. BRIDGES (ebd.) vermittelt den Eindruck, zwei Frauen seien gang und gäbe, gleichzeitig und hintereinander, denn wenn einer eine zweite Frau zu sich nahm, die ihn faszinierte, konnte er sich veranlaßt sehen, die erste loszuwerden. Frauen waren beliebig austauschbar (s. BRIDGES 1988:364). Lediglich eine Zahlenangabe ist hier verfügbar, nach der neun von 32 Haushalten polygyn waren (GUSINDE 1931:337), das ist beinahe ein Drittel.

TERRITORIALITÄT

Jedes Individuum hat an einem bestimmten, klar umrissenen Gebiet mehr Rechte als an allen anderen Gebieten der Insel, Rechte, die es mit anderen Personen teilt. Dieses Gebiet ist der Landbesitz der patrilinearen Abstammungsgruppe. In Ausnahmefällen wird das Individuum in eine andere Gruppe adoptiert oder eine Familie in die Patrilineage der Mutter des Mannes „inkorporiert“, und nimmt nun dort diese Rechte wahr (vgl. CHAPMAN 1982:65). Der Mann kann diese Rechte am Herkunftsgebiet seiner Frau, d.h. am Landbesitz ihrer Patrilineage nicht erlangen.[143] Eigentümer eines definierten und benannten Areals mit anerkannten Grenzlinien (*haruwen*) ist eine lokalisierte Verwandtschaftsgruppe. Die Patrilineage definiert sich über einen mythischen (GUSINDE 1931:419ff.) oder realen Ahnen (CHAPMAN 1982:42) und zugleich über dieses bestimmte Stück Land, das weitervererbt wird. Die Erben, Besitzer und Nutznießer sind prinzipiell alle männlichen und weiblichen Nachkommen gemeinsam. In praxi werden die weiblichen Nachkommen als Nutznießer von den einheiratenden Frauen ersetzt. Die Repräsentantin des Landbesitzes ist nicht ein Individuum, sondern die Lineage.

Wie wird der innere Zusammenhalt der „*haruwen*-Gemeinschaft“ mangels politischen Führer gewährleistet? Gusindes *kemal* in diese Rolle zu drängen, dürfte völlig unangemessen sein, er ist keine institutionalisierter „Vorsteher“, hat keine Machtbefugnisse, keine Entscheidungsgewalt und keine Rechtsmittel, er ist eine „moralische“ Instanz (GUSINDE 1931:421). Wenn sich die Lineage auflöst, ist die Verteidigungskapazität reduziert, und unbefugte Eindringlinge hätten keine massive

Gegenwehr zu fürchten. LATHRAP (1968:94) meint, daß effektive Einrichtungen bestehen müßten, um interne Feindseligkeiten unter Kontrolle zu halten, schweigt sich aber über die Art der Einrichtungen aus. Aggressives Verhalten würde vielmehr nach außen gerichtet, gegen die Leute der anderen Lineages und Distrikte und gegen die eigenen Frauen, die im Grunde auch Outsider sind. Die eigene Lineage war geschützt durch diese Kanalisierung der Aggressionen. In diesem Zusammenhang bedarf die Attitüde einer Erwähnung, Tod und ernste Krankheiten auf das Einwirken eines außenstehenden Schamanen zurückzuführen (BRIDGES 1988:373). Ein zweiter Punkt scheint mir ideell durch die Besinnung auf den gemeinsamen Ahnen gegeben zu sein. Ein mehr tautologisches Argument ist schließlich der Zusammenhalt durch den gemeinsamen Boden (*haruwen* heißt „unser Land" – GUSINDE 1931:424) als d i e Subsistenzgrundlage schlechthin.
Was sind die besonderen Rechte und Pflichten der Besitzer? Jedes Lineagemitglied darf sich ungehindert aller natürlichen Güter im *haruwen* bedienen, kann sie selbst konsumieren und gebrauchen, sie verteilen, sie dem Tauschhandel zuführen oder als Geschenk weitergeben. Es ist weiters befugt, distriktsfremden Personen die Nutzung zu gestatten. Gleichzeitig ist jeder verpflichtet, mit den Ressourcen sorgsam umzugehen und die Wahrnehmung unerlaubten Eindringens nicht zu ignorieren.
Zum Betreten fremden Gebietes muß Erlaubnis eingeholt werden, entweder durch vorherige Anfrage mittels eines Boten oder durch Darlegung des Motives für den Besuch bei der ersten Kontaktnahme (vgl. GUSINDE 1931:427). Zutritt, der keine Sanktionen nach sich zieht, ist in zweierlei Form zulässig. Wer einen gemeinsamen Verwandten namhaft machen oder eine Verwandtschaftsbeziehung herstellen kann, ist als Gast oder Durchreisender willkommen (CHAPMAN 1982:59f.). Wer in Not ist und den eigenen Distrikt wegen Nahrungsmangel verlassen hat, kann sich der Hilfeleistung gewiß sein, so keine aktuelle Feinschaft besteht (GUSINDE ebd.). Keine spezielle Eintrittsberechtigung ist erforderlich, wenn sich Durchreisende zu einer Hain-Zeremonie oder an die Stelle eines gestrandeten Wales begeben, wenn ein Mann auf der Suche nach einer Ehefrau unterwegs ist und vermutlich auch, wenn die initiierten Burschen nach Beendigung der Hain-Zeremonien ihre Wanderungen in Abgeschiedenheit von den Familien absolvieren müssen (vgl. BRIDGES 1988:421; GUSINDE 1931:429-30, 824). Der Novize ist zu selbständigem Nahrungserwerb verpflichtet und gewärtigt aus diesem Tun keine Strafen. Die Nutzung von Wasser ist an keine spezielle Einwilligung gebunden, auch Brunnenwasser ist frei zugänglich; mit dem Graben einer Wasserstelle sind keine Besitzrechte verknüpft (GUSINDE 1931:430).

Zwei Fragen stehen nun im Raum: Ist die Form der Territorialität, wie sie von den Selk'nam praktiziert wird, ökologisch „gerechtfertigt"? Welche ökonomischen Vorteile ergeben sich aus dem reglementierten Ressourcenzugang? Obwohl regional unterschiedliche Ressourcenprioritäten vorherrschen, ist eine relative Gleichverteilung der

Ressourcen gegeben. Es existieren weder ausgeprägte saisonale oder temporäre Konzentrationen, die dazu führen, daß ein *haruwen* in Überfluß schwelgt und andere gar nichts haben, und es ist keine Region bzw. Ökozone besonders begünstigt oder benachteiligt. In den Ressourcenzonen Pampa, Buchenwald und Küste bzw. in den Vegetationszonen Prärie und sommergrüne/immergrüne Buche sind die Primärressourcen unterschiedlich gewichtet; die Küste bzw. die Distrikte mit Küstenzugang sind nicht im Vorteil, weil nur die am Land erreichbaren marinen Ressourcen (Littoralressourcen) technologisch nutzbar sind. Die deutliche Abhängigkeit von mobilen Tieren steht scheinbar in Widerspruch zu ausgeprägtem territorialem Verhalten, das aber plausibel ist, wenn mit dem verläßlichen Auftreten dieser Arten gerechnet werden kann, was wiederum aus dem artspezifischen Verhalten und der artspezifischen Reviergebundenheit von Guanaco, [144] Cururo, Fuchs, Robbe und von Vögeln ableitbar ist, worauf hier nicht weiter eingegangen wird.
Unbestreitbar bestehen ökonomische Vorteile für die *haruwen*-Besitzer. Auf Dauer steht ihnen zwar kein größeres Angebot zur Verfügung, denn die Anzahl der Konsumenten und der Umfang des Nahrungsangebotes ändern sich gesamtterritorial gesehen nicht und auch nicht aus der Perspektive des *haruwen*. Bewohner pflegen ihr Land zeitweilig zu verlassen und Besucher pflegen sich vorübergehend darin niederzulassen. Der größte ökonomische Nutzen liegt zweifellos in der Einschätzbarkeit der Bedingungen. Wenn sich kein Außenstehender frei bewegen kann und nach Belieben und Gelegenheit Wild und Pflanzennahrung an sich bringt, entsteht Konkurrenz um Ressourcen nur aus den eigenen Leuten (vgl. E. A. SMITH 1988:250). Die Bewohner können sich darauf verlassen, daß die Ressourcen, die sie aufgrund von Erfahrung erwarten, auch da sind. Sollte die Absicht zur eigenmächtigen Aneignung von Gütern durch Distriktsfremde bestehen, müssen diese erst lokalisiert werden, d.h. die Einheimischen haben durch ihre Ortskenntnis einen Wissensvorsprung (E. A. SMITH ebd.). Umgekehrt bleibt den Besuchern, seien es notleidende Bittsteller, *kuash-ketin*-Teilnehmer, Verwandte, Freunde, eine aufwendige Nahrungssuche in Eigenregie erspart. Sie profitieren als Jagd- und Sammelteilnehmer vom Informationsvorsprung der Eigentümer, wenn sie nicht überhaupt von der Nahrungssuche entbunden sind oder ferngehalten werden und von den Erträgnissen der Gastgeber zehren.

Mit ungebetenen und unerwünschten Eindringlingen wird nicht zimperlich umgegangen, was mit ein Grund ist, warum sich unbefugte Nutzung in engen Grenzen hält (GUSINDE 1931:439). Beim Eindringling muß eine bestimmte Erwartung vom Verhalten der potentiell geschädigten Eigentümer vorausgesetzt werden, ein Verhalten, das er in der gleichen umgekehrten Situation selbst an den Tag legt, nämlich das eigene Land mit Zähnen und Klauen zu verteidigen. Er muß damit rechnen, identifiziert zu werden. Selbst nach Tagen wird eine distriktsfremde Person an ihren Fußabdrücken erkannt (CHAPMAN 1982:59). Der unbefugte Nutzer kann sich eines Racheaktes gewiß sein, weiß, daß der

Rechtsbruch nicht ungesühnt bleibt, kann davon ausgehen, Opfer eines Überfalls aus dem Hinterhalt zu werden, an Ort und Stelle oder zu einem späteren Zeitpunkt, wenn die Gelegenheit günstig ist. Die Angreifer legen es darauf an, ihm Schaden zuzufügen, ihn zu töten, bei großer Erregung auch seine Frauen und Kinder, und seine Habe zu zerstören (GUSINDE 1931:443-51).

Die von den Selk'nam praktizierte Territorialität erlaubt eingeschränkt wechselseitigen Ressourcenzugang. Eingeschränkt ist nicht die Reziprozität, sondern der Zugang zu den Gütern. Die Güter sind nicht prinzipiell für Außenstehende tabu, sie müssen eine Nutzungserlaubnis einholen und Bedarf muß gegeben sein, dann wird der Zutritt kaum je verweigert (s. GUSINDE 1931:427). Die Einschränkung liegt in der Kontrolle der Besucher, die sich nur unter den wachsamen Augen der Besitzer der Güteraneignung widmen dürfen, wenn sie nicht durch Ausschluß von der Jagd völlig auf die Landbesitzer angewiesen sind. Wechselseitige Nutzung in den besonderen Fällen nachbarschaftlicher Kooperation kleiner *haruwens* (vgl. GUSINDE 1931:421) ist möglicherweise mit freier Ressourcennutzung innerhalb dieses größeren Areals verbunden.

TECHNOLOGISCHE ASPEKTE

In Bezug auf Gewicht und Menge der Ausrüstungsgegenstände darf die Ausstattung als bescheiden bezeichnet werden. Das mag verwundern, als für diesen Breitengrad mit Temperaturen bis –20° Celsius, Schnee und Durchschnittswerten um oder knapp über dem Gefrierpunkt im Winter gerechnet werden muß, die Selk'nam ihr gesamtes materielles Inventar von Lagerplatz zu Lagerplatz mitnehmen und mehrere Arten von Jagdwild vermeintlich verschiedene Jagdwaffen erfordern. Hierzu sind zwei Aspekte zu berücksichtigen: Es steht nur die menschliche Tragkraft zur Verfügung, und Kälteschutz wird, neben der Fellkleidung, mit dem Hüttenfeuer bewerkstelligt.
Die Rohstoffe zur Erzeugung der Werkzeuge und Gegenstände liefert das Wild, allen voran das Guanaco, aber auch Seelöwe, Cururo und Fuchs, sowie der Wald und ein Binsengewächs. Was an Pfeilspitzen, Klingen und Ahlen traditionell aus Stein oder Knochen gefertigt wurde, ist neuzeitlich durch Blech und Glassplitter ersetzt worden (s. GUSINDE 1931:234-50). Die wenigen Materialien, die nicht im engeren Siedlungsgebiet vorhanden sind, werden durch Handelsverkehr vor allem im Rahmen der *kuash-ketin*-Versammlungen und durch individuelle Wanderungen und Besuche erworben. So begehrten die Nordbewohner den hier seltenen Feuerstein und den Bogen, die Inlandbewohner generell das kräftige Seelöwenfell für den Köcher und die Hinterlassenschaften der Seefahrer in Form von Eisenteilen und Glasscherben; das

Schiefergestein für die Pfeilarmierung war nur an wenigen Plätzen, z.B. nahe Cabo San Pablo, zu finden (vgl. GUSINDE 1931:139, 142, 237, 436-37).
Wollte man eine Rangskala der elementaren Erzeugnisse für die gegebene Subsistenzweise unter den vorherrschenden Umweltbedingungen aufstellen, stehen Bogen und Pfeil, Feuer und Tierfelle an vorderster Stelle.
Der Herstellungsaufwand für die Bögen mit der Guanacosehne und die Pfeile mit der Stein- oder Glasspitze wird durch das breite Einsatzgebiet wettgemacht: als Jagdwaffe für Guanaco und Meeressäuger, gelegentlich für Vögel und Füchse, sowie als Kriegswaffe. Die Nordbewohner sind in Ermangelung der Buche, die das Holz liefert, im Nachteil, sie handeln sich „fast jeden Bogenstab“ aus dem Süden ein (GUSINDE 1931:232). [145] Gleichzeitig ist festzuhalten, daß sonstige Jagd- und Fanggeräte, die größeren Herstellungsaufwand erfordern, nur lokal und nur gelegentlich zum Einsatz kamen. Den kleinen Fischspeer aus einem Holzstock mit Knochenspitze, aus der ein Widerhaken herausgeschnitten ist, hat kaum eine Frau entbehrt. [146] Der Nahrungserwerb ruht im wesentlichen auf zwei Säulen, dem Einsatz von Pfeil und Bogen und unspezialisierten Schlagwaffen. Mit anderen Worten: Die Abhängigkeit von einer Spezialwaffe zum Erbeuten von Gänse- und Entenscharen, von Cururos, von nistenden Strandvögeln und von Robben ist gering. Oftmals erfüllt ein Knüppel oder ein Stock seinen Zweck, oder der Vogel wird erwürgt (s. Materialteil, Abschnitt Güterbeschaffung).
Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß erstens Bogen und Pfeil multifunktionell waren, und daß zweitens effiziente Erwerbstechniken in geringem Ausmaß von spezialisierten Instrumenten abhängig waren. Von der Guanacojagd abgesehen, sind Jagdwaffen und Fanggeräte tendenziell wichtiger, wenn individuelle Jagdmethoden angewandt werden, was sich insbesondere bei der Vogeljagd nachweisen läßt. Die wichtigste kooperative Fangmethode ist hier, einen Schwarm bei Dunkelheit mit dem Lichtschein geschwenkter Fackeln zu irritieren (BRIDGES 1988:333; CHAPMAN 1982:24). [147]

Die Nutzung des Feuers, nicht nur als „Jagdbehelf“, muß aus drei weiteren Gründen erwähnt werden. Auf das lokal begrenzte Vorkommen des Pyrites wurde bereits hingewiesen, als Tauschobjekt findet es seinen Weg über die ganze Insel, denn es ist schlichtweg unverzichtbar. Jeder trägt die Komponenten zur Feuererzeugung bei sich, zwecks Nässeschutz in eine Blase eingebunden (BRIDGES 1988:376-79; CHAPMAN 1982:35; GUSINDE 1931:240). Voran steht das Feuer als Wärmespender. An Brennmaterial mangelt es nie und nirgends. Das Hüttenfeuer erscheint wichtiger als die Behausung selbst. Die Behausung schützt das Feuer, das Feuer schützt die Bewohner. Die Behausung, meistens als eine Art Windschirm denn als geschlossene Kegelhütte ausgelegt, hält mit seiner Lederdeckenbespannung in erster Linie peitschenden Wind und Niederschlag ab und verhindert unkontrollierte Rauchentwicklung. Der körpernahe Schutz ist die Fellbekleidung als Umhang (die Frauen tragen zusätzlich eine Art von Rock), der

einfach abgeworfen wird, wenn er die Beweglichkeit behindert. Mit diesen Fellteilen und dem Feuer wird das Wärmebedürfnis völlig abgedeckt. Bei extremen Wetterlagen wird der Körper eingefettet (BRIDGES 1988:368-71; CHAPMAN 1982:28). Sommer- und Winterausstattung sind gleich, aus Fellen für den Schlafplatz erwächst kein zusätzlicher Ballast, der mitgetragen werden muß.

Jegliche Fleischnahrung wird in gegartem Zustand konsumiert, in den seltenen Fällen der Konservierung von Cururofleisch, als Handelsprodukt, und von Fisch durch Trocknen wird dies möglich durch die Hitze und den Rauch des Feuers (CHAPMAN 1982:37-38). Die Haltbarmachung von Lebensmitteln ist bekannt, [148] aber peripher in der Anwendung, weil die Produktion von Speichernahrung keine Größe der Selk'nam-Wirtschaft ist.

Endlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß die Rauchsäule eines großen Feuers, GUSINDE (1931:472-73) spricht vom Abbrennen von Waldstücken, Signalwirkung hatte, um ein außergewöhnliches Ereignis bekannt zu machen (CHAPMAN 1982:9). Daß von dieser Methode häufiger Gebrauch gemacht wurde, darf allerdings angezweifelt werden, denn im hügeligen Gelände begrenzt sich die Reichweite der Sichtbarkeit von selbst.

Der Transport der Haushaltsgegenstände gehörte zu den weiblichen Obliegenheiten, wofür hauptsächlich eine Art Tragetuch aus einem einzigen langen, zusammengefalteten Lederriemen verwendet wurde, wodurch es ein Leichtes war, die Größe des Tragebehelfes beliebig zu verändern. Da nur die menschliche Tragkraft zur Verfügung stand, mußte schon aus diesem Grund der materielle Besitz klein gehalten werden. Der Mann führte ebenfalls einen langen Lederriemen bei sich, der ihm nicht nur zum Tragen eines erlegten Beutetieres nützlich war. Gleichermaßen konnte er ihn als Lasso zum Abbrechen von Ästen und Umreißen von Bäumchen und als Kletterseil beim Kormoranfang in der Steilküste verwenden (GUSINDE 1931:196, 254).

Aufschlußreich für die Selk'nam ist der multiple Gebrauchswert diverser Güter und Gegenstände, was sich für die Menge mitzuführender Lasten günstig auswirkt, jedoch sind Herstellung und Beschaffung der Rohmaterialien für diese lebensnotwendigen Sachgüter mit einigem Aufwand verbunden.

KOOPERATION UND GESCHLECHTLICHE ARBEITSTEILUNG

Ein ökonomisches hierarchisches Verhältnis zwischen Mann und Frau resultiert aus der männlichen Nahrungsbeschaffungsdominanz. Die Frau ist zwar von diesem Tätigkeitsfeld nicht ausgeschlossen, die Beiträge, die sie ohne männliche Beteiligung regelmäßig erwirtschaftet, fallen jedoch nicht sonderlich ins Gewicht, deshalb, weil das Guanaco, verbunden mit der ausschließlich männlichen Jagdwaffe Pfeil und Bogen, überproportional

im Vordergrund steht. In Bezug auf den Nahrungserwerb lassen sich mehrere Kooperationsformen herausschälen, die neben Einzelaktivitäten ausgeübt werden.
Die Guanacojagd wird, neben Einzeljagd, von einer drei- bis achtköpfigen Mannschaft durchgeführt, die in der Lage ist, ein größeres Areal abzusuchen und die Tiere mit Hilfe der Hunde zusammenzutreiben (s. GUSINDE 1931:270-71). Eine lockere Form der geschlechtlichen Zusammenarbeit ist zu beobachten, wenn der im Talgrund marschierende Troß der Frauen die Tiere in die Höhe flüchten läßt, wo ihnen von den Jägern, die sich an den Abhängen entlangbewegen, der Weg abgeschnitten wird (Lothrop in STUART 1977:262). Von der Curorojagd sind Frauen wie auch Kinder nicht ausgeschlossen. Oftmals stellten Frauen und Kinder dem Cururo ohne Beteiligung der Männer nach, meint CHAPMAN (1982.23); daß sich Frauen nur vereinzelt beteiligten, berichtet GUSINDE (1931:277), ähnlich STUART (1977:265), nach dem Männer und Knaben die Jagd bestritten. Die männliche Präferenz dürfte davon abhängen, welchen saisonalen Stellenwert das Cururo hatte, d.h. wie intensiv die Männer mit der Guanacojagd beschäftigt waren. Nichts deutet darauf hin, daß es bei der Cururojagd geschlechtsspezifische Unterschiede gab, etwa in Bezug auf das Ausfindigmachen und Präparieren der Nester oder das Töten, gerade, weil sich Frauen auch im Alleingang dieser Aufgabe widmeten. Der Netzfischfang mit lokaler Bedeutung war ein rein männliches Gemeinschaftsprojekt (GUSINDE 1931:286-87). Zur nächtlichen Vogeljagd an den Steilküsten und an den Tümpeln und Lagunen des Landesinneren versammelte sich das größtmöglich aufzubietende Personal, um die Tiere mit aufflammenden Fackeln und Geschrei zu paralysieren (BRIDGES 1988:333; CHAPMAN 1982:24).
Bei den individuellen Erwerbspraktiken ist eine auffälligere Geschlechterzuordnung auszumachen. Einzeljagd auf Guanacos, Fuchsjagd, Robbenjagd, Kormoranfang in der Steilküste, die Verwendung der Vogelschlinge und der Steinschleuder gehören exklusiv in den männlichen Bereich. Das Einsammeln von Vegetabilien, von Schalentieren, Vogeleiern und der Fischfang mit dem kleinen Speer sind rein feminine Obliegenheiten. Daraus läßt sich eine wichtige Feststellung ableiten. Dort, wo eine große Teilnehmerzahl relativ höhere Erträge erwarten läßt, ist die Mitwirkung der Frauen nicht nur willkommen, sondern geboten.
Herausgestrichen werden muß bei der geschlechtlichen Aufgabenteilung der Lastentransport. Der Mann als Jäger soll stets ungehindert agieren können, daher ist es im allgemeinen Sache der Frauen, die Haushaltsgegenstände von Lagerplatz zu Lagerplatz zu tragen.

Die Selk’nam gelten CHAPMAN nicht als klassische egalitäre Gesellschaft, weil die Frauen den Männern untergeordnet sind, [149] eine Unterordnung, die mit der ökonomischen Dependenz in Zusammenhang gebracht wird, neben den feststellbaren, ausgesprochen patriarchalen Strukturen (1982:65). Virilokalität oder Patrilokalität im Verein mit der

lokalisierten Patrilineage nötigen die Frau, sich als Fremde in diese Strukturen einzugliedern. Nebenbei genießt der Mann als Jäger gleichzeitig einen Standortvorteil. Er verbleibt in der Regel postnuptial im Herkunftsdistrikt und hat während seiner formativen Jahre intime Kenntnis seiner Umgebung erworben.
Dennoch stellt sich die Frage, wie weit eine Frau, deren Beitrag zur Ernährung gering eingeschätzt wird, [150] auf die männliche Versorgerrolle verzichten kann. Kann eine Frau längere Zeit den Unterhalt für sich und sonstige Abhängige selbst bestreiten, und kann sie männlich besetzte Subsistenzaktivitäten übernehmen? GUSINDEs Antwort ist nüchtern und läßt keinen Zweifel an der männlichen Dominanz als Ernährer.

> „Was die Frau zur Ernährung der Familie beisteuert, bleibt der Menge nach so wenig und sie liefert es derart unregelmäßig, daß darauf kein Verlaß ist. Für die sehr seltenen wenigen Tage, da sie allein und aus schwerwiegenden Gründen ihre Familie versorgen muß, weiß sie sich Rat, nicht aber für längere Zeit.“ (1931:288)

Der Mann schafft „ununterbrochen“ Nahrung in Form von Guanaco- oder Cururofleisch herbei, die Frau sorgt sporadisch für Abwechslung im Einerlei der Fleischkost mit ihren bescheidenen Beiträgen (ebd.). Eine augenfällige Differenz ergibt sich aus der Aneignung der Fähigkeiten. Eine Frau wird nicht im Umgang mit Pfeil und Bogen unterrichtet und weder physisch noch intellektuell für die Großwildjagd trainiert. Ihr fehlen Übung und Kenntnisse zur Bearbeitung von Stein, Knochen und Holz. Ihre zugewiesenen Aufgaben könne sie allein durch aufmerksame Beobachtung erlernen. Die Arbeitsbereiche sind austauschbar, aber nur in eine Richtung. Der Mann kann ohne weiteres fast alle weiblichen Arbeiten durchführen, nicht aber umgekehrt. Das schafft die ökonomische Abhängigkeit der Frau vom Mann, weil er es ist, der überwiegend die lebenswichtigen Rohmaterialien für Essen, Kleidung und Behausung bereitstellt. Trotz der Unentbehrlichkeit der weiblichen ökonomischen Tätigkeitsfelder sind diese Arbeiten der maskulinen Beschafferfunktion nachgereiht (CHAPMAN 1982:44). [151]

Die kulturell installierte Arbeitsteilung [152] erlaubt nur beschränkte Abweichungen in Ausnahmesituationen, aus der Verteilung der Nahrungsträger auf der Isla Grande kann aber regional und saisonal auf eine prononciertere weibliche Rolle geschlossen werden, auch wenn keine quantitativen Daten über Häufigkeit und Mengen der weiblichen Erträge vorliegen. So ist bei STUART (1977:267-71) herauszulesen, daß die Bewohner mancher Küstenstriche das Guanaco im Sommer kaum nutzen konnten. Sie lebten hauptsächlich von Strandfauna - Schalentiere, Fisch und Aal -, die von der Frau gesammelt bzw. gespeert wurde, sowie von Cururos und Grassamen. Demnach hätte die Frau den Hauptanteil bestritten. Auch im Frühjahr sind die Frauen, wiederum im küstennahen Tiefland, am Ressourcenerwerb überdurchschnittlich beteiligt. Das zähe Fleisch der alten, mageren Guanacos wurde zugunsten von Robbenfleisch, Cururos, Schalentieren, Eiern und Fleisch von Vögeln geringgeschätzt. [153]

Ein zweiter Punkt, der für feminine Nahrungsbeschaffung spricht, ohne ihre quantitativen Beiträge zu bewerten, ist der bereits angesprochene bescheidene Bestand an Jagd- und Fanggeräten. Explizit ausgeschlossen ist die Frau von der Benützung der Jagdgeräte, die dem Mann gehören, nämlich Pfeil und Bogen, Steinschleuder, Seelöwenspeer, Vogelschlinge und Fischnetz (vgl. GUSINDE 1931:230-54, 282-84), und sie ist auch nicht für den effizienten Umgang mit diesen Geräten trainiert.

Dort, wo das Guanaco Grundnahrungsmittel ist, ist die Frau entschieden im Nachteil, sie kann aber mit Hilfe der Hunde ein Jagdunternehmen durchführen (CHAPMAN 1982:22, 62; GUSINDE 1931:277). Im Norden dürften Cururo und Tucotuco dem Guanaco in seiner Bedeutung zumindest saisonal ebenbürtig, wenn nicht überlegen sein. Die Nager konnten und wurden ebensogut von Frauen und Kindern gefangen (BRIDGES 1988:452-53; GUSINDE 1931:277-79). Die Auswirkung regional variierender Bedingungen bedeutet: Bringt der Mann kein Wild heim, haben die Frauen in Küstennähe mehr Möglichkeiten, die Situation zu entschärfen, denn Schalentiere sind das ganze Jahr zu finden.

MOBILITÄT UND SIEDLUNGSMUSTER

Das reguläre Jagdgebiet ist grundsätzlich identisch mit dem *haruwen*-Distrikt. Diese fielen aber in ihrer Größe sehr unterschiedlich aus, weshalb die Grenzen allein aus Gründen der Nahrungssuche von Zeit zu Zeit überschritten werden mußten. Um die Bewegungsmuster im Raum und die möglichen Gruppengrößen zu bewerten, müssen drei Gesichtspunkte berücksichtigt werden. 1. Wäre ein *haruwen* regelmäßig und einseitig von anderen abhängig gewesen, um seine Bewohner mit Nahrung zu versorgen, hätte das territoriale System in dieser Form keinen Bestand gehabt. 2. Der Winter wird generell als die Periode mit dem bescheideneren Ressourcenangebot gesehen, was immer das heißen mag (Artenvielfalt, Zugänglichkeit, absolute verwertbare Biomasse). 3. GUSINDE (1931:821) siedelt die großen Hain-Feste des Südens wegen besserer Versorgung im Winter an. STUART (1977:274) meint, in schwierigen Zeiten sei es vorteilhaft gewesen, die Leute zu konzentrieren, viele kleine Jagdgruppen wären sich in die Quere gekommen und hätten sich gegenseitig das Wild verscheucht. Das heißt in diesem Fall, weit auseinanderliegende Gruppen sind ebenso eine Option gewesen, um diesen Effekt zu vermeiden, wie auch ein einziges großes Aggregat, siehe Hain-Fest.

Das Grundmuster der residentiellen Mobilität (macromoves), alle Großereignisse ausgeblendet, war gekennzeichnet durch häufige Standortwechsel familiärer Siedlungseinheiten, im Wochenrhythmus oder geringfügig seltener. Diese Residenzgruppe ging meistens über eine Nuklearfamilie aus zwei Generationen hinaus und bestand aus einer erweiterten Familie aus Vater und Söhnen oder aus Brüdern, also aus einem Lineage-

Segment (BORRERO 1994:249; CHAPMAN 1982:58, GUSINDE 1931:194; STUART 1977:264).

Der Umstand, daß etwa die Hälfte der Lineage-Distrikte Küstenzugang hatte und die andere Hälfte reine Binnenlandgebiete waren, läßt vorsichtig auf eine Küstenanpassung und eine Inlandanpassung schließen. Vorsichtig deshalb, weil Interaktionen von *haruwens*, besser gesagt von deren Bewohnern mit anderen im Hinblick auf Ressourcennutzung mit Sicherheit gegeben waren. Um, wiederum als Grundmuster, über den eigenen Distrikt hinaus aktiv sein zu können, bieten sich zwei Möglichkeiten an. Zwei oder mehrere einander wohlgesinnte Lineages, besonders jene mit kleinen Distrikten, kooperieren mit temporärer wechselseitiger Nutzungserlaubnis (vgl. CHAPMAN 1982:60). Sollte die Position des *kemal* tatsächlich in der von GUSINDE (1931:422) beschriebenen Form bestanden haben, ist es ein Leichtes, diese Zusammenarbeit zu organisieren. Selbst ohne *kemal* war die Konstituierung „ökonomischer Allianzen“ angesichts der kleinen Lineage-Verbände machbar. Der zweite Weg, den Mobilitätsradius über den eigenen *haruwen* hinaus auszudehnen, bestand für Familien in der Nutzung affinaler und konsanguinaler Verbindungen als Eintrittskarte in andere Distrikte. Ebenso ist nicht auszuschließen, daß auch der Mutter-*haruwen* des Mannes, möglicherweise der Mutter-*haruwen* der Frau in Frage kam (vgl. CHAPMAN 1982:65). Insbesondere wechselseitiger Verkehr zwischen Küste und Binnenland erscheint naheliegend.

Daß ein kleiner Distrikt weniger Menschen beherbergt als ein großer ist eine pure aber naheliegende Annahme. Ein *haruwen*-Distrikt weist, vermutlich je Flächenausdehnung und Ressourcenangebot, eine geschätzte Bewohnerzahl zwischen 40 und 120 auf, i.e. die Kopfzahl einer „Familiengruppe“ bzw. „Sippe“ (GUSINDE 1931:429), spr. Lineage. Diese Angaben gehen von 39 *haruwens* der Selk’nam aus.[154] Werden die von CHAPMAN (1982:20) erhobenen 69 Selk’nam-Distrikte (plus elf Haus-Distrikte) herangezogen, würde sich die Personenzahl nahezu halbieren. Andererseits gibt Barclay (in GUSINDE 1931:429) an, daß die Insel von „small groups, each rarely exceeding thirty or forty members, who are all in some way connected by blood or marriage ties“, bewohnt ist. Vier Distrikte waren flächenmäßig wesentlich größer als der Rest (CHAPMAN 1982:42).

Ausgehend von der *haruwen*-Struktur und den Lineage-Mitgliedern als Besitzer von Boden und Ressourcen konzentriert sich die Nahrungssuche der Jäger und angeheirateten Frauen, die durch die Heirat das gleiche Nutzungsrecht erlangen, zuerst einmal auf das eigene Besitztum. Anhand eines fiktiven südlichen Inlandsdistriktes soll ein Bewegungsmuster skizziert werden, das in seiner Grobstruktur auch auf andere Regionen übertragbar ist. Bekanntlich steht hier das Guanaco im Mittelpunkt, nebst großem Reichtum an Zugvögeln.

Im Herbst war das Guanaco in bester Verfassung und hielt sich in den höheren Buchenwaldregionen auf. Kleine Teams von zwei bis drei Jägern scheuchten das Wild mit Hilfe der Hunde im Dickicht auf. Auch ein Fuchs wurde aus dem Bau geholt, wenn sich

die Gelegenheit bot. Die Beute wurde zum Lagerplatz getragen, der nicht im dichten Wald, sondern in der lichteren Zone der Sommerbuche lag, unweit eines Gewässers. Die Frauen konnten sich dem Beerensammeln und dem Abschlagen von Buchenschwämmen widmen und waren mit dem Zurichten von Fellen für Kleidungsstücke beschäftigt (STUART 1977:262). Das Lager war klein und bestand aus den genannten zwei bis drei Jägern mit ihrem Anhang, konnte aber auch die doppelte Größe oder mehr haben, und die kleinen Jägergruppen durchstreiften getrennt den Wald. Ging der Fleischvorrat zur Neige, wurden wieder Jagdausflüge (micromoves) unternommen, wobei die eine oder andere Jagdgruppe für ein, zwei Nächte fern des Basislagers campierte (BRIDGES 1988:305; STUART 1977:263). Konnte nicht die ganze Beute transportiert werden, wurde ein Teil am Fangplatz aufbewahrt und zu einem späteren Termin geholt. Unter Umständen war es vorteilhaft, das Lager näher zum Fangplatz hin zu verlegen. Wurden Enten- und Gänsescharen gesichtet, stand eine nächtliche Gemeinschaftsjagd auf dem Programm, zu der sich vielleicht weitere Familien aus anderen *haruwens* einfanden. Im Herbst waren die Inland-*haruwens* im Vorteil, daher ist ein Zustrom befreundeter oder verwandter Küstenanwohner zu erwarten, deren Land jetzt des Guanacos weitgehend entbehrt, das sich im höhergelegenen Wald aufhält.
Der Entschluß, den Lagerplatz zu verlassen, wurde von jeder Einzelfamilie unabhängig gefällt (GUSINDE 1931:302-3), und die Wahl des folgenden Aufenthaltsortes war keine zufällige. Die Wanderungen fanden vor allem im eigenen Distrikt statt, daher bestand ein Lager vor allem aus männlichen kollateral und linear Verwandten mit deren Familien plus Besucher. Ein kurzfristiges Überschreiten der Grenzen durch die eine oder andere Jägergruppe ist wahrscheinlich.

Der Winter veranlaßt dazu, die Jagdaktivitäten und die Aufenthaltsorte in tiefergelegene Regionen zu verlegen, im Hochland ist das Guanaco nur vereinzelt anzutreffen. Auch jetzt sind die Hunde unverzichtbare Jagdhelfer, sowohl für das Guanaco als auch für den Fuchs. Der Winter steht üblicherweise im Zeichen kleiner Verbände, manchmal nur eine Einzelfamilie, die weitestmöglich verstreut agieren. Bei hoher Schneelage ist das Wandern beschwerlich, was für längere Aufenthalte spricht. Die Hütte ist kompakter, was mit erhöhtem Herstellungsaufwand verbunden ist. Das Guanaco ist gleichfalls ein Opfer dieses Hindernisses, daher langsamer, was dem Jäger in die Hände arbeitet (CHAPMAN 1982:22). Konträr bieten sich große Residenzeinheiten an, deren Jäger, mit ihren Hunden, ein Guanacorudel im übersichtlicheren flachen Terrain einkreisen können (GUSINDE 1931:12-13, 271-73). Sie machen sich den Umstand zunutze, daß die beschwerliche Futtersuche bei hoher Schneelage größere Guanacorudel an wenigen schneearmen Flächen zur Futtersuche konzentriert (BRIDGES 1988:290).
Der Winter bietet sich an, Gegenbesuche in befreundeten *haruwens* zu machen oder, aus der Sicht eines Individuums bzw. einer Nuklearfamilie, Affinalbeziehungen zu nützen,

z.B., um an einer Kormoranjagd teilzunehmen oder vom Geschick eines ruhmreichen Kormoranfängers zu profitieren (STUART 1977:266).

Nach dem langen, sechs Monate dauernden Winter bringt das Frühjahr wieder mehr Abwechslung auf den Speiseplan. Die Standorte auf das Tiefland zu beschränken, empfiehlt sich auch in dieser Phase, analog dem Guanaco. Der Kern der kleinen Siedlungseinheiten aus wenigen Einzelfamilien besteht aus Vater und Söhnen oder Cousins. Die Guanacojagd in Jagdgruppen von zwei bis drei Mann konzentriert sich auf die frisch geworfenen Jungen. Daneben sind Gänse und Enten zurückgekehrt, die mit Bogen und Vogelpfeil und mit Schlingenfallen erbeutet werden (STUART 1977:268). Eier, Baumschwämme und Buchensaft bringen weitere Abwechslung. Da die Küken noch nicht geschlüpft sind, sind die Vogelscharen kleiner als im Sommer und Herbst. Zur Nutzung der vielfältigen, verstreuten Ressourcen empfehlen sich kleine, verstreute Lager, die nach einigen Tagen verlegt werden. Reger wechselseitiger Verkehr, nicht nur aus Subsistenzgründen, zwischen entfernten und benachbarten *haruwens* ist nun nicht durch knappe Ressourcen eingeschränkt. An der Küste sind die Robben zurückgekehrt, und der Norden leidet keinen Mangel an Cururos und Wildvögeln. Daher findet sich neben der patrifilialen Residenzgruppe auch eine Einheit, die sich neben der Nuklearfamilie aus Verwandten anderer Distrikte oder Affinalverwandten formiert (STUART ebd.).

Auch der Sommer verspricht flexibles Siedlungsverhalten, vor allem, weil natürliche Hindernisse in Form Hochwasser führender Flüsse wegfallen, die im Frühling eine gewisse Einschränkung der Beweglichkeit mit sich bringen (STUART 1977:269). Weite, überregionale Wanderungen von Einzelfamilien, um Besuche zu absolvieren, sind jetzt günstig. Guanacos pflegen bereits zahlreich den höhergelegenen Wald wieder aufzusuchen, halten sich aber auch noch im Tiefland auf. Neben den Gänsen und Enten, die wie im Herbst zu größeren Gemeinschaftsjagden veranlassen, sind die Frauen in der Lage, in bescheidenem Ausmaß Fisch in Lagunen zu speeren und Grassamen zu ernten. Erhöhte Mobilität mit kurzen Lageraufenthalten und kleinen, personell fluktuierenden Residenzgruppen mit Lineage-Segmenten im Kern ergibt sich aus der relativen Gleichverteilung des Guanacos über den ganzen Distrikt, mit der Ausnahme, daß sich ab und dann ein größerer Trupp zur Wildgansjagd an einem vielversprechenden Spot versammelt. Die Fluktuation innerhalb der Siedlungsgruppen ist naheliegend, weil die Wandertätigkeit (s. oben) im Sommer an ihrem Höhepunkt sein dürfte. Die rein subsistentielle Notwendigkeit zum Betreten anderer *haruwens* scheint verringert.

In Summe bietet sich ein Bild, das einen Migrationszyklus fast ausnahmslos kleiner Einheiten im eigenen Distrikt präferiert. Die kleine Einheit aus einer bis mehreren *askas* dürfte selten die 30- oder 40-Personen-Marke übersteigen, wenn eine Familie acht bis neun

Köpfe zählt: Mann, ein oder zwei Frauen, drei bis fünf Kinder, ein oder zwei anhängige Personen (vgl. CHAPMAN 1982:58). In anderen Regionen mit anderen Ressourcenvoraussetzungen, möglicherweise an der Küste in den wärmeren Perioden, mögen sich häufiger größere Gruppen zusammengetan haben. [155] Zwei Anlässe initiieren mitunter größere Aggregate, Gänse- und Entenjagd, sowie winterliche Guanacojagd. Tendenziell, aber mit regelmäßigen Ausnahmen, ist die Siedlungseinheit im Kern aus Lineage-Mitgliedern zusammengesetzt; oftmalige Zu- und Abgänge, unabhängig vom Lagerplatzwechsel, kennzeichnen diese flexiblen Formationen. Witterungs- und ressourcenbedingte saisonale Unterschiede sind nicht in dem Ausmaß für variable Siedlungsmuster ausschlaggebend, wie von STUART (1977) vorgeschlagen. Ortswechsel und Wanderungen wurden stets mit den abhängigen Familienmitgliedern durchgeführt, es existieren keine Hinweise, daß sie der Obhut eines anderen Mannes anvertraut wurden.

Neben dem Basismuster, das sich auf die „normale“ Mobilität bezieht, liegen „nicht-reguläre“ Anlässe vor, die zu Wandertätigkeit veranlassen und gewissermaßen auf Einladung zustande kommen. Zu nennen sind *kuash-ketin*, Hain-Fest und ein gestrandeter Wal.

Bevorzugte Zeitpunkte für größere Zusammenkünfte haben sich allgemein am saisonalen Nahrungsangebot orientiert. Das gilt vor allem für das monatelang dauernde Hain-Fest, bei dem ständig weit mehr Menschen zugegen waren, als sich unter gewöhnlichen Umständen in einem Distrikt aufhalten, bisweilen ein Vielfaches mehr. Dafür spricht auch die gängige Praxis, einen gestrandeten Wal als beinahe unerschöpfliche Nahrungsquelle umgehend mit der Abhaltung eines Hain-Festes zu verbinden (CHAPMAN 1982:23). Weniger betrifft diese Angebotsorientierung die nur einige Tage dauernde *kuash-ketin*-Versammlung (CHAPMAN 1982:36-37). Ging die Initiative von einer nördlichen oder Küstengruppe aus, versammelten sich die Gäste dort im Frühjahr, Sommer oder Herbst, für den Süden sind keine Präferenzen erkennbar.

Über Häufigkeit und Größe der Hain-Feste existieren kaum Zahlenangaben. Eines der kleineren Feste, an denen sich 30 bis 40 Männer beteiligten, wodurch mit den Familienmitgliedern 200 bis 300 Menschen vereint sind, hat wohl jedes Jahr an irgendeinem Platz auf der Isla Grande stattgefunden (vgl. BRIDGES 1988:425-58; GUSINDE 1931:822, 1066). Große Feste dürften ein seltenes, nach langen Friedensperioden abgehaltenes Ereignis gewesen sein, GUSINDE (1931:1049) erwähnt die Zahl von 250 Männern. Unter den Teilnehmern war ein gewisses Kommen und Gehen zu verzeichnen (GUSINDE 1931:822passim), d.h. zu gleicher Zeit waren kaum je die genannten Menschenmassen anwesend. Die Zusammensetzung dieser riesigen Residenzgruppe orientierte sich an keinerlei verwandtschaftlich begründeten Bindungen, auch nicht unbedingt an Freundschaft. Im Grunde war kein initiierter Mann ausgeschlossen, aber es stand jedem frei, fernzubleiben (vgl. BRIDGES 1988:410; GUSINDE 1931:1049). Neben der aufwendigen Gestaltung des Festprogrammes mußte für

den laufenden Unterhalt gesorgt werden, denn es konnte auf keine Vorratsspeicher zurückgegriffen werden. Dafür schwärmten große Jägergruppen aus (micromoves), die einen weiteren Radius abzusuchen pflegten, als dies sonst üblich war (CHAPMAN 1982:78). Wurde die Jagd unrentabel und die Versorgungslage kritisch, nebst anderen Beweggründen, war ein Verlegen von Zeremonialhütte und Lager an einen neuen Standort geboten, der in beträchtlicher Entfernung vom bisherigen lag, ebenso konnte ein Abbruch des Festes erwogen werden (vgl. GUSINDE 1931:823, 831, 1047, 1050). Auch weitere Standortwechsel scheinen nicht ausgeschlossen.

DIVERSIFIKATION

Von den zwei Strategien zur Ausweitung der Ressourcenbasis, die Anzahl der genutzten Tier- und Pflanzenarten zu vergrößern oder das Jagd- und Sammelareal auszudehnen (HALSTEAD und O'SHEA 1989:4), steht für die Selk'nam in Anbetracht der eifersüchtig gehüteten Grenzlinien der Distrikte scheinbar die erstgenannte Strategie im Vordergrund. Der Einsatz effizienterer Gewinnungsmethoden als theoretische dritte Möglichkeit verdient als Randbemerkung Erwähnung. Die als ertragreicher eingestufte Guanaco-Gemeinschaftsjagd im Gegensatz zur Individual- oder Kleingruppenjagd wird zwar im Zusammenhang mit der Versorgung während der großen Hain-Feste angesprochen (GUSINDE 1931:12-13, 271-73), die Abhaltung der Feste setzt aber grundsätzlich günstige Ressourcenbedingungen voraus, die Ort und Zeitraum der Durchführung bestimmen.

Eine aktive Einflußnahme auf den Ressourcenbestand ist so gut wie ausgeschlossen. Der einzige Faktor, der in seiner Bedeutung eine vernächlassigbare Größe ist, wäre „Raubbau". Mit den gegebenen traditionellen Gewinnungsmethoden und Jagdtechniken ist eine nachhaltige Ressourcendezimierung undenkbar, zumal ein Verhaltenskodex etabliert ist, der verschwenderische und maßlose Ressourcenausbeutung pönalisiert (GUSINDE 1931:420, 706).

Die vorrangigen Lebensmittel waren tierische Eiweißträger, nicht nur aus Neigung. Fleisch wurde nicht nur des Geschmacks wegen präferiert, [156] es war nahrhaft und sättigend, in großen Einheiten (Guanaco, Meeressäuger) vorhanden und/oder leicht zu erbeuten (Cururo, Ente, Gans, Kormoran), sowie im Verbreitungsgebiet oder der Saison der entsprechenden Arten relativ verläßlich. Auch Schalentiere und Fische werden in ihren Verbreitungsgebieten regelmäßig konsumiert. Herrschte Mangel an Wild, vor allem an Säugetieren, erfuhren die von der Frau beigesteuerten Nahrungsstoffe eine Aufwertung. [157]

Ein Jagdunternehmen war zwar in erster Linie auf das Erbeuten eines Guanacos abgestellt, wenn sich kein Erfolg einstellte, wurde auch nach Vögeln des Waldes Ausschau gehalten, Specht, Ibis, Sittich, Eule, um nur einige zu nennen, die als kleine Fleischlieferanten keinen

prominenten Platz am Speisezettel hatten, da sie nur einzeln gefangen oder gejagt werden konnten (vgl. CHAPMAN 1982:25). Grundsätzlich wurden nicht alle faunalen Arten genutzt, vor allem nahm man vom Genuß von Raubvögeln Abstand. Der Fuchs war in Zeiten von Nahrungsmittelknappheit, entgegen sonstiger Gewohnheiten, als Fleischtier willkommen, auch der Seelöwe wird in Zeiten der Not nicht verschmäht (BRIDGES 1988:446-47; GUSINDE 1931:279; STUART 1977:258); Hunde ißt man niemals (GUSINDE 1931:279, 282, 300).

Für eine Jägergesellschaft, die hauptsächlich von Fleisch lebt, ist anzunehmen, daß ein längerer Mangel an tierischer Nahrung mit Hunger gleichgesetzt wird. [158] Abgesehen von diesem „emischen“ Hunger ist Pflanzenkost zellulosereich und nährstoffarm, mit Ausnahme von Samen. Nach einem ethnobotanischen Befund benennen die Selk‘nam 179 Pflanzenarten, wovon 35 zur Ernährung verwendet werden (CHAPMAN 1982:25). Vegetabilien haben den Nachteil, im Winter nicht vorhanden zu sein, wie Beeren und Grassamen, oder unter der Schneedecke nicht auffindbar zu sein, wie Wurzeln und Knollen. Die genossenen Pflanzenprodukte ergänzten die Fleischkost, sie ersetzten sie selten. Ob nun die zum Essen verwendeten Pflanzen bei Bedarf intensiver genutzt wurden, oder ob eine Ausweitung der Ressourcenbasis mit den übrigen Arten erfolgt, und ob diese eßbare Bestandteile enthielten, bleibt offen, daher auch die Antwort auf die Frage, ob sie überhaupt je diesem Zweck zugeführt wurden. Daß aufwendige Verfahren angewandt wurden, um dem menschlichen Organismus abträgliche Stoffe genießbar zu machen, z.B. durch Entgiftungsprozeduren, ist unwahrscheinlich. Naheliegend ist, daß jene Garungstechniken angewandt wurden, die bei offenem Feuer und in der Asche möglich sind, also Rösten, Braten und Dämpfen.
Explizit werden drei Mittel benannt, die jenseits aller Diversifikation stehen. In Hungerperioden, wenn weder Fleisch noch Fisch zu bekommen war, noch Landpflanzen, hielten sich jene, die Zugang zur Küste hatten, an Algen (CHAPMAN 1977:141, 1982:25) Desgleichen wurden die innere Borke der Zwergbuche und abgeschabte Schichten von Ledergegenständen gegessen (STUART 1977:265).
Im Falle lokaler Nahrungsknappheit war Hilfeleistung zwischen nicht verfeindeten Distrikten selbstverständlich, wenn die Bitte um Einlaß vorgebracht wurde (vgl. GUSINDE 1931:427, 439-40). Von einer Vergrößerung der Ressourcennutzungszone durch das Betreten fremden Gebietes ist nur bedingt zu sprechen, da freie Beweglichkeit außerhalb des eigenen Distriktes nicht gegeben war. Ausnahmen von dieser harschen Ausschlußregel dürften aber zwischen kleinen bzw. für kleine Distrikte bestanden haben. Ihre Bewohner „einigten sich stillschweigend auf gegenseitige Rechte und Pflichten“ (1931:421), was im Klartext eine Ausweitung der nutzbaren Fläche mit freiem Nahrungserwerb für alle Beteiligten bedeutet. Das Agreement wurde bei aufkeimender Mißstimmung klarerweise beendet (ebd.).

Im Regelfall aber, nachdem Zutritt gewährt wurde, war den hungrigen Besuchern nicht gestattet, auf eigene Faust dem Nahrungserwerb nachzugehen, allenfalls durften sie gemeinsam mit den Landbesitzern jagen. Vorherrschend war die Sitte, die ungebetenen Gäste von der aktiven Nahrungsbeschaffung auszuschließen und sie statt dessen mit der erwirtschafteten Beute zu bewirten (1931:420, 428). Folgt man GUSINDE, mußten die Besucher für den Unterhalt „bezahlen“, indem sie Gebrauchsobjekte übergaben oder verfertigten und Dienstleistungen erbrachten (1931:428); mit anderen Worten: Gegenstände und Arbeit wurden gegen Nahrungsmittel getauscht.

TAUSCHHANDEL

Da zwischen Geschenkaustausch einerseits und Handel mit unmittelbarem oder verzögertem Tausch andererseits, bei dem eine Seite ein „Geschenk“ überreicht und bei dessen Empfänger einen Artikel „bestellt“, der bei einem erneuten Treffen übergeben wird (s. CHAPMAN 1982:36-37), keine klare Grenze zu ziehen ist, soll sich Tauschhandel auf einen stärker bedarfsorientierten Gütertausch beziehen. Normalerweise wurden die Güter zwischen den zukünftigen Nutzern ausgetauscht, zumindest war kein regelrechter Zwischenhandel etabliert (vgl. GUSINDE 1931:436).
Die Wertigkeit des Handels für die Subsistenzökonomie ermißt sich am Bedarf an essentiellen Gütern und Gegenständen. Im Falle der Selk’nam bietet sich aus der Zusammenschau von Vegetationszonen (STUART 1977) und Lage der *haruwens* (GUSINDE 1931) folgende Beurteilung an. Zwei Stoffe stechen hervor, nämlich Buchenholz für den Bogen und Pyrit zur Feuererzeugung, ohne die kein Überleben möglich gewesen wäre. Sie waren in den Wohndistrikten eines Teiles, wahrscheinlich eines Gutteils der Bevölkerung nicht vorhanden. Alles weitere Rohmaterial ist entweder durch weniger komfortable Stoffe ersetzbar, oder im eigenen Distrikt zu finden (s. CHAPMAN 1982:37-38; GUSINDE 1931:139, 142).

Rohstoffe für die Güter des täglichen Bedarfs waren also nicht gleichmäßig vorhanden. Entweder waren sie in der gewünschten Qualität nur an manchen Plätzen zu finden (Stein, Erde), waren an eine Vegetationszone gebunden (Holz), oder waren faunaler Herkunft (Fell). Hoher Wertschätzung erfreuten sich auch die Blech- und Glasabfälle der Seefahrer. Jede Gegend, jeder *haruwen* hatte Artikel anzubieten, die in anderen Gegenden gebraucht wurden, zumindest aber willkommen waren. Konnten die Bewohner des einen oder anderen Landstrichs im Norden keine speziellen Rohstoffe aufbieten, brachten sie das delikate Cururofleisch in getrocknetem Zustand ein (CHAPMAN 1982:37).

Die Besitzverhältnisse auf der Insel, nach denen alles, was der Boden eines Besitztums bereithielt, dessen Eigentümern, also der Lineage gehörte, hätten politische Ungleichgewichte herbeigeführt, wenn aufgrund einseitiger Nachfrage Abhängigkeiten entstanden wären zwischen Distrikten, die mit lebenswichtigen Rohstoffen ausgestattet waren und solchen, die nicht in dieser glücklichen Lage waren.
Was spricht gegen eine Gefährdung der egalitären Struktur zwischen den *haruwens*? Die widersprüchliche Position des *kemal*, so sie als informeller „Vorsteher einer Familiengruppe“ (GUSINDE 1931:421-23; vgl. CHAPMAN 1982:47) überhaupt oder wenigstens da und dort anzutreffen war, dürfte nicht dazu angetan gewesen sein, über die Ressourcen eines Distriktes zu bestimmen oder ein anderes Verfügungsrecht darüber zu haben als jeder andere *haruwen*-Bewohner und einen wie immer gearteten Einfluß auf Handelspartnerschaften auszuüben. Seine Autorität mochte das Verhältnis der Mitglieder einer Familiengruppe zueinander regeln, aber nicht das Verfügungsrecht über die Güter des Landbesitztums. Jeder hatte ungeteilten Zugang zu den Ressourcen des eigenen Distriktes und konnte sie nach eigenem Ermessen verwerten (GUSINDE 1931:426).
Das führt zur wichtigen Feststellung, daß der Tauschverkehr eine individuelle Angelegenheit war. Wer Bedarf an einem Gut hatte, ging mit jemandem, von dem er dieses erwarten konnte, eine Tauschbeziehung ein, wer ein Gut abzugeben hatte, überreichte es einem Empfänger seiner Wahl. Die Kanäle, über die der Güteraustausch lief, waren persönliche: Affinal- und Kindredbeziehungen sowie Freundschaften. Der Wert dieser Kontakte vor allem in ferne Regionen, die mit Rohstoffen gesegnet waren, an denen es im engeren Siedlungsgebiet mangelte, ist offenkundig.

Der einzige reguläre „Handelsplatz“ war *kuash-ketin*, eine Zusammenkunft, die auf Einladung zustande kam und der zu einem späteren Zeitpunkt eine Gegeneinladung folgte. Dieser Wechsel von Einladung und Gegeneinladung könnte durchaus dyadischen Charakter entwickelt haben. Daß Personen aus dem Verwandten- oder Bekanntenkreis besonderes Interesse aneinander hegten, wenn sich ein beidseitig befriedigender Warenaustausch im Sinne von Nachfrage und Angebot entwickelte, dürfte auf der Hand liegen. Obwohl Handel ein wichtiges Attribut der *kuash-ketin*-Versammlung war, [159] ergaben sich Gelegenheiten an fast jedem Ort zu jeder Zeit zum Tausch von Objekten. CHAPMAN (1982:37) meint dazu, die Tatsache, daß kein „verpflichtender“ Geschenkaustausch zwischen Verwandten existierte, erlaubte jedermann, nach eigenem Gutdünken und mit wem immer er wollte eine Handelsbeziehung einzugehen (ebd.). Man kann davon ausgehen, daß der Austausch von Gaben, seien es „Geschenke“ oder Güter dringenden Bedarfes, ein Feature nahezu jeder nicht regelmäßigen Begegnung war.
Zwischen Geschenkaustausch und Handel mit Objekten läßt sich keine exakte Grenze ziehen. Während des *kuash-ketin* wurden Geschenke ausgetauscht, „to make a present to one another“ (*wiik haijen*) vermutlich zwischen Gästen und Gastgebern, es ist nicht

feststellbar, ob auch die Gäste untereinander Transaktionen abwickelten. Die zweite Variante ist der Handel mit stärkerer Bedarfsorientierung. *Wiwewan* heißt, etwas nachzufragen, ohne zugleich eine Gegengabe zu entrichten. Der Gast erbittet von den Gastgebern ein bestimmtes Objekt, an dem er Bedarf hat oder das er zu haben wünscht. Nächstes Jahr, wenn Gast und Gastgeber vertauscht sind, erhält der nunmehrige Gastgeber das bestellte Objekt als „Geschenk“ (1982:36-37).

Externer Tauschhandel ist qualitativ dem Binnenhandel gleichzusetzen, denn er führte zu keiner Ausweitung der Produktpalette. Die Selk’nam fanden mit der Ausstattung ihres Territoriums das Auslangen, sie waren nicht in elementarer Weise auf Produkte angewiesen, an die sie nur durch interethnischen Handel gelangt wären. [160] Die Kontakte mit den physisch, sprachlich und ökonomisch „fremden“ Nachbarn Yamana und Alakaluf waren in jeder Hinsicht rudimentär (vgl. GUSINDE 1931:139-43).

NAHRUNGSVERTEILUNG

Die Jagd- und Sammelerträge gehören dem Jäger, dessen Waffe oder Manipulation das Tier tötete und der Sammlerin, die sich das Gut durch ihre Arbeitsleistung aneignete. Dieser Anspruch besteht nicht, wenn ein Gast an der Jagd teilnimmt und ein Stück Wild erlegt (GUSINDE 1931:428). Der Gast kann niemals Eigentümer einer Sache sein, die er sich auf fremdem Grund aneignet.

Die primäre Nahrungsverteilungseinheit ist das Lager. Alle anwesenden Untereinheiten spr. Haushalte kommen in den Genuß der beschafften Nahrungsmittel. Da jedes Individuum Besitzer der selbst erwirtschafteten Erträge ist, kann sich jedes Individuum in der Rolle des Gebers wiederfinden. Der Jäger übergibt das Fleisch seiner Frau. Er oder beide gemeinsam entscheiden, welches Stück welcher Hütte zukommen soll. Nicht jede Hütte erhält unterschiedslos gleich viel und von gleicher Qualität, sondern für jeden Empfänger bzw. jeden Empfängerkreis wird das „passende Stück“ ausgewählt. Die Frau erfüllt nun die Aufgabe, zu jeder Hütte zu gehen und der Frau des Haushalts das bestimmte Stück zu überreichen. Für die eigene Familie bleibt ebenfalls „genügend“ übrig. Sollten andere Jäger gleichfalls Beute gemacht haben, machen Anteile davon genauso die Runde, ohne darauf zu achten, daß erhaltener und abgegebener Teil gleich groß sind (GUSINDE 1931:276, 433). Die Frau verfährt mit ihren eigenen Erträgen auf die gleiche Weise. Sie überbringt jedem Haushalt einen Anteil. Mit anderen Worten: Die Abgaben an die Anwesenden in der Siedlung, die nicht zur *aska*, zur engeren Familie gehören und keine Gäste oder Besucher dieser *aska* sind, können je Empfänger verschieden sein, sie unterliegen der willkürlichen Portionierung durch den Gebenden; aber Berücksichtigung

findet jeder Haushalt. Die Willkür der Zuteilung könnte sich auch nach dem Bedarf der jeweiligen Empfänger richten.
Priorität dürfte die Versorgung der eigenen Familienmitglieder haben, denen gegenüber besondere Unterhaltspflichten bestehen, und zwar seitens der Eltern den Kindern gegenüber und den Alten gegenüber von Seiten ihrer Kinder und Schwiegerkinder und von Seiten anderer junger Verwandter (GUSINDE 1931:275-76). BRIDGES (1988:374-76) schreibt, daß der Jäger seine Beute nicht zwingend mit den Jagdkameraden teilen muß, wenn er sie seinen Angehörigen zukommen lassen möchte. Diese Verweigerungshaltung wird er wohl nur einnehmen, wenn seine Leute den Nachschub bereits hungrig erwarten. Dieses Verhalten dürfte als rechtmäßig empfunden werden. Die „allgemeine Verpflichtung zur Freigebigkeit“ (GUSINDE 1931:438) ist anscheinend geringer einzuschätzen wie die Sorgepflichten gegenüber der eigenen Familie und allfälligen Gästen. Neu hinzustoßende Besucher sind gewöhnlich die hungrigsten und werden ebenfalls vorrangig und großzügig bedacht (BRIDGES 1988:355; CHAPMAN 1982:41).
Wenn der erfolgreiche Jäger seine Beute aus familiärer Notwendigkeit für sich behält, tut er dies vermutlich nur, wenn die anderen Mitglieder des Teams ebenfalls erfolgreich waren. Dieser „Egoismus“ ist nicht zu erwarten, wenn die anderen Jagdteilnehmer keinen Fang machten. Obwohl ein glückloser Jäger nichts fordert oder erbittet, so erwartet er doch, nicht hungrig weggehen zu müssen (BRIDGES ebd.). Kein Jäger geht mit leeren Händen heim, sagt auch GUSINDE (1931:271).
Als bevorzugter Bezieherkreis von Nahrungszuwendungen erscheint somit die eigene Familie und alle Personen, denen man zeitweilig (Besucher) oder dauerhaft (Alte) speziell verpflichtet ist. An zweiter Stelle stehen jene, deren aktueller Bedarf besonders groß ist (vgl. BRIDGES 1988:333). Wer noch in Besitz von Nahrungsmitteln ist, wenn andere bereits hungern, ziert sich nicht, großzügig zu sein. So wird der große Kormoranjäger stets mehr auf der Geber- als auf der Empfängerseite sein, was ihm alle Ehre macht und sein Ansehen hebt.

Die beschriebenen Verteilungsregeln greifen, wenn der einzelne Jäger bzw. die Jäger, die zu einer Familie gehören, die Beute zum Lagerplatz schleppen. Ist er oder sind sie aufgrund der Größe der Beute dazu nicht in der Lage, wird mitgenommen, was transportabel ist, der Rest wird sicher am Fangplatz aufbewahrt (vgl. BRIDGES 1988:364). Ein ganzes Tier zerlegt der Jäger in fünf Teile, zerkleinert diese weiter und verteilt sie in der oben beschriebenen Weise. Jeder Jäger, der seine Beute an den Wohnplatz bringt, wird in dieser oder ähnlicher Form verfahren. Daß die Abgaben verschieden groß ausfallen und daß mitunter ein beträchtliches Quantum beim Jäger verbleibt – natürlich vorausgesetzt, daß alle anderen gut versorgt sind – ist bei BRIDGES verbürgt, den die dreißig gerupften Vögel in Erstaunen versetzen, die in den Bäumen neben dem Zelt des großen Kormoranjägers

Talimeoat hängen. Bei den anderen Behausungen hängen ebenfalls einige Vögel (1988:334).

Eine andere Etikette ist zu beobachten, wenn eine Gemeinschaftsjagd absolviert wurde, bei der sich womöglich Jäger von verschiedenen Lagerplätzen zusammengetan haben. Der erfolgreiche Schütze häutet und zerkleinert die Beute am Fangplatz oder im Jagdcamp und legt vor jeden der Anwesenden ein ordentliches Stück hin, die es vorerst in kühler Reserviertheit ignorieren; selbst bleibt ihm scheinbar nichts. Schließlich schneiden einige Männer, die absichtlich vorteilhafter bedacht wurden, von ihrem Anteil ein Stück ab und retournieren es dem Schützen (BRIDGES 1988:217-18). Letztlich hat jeder, der zugegen ist, tatsächlich einen gleich großen Anteil zu seiner Verfügung. Diese formale Verteilung genau gleich großer Teile scheint in Betracht zu kommen, wenn alle Beteiligten die gleichen Voraussetzungen haben, nämlich Hunger und keine eigenen Vorräte. Das heißt, es ist nicht in erster Linie die Gemeinschaftsjagd, die eine Gleichverteilung nach sich zieht, sondern die aktuellen Bedingungen.
GUSINDE gibt in Bezug auf die Gemeinschaftsjagd an, daß jeder die Tiere (Plural!) nimmt, die er selbst geschossen hat, abgesehen von dem einen oder anderen Teilnehmer, der Pech hatte und bedarfsgerecht versorgt wird (1931:271). Wenn die Gesamtausbeute reichlich ist, werden also die Verteilungsregeln, der Situation angemessen, „leger“ exekutiert.
Eine andere Form der Gleichverteilung erwähnt GUSINDE in Bezug auf gemeinschaftliche Vogeljagd und Netzfischfang, wo jedem Teilnehmer der „gleichwertige Anteil“ zusteht (1931:436). Dieser Gleichverteilung scheint, unabhängig von einem akuten Nahrungsmangel, die Art und Weise der Kooperation zugrunde zu liegen. Alle Teilnehmer müssen als Team eng zusammenarbeiten, und der Gesamterfolg hängt davon ab, daß alle am gleichen Strang ziehen, z.B. synchron ihre Fackeln zum Aufscheuchen der Vögel schwenken oder das Netz dicht zum Flußbett durch das Wasser ziehen. Diese Abhängigkeit vom Verhalten des anderen ist bei der Großwildjagd nicht in dieser Form gegeben. Anders gesagt: Nicht der Vorgang der Tötung (wie beim Großwild) ist der entscheidende Akt, sondern die vorbereitenden Handlungen; das scheint die Verschiedenheit der Kooperation bei Vogeljagd bzw. Netzfischfang und Guanacojagd auszumachen.

Die Verfügung über das Fleisch und Fett eines gestrandeten Wales hat keinen reziproken Charakter. Der riesige Vorrat gehört den Besitzern des *haruwen,* in dem sich das Ereignis zugetragen hat. Sie tragen die Kunde von diesem Glücksfall mittels Signalfeuer nach außen, da dieses Angebot ihren Bedarf bei weitem übersteigt. Jeder Besucher erhält aus den Händen der Besitzer großzügige Anteile (GUSINDE 1931:429-30).
Eine abweichende Distributionsregel bringt das Hain-Fest mit sich, die eher einer Redistribution ohne Zentralinstanz gleicht. Die Versorgung des Lagers der Frauen und

Kinder erfolgt in der bekannten Form. Die Männer in der Zeremonienhütte häufen alle Nahrungsmittel an, die sie selbst erwirtschaften oder die von den Frauen im Lager für diesen Zweck bereitgestellt werden (vgl. CHAPMAN 1982:78). Die Nahrungsmittel gehören allen Männern gemeinsam, unabhängig woher oder von wem sie kamen, und jeder kann sich nach freiem Ermessen bedienen, bemerkt GUSINDE (1931:826).

Ein generationelle Form der Reziprozität ist die Versorgung der Alten, die der Jagd nicht mehr nachgehen können. Die Versorgungspflichten betreffen vor allem die eigenen Eltern oder Schwiegereltern. Der Mann soll den alten Leuten mit Großzügigkeit begegnen, selbst wenn er nicht mit ihnen verwandt ist, wird den Jünglingen bereits während der Initiation eingeschärft. Denn wenn er einst selbst im jägerischen Ausgedinge ist, ist er auf das Fleisch angewiesen, daß ihm ein junger Mann bringt (s. BRIDGES 1988:422).

ZUSAMMENFASSUNG

Als wesentlichstes Element der Selk'nam-Organisation in Hinblick auf Risikominimierung wird die durch die lokalisierte Patrilineage ausgeübte Territorialität identifiziert. Eigentumsansprüche an einem bestimmten Stück Land und allen darauf befindlichen natürlichen Ressourcen bestehen ausschließlich für die Lineagemitglieder. Über den Mann erwirbt auch die Ehefrau Nutzungsrechte. Zur Wahrung des Exklusivanspruches wird keine aktive Grenzüberwachung praktiziert, was in Anbetracht einer Durchschnittsgröße von 500 Quadratkilometern pro Lineage-Distrikt mit 50 Bewohnern ein Ding der Unmöglichkeit wäre. [161] Territorialverteidigung wird exekutiert, indem unbefugte Grenzverletzer, aber vor allem unbefugte Ressourcennutzer Sanktionen in Form eines kriegerischen Angriffes oder Überfalles zu erwarten haben.
Die korrekte Form des Zutritts ist die Bitte um Erlaubnis, der stattgegeben wird; Feinde werden kein Einlaßgesuch vorbringen. Der Zutritt wird nicht verwehrt, wenn, als Mindestanforderung für einen „Fremden", zu einem der Lineagemitglieder eine verwandtschaftliche Beziehung nachgewiesen werden kann, eine Regel, die nicht gilt, wenn Hunger das Motiv ist. Jeder Ankömmling, der eines dieser Kriterien erfüllt, wird gleichwertig oder bevorzugt behandelt spr. versorgt und kann seine Verweildauer selbst bestimmen, genießt somit großzügige Gastrechte. Die geltenden Besitzrechte verhindern selbständige Nahrungsbeschaffung aller lineagefremden Residenten und Besucher; Ressourcenzugang ist allenfalls mit den Besitzern gemeinschaftlich möglich. Die Verfügungsgewalt über die Ressourcen liegt ausschließlich bei den Landbesitzern. Das heißt: Sehr weitreichende Zugangsrechte stehen eklatant eingeschränkten Nutzungsrechten gegenüber.

Temporäre Kooperation von benachbarten *haruwens* im Sinne wechselseitig vergebener Erlaubnis zur freien Ressourcenentnahme ist nicht ausgeschlossen. Die relativ gleichmäßige Ressourcendichte im gesamten Selk'nam-Territorium als auch über das Jahr gibt den *haruwen*-Bewohnern keine zwingende Veranlassung, grundsätzlich eine bestimmte Periode des Jahres außerhalb der eigenen Grenzen zu verbringen.
Um diese scheinbare Einkapselung der territorialen Deszendenzgruppe in ihrem *haruwen*-Distrikt aufzubrechen, muß sie sich nach außen öffnen; das geeignete Instrument dafür sind Exogamieregeln, die idealerweise sogar die weitere *haruwen*-Umgebung, nämlich den *sho'on* einschließen. Dem Landeigentum, das die Lineage als lokalisierte Gruppe zusammenhält, stehen Affinalverbindungen über das gesamte Territorium gegenüber.

Nahrungsverteilung findet innerhalb der Residenzeinheiten und zwischen den Mitgliedern einer Jagdgruppe statt. Koresident sind eine oder mehrere *askas* (enge Familien), die gelegentlich durch Besucher , das sind verwandte oder befreundete Familien aus anderen *haruwens*, erweitert sind. Der Verteilung werden alle Nahrungsmittel zugeführt. Die kleinste Distributionseinheit ist die Familie inklusive ihrer Besucher, die gegenüber den Familienmitgliedern keinerlei Benachteiligung erfahren. Das Reziprozitätsverhältnis zu befreundeten Besuchern gründet auf einer Umkehrung, die gegeben ist, wenn der Gastgeber künftig die selben Gastrechte als Besucher auf dem Boden des heutigen Gastes genießt. Gleiches gilt für den ungebetenen Besucher, der zusätzlich eine unmittelbare Gegenleistung in Form mitgebrachter Objekte oder Rohstoffe oder in Form von Arbeitsleistungen erbringt. Jeder im Lager partizipiert an den individuellen und kooperativen Erträgen von Mann und Frau. Wieviel abgegeben wird, hängt von der aktuellen Versorgungslage ab, vom Ermessen des Gebers und vom Naheverhältnis zum Geber.

Das Anlegen von Vorratsspeichern im eigentlichen Sinne ist unbekannt, da konservierende Maßnahmen nur in Ausnahmefällen gesetzt werden. Manipulierte Vorräte spielen in der vorausschauenden Planung so gut wie keine Rolle. Kleine Quantitäten von Fisch, Fleisch und Schwämmen führen zu keinen Einschränkungen der Beweglichkeit und werden kurzfristig verbraucht oder als Tauschobjekte verwertet. Von Vorräten kann man nur in Bezug auf die witterungsabhängige Haltbarkeitsdauer von Fleisch und Ernteprodukten sprechen, soweit der Ertrag den Eigenbedarf und die Abgaben an die Lagergemeinschaft übersteigt. Die kontinuierliche Versorgung gründet auf dem erwarteten eigenen, familiären oder nachbarlichen Jagderfolg.

Da der *haruwen* nicht alle für die Aufrechterhaltung der Subsistenz benötigten Rohstoffe bereithält, ist Tauschhandel eine zwingende ökonomische Einrichtung. Der Bedarf an Rohstoffen führt zu keiner Abhängigkeit von den besitzenden Distrikten, nicht zuletzt, weil

Handel primär eine individuelle Angelegenheit war und die Lineage, die Grundbesitzerin war und keinen politischen Führer und keinen Repräsentanten hatte, nicht als Eignerin und „Anbieterin“ von Rohstoffen und Gebrauchsgütern auftrat. Auf der Basis persönlicher verwandtschaftlicher und affinaler, wie auch freundschaftlicher Kontakte zwischen Männern, aber auch zwischen Frauen wechselten Rohstoffe, fertige und Halbfertigfabrikate, selten Fett von Meeressäugern und getrocknetes Cururofleisch im Zuge von Besuchen und Gegenbesuchen die Besitzer. Wenn Nachfrage und Angebot der zusammentreffenden Handelswilligen nicht synchron sind, wird verzögerter Tausch praktiziert. Die einseitige Transaktion wird beim nächsten Zusammentreffen mit einem wertäquivalenten, möglicherweise bestellten Gut ausgeglichen. Neben den informellen „privaten“ Operationen ist der einzige institutionelle und gewissermaßen öffentliche Rahmen für Gütertransaktionen die multifunktionelle *kuash-ketin*-Versammlung, bei der für eine kurze Zeitspanne geladene Gäste von nah und fern im *haruwen* des oder der Gastgeber(s) aggregiert sind.

Nicht ins Gewicht fallen Jagdmagie, Tabuvorschriften und rituelle Praktiken, nicht vom Umfang und Aufwand her und nicht von der emischen Gewichtung. Die Mythen, die sich um das Guanaco ranken, das ehedem zahm war, schlagen sich nicht in einer spezifischen Ehrerbietung dieser Hauptressource gegenüber nieder. Allgemeine Beachtung findet ein Verhaltenskodex, der zum maßvollen Umgang mit den Gütern der Natur anhält. Er ist insofern bindend, als Zuwiderhandeln anhaltenden Mißerfolg bei der Jagd nach zieht; das Guanaco reagiert auf den verantwortungslosen Jäger, indem es sich zurückzieht.

WESTLICHE SHOSHONEN

RISIKOQUELLEN UND ÖKOLOGISCHER KONTEXT

Die Bewohnbarkeit des Großen Beckens ist vor allem eine Frage des Wassers. Ein Faktor ist die absolute Niederschlagsmenge, ein anderer die topographische und geologische Beschaffenheit der Gebirge, in denen der Niederschlag fällt. Sanft abfallende Hänge halten das Wasser nachhaltiger als schroffe Steilhänge. Viele Höhenzüge des Großen Beckens weisen eine Charakteristik auf, die eine begünstigtere Hangseite hat; nur an dieser Gebirgsseite ist an den Hängen und im Tal Besiedelung möglich. Fällt ein Gebirgszug beidseitig schroff ab, sind die ariden Täler nahezu oder gänzlich unbewohnbar (STEWARD 1938:12). Trockenheit macht weite Landstriche und Täler saisonal oder permanent unbewohnbar, gleiches gilt für die Hochgebirgszonen im Winter. Wasser und Kälte limitieren die subregionalen Siedlungszonen. Täler, die nicht von einem Fluß durchzogen sind, beschränken die Wintersiedlung auf einen schmalen Streifen am Fuß des Gebirgszuges (1938:13). Die Trockenheit der Talebene birgt die Gefahr des Wassermangels, in der Höhe ist es zu kalt; in der Übergangszone aber kann Schmelzwasser gewonnen werden.

Der Pinien-Wacholdergürtel in den unteren Hanglagen der Gebirge als generell wichtigste Ressourcenzone reicht selten in die Talböden hinein, weil Pinien und Wacholder erst ab einer Meereshöhe von 1.800 Metern gedeihen und die meisten Täler tiefer liegen. Der Piniengürtel ist niederschlagsreicher als die Täler, daher mit Samenpflanzen, Gräsern und Wurzeln reicher ausgestattet, folglich ist mit höherem Wildaufkommen zu rechnen. Nahezu alle Gebirgsketten des Intermontanen Beckens haben Pinienbestände in der entsprechenden Höhe, gesamtterritorial deckt diese Vegetationszone jedoch nur eine kleine Fläche ab.[162] Ihr Stellenwert als Depot für Pflanzennahrung wird durch die kurze Reifephase geschmälert (STEWARD 1973:104). In den tieferen Abschnitten dieser Zone wurden bevorzugt die Winterquartiere aufgeschlagen (STEWARD 1938:16).

Grundsätzlich ist festzuhalten, daß, bedingt durch den Wüsten-, Steppen- und Gebirgscharakter des zentralen Großen Beckens, der Subsistenz aufgrund beschränkter Nutzflächen enge Grenzen gesetzt sind. Die Wüste, vor allem die *Artemisia*-Zone, der beispielsweise drei Viertel der Gesamtfläche Nevadas zuzurechnen ist (STEWARD

1938:18), hält aufgrund geringen Niederschlages und extremer Lufttrockenheit keine Nahrungspflanzen bereit, die fruchtbaren, hochgelegenen Waldgürtel machen weniger als ein Prozent der Landesfläche aus (ebd.); ihre exponierte Lage macht sie als Siedlungsgebiet ungeeignet.
Die xerophytische Wüstenvegetation kommt als Nahrungsspender nicht in Frage. Das Gedeihen von Gräsern und anderen Nahrungspflanzen hängt offenbar nicht von einem bestimmten Habitat in Bezug auf Höhe, Bodenbeschaffenheit und Vergesellschaftung ab, sondern von der Bodenfeuchtigkeit. Daher sind die Vegetabilien der vergleichsweise niederschlagsreichen Berge auch an den Flußufern zu finden, in regenreichen Jahren an begünstigten Flächen der Talebenen (s. STEWARD 1938:17, 22).

Die Nahrungspflanzen könnten ein Vielfaches der Bevölkerung ernähren, jedoch nicht dauerhaft, da ihre Verfügbarkeit nach STEWARD (1938:20) durch mehrere Faktoren limitiert ist. Der Pflanzenbewuchs ist dünn, kaum je sind dichte Bestände vorhanden; die angewandten Sammeltechniken erlauben daher keine Ernte großer Quantitäten. Die kurzen Reifezeiten beschränken den Nutzungszeitraum; liegen die Samen bereits am Boden, ist das Einsammeln nicht mehr lohnend. Regen als Wachstumsfaktor bei Samengräsern macht die Wachstumslokalitäten extrem unverläßlich. Trockene Jahre haben einen markant geringeren Pflanzenwuchs.
Im Norden ist der relative Anteil von Wurzeln, Knollen und Beeren größer als im Südteil des Großen Beckens; das bringt einen gewissen Vorteil mit sich, denn anders als bei Samengräsern ist die Ernteperiode dieser Vegetabilien lang (1938:18-19).
D a s Grundnahrungsmittel sind die im Herbst geernteten Piniennüsse als vitale Winternahrung.

> „Families went in the fall to the nearest locality which offered an abundant crop. They usually stored the nuts in the mountains and wintered nearby. If the crop had failed, however, winter fare was extremely poor. And if, in addition, a drought had restricted other crops, winter usually brought great suffering, starvation, and even cannibalism.“ (STEWARD 1938:20)

Antilopen formieren sich zu etwa hundertköpfigen Herden, daher sind große Gemeinschaftsjagden naheliegend, aber das Abschlachten eines Gutteils des Herdenbestandes, das damit einhergeht, hat zur Folge, daß der Herde zur Reproduktion eine mehrjährige Schonfrist, mitunter zehn Jahre gewährt werden muß, bis wieder eine lohnende Jagd stattfinden kann (1938:33-35).
Tierische Nahrung beeinflußte die Migrationsbewegungen der Bewohner weniger als Vegetabilien. War aber ein schlechtes Jahr für Samenerträge, gewann Wild an Bedeutung, die Leute der Koso Mountains etwa hielten sich insbesondere an Nagetiere.[163] Mit Samenvorräten konnte selbst in guten Zeiten kaum mehr als ein Jahr überbrückt werden (STEWARD 1938:83). Einige Tote waren in der Koso Mountains-Region zu beklagen, als

mehrere Monate ohne Samenvorräte, ohne Hasen und andere wichtige Ressourcen eine Hungersnot auslösten (ebd.). Am Humboldt River wurde gegen Winterende auf Kakteen zurückgegriffen, wenn die Samenvorräte nicht ausreichten (1938:158).
Die Beatty Mountains-Bewohner hatten keine Pinienwälder im eigenen Distrikt, sie wanderten jährlich zumindest 30 bis 50 Kilometer nach Norden oder Süden, um sich mit dem lebenswichtigen Wintervorrat einzudecken. Hatten sie sich für die nördlichen Belted Ranges entschieden und fanden dort fruchtlose Wälder vor, zwang sie die Not, weitere 70 oder 80 Kilometer nach Norden in die Kawich Mountains oder nach Lida zu gehen (STEWARD 1938:97).
Extreme Nahrungsknappheit, vor allem am Winterende, veranlaßte hie und da zum Aussetzen von alten und geschwächten Personen, die ihrem Schicksal überlassen wurden (1938:135).

Zusammenfassend können zwei Bedingungen als maßgebliche Risikoquellen herausgehoben werden, das sind Wachstumsfaktoren und limitierte Nutzungsperioden der Primärressourcen. Der geringe Niederschlag variiert jährlich und regional. Die Bodenfeuchtigkeit beeinflußt das Pflanzenwachstum und bis zu einem gewissen Grad die faunalen Bestände, das Oberflächenwasser limitiert den Bewegungsspielraum, Wassermangel beschränkt die Aufenthaltsdauer an einem Ernteplatz, weil Wasser mitgebracht werden muß. Pflanzliche Erzeugnisse, in erster Linie hochkalorische Samen, sind die Grundnahrungsmittel. Ihre Nutzbarkeit pro Spezies ist durch eine lediglich ein- bis mehrwöchige Ernteperiode eingeschränkt. Die Plätze, an denen ausreichende Quantitäten heranreiften, waren unverläßlich; kritisch ist die Unbeständigkeit bei den nur alle paar Jahre fruchttragenden Pinien.
Im Jahresverlauf gelten Winterende und Frühlingsbeginn als sensibelste Phasen; die Speicher sind leer, die wenig nahrhaften Grünpflanzen sind großräumig die einzige verläßliche Nahrungsquelle.

Das Territorium der Shoshonen hält im Winter, der durch Schnee und Kälte gekennzeichnet ist, keine nennenswerten Pflanzen und Tiere bereit, alle Ressourcen müssen zwischen Frühling und Herbst bereitgestellt werden. Die jährliche Beschaffungsabfolge war relativ vorhersehbar, in weit höherem Ausmaß als die dafür notwendige Wanderroute. Welche Strategien der Risikominimierung ergeben sich aus dieser Konstellation? Das Anlegen von Vorratsspeichern zu Überbrückung der Periode ohne Ressourcenerwerb ist die naheliegende, unerläßliche Primärstrategie, die Nutzung des größtmöglichen Areals ohne besondere Zugangsbeschränkungen erscheint erforderlich. Der Lokalisierung von Ressourcenstandorten durch Informationsweitergabe kommt besondere Bedeutung zu. Die Dominanz der sammlerischen Aktivitäten legt nahe, die männlichen

und weiblichen Tätigkeitsfelder, ineinandergreifende Bereiche und Kooperationen zu analysieren. Definierte verwandtschaftliche, politische oder kosmologische Systeme als tiefgreifend integrierende Einrichtungen sind rudimentär, daher wird insbesondere zu untersuchen sein, wie die Familie als tragende ökonomische Einheit innerhalb vorhandener Strukturen agiert.

GRUNDLAGEN GESELLSCHAFTLICHER ORGANISATION

Die grundlegenden sozialen Strukturen sind im wesentlichen ein loses Netzwerk von Verwandtschaftsbeziehungen, deren Ausrichtung eindeutig bilateral ist, und von Heiratsverbindungen. Ihre Funktionen liegen primär in der Sondierung von Heiratspartnern und der Informationsverbreitung über aktuelle und lohnende Ressourcenvorkommen. [164] Weil die Lokalgruppe keine sozioökonomische Einheit darstellte, hatten diese Beziehungen einen relativ höheren Stellenwert.

Innerhalb der kollateral- und affinalverwandten Kernfamiliengruppen war der Zusammenhalt mit Sicherheit größer als dies STEWARD mit der völlig unabhängigen Nuklearfamilie (1938:236, 239) suggeriert. Soweit die personelle Komposition von Lagerplätzen besprochen wurde (z.B. 1938:177), handelte es sich meistens um Familiengruppen mit affinalen oder konsanguinalen Beziehungen - Geschwister, Eltern Kinder, Affine - mit einer allfälligen Extension aus nicht-verwandten Familien; die Gruppen waren über die Zeit nicht stabil. In Bezug auf den Distrikt Koso Mountains/Little Lake etwa schreibt er, die Leute würden ihre Residenz derart häufig wechseln, daß ein Siedlungsplatz gewöhnlich aus nicht-verwandten Familien bestand (1938:83). Im Gegensatz dazu ist das „hohe Ausmaß“ an Verwandtschaftsbeziehungen innerhalb eines Siedlungsplatzes oder Camps dazu angetan, die Solidarität zu stärken, was sich vor allem in der Bereitschaft niederschlägt, mit Verwandten Nahrung zu teilen, schreibt er an anderer Stelle (1938:239). Die Familie bzw. eine Gruppe von verwandten Familien galt ihm als die wesentliche „soziopolitische Einheit“ (1938:244), war jedoch als Gruppe nicht notwendigerweise in ständig gleicher Formation koresident und ökonomisch aktiv. Ein Licht auf die Bedeutung von Verwandtschaft wirft eine Fußnotenbemerkung, nach der in manchen Regionen die Terminologie den Einschluß von nur drei Generationen ausdrückt. Die Urgroßelterngeneration gehört bereits nicht mehr dazu (ebd.; vgl. SHAPIRO 1986:626). Daraus ist zu schließen, daß genealogische Identifizierung von entfernten Verwandten keine Rolle spielt, etwa um sich ihrer Unterstützung zu versichern. Folglich ist auch die individuelle Kindred auf den engeren Zirkel beschränkt.

Als tragendes Geflecht standen auf Konsanguinalität und Affinalität basierende Beziehungen weit über jenen, die nicht auf Verwandtschaft beruhten, wenn auch Organisationsmuster zur Erzeugung dauerhafter Gruppierungen weitgehend fehlten.
Drei Typen, beruhend auf Ressourcenvariabilität, -verteilung und –dichte, mögen den Wert und die Möglichkeiten aufgrund dieser Beziehungen illustrieren. Regionen mit einer Bevölkerungsdichte von einer Person auf über 30 Quadratkilometern und weit voneinander entfernt liegenden, unverläßlichen Ressourcenlokationen sind Panamint und Death Valley, Lida, Beatty Mountains und Little Smoky Valley sowie die Gebiete der Gosiute. Um das Auskommen über das ganze Jahr zu bestreiten, mußten zwangsläufig weite Wanderungen unternommen werden. Eine Familie oder lokale Gruppe war allein nicht in der Lage, die für den eigenen Bedarf notwendigen fruchtbaren Plätze zu erfassen. Heiratsexogamie und Verwandtschaftssystem waren auf eine großflächige Verteilung und ständige Umverteilung der Bezugspersonen („highly fluid social organization“) ausgerichtet, um Informationen über gute ressourcenrelevante Nutzflächen und Wildvorkommen in Umlauf zu bringen (THOMAS et al. 1986:278).
Ein zweiter Typus umfaßt die ostkalifornischen Distrikte Little Lake/Koso Mountains und Saline Valley, sowie Humboldt River, Pine Creek, Big Smoky, Railroad und Diamond Valley, die einerseits durch reiche lokale Ressourcenvorkommen und andererseits durch grobe Beschränkungen gekennzeichnet waren. Entweder gab es ausgiebige lokale Pinienvorkommen oder fruchtbare Täler mit Samengräsern, aber nicht beides, was nicht generell einen großen Wanderradius nötig machte, aber die eine oder andere weite Wanderung. In der Tendenz war die soziale Organisation fließend, die Komposition von Gruppen wechselte von Jahr zu Jahr (1986:279). [165]
Größere residentielle Stabilität, weniger Fluktuation innerhalb einer Gruppe und höhere Bevölkerungsdichte, eine Person per fünf Quadratkilometer, erlaubten Regionen, in denen der Sommer- und Winterbedarf vergleichsweise verläßlich im Umkreis von mehreren Stunden bis wenigen Tagen um die Wintersiedlung beschafft werden konnte: Reese River, Spring, Snake, Antelope und Ruby Valley. Die Überwachung der Wachstumsbedingungen durch weit im Raum verstreute Verwandtschaftsmitglieder stand hier nicht mehr im Vordergrund, die Lokalgruppe aus verheirateten Geschwistern und Kreuzcousins gewann größere Beständigkeit (ebd.). [166]

Aus diesen drei Typen lassen sich zwei Trends innerhalb des Territoriums isolieren, die mit der Verläßlichkeit und Dichte von Ressourcen zusammenhängen. In schlechteren Lagen mit geringer Bevölkerungsdichte und hoch variablen Siedlungseinheiten sollte das Verwandtschaftssystem in erster Linie ein breit gespanntes Netzwerk erzeugen, um Wissen um gute Sammelplätze und den Zustand von Pinienwäldern zu verbreiten. Obligatorisch war der Ausschluß von Verwandten als Heiratspartner. In günstigeren Regionen war die Heirat von tatsächlichen oder Stief-Kreuzkusinen (möglich, wenn die Elterngeneration

Bruder-Schwester-Tausch praktizierte) oder beiden möglich, was eine Stärkung der Beziehungen innerhalb einer Gruppe zur Folge hatte und jene zu Nachbarregionen reduzierte. Ein überregionales Netzwerk zur Informationsbeschaffung war hier offenbar nicht mehr so wichtig (vgl. EGGAN 1968:162; SHAPIRO 1986:623; THOMAS 1981:47).

Heiratsgebote sind kaum verzeichnet (s. Levirat und Sororat), hingegen Präferenzen und Verbote. Als verwandt geltende Personen, i.e. aus der bilateralen Kindred, waren ausgeschlossen, sieht man von der untypischen, lokal praktizierten Kreuzkusinenheirat einmal ab. Bis zu welcher genealogischen Distanz Verwandtschaft gerechnet wurde, scheint variabel gewesen zu sein, als Anhaltspunkt mag der oben erwähnte dritte Grad gelten (STEWARD 1938:244). Exogamie muß entlang dieses Ausschließungsgrundes betrachtet werden. Da keine Siedlungen mit permanent gleichen Bewohnern existierten und die Lokalgruppen in ihrer Zusammensetzung laufend wechselten, muß von Verwandtschaftsexogamie statt von Lokalexogamie gesprochen werden. Lokalexogamie gilt, wenn ein Camp aus engeren Verwandten komponiert war. Nur in diesem Bezugsrahmen gilt ein Verhältnis von einer endogamen zu sechs bis sieben exogamen Heiraten (SHAPIRO 1986:622).
Der Distrikt als natürliche geographische Zone mit einer Größe von 1.000 bis einige 1.000 Quadratkilometern als bevorzugtes Areal für die Nahrungssuche und für das Winterlager und daher bis zu einem gewissen Grad als „Heimatdistrikt“ zu beurteilen, ist hinsichtlich Exogamie oder Endogamie unauffällig. Für die Wahl des Heiratspartners war die räumliche Distanz generell zweitrangig.
Auffällig ist die Bildung von Allianzen zwischen zwei Familien durch Präferierung von Heiratspartnern; oftmals folgt daraus Lokalgemeinschaft. Brüder pflegen häufig Schwestern zu heiraten, oder ein Bruder und eine Schwester heiraten eine Schwester und einen Bruder. Der Bruder-Schwester-Tausch mündet bei manchen Shoshonengruppen in Kreuzkusinenheirat, was der affinalen Beziehung zwischen zwei Familien generationelle Beständigkeit verleiht.
Die Kreuzkusinenheirat durchbricht das Verbot der Heirat genealogisch verbundener Personen, es handelt sich um reale Vaterschwester- und Mutterbrudertöchter ohne Vornahme eine klassifikatorischen Ausweitung der Kreuzkusinenkategorie (SHAPIRO 1986:623). Der häufigere Fall ist die Heirat der Vaterschwestertochter, resultierend möglicherweise aus dem Naheverhältnis zwischen Bruder und Schwester: Der Bruder versorgt seine Schwester mit einem Schwiegersohn, der die Schwester und ihre Tochter unterstützt (ebd.). Die Praxis der Kreuzkusinenheirat geht mit Pseudo-Kreuzkusinenheirat einher. Pseudo-Kreuzkusinen sind als „soziologische Kreuzkusinen“ Stieftöchter der Vaterschwester oder des Mutterbruders und entspringen früheren Ehen des aktuellen Ehemannes der Vaterschwester oder der aktuellen Frau des Mutterbruders. Diese spezielle Variante der Kreuzkusinenheirat wird als Ausweitung der Kreuzkusinenheirat interpretiert,

um den Kreis der potentiellen Kandidatinnen zu vergrößern und Beziehungen zu einer größeren Anzahl von Familien herzustellen.

Wo nur Pseudo-Kreuzkusinenheirat und keine Heirat tatsächlicher Kreuzkusinen praktiziert wird, kann diese Form innerhalb des Kontextes des Verbotes der Heirat von nahen Verwandten gesehen werden: Das Tabu wird durch die Heirat von (Stief-)Töchtern von Vaterschwester und Mutterbruder nicht verletzt (ebd.; vgl. EGGAN 1968:162). [167]

Gemäß der Klassifizierung nach dem relativen Alter (älter oder jünger als ego) wird bei Levirat und Sororat nach dem Tod des Partners oder der Partnerin dessen/deren ältere(r) Bruder/Schwester geheiratet. Bei einer allfälligen Heiratsverpflichtung, z.B. in Koso Mountains, Panamint Valley, Beatty und Belted Mountains, besteht in der Regel die Möglichkeit des Freikaufens mittels eines Geschenkes an die Schwiegereltern STEWARD 1938:84, 99).

Polygame Ehen mit zwei bis drei Partnerinnen oder zwei Partnern waren normalerweise sororal oder fraternal, Polygynie dürfte gegenüber Polyandrie überwogen haben, die eher als kurzfristige Inanspruchnahme ökonomischer und sexueller Dienstleistungen der Frau des älteren Bruders gedeutet wird (SHAPIRO 1968:622-23).

Angesichts der pluralen Formen der Verbindung von zwei Familien ist die Ehe mehr als Kontrakt zwischen Familien als zwischen Individuen zu sehen, konstatiert STEWARD (1973:118). Die Instabilität der Ehe mit oftmaligem Partnerwechsel (serielle Monogamie – SHAPIRO 1986:624), von beiden Seiten initiiert, scheint diesem Kontrakt entgegenzustehen. Offenbar regeln die Eltern das Zustandekommen der ersten Ehe, alle weiteren nehmen die Partner selbst in die Hand; weitere Ehen können ein Naheverhältnis zu anderen Familien erzeugen.

Die Installierung von Affinalverbindungen weist in zwei Richtungen, Ausweitung und Konzentration. Über die Ehen, die mit Personen aus benachbarten Distrikten zustande kamen, wurden neue Kontakte aufgebaut und vorhandene erneuert. Im Rahmen der ersten Ehe verbrachten der Ehewerber bzw. das Paar einige Monate bis über ein Jahr in Uxorilokalität als eine Form von Brautdienst, was nicht zuletzt das Vertrautwerden mit einem nicht oder wenig bekannten Areal für den Mann förderte. Die nachfolgende Residenzwahl wurde flexibel gehandhabt, unterlag keinen Regeln und konnte zwischen verschiedenen Gruppen von Verwandten wechseln. Eine Eheverbindung mochte multiple Heiraten zwischen diesen Familien nach sich ziehen, möglicherweise auch Koresidenz, indem Brüder zu ihren verschwisterten Frauen zogen oder umgekehrt und sich Solidarität zwischen diesen Kernfamilien entwickelte, in der nächsten Generation perpetuiert durch Kreuzkusinenheirat. Waren in die Partnerwahl von Geschwistern mehrere Familien aus verschiedenen Lokalitäten und Distrikten einbezogen, deren sonstige heiratsfähige Nachkommen mit weiteren Familien verbunden waren, erweiterte sich das Geflecht von Bezugsfamilien.

Die nachhaltigsten und verläßlichsten Integrationssysteme sind die bilaterale Kindred über zwei bis drei Generationen und ein Heiratssystem, das konsanguinal Verwandte prinzipiell ausschließt, dennoch in einigen Regionen die Heirat der Kreuzkusine ersten Grades erlaubt, um zwei verwandte Familien weiterführend zusammenzuschweißen. Diese Praxis steht nicht in Widerspruch zur Betonung der Allianzen zwischen Einzelfamilien, die über das Jahr phasenweise wiederholt in subsistenzwirtschaftlich notwendiger, relativer Isolation verbringen. Die Familie aus Eltern und Kindern (tatsächlich ist mit dem Anschluß von alten oder partnerlosen Einzelpersonen zu rechnen) gilt als wichtigster ökonomischer Baustein, weil sie die kleinste unteilbare Einheit ist. Die nächsthöhere Kategorie der Familiengruppe ist nicht unteilbar, sondern eine instabile, wechselnd komponierte Gruppe, für deren Zusammensetzung unzählige Möglichkeiten offenstehen. [168] Der Familiengruppe fehlt das Attribut der Dauerhaftigkeit, weil sie nur zeitweilig koresident ist. Die Familiengruppe als Cluster von untereinander verheirateten Familien gilt als Grundkomponente der sozialen Organisation (SHAPIRO 1986:620). Der Einzelfamilie steht es weitgehend frei, sich einer Verwandtschaftsgruppe der männlichen oder der weiblichen Seite anzuschließen, sie scheint aber eine Gruppe zu bevorzugen, etwa jene der verheirateten Geschwister eines Eheteiles.
Diese größeren Familieneinheiten aus mehreren Nuklearfamilien formieren sich wiederkehrend und bewohnen die Wintersiedlung in der Größe von zwei bis fünf Familien und darüber. Kernfamilien bewegen sich unabhängig im Raum und fusionieren sich immer wieder mit „ihrem“ Familiencluster, gelegentlich auch mit anderen Einheiten. Die lokale Gruppe (microband), vor allem in Gestalt der Wintersiedlung manifestiert sich vor allem in Geschwisterbeziehungen und durch „doppelte Knoten“ in Form sororaler Polygynie und fraternaler Polyandrie (EGGAN 1969:262-63).

Ein Indiz für die relative Beständigkeit von Familienclustern ist die Institution eines „village chief“, eine Person, die auf lokaler Ebene ökonomische Koordinationsaufgaben wahrnimmt. Der chief war das wichtigste Mitglied der miteinander verwandten Familien einer Lokalität, die den größten Teil der lokalen Bevölkerung ausmachten. Wenn eine Verwandtschaftsgruppe nicht die Mehrheit der örtlichen Bevölkerung stellte, was bei größeren Ansiedlungen eher anzunehmen ist, sank auch die Dominanz dieses Führers. Chiefs, die kommunale Ereignisse über die Siedlung hinaus leiteten, übten ihre Autorität nur auf dieses Ereignis bezogen aus (STEWARD 1938:239).
Die Stellung des chief bezog sich auf seine Funktion als Clearing-Stelle für Informationen über Sammelnahrung und Wild, die er sammelte und weitergab (STEWARD 1973:115). Als Organisator kommt er vor allem in schlechten Zeiten zum Einsatz: Er ist über den Zustand der Pinienwälder informiert und teilt den Familien die Sammelplätze zu (STEWARD 1938:112-13). Wie er Akzeptanz unter den Anwesenden erzeugt, die nicht zu seinem Verwandtenkreis gehören, bleibt offen, lt. STEWARD ist es Konsens (1973:115),

denn es wandern alle Bewohner einer Ansiedlung zum ausgewählten Sammelareal; der chief gibt jeden Morgen bekannt, welche Familie an welcher Stelle situiert wird (1938:114, 119, 128).

Diese etwas widersprüchliche, situationsgebundene Vorrangstellung einer bestimmten Person in der vorwiegend aus Verwandten bestehenden Lokalgemeinschaft, die unzutreffend als chief bezeichnet wird, wie auch STEWARD (1973:115) zugibt, erscheint uneinheitlich, wenn die Rollen als Hasenjagd- und Festivalleiter mitberücksichtigt werden und wenn von der Weitergabe des „Amtes“ innerhalb der Familie die Rede ist (STEWARD 1938:159, 160). Als gemeinsamer Nenner bleibt, daß ein chief ökonomische Aktivitäten und das rekreative Festival leitet, seine Autorität mit Ausnahme der Tanzfeste einen rein ökonomischen, klar definierten Bezugsrahmen hat. Nicht jede Ansiedlung hatte einen chief, am Reese River und am Humboldt River sind sie auf Siedlungsebene nicht oder nur vereinzelt dokumentiert (1938:105-7, 155), hingegen ist gelegentlich von einem chief des Distriktes die Rede (1938:76, 98, 113, 176). Ob die höhere Ressourcensicherheit, die größeren Siedlungen oder schlicht Datenlücken dafür verantwortlich sind, kann nicht beurteilt werden.

Ein zusammenfassende Bewertung der chief-Funktion muß im Konnex mit den Mustern von Zerstreuung und Fusion geschehen. Einzelfamilien und Kleingruppen von verwandten Familien agieren meistens selbständig und unabhängig. Anlässe, zu denen sich mehrere dieser Segmente vereinigen, bedürfen zur Koordination eines befähigten Leiters, der einen geordneten Ablauf sicherstellt. Die Zuteilung von Sammelplätzen, die Organisation der Hasenjagd aber auch die der Festivals liegt nicht in der Hand von x-beliebigen Männern, sondern es sind bestimmte kompetente und konsensual legitimierte Persönlichkeiten, die mit den genannten Ereignissen und, als weiteres Merkmal, spezifischen Örtlichkeiten verbunden sind. Die Zuständigkeit der Schamanen für die Antilopenjagd ist organisatorisch vergleichbar (vgl. STEWARD 1938:75, 97-98, 105-7, 113, 120, 155, 156-57). [169]

BESITZ UND RECHT

Der Aktionsradius war nicht durch Landbesitz eingeschränkt. Territorialansprüche bzw. Ansprüche auf die darin befindlichen natürlichen Ressourcen führen angesichts der hochgradig unvorhersehbaren Vorkommen und der jährlich auch kleinräumig wechselnden Fruchtbarkeit nicht zu einem Mehr an Sicherheit. Jede Familie und jede wandernde Gruppe wählt nach freiem Ermessen und Zweckdienlichkeit den Ort der Nahrungsgewinnung aus. Welche Gemeinschaft hätte Gebietsansprüche erheben können? Lokalisierte Verwandtschaftsgruppen, die mit einem bestimmten Areal verbunden waren, existierten nicht. Ein vages Zugehörigkeitsgefühl zu einer Region, in der normalerweise das

Winterlager errichtet wurde, dürfte gegeben sein. Die Wintersiedlungen mit den verstreuten Camps wiesen jährlich eine andere Komposition von Bewohnern auf, wenn auch ein Kern über die Jahre gleich bleiben mochte. Nicht zwingend herrschten zwischen den Camps verwandtschaftliche Beziehungen (STEWARD 1938:72, 75, 154-57, 161-62). Der chief, soweit vorhanden, machte seinen Einfluß einzig und allein bei der Pinienernte, der Hasenjagd und den Festivals geltend. Als Ausnahme mag Reese River mit geringerer Bevölkerungsfluktuation und größerer Ressourcendichte und -verläßlichkeit gelten; verwandtschaftlich verbundene Familien waren in Besitz von bestimmten Pinienwäldern und Arealen mit Samenpflanzen, die durch Aussaat verdichtet wurden; die Eigentümer nahmen exklusives Nutzungsrecht in Anspruch. Village-chiefs fehlten offenbar am Reese River (1938:101-6, 119).

Abgesehen von diesem Sonderfall waren alle Güter der Natur frei zugänglich. Sobald irgendeine Manipulation stattgefunden hatte, wurde ein Besitzverhältnis und ausschließliches Nutzungsrecht erzeugt. Diese Generalregel trifft auch auf den Ausnahmefall der Humboldt River und Snake River-Shoshonen zu, die im Fluß Absperrungen errichteten; sowohl die Anlage als auch die Fischerträge gehörten den Erbauern (1938:159, 168). Gleiches gilt für die Tiere, die sich in Fallen und Netzen verfangen, sie gehören den Besitzern der Fanggeräte, so wie die Beute dem Jäger gehört, dessen Pfeil tödlich trifft. Analog dazu gehört jedes Ernteprodukt dem- oder derjenigen, der/die es gewonnen hat (1938:20). Die Vorratsverstecke gehören der Familie, die sie angelegt hat, und nur sie ist befugt, diese zu öffnen; die Erlaubnis kann auf nahe Verwandte ausgedehnt werden. Unbefugte Entnahme wird als Diebstahl geahndet und führt zu tätlichen Auseinandersetzungen mit Stöcken und Steinen, auch gegenüber Geschwistern (1938:73). Bei allen Geräten ist der Produzent auch der Eigentümer. Der Korral für die Antilopentreibjagd wird von den kooperierenden Teilnehmern errichtet oder instandgesetzt. Nach beendeter Jagd verfiel die Vorrichtung und hätte von jedermann benutzt werden können (1938:253).

Da grundsätzlich alle Sammelplätze und nicht-manipulierten Ressourcen frei zugänglich sind, ist im Vorteil, wer zuerst vor Ort ist. Er genießt durch seine Anwesenheit als erster in einem Gebiet und durch bereits begonnene Sammeltätigkeit das vorrangige Nutzungsrecht und sichert sich die besten Stellen (STEWARD 1973:107-8). Wer nachfolgend hinzustößt, muß sich mit freien Plätzen in gebührendem Abstand zufriedengeben. Ist das Angebot überdurchschnittlich, besteht für niemanden ein Problem, das gewünschte Quantum zu ernten. Bei geringem Angebot würde sich der Ertrag für alle Anwesenden verkleinern. Daher müssen sich die später eingetroffenen Nutzer so weit vom bevorrechteten Nutzer entfernen, daß er in der zur Verfügung stehenden Zeitspanne keine Einbußen der erwünschten oder benötigten Menge hinnehmen muß; gegebenenfalls müssen die nachfolgenden Gruppen unverrichteter Dinge wieder abziehen. Wandert ein Familienverband gemeinsam, wird die Frage des Nutzungsvorrechtes keine Rolle spielen;

die einzelnen Segmente verteilen sich gleichmäßig auf der zur Verfügung stehenden Fläche.
Vorbeugend für Konkurrenz in der Nutzung ist zu erwarten, daß durch die Zirkulation von Informationen die Aufenthaltsorte und Absichten der wandernden Gruppen in etwa bekannt sind, und daß bis zu einem gewissen Grad gewohnheitsmäßiges Nutzungsverhalten den Wettbewerb um Sammelplätze zu keiner häufigen Erscheinung macht.

KOOPERATION UND GESCHLECHTLICHE ARBEITSTEILUNG

Ökonomische Formen der Kooperation betreffen nur die Treibjagd. Die großen, seltenen Jagdunternehmen treten als kommunale oder regionale Aktivitäten mit männlichen Teilnehmern und weiblicher Beteiligung in Erscheinung. Hasenjagd und Antilopenjagd sind erklärt kooperative Angelegenheiten, weil die angewandte Treibjagd ungleich höheren Pro-Kopf-Ertrag bringt als Einzeljäger bei gleichbleibendem Aufwand erzielen würden (STEWARD 1973:109). Wild liefert nicht nur das begehrte Fleisch, sondern vor allem Bekleidungsfelle für den empfindlich kalten Winter; Hasenfellstreifen werden zu Decken verarbeitet (STEWARD 1938:96-98, 158). Für den reibungslosen Ablauf sorgt ein Organisator, bei der Hasenjagd ist es ein lokaler chief, bei der Antilopenjagd ein Schamane. Die Teilnehmer rekrutieren sich in erster Linie aus dem Distrikt, es ist aber Usus, daß ein Ereignis in einem spezifischen Hasenjagd- oder Antilopenjagdterrain Bewohner des Nachbardistriktes anzieht.
Von der Teilnahme am Geschehen sind weder Frauen noch Kinder ausgeschlossen (1938:128, 163). Es liegt im Interesse aller, mit eine maximalen Teilnehmerzahl eine große Fläche abzudecken. Die Männer, die im Besitz von Netzen sind, fügen sie im Halbkreis aneinander, mehrere 100 Meter kann der Durchmesser betragen. Die Treiber bewegen sich synchronisch, mit ihren Stöcken auf die Büsche schlagend und lärmend auf das Netz zu. Männer, die entlang des Netzes aufgereiht sind, erschlagen oder erschießen die Beute. Organisatorisch gleich wurde die seltenere Antilopenjagd abgewickelt. Anstatt eines Netzes wurden die fliehenden Tiere von einem Korral aufgehalten.
Als sozioökonomisches Ereignis, das kurzfristig große Aggregate zuließ, dürfte die jährlich wenigstens einmal stattfindende Hasenjagd im Vordergrund stehen und wohl auch deshalb mit dem Herbstfestival verbunden sein. Ein Camp oder eine Familie begab sich tendenziell jedes Jahr in das selbe Gebiet zur Hasenjagd. Eine Antilopentreibjagd fand etwa einmal im Jahrzehnt in ein und demselben Revier einer Herde statt, eine höhere Frequenz gefährdet den Bestand der Herde (STEWARD 1973:106). Im Revier befand sich häufig ein Korral als permanente Einrichtung, der vor Beginn der eigentlichen Jagd von den Teilnehmern

instandgesetzt wurde. Wenn sich die Abhaltung einer Antilopenjagd herumsprach, wurden weite Märsche in Kauf genommen, je nachdem, wo der Zustand der Herde die Jagd erlaubte und ein Schamane zugegen war (THOMAS et al. 1986:267). Mit den Erträgen der Antilopentreibjagd konnte nicht jährlich gerechnet werden.
Zur Jagd auf Bergschaf und Hirsch vereinigen sich zwei oder drei Männer. Manchmal wurden Antilopen gefangen, indem der Jäger das Tier durch Imitierung anlockte. Er setzte sich Hörner auf und hüllte sich in eine Fell (THOMAS et al. ebd.). Jagd generell ist nur insofern eine rein maskuline Angelegenheit, als Männer die Netzbesitzer und die Besitzer von Waffen sind. Jagdwild war in seiner saisonalen Verfügbarkeit nicht wesentlich eingeschränkt, ungeachtet der relativ gleichbleibenden Termine der Kommunaljagden. [170] Männer wanderten mit ihren Familien zu den Sammelarealen und gingen jagen, wenn sich Gelegenheit bot und keine dringlicheren Aufgaben anstanden. Mit anderen Worten: Mit Ausnahme der Treibjagden war für die Wahl der Lagerplätze nicht das Vorkommen faunaler Spezies ausschlaggebend. Obwohl die Einzel- und Kleingruppenjagd im Vergleich zur Ausbeute an Pflanzen unproduktiv war, verwendete ein Mann den Großteil seiner Zeit dafür, dem Wild aufzulauern, ihm nachzustellen und Fallen für Nagetiere und Wildkaninchen aufzustellen. [171] Als Kontrapunkt zu den Befristungen und auch den möglichen Ausfällen, denen insbesondere das Ernten von Samengräsern und Pinien ausgesetzt war, muß die durch die Jagd gewonnene Nahrung über die Ergänzung zur Pflanzenkost hinaus als ganzjährig durchführbare Subsistenzalternative gesehen werden, deren Erträge bis zu einem gewissen Grad beschränkte Samenvorräte zu substituieren vermochten.

Wie auf der einen Seite Jagdkooperation mit einer großen Teilnehmerzahl zu beträchtlichen Erträgen führte, so war im Bereich von pflanzlicher Sammelnahrung das genaue Gegenteil die Regel. Wurde eine bestimmte Fläche mit Samen- oder Wurzelpflanzen von vielen Personen abgeerntet, verkleinerte sich der Ertrag für den einzelnen (STEWARD 1973:107). Die Familien oder Frauengruppen, die zur Ernte auszogen, verteilten sich in großzügigem Abstand zueinander, um einander nicht zu konkurrenzieren.

Abgesehen von den kommunalen Treibjagden gilt die Nuklearfamilie als primäre Produktions- und Konsumationskooperative mit flexibler Arbeitsteilung. Kooperation zwischen Männern betrifft nur die Kleingruppenjagd auf Großwild, Kooperation zwischen Frauen spielt ebenso eine untergeordnete Rolle, die Frauen eines Haushalts, polygyn oder mit einer weiblichen Verwandten, sind möglicherweise eine Ausnahme. Vergleichbar den kleinen männlichen Jagdteams halfen vielleicht die Frauen eines Camps zusammen, um Erdhörnchen in ihren Bauten zu ertränken (STEWARD 1938:138-39). Männer und Frauen sind im Status relativ gleich, Frauen hingegen steuern mehr zur Subsistenz bei, weil die

Jagderträgnisse im Verhältnis zur aufgewendeten Zeit geringer sind als die Erträge von gesammelten Produkten. Das weibliche Geschlecht ist ökonomisch wichtiger (1938:245).

Ausschließlich männliche ökonomische Domäne ist nur die nicht-kooperative Großwildjagd und die Produktion von Jagdgerätschaften wie Bogen, Pfeil und Fallen, sowie die Herstellung von Steinwerkzeugen und des Netzes für die Hasenjagd. Exklusiv den Frauen zuzurechnen ist die Verarbeitung von Pflanzenprodukten zu konsumierbaren und lagerfähigen Lebensmitteln und die Herstellung von Körben (STEWARD 1938:44). Für diese erfahrungsintensiven Agenden ist offenbar nur das eine Geschlecht trainiert. Alle weiteren Aktivitäten sind quasi-männlich oder quasi-weiblich und schließen das andere Geschlecht nicht aus. Einerseits wird dadurch die gegenseitige Abhängigkeit verringert, denn eine Frau ist nicht völlig auf die Zuwendungen des Mannes angewiesen und ein Mann nicht auf die der Frau, andererseits kann der Ertrag einer dringlichen Ernte durch gemeinsame Anstrengung verbessert werden.
Ein Grund für die Beteiligung beider Geschlechter könnte sein, daß keine durch jahrelange Übung erworbenen Spezialkenntnisse erforderlich sind. Zur Präparierung von Fellen und Häuten, zum Nähen von Kleidung und zum Flechten von Decken waren Männer und Frauen in der Lage, Nagetiere jagten die Männer durch Fallenstellen, Frauen fluteten ihre Bauten, beide besorgten das Flechtmaterial für Transportkörbe, Samenschläger, Kochkörbe und suchten Mahlsteine (ebd.). Hier wird auch sichtbar, daß Männer und Frauen mitunter unterschiedliche Techniken anwendeten, um das gleiche Ziel zu erreichen. Männer nähten Mokassins aus Häuten, Frauen flochten sie aus Weiden- und sagebrush-Fasern und stopften sie mit Gras aus; Männer verwendeten Fallen für Nagetiere und holten sie mit einer Stange, an der ein Haken befestigt war, aus dem Bau, Frauen räucherten den Bau aus oder leiteten Wasser über Gräben hinein, um die Tiere zu ertränken (FOWLER 1986:82; STEWARD 1938:40, 138-39; THOMAS et al. 1986:269).
Es besteht keine Produktionshierarchie, indem der Mann als alleiniger Beschaffer und die Frau als alleinige Verarbeiterin fungiert, nicht nur aufgrund der überproportionalen weiblichen Sammeltätigkeit, sondern aufgrund des breiten Überschneidungsbereiches. Die Arbeitsteilung ist nicht sequentiell, sondern parallel. Kleine Männergruppen starten ein Jagdunternehmen und konservieren das Fleisch durch Trocknung, um sich den Rücktransport zu erleichtern. Die Frauen und einige Männer begeben sich währenddessen zur Samenernte in eine andere Richtung (STEWARD 1938:96). Das spricht für eine flexible Handhabung der Arbeitsteilung.
Die im wesentlichen serielle Ressourcennutzung bringt Arbeitsspitzen mit sich, um in der kurzen Reifeperiode einer Pflanzenart den größtmöglichen Ertrag zu gewinnen, was eine Konzentration der Arbeitskräfte erwarten läßt. Die Samen müssen abgeerntet werden, bevor sie aus den Früchten fallen, daher ging es darum, sie in kurzer Frist aus den Früchten zu schlagen oder die fruchttragenden Halme abzuschneiden. War eine Samenpflanze dünn

verteilt und der Samengehalt gering, mußte auch der Zeitaufwand für die Suche berücksichtigt werden. Wurzeln, die im Norden eine größere Rolle spielten, waren in dieser Hinsicht durch längere Reifephasen nicht sensibel. In Spitzenzeiten beteiligten sich die Männer an der Ernte, insbesondere an der Gewinnung der Pinienzapfen.
Für die Dringlichkeit des Einerntens müssen die Menge der bereits gelagerten Vorräte wie auch die Aussichten auf weitere Gewinnungsmöglichkeiten kalkuliert werden. Der Blick in die Zukunft resultiert nicht zuletzt aus den Informationen, die durch Kontakte mit anderen migrierenden Gruppen gewonnen wurden. Sind die Aussichten auf nachfolgende Ressourcen schlecht, muß in der zur Verfügung stehenden Zeit der größtmögliche Ertrag erwirtschaftet werden, was auf die Beteiligung der Männer verweist. Das Einkommen, daß mit Pflanzenprodukten erzielt wird, ist trotz der oft mühsamen Ernte sicherer als die unregelmäßig und eher zufällig anfallende Fleischkost, die längere Haltbarkeit von Vegetabilien ist ein zusätzlicher Faktor.

Polygame Ehen, offenbar weit verbreitet und scheinbar mit einem Überhang an polygynen Beziehungen (Polyandrie kommt westlich des Reese River nicht vor) (THOMAS et al. 1986:277), waren möglich, ohne dem singulären Teil außerordentliche Lasten aufzubürden, weil die sexuelle Arbeitsteilung nicht streng entlang der Geschlechtergrenzen verlief. Daß sich nur ein guter Jäger mehr als eine Frau leisten konnte, wie THOMAS et al. (ebd.) angeben, ist angesichts der geringen jägerischen Subsistenzanteiles unzutreffend. Vielmehr muß hier das überlappende männliche und weibliche Tätigkeitsprofil ins Treffen geführt werden. Dringender Erntebedarf, wie dies bei Samenfrüchten der Fall ist, schließt männliche Beteiligung nicht aus. Auf die Entlastung der mit der Ernte und der aufwendigen Verarbeitung beschäftigten Frauen durch den Mann oder die Männer als Kinderbetreuer referiert STEWARD (1973:117).
Flexible Zuständigkeitsbereiche tragen zur besseren Einbindung alter Personen bei, die sich der Einzelfamilie anschließen. Kann sich ein Mann der anstrengenden Jagd nicht mehr widmen, ist er ohne weiteres in der Lage, seine Arbeitskraft in Pflanzenernte, Näharbeit, Kinderbetreuung zu investieren, ebenso wie alte Frauen sich im häuslichen Bereich nützlich machen, während ihre jüngeren Geschlechtsgenossinnen zu den Sammelplätzen ziehen und die schweren Lasten transportieren (s. STEWARD 1938:240). Generationelle Arbeitsteilung verringert nicht den Arbeitsaufwand des einzelnen, weil für zusätzliche Konsumenten Nahrung produziert werden muß, sie mindert jedoch durch eine den individuellen physischen Möglichkeiten angepaßte Aufgabenverteilung das Subsistenzrisiko für die Alten, weil sie vom unmittelbaren Erwerb weitgehend freigestellt sind.

MOBILITÄT UND SIEDLUNGSMUSTER

Das Grundmuster der jahreszyklischen Migrationsbewegungen läßt sich mit Winterseßhaftigkeit und Sommerzerstreuung umschreiben.
Das Winterlager bestand aus 20 bis 30 Familien in Besucherdistanz, die sich mit beginnendem Frühjahr zerstreuten, um einzeln oder in kleinen Verwandtengruppen die Nahrungssuche in wohlbekanntem Terrain wieder aufzunehmen (STEWARD 1973:105). EGGAN bemißt das Wintercamp mit zehn bis 20 Personen, das sind zwei bis fünf Familien, die fast ausschließlich miteinander verwandt waren (1968:161). Steward meint mit seinem großen Winterlager offenbar „village“, also eine Siedlungszone mit mehreren verstreuten Camps, Eggan meint vermutlich ein Camp in dieser Zone oder ein singuläres Camp, das für sich eine kleine Ansiedlung abseits anderer Siedlungszonen darstellt. Beide Siedlungsstrukturen sind vertreten.

Macromoves (Standortwechsel) sind im Winter nicht zu erwarten; micromoves (Ausflüge zur Nahrungssuche) in beschränktem Ausmaß. Im Ethnographischen Atlas (MURDOCK 1967:219) sind die Shoshonen des Intermontanen Beckens als seminomadische Einheiten klassifiziert, THOMAS (1973) spricht von Semi-Permanenz. Der Winterstandort, als village oder Camp bezeichnet, je nach Größe (s. oben), kann über die Jahre derselbe bleiben, es sei denn, ein besonders karges Jahr veranlaßt zur Überwinterung in einer besseren Gegend. Ein Faktor für die Standortentscheidung ist die Nähe zu den erwirtschafteten Pinienvorräten. Angesichts von Frosttemperaturen wird eine kompakte Behausung im Pinienwaldgürtel errichtet. Die winterlichen Subsistenzunternehmen beschränken sich auf Wege zu den Vorratsverstecken, die Tagereisen entfernt liegen können, und auf gelegentliche Jagdausflüge. Das Pflanzenwachstum setzt im Tal früher ein, daher wird das Winterquartier zugunsten von Wanderungen zu frischen Nahrungspflanzen aufgegeben. Vom Frühjahr bis zum Herbst ist permanente Mobilität mit ein- oder mehrwöchigen Aufenthalten an wechselnden Plätzen zu erwarten, die sich nach Jagd-, eventuell Fischfanggelegenheiten, aber insbesondere nach den Reifezeiten der Pflanzenspezies richtet. Der Wanderradius kann jährlich verschieden sein und schließt nicht immer die gleichen Ressourcen ein, deren Vorkommen und Lokalisierung in Abhängigkeit von Feuchtigkeit variiert. Die verarbeiteten Sammelerträge werden, soweit sie nicht unmittelbar verbraucht oder im Beschaffungsgebiet versteckt werden, mitunter zum Winterstandort transportiert.

Offenbar erwachsen keine Mobilitätshemmnisse durch die Gerätschaften, die zur Nahrungsgewinnung und –verarbeitung gebraucht werden und durch die Haushaltsgegenstände. Korb- und Flechtwaren sind gering an Gewicht. Schwere Utensilien

wie Mahlsteine können über kurze Strecken mitgenommen werden. Vor einer großen Wanderung wird der Mahlstein unter Umständen bei einem Vorratsspeicher aufbewahrt und im nächsten Jahr vielleicht wieder verwendet. Ist eine große Wegstrecke zu überwinden, wird am nächsten Campplatz ein neuer Mahlstein verwendet. Für einen selten gebrauchten Gegenstand wie das Hasennetz ist zu erwarten, daß es an einem strategisch günstigen Platz aufbewahrt wird.

Ausgehend vom seßhaften Winterlager, „central place“ in der Terminologie von THOMAS (1973), läßt sich das Migrationsmuster mit radialen und linearen Bewegungen adäquat beschreiben. Unterscheidbar sind drei Nahrungsbeschaffungszonen: erstens, der engere Umkreis des aktuellen Winterquartieres (lokal), zweitens, die gesamte Talseite mit den Berghängen oder beide Seiten des Tales, wobei dieses „general terrain“ gleichermaßen von anderen lokalen Siedlungseinheiten genutzt wird (regional), drittens, talüberschreitende Wanderungen oder Aufsuchen anderer Täler (überregional).
Jeder Distrikt bzw. jede „Talschaft“ hatte gewohnheitsmäßig Sammelplätze und Jagdgebiete, die in der Regel genutzt wurden, die wiederum nach lokaler Nähe zu den Siedlungszentren aufgeteilt waren. Abweichungen von diesem Ausbeutungsmuster stehen in Verbindung mit fruchtbarkeitsbedingt wechselnden Plätzen von Pflanzenvorkommen. Je nach geographischer Lage und spezifischen Wachstumsbedingungen, Ressourcendichte und Verläßlichkeit, Parameter, die mehr oder weniger bekannt waren, konnte ein Teil der Versorgung im Umkreis des Winterlagers sichergestellt werden. Die Sammeleinheiten aus Familien oder verwandtschaftlich verbundenen Familiengruppen schlugen in Abfolge von ein bis mehreren Wochen Camps auf, die als Ausgangspunkt für ein Sammelareal und als Produktionsstandort zur Verarbeitung der Rohstoffe zu verstehen sind. Ausstrahlende Wanderungen über größere Distanzen wurden gelegentlich oder häufig getätigt, um lokale Engpässe zu umgehen, aber vor allem, um lokal fehlende Schlüsselressourcen zu ernten, insbesondere Pinien. Jede Familie war bestrebt, im Herbst an einen guten Pinienplatz zu gelangen, um sich mit ausreichenden Quantitäten des lebenswichtigen Wintervorrates einzudecken, ungeachtet der Entfernung, wenn die nahen Lokationen eine schlechte Ausbeute verhießen. Als Konsequenz der Unmöglichkeit des Rücktransportes wurde die Winterresidenz in der nähe dieser Vorratsspeicher gewählt. Eine vierköpfige Familie brauchte etwa 500 Kilogramm Nüsse für den viermonatigen Winter (STEWARD 1938:27-28).
Auch die landbesitzenden (Pinienwälder) Reese River-Shoshonen waren nicht davor gefeit, ihren gewöhnlichen Radius zeitweise auszudehnen. Die verstreuten Besitzereinheiten in Gestalt von verwandten Familiengruppen waren in der Lage, so gut wie alle ökonomischen Bedürfnisse im Umkreis von weniger als zehn Kilometern von ihrem Winterquartier zu decken, innerhalb dessen auch der Pinienhain und das mit ausgestreuten Samen verbesserte Sammelareal lag. Reiften lokal keine Pinien aus, mußten Wanderungen bis zu 70

Kilometer Entfernung durchgeführt werden, man griff auf Beziehungen zu Verwandten zurück. [172] Regulär wurden diese Distanzen für die Teilnahme an kommunalen Jagden und Festivals zurückgelegt (STEWARD 1938:101).
Regionen mit nicht flächiger, sondern fleckiger Ressourcenstruktur, zeitigen ein anderes Mobilitätsmuster. Die ökonomischen Einheiten strahlten vom Winterlager über große Distanzen aus. War ein Platz abgeerntet, mußte ein vergleichbare Strecke zur nächsten Ressourcenlokation überwunden werden. Mit anderen Worten: Die nutzbaren Flächen lagen weit auseinander, ein bestimmtes Winterlager als „central place“ verlor an Bedeutung, der Winterstandort mußte gemäß der Situierung produktiver Pinien- und anderer fruchtbarer Areale häufiger verlegt werden (THOMAS et al. 1986:266).

Die Lokalgruppen waren im Winter tendenziell größer als in der Wachstumsperiode. In der Wachstumsperiode mit häufigem Wechsel des Lagerplatzes war die kleinste Lokalgruppe die der Einzelfamilie, die größeren Einheiten formierten sich aus mehreren, meist verwandten Familien. Soweit es die Ressourcendichte erlaubte, blieben sie über die Dauer eines Aufenthaltsortes hinaus vereint. Wurde das Angebot spärlicher, splittete sich diese größere Einheit und errichtete getrennte Camps. War in einer anderen Phase oder einer anderen Lokalität das Nahrungsangebot wieder besser, formierte sich wiederum eine Lokalgruppe über die Nuklearfamilie hinaus, eine Gruppe, die nun anders komponiert sein konnte. Große Distanzen wurden in der Regel von mehreren Familien gemeinsam zurückgelegt. Fusionen, die diesen Rahmen sprengten, aber in der Dauer etwa gleich waren, betrafen die ein- bis mehrmalig zwischen Frühling und Herbst stattfindenden Treibjagden und Tanzfeste.
Der Winterstandort wird von den selben Personen mitunter an mehreren aufeinanderfolgenden Wintern bezogen, während die temporären Camps der wärmeren Saisonen nicht diese Stabilität aufweisen. Das heißt, interannual sind die Migrationsschleifen und Lagerplätze der warmen Jahreszeiten größerer Variabilität unterworfen als der Standort für das Winterquartier.

INFORMATIONSGEWINNUNG

Territorial relativ einheitlich gestaltet sich die Notwendigkeit, die kurzen Reifezeiten der Pflanzen zu berücksichtigen, was bedeutet, daß die im wesentlichen serielle Nutzung der verschiedenen Arten das Bewegungsmuster reguliert. Ein weiterer bestimmender Faktor für die Wahl der Lagerplätze in Erreichbarkeit der Sammelareale war die Verfügbarkeit von Wasser. Da eine Pflanzenart mit einer bestimmten Reifezeit nicht zwingend in akzeptabler Quantität am immer gleichen Ort zu finden war, stellte sich häufig das Problem, zur

richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein. Ein riesiges Areal ist im Hinblick auf Nahrungsressourcen mit variablen Standorten unmöglich von wenigen kleinen, schweifenden Einheiten zu überwachen. Umso bedeutsamer erscheinen zwei organisatorische Charakteristika. Die wandernden Einheiten aus ein bis drei Familien stellten keine starre Formation dar, eine Familie spaltete sich ab und eine andere gesellte sich dazu, zudem kreuzten sich die Routen der sich im Raum bewegenden Einheiten. Wissen über gute oder bereits okkupierte Sammelplätze konnte auf diese Weise verbreitet werden. Wenn dennoch Konkurrenz um natürliche Ressourcen, d.h. um einen Ernteplatz entbrannte, war jener im Vorteil, der zuerst vor Ort war, er hatte das Recht, sich den besten Platz zu sichern (STEWARD 1973:107-8). Eine Folge des Informationsaustausches zwischen wandernden Individualfamilien war die ständige Umverteilung und Relokalisierung der Bevölkerung in Hinblick auf lokale, kurzlebige Ressourcenkonzentrationen (DYSON-HUDSON und SMITH 1978:28).

Ein zweite Kommunikationsschiene waren kommunale Anlässe. Tanzfestivals sind regionale nicht-ökonomische Versammlungen, die vorwiegend im Herbst, aber auch im Frühjahr und Sommer stattfinden, die Antilopenjagd wird im Frühjahr angesetzt, die Hasenjagd regelmäßig im Herbst, gelegentlich im Sommer. Diese Ereignisse sind die maximalen Aggregationen und eine willkommene Gelegenheit zum Informationsaustausch. Auf lokaler Ebene wurden Informationen über den Zustand von Ressourcenstandorten an den chief herangetragen, der dafür sorgte, daß jede Familie in der Siedlungszone, die sich seinem regelnden Einfluß unterordnete, zu ihrem Recht kam. Die Funktion des village-chief besteht vor allem darin, alle Hinweise zu sammeln, die sich auf das Ausreifen der Pinien beziehen (STEWARD 1938:75). Es liegt im elementaren Interesse aller Bewohner der Siedlung, möglichst viele Informationen über diese Vorratsressource zu bekommen, wofür eine Zentrale das geeignete Instrument ist. In einem schlechten Jahr teilt er jeder Familie einen Sammelplatz zu, vorausgesetzt, alle Familien begeben sich gemeinsam zu einem Pinienwald (1938:113).

Die Siedlungs- und Migrationsstrategie war primär von Pflanzenvorkommen, eventuell Insektenlarven, aber kaum vom Vorhandensein tierischer Spezies bestimmt (ausgenommen Treibjagd); die detaillierte und kurzfristige Planung ergab sich neben Erfahrung und Beobachtung aus dem herangetragenen Wissen. Das Risiko, in eine Gegend aufzubrechen, die keinen Ertrag versprach, wurden geringer, wenn Informationen berücksichtigt wurden wie: Am Ort X reifen heuer keine Mesquitebohnen, am Ort Y campieren diese und jene Familien.

STEWARD schätzt, daß die typische Familie 80 bis 90 Prozent der Zeit ihre Subsistenzaufgaben unabhängig wahrnehmen konnte (1973:108). Die verbleibenden zehn bis 20 Prozent dürften dann auf das Konto kommunaler Treibjagden gehen. Die Unabhängigkeit in der Subsistenzbeschaffung darf nicht getrennt von der Interdependenz in der Ressourcenlokalisierung beurteilt werden. Steward hat offenbar nicht eingerechnet, daß

die Wahrung der ökonomischen Selbständigkeit nur durch die Kontaktpflege nach außen möglich ist, um ertragreiche Sammelplätze gezielt ansteuern zu können und Konkurrenz mit anderen Sammlergruppen zu vermeiden. Bedingungen, unter denen geringe Bevölkerungsdichte, geschätzte 40 Quadratkilometer für eine Person (STEWARD 1938:48), mit weit auseinander liegenden Ressourcenstandorten gepaart ist, deren Ergiebigkeit eine beträchtliche Schwankungsbreite aufweist, die bis zu komplettem Ausfall reichen kann, lassen Informationsaustausch zur Lokalisierung von Ressourcen und Menschen (als Nahrungskonkurrenten) als eminent wichtigen ökonomischen Faktor erscheinen. Die verläßlichsten Kanäle laufen über Informationsträger mit Interesse an gegenseitigem Wohlergehen, vor allem konsanguinal und affinal Verwandte. Via Kindred, Heiratspartnerbeziehungen und Versammlungen wurde Wissen zwischen den hochmobilen Einheiten ausgetauscht.

DIVERSIFIKATION

Um fehlende Ressourcen zu ersetzen, stehen drei Möglichkeiten zur Verfügung. Es können Spezies genutzt werden, die normalerweise unerwünscht sind. Es können andere Methoden der Gewinnung und andere Techniken angewandt werden, um pflanzliche Bestandteile genußfähig zu machen. Die dritte Möglichkeit, den Nutzungsraum auszuweiten, fällt mit Mobilität zusammen.

Bedarf für Diversifikation entsteht, wenn mit den gewöhnlich genutzten Arten nicht das Auslangen gefunden wird und wenn die Vorräte nicht ausreichen, eine bestimmte Periode abzudecken. Letzteres ist ein akute Gefahr im Winter. Am Humboldt River ist in Abhängigkeit vom Wasserstand Fischfang ganzjährig möglich. Wenn diese Ersatzmaßnahme scheitert, werden im Winter Kakteen geerntet (STEWARD 1938:160, 167).

Von den vorhandenen Pflanzen ist nur ein Teil für Nahrungszwecke geeignet; die Palette der Aufbereitungstechnologien ist begrenzt. Entgiftung durch Rösten war anscheinend bekannt, die Bitterwurz (*Valeriana edulis*) wurde zwei Tage lang erhitzt, Entbittern durch Auslaugen wurde ebenfalls angewandt, z.B. bei der Blattpflanze *Stanleya elata* in Death Valley (STEWARD 1938:30). In Zeiten größter Nahrungsknappheit wurde die bitteren Samen von sagebrush (*Artemisia tridentata* und *A. nova*) fast überall verwertet (1938:17, 22). Nagetiere wie Backenhörnchen und Erdhörnchen legten große Samenvorräte an, die ausgehoben werden konnten. Andererseits waren die Winterschlaf haltenden Kleinsäuger gerade dann nicht zugänglich, wenn Nahrungsknappheit wegen mangelnder Alternativen am drückendsten war, im Winter (1938:33).

Die Ablehnung des Genusses von Raubtierarten ist eine vernachlässigbare Größe in diesem Zusammenhang, weil sie selten vorkommen und schwierig zu fangen sind. Das Fleisch des Dachses wird in Notzeiten verzehrt (1938:40).

Zwei Strategien bieten sich an, eine Intensivierung der Jagd und die Hinwendung zu wenig begehrten Pflanzenarten. In beide Richtungen ist das Substituierungsausmaß gering. Die Jagd auf Bergschaf, Hirsch, Antilope und Hasen ist auch im Winter möglich, Behinderungen durch Schnee und Kälte sind erschwerende Umstände, die Fährtensuche ist aber bei Schneelage erleichtert. Hier ist eine Umverteilung der Subsistenzanstrengung in Richtung männlicher Arbeit gegeben. Herrscht Mangel an den gewöhnlich genutzten Samen und Wurzeln, ist zu erwarten, daß auch andere Pflanzenbestandteile dieser Arten konsumiert werden und daß weiters eine Hinwendung zu Arten erfolgt, die mit höherem Produktionsaufwand verbunden sind. Der erhöhte Aufwand läßt die Mithilfe des Mannes geboten erscheinen.
Ein Erschwernisfaktor für die Nutzung von Alternativen war Wasser. Abgesehen von Schmelzwasser schränkte der transportable Trinkwasservorrat den Aktionsradius ein, gleich wie in Perioden ohne Diversifikationsdruck.
Fehlte Leder als Bekleidungsmaterial, wurde die Rinde von sagebrush und wurde Weide zu Hemden, Röcken und Mokassins verflochten (STEWARD 1938:22).

SPEICHERNAHRUNG

Weil nicht das ganze Jahr, und auch nicht ständig während der fruchtbaren Periode Ressourcen verläßlich gewonnen werden konnten, mußten die Erträge lagerfähig gemacht werden. Gesammelt wurde nicht nur die Menge, die dem unmittelbaren Bedarf entsprach, sondern die größtmögliche Menge, die in der artspezifisch vorgegebenen Zeit machbar war. Da die Shoshonen in der Hauptsache von Samenpflanzen mit bekannt kurzen Ausreifeperioden von einigen Tagen bis einigen Wochen abhängig waren und sich nicht auf ein breite Angebotspalette zwischen Frühjahr und Herbst stützen konnten, waren sie gezwungen, mit diesen kurzfristig verfügbaren Arten Phasen ohne nennenswerte Erträge zu überbrücken. Die pflanzlichen samenhaltigen Primärressourcen hatten also den Nachteil, der Ernte nur zwischen Ausreifen und Ausfall der Frucht zugänglich zu sein, hatten aber den Vorteil langer Haltbarkeit und guter Lagerfähigkeit mit einfachen Technologien.
Ein STEWARD-Informant (1938:27) berichtet vom Vorteil, Piniennüsse roh statt gegart zu lagern, weil die gegarten gefährdet sind durch Koyotenfraß. Die gerösteten sind aber haltbarer, bei kühler Lagerung können sie zwei Jahre halten. Die Steptoe Valley-Shoshonen graben die Nüsse in höheren Bergregionen ein (1938:121).

Fleisch ist nur kurzfristiger Lagerung zugänglich, als Wintervorrat war es unerheblich. Getrocknetes Hasenfleisch hielt sich nur zwei Wochen, Fleisch von Großwild hatte, in feinen Streifen getrocknet, eine längere Haltbarkeit. Fleisch, weil selten und hochbegehrt, wurde in jedem Fall bald konsumiert (STEWARD 1938:34-35, 83, 120, 139). Die Trocknung dürfte mit der leichteren Transportabilität zu tun haben, wenn die Beute aus fernen Jagdgebieten zum Lager gebracht werden mußte (1938:96).

Die fruchtbare Periode des Jahres war eine Abfolge von Sammel-/Erntephasen. Mit dem Ertrag wurde in zweierlei Weise verfahren. Er wurde so weit verbraucht, bis eine weitere Spezies zur Verfügung stand. Was nicht für den unmittelbaren Konsum nötig war, wurde in geröstetem (Samen und Wurzeln) oder getrocknetem (Beeren) Zustand in Erdverstecken verwahrt. Die Grünpflanzen des Frühjahrs wurden unmittelbar verzehrt. Der Vorrat mußte zumindest bis zur nächsten Erntemöglichkeit reichen. Das Bestreben war jedoch, jeweils ein gewisses Quantum aufzusparen und für Ausfälle bzw. für den Winter zu akkumulieren. Kleinere Vorräte, wie sie über den Sommer angehäuft wurden, überbrückten also die Phasen zwischen den Erntezeiten und waren sowohl kurzfristige als auch langfristige Vorräte. Im Verlauf der Erntezeit von Frühsommer bis Herbst sollte sich durch jeweils nicht verbrauchte Pflanzenerträge eine Menge anhäufen, die bis zum Ende der Wachstumsperiode unangetastet blieb. Um die verschiedene Wertigkeit zu verdeutlichen: Im Sommer waren neben tierischer Nahrung wahrscheinlich auch pflanzliche Alternativen vorhanden, die im Winter fehlten, daher sind die Vorratsspeicher im Sommer ein Puffer, im Winter sind sie nahezu der einige Zugang zu Nahrung.

Von den Koso Hot Springs-Leuten wird berichtet (STEWARD 1938:81), daß die Mesquitebohnenernte im entfernten Saline Valley oder Death Valley mitunter so reichlich ist, daß sie den Ertrag nicht aufbrauchen, sondern für einen späteren Zeitpunkt Vorratsverstecke anlegen können. Dieses unerwartete Depot bietet eine gewisse Sicherheit für folgende Trips. Ist bereits eine weitere Frucht vorhanden, die geerntet werden kann, ist der bis dahin nicht verbrauchte Anteil der Mesquitebohnen noch nicht als Surplus zu bezeichnen, als ein über den Bedarf zwischen Bohnenernte und nächster Frucht hinausgehender Anteil, sondern ist ein momentaner Überschuß, der für späteren Bedarf beiseite getan wird. Zu diesem Zeitpunkt ist noch nicht offenkundig, mit welchen Mengen der entscheidenden Pinien zu rechnen ist. Sollte am Ende der gesamten Bereitstellungs- und Bedarfsperiode, die den Winter einschließt, noch etwas von diesem Vorrat übrig sein, vielleicht sogar verdorben sein, dann kann mit HAAS (1983) von einem Surplus gesprochen werden. Die Little Smoky Valley-Shoshonen scheinen in der glücklichen Lage zu sein, daß am Winterende Samenvorräte übrigbleiben. Dieses Surplus an *Chonopodium*- und *Mentzelia*-Samen wird im Frühling zur Aussaat verwendet (STEWARD 1938:115), was insgesamt eine wenig verbreitete und sehr beschränkt ertragssteigernde Maßnahme darstellt.

Das mit Abstand wichtigste Speicherprodukt reifte am Ende der Wachstumssaison, die Pinie. Sie war der hauptsächliche Wintervorrat. Das Bestreben war, ungeachtet der Entfernung, in einen möglichst ergiebigen Pinienwald zu gehen. Die Pinien konnten trotz gleichfalls kurzer Reifeperiode in ganz anderen Dimensionen gewonnen werden als alle anderen Nahrungsträger, was ihre herausragende Stellung begründet. Ein Problem lag im Erntezeitpunkt. Pinien sind die letzte Frucht vor dem Winter in der etwa halbjährigen Ernte-/Bevorratungsphase.[173] Alle vorangehenden Ernten müßten theoretisch auf das Risiko eines schlechten Pinienertrages ausgelegt sein. Der Bedarf richtete sich danach, wieviel oder ob von den im Sommer und frühen Herbst gehorteten Früchten noch etwas übrig war. Es scheint, daß in Ermangelung einer vorangehenden Akkumulation weite Wege eher in Kauf genommen wurden, um an gute Platze zu gelangen. Waren schon Vorräte vorhanden, war offenbar die Strategie vorherrschend, einen näheren, vielleicht weniger ergiebigen Pinienwald aufzusuchen, um Zugang zu den angelegten Speichern zu haben (vgl. STEWARD 1938:158). Es liegt nahe, daß sich bereits lange vor der unmittelbaren Pinienernte herumgesprochen hatte, ob die Wälder, die gewohnheitsmäßig aufgesucht wurden, eine akzeptable Ernte zuließen. Die spätsommerlichen Areale von Gräsern, Wurzeln und Beeren lagen nicht im Tal, sondern näher am Piniengürtel, was eine Überwachung des Zustandes der Wälder erlaubte. Das Gebiet also, das für die Pinienernte schließlich geeignet schien, dürfte somit die Vorratslogistik, d.h. wie mit den bereits vorhandenen Vorräten verfahren wurde, beeinflußt haben.
STEWARD (1938:27) meint, daß selbst in guten Pinienjahren nicht viel mehr gesammelt werden konnte als für den Winter gebraucht wurde, weil die Erntezeit kurz war, was ein Hinüberretten von Sommervorräten bis zum Winter umso wichtiger macht.
Die prinzipielle Unvereinbarkeit von Bevorratung und Mobilität zog zwei Strategien nach sich. Der Winter wurde in der Nähe der Nahrungsverstecke verbracht. Große Gewichtsmengen von einigen 100 Kilogramm waren kaum über Distanzen von 70 bis 100 Kilometer ohne Hilfsmittel zu transportieren (STEWARD 1938:28). Kleine Gewichtsmengen wurden auch über weite Strecken zum Siedlungsplatz getragen (1938:82, 93-97). Bei Fleisch und Beeren wurde eine Gewichtsreduktion durch Trocknen erzielt. Die Elko-Shoshonen wählen zwischen beiden Strategien. Waren die Pinienerträge in den 30 bis 50 Kilometer entfernten Ruby Mountains sehr gut, verbrachten sie den Winter an Ort und Stelle. Fielen die Erträge bescheiden aus, wurden sie sukzessive nach Elko zurückgetragen (1938:157). Offenbar hatte die Entscheidung für die zweite Strategie den Grund, als Ergänzung zu den wenigen Pinien am gewohnten Winterstandort auf bereits eingelagerte sonstige Vorräte angewiesen zu sein und zu ihnen Zugriff zu haben.

Nahrungsspeicher füllte jede Familie für sich mit den selbst produzierten Vorräten. Die Sammelplätze einzelner Familien sind voneinander separiert. Jede Familie sammelt die

Pinien für den eigenen Bedarf und lagert sie nach Möglichkeit geheim, wie STEWARD (1938:128) etwa von Spring, Snake und Antelope Valley berichtet. Anscheinend soll die Ertragsmenge nicht offenkundig werden. In mageren Zeiten war man offenbar stärker darauf bedacht, die Umgebung über die Menge der eigenen Vorräte im Ungewissen zu lassen, um keine Begehrlichkeiten zu wecken und keinen Neid heraufzubeschwören. Im Winter braucht eine Person täglich etwa ein Kilogramm Nüsse, gerechnet mit den Schalen. Ein vierköpfige Familie muß also für den Eigenbedarf im viermonatigen Winter 500 Kilogramm zur Verfügung haben. Dezimierung der Vorräte durch Verderb, Koyotenfraß oder Diebstahl ist dabei nicht berücksichtigt (FOWLER 1986:65; STEWARD 1938:24).

NAHRUNGSVERTEILUNG

Teilen als Strategie des Nivellierens von Erträgen muß bei den Shoshonen in Relation zu Eigenvorsorge durch Bevorratung beurteilt werden. Die Hauptlast kontinuierlicher Versorgung liegt bei den Familien als ökonomische Einheiten selbst, indem jede dieser Einheiten für den Eigenbedarf Vorräte konserviert.

Nach Eggan korreliert Subsistenzunsicherheit mit restriktivem Teilen. Die Sammelerträge gehörten der Frau, die sie erntete, und von ihrem Besitz profitieren nur die engsten Angehörigen („her immediate family cluster“). In armen Gebieten wie den Kawich Mountains hatten Brüder und Schwestern kein selbstverständliches Recht an den Erträgen der Sammlerin (in THOMAS 1981:47).

Grundsätzlich sorgte jede Familie aus Eltern und Kindern für den eigenen Lebensunterhalt. Waren Großeltern oder einzelne Verwandte angeschlossen, wurden sie in den Haushalt integriert, der mit diesen Erweiterungen sechs bis zehn Personen umfaßte. Sie mußten gleichermaßen zum Wohlergehen beitragen, indem sie ihnen zumutbare Aufgaben erfüllten (STEWARD 1938:240). Innerhalb dieses Haushalts war Nahrungsverteilung obligat. Diese sozusagen erweiterte Kernfamilie war die kleinste Nahrungsdistributionseinheit. Nach Eggan nimmt die Bereitschaft zu teilen mit zunehmender Verknappung ab. Ein Indiz in diese Richtung ist das Bedürfnis, die eigenen Schätze zu verstecken (STEWARD 1938:128), wahrscheinlich nicht nur, um Diebstahl zu verhindern, sondern auch, um das Camp über die Menge der Vorräte im unklaren zu lassen und Begehrlichkeiten hintanzuhalten.

Daraus ergibt sich, daß mit Speichernahrung, Pflanzenprodukten und anderen Sammelerträgnissen, aber auch mit individuell erworbenem Kleinwild keine Nahrungsverteilung über die Familie hinaus stattfand. Abgabeverpflichtungen waren offenbar nicht vorhanden. Es scheint nachgerade, als wären keine ideellen Anreize gegeben, die das Ethos des Teilens begünstigen würden. Eigenvorsorge steht vor

kollektiver Verlustteilung (CASHDAN 1985), mit der Ausnahme, daß unterstützungsbedürftige enge Verwandte am Haushaltseinkommen partizipieren.
Die Frau war nicht verpflichtet, ihre Nahrungsreserven mit Nachbarn im selben Camp zu teilen, auch wenn es sich um Verwandte handelte, jedoch war es offenbar die Norm, im dringenden Bedarfsfall so zu handeln. Es liegt in ihrem Ermessen, wie sie mit den Vorräten, die ihr gehören, verfährt. Hingegen war der Jäger verpflichtet, ein erlegtes großes Tier über das ganze Camp zu verteilen (STEWARD 1938:231), als zweite Variante generalisierter Reziprozität. Dem Schützen gebühren das Fell und ein bestimmter Fleischanteil.

Kommunalem Nahrungserwerb folgt normalerweise die Gleichverteilung der Erträge. Das heißt nicht zwangsläufig, daß jeder Teilnehmer die genau gleiche Menge erhielt, es heißt aber zumindest, daß keiner leer ausging, selbst wenn er eigenhändig keinen Hasen und keine Antilope getötet hat, was mit der Arbeitsteilung von Treibern und Schützen nicht jedem möglich ist. Wer aufgrund seiner individuellen Fähigkeiten, seiner Funktion als Leiter oder Schamane oder durch die Bereitstellung eines Hasennetzes einen größeren Beitrag leistet, erhält nicht unbedingt einen größeren Anteil, es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß ihm dieser Vorzug materielle Privilegien verschafft (vgl. STEWARD 1938:98).

Für Panamint Valley wird geschätzt, das 60 bis 70 Prozent der Nahrung pflanzlicher Herkunft ist (FOWLER 1986:92), ein Wert, der auf die meisten Regionen des zentralen Großen Beckens umlegbar sein dürfte. Wenn dem weiblichen Erwerb schließlich noch diverse Kleinlebewesen zuzuordnen sind, erwirtschaftet die Frau drei Viertel des Lebensunterhaltes. Im Hinblick auf Nahrungsverteilung, zu der die Frau nicht verpflichtet ist, ist es immerhin bemerkenswert, in welchem Ausmaß die Autonomie des Kernfamilienhaushaltes über „Wechselseitigkeit“ dominiert.
Offenbar wird dieses „Manko“ durch andere Formen des Ausgleichs vorweggenommen.
Als besondere Form der Distribution kann das Zuweisen der Sammelplätze, vor allem der Piniensammelplätze an die Familien einer Siedlung interpretiert werden, ein Vorgang, für den der chief zuständig war, vor allem in schlechten Jahren, wenn das Angebot geringer war als jede Familie zu ernten imstande war (STEWARD 1938:81-83, 112-15, 119, 128). Der chief ist in dieser spezifischen Causa eine zentrale Instanz, jedoch ohne redistributiv zu agieren. Korrekt ist es, von einer vorgezogenen Nahrungsverteilung zu sprechen. Nicht das gewonnene Produkt wird verteilt, sondern der Zugang zu den Ressourcen wird dahingehend geregelt, daß jede ökonomische Einheit durch Zuteilung eines bestimmten Areals zur exklusiven Nutzung die gleichen Ertragschancen erhält.
Als vorweggenommene Verteilung kann auch das Angebot zur Ressourcennutzung interpretiert werden. Dort, wo die Ressourcen konzentriert sind, ist eine Familie oder

Familiengruppe nicht in der Lage, das gesamte Angebot für sich zu nutzen; das Angebot übersteigt den Bedarf, genauer die Erntekapazität bei weitem. Daraus folgt die Einladung zu guten Sammelplätzen von den gewohnheitsmäßigen Nutzern, denen dadurch kein Nachteil entsteht (STEWARD 1938:104-6). Einerseits werden Kontakte erneuert, andererseits werden die Besucher angeregt, in der gegenteiligen Situation ebenso zu handeln.

ZUSAMMENFASSUNG

Charakteristisch für die Westlichen Shoshonen, die vor allem als Sammler und weniger als Jäger ihr Auskommen bestreiten, ist ein Territorium mit dünn verteilten und unverläßlichen Ressourcen. Die Unverläßlichkeit betrifft nicht den Zeitpunkt, sondern den Ort. Das Pflanzenwachstum, die Bewuchsdichte und die Dichte kleiner faunaler Spezies stehen in direktem Zusammenhang mit der Niederschlagsmenge, die auch kleinräumige Unterschiede aufweist. Ein gewichtiger zweiter Unsicherheitsfaktor ist die Eigenheit der Schlüsselressource Pinie, nur alle paar Jahre fruchttragend zu sein, was in einem bestimmten Jahr einige Bäume eines Bestandes, eine Waldfläche oder eine großes Gebiet betreffen kann.

Bilaterale und affinale Verwandtschaftsbeziehungen sind mangels stabiler Lokalgruppen die verläßlichsten Bezugspunkte einer Familie, wobei die Kindreds beider Ehepartner gleichwertig erscheinen. Innerhalb dieses großen Kreises war Lokalgemeinschaft, wann immer möglich, zwischen zwei oder drei Familien aus verheirateten Geschwistern oder durch Heirat verbundene Familien bevorzugt. Auch dieser Cluster ist variabel, man berücksichtige die häufigen Partnerwechsel. Die Generalregel des Heiratsverbotes von Konsanguinalen einerseits verweist auf eine wünschenswerte Extension von Orientierungspunkten lokal und regional, die mancherorts präferierte Kreuzkusinenheirat andererseits kann mit dem Bedürfnis nach Vertiefung bestehender Verbindungen in Zusammenhang gebracht werden. Lokalexogamie gilt demnach nur in Bezug auf die Minimalgruppe des Familienclusters und tritt darüber hinaus als Regel nicht in Erscheinung. Initiale temporäre Uxorilokalität dürfte bei der ersten Ehe zur Absolvierung des Brautdienstes üblich sein, die weitere Residenzwahl wird durch das Übergewicht bereits vorhandener interfamiliärer Beziehungen reguliert.

Die Familie war ein Arbeitsteam mit ineinandergreifenden, überlappenden und variablen Zuständigkeitsbereichen. Neben wenigen spezialisierten Aufgaben - Männer jagen einzeln oder in kleinen Teams Großwild, Frauen produzieren lagerfähige Nahrungsmittel aus

Samen und Nüssen – beteiligte sich das andere Geschlecht nach Bedarf und Fähigkeiten. Gegenüber anderen Beschaffungsagenden hatte die zeitlich gebundene Samenernte immer Priorität, nach der die Entscheidungen über Standortwechsel getroffen wurden. An einer wichtigen Kollekte in Hinblick auf das Füllen von Vorratsspeichern beteiligten sich beide Geschlechter. So gut wie alle Kleinlebewesen wurden, mit unterschiedlichen Techniken, von Männern und Frauen gefangen.
Die Nuklearfamilie war die dominierende ökonomische Einheit, die ihre Entscheidungen über die Wahl des Winterlagers und der Migrationsbewegungen unabhängig fällte. Mobilitätshemmnisse durch Zugangsrestriktionen zu Ressourcen waren lokale Ausnahmen, etwa am Reese River (STEWARD 1938:101). In der Regel formierte sich ein Cluster aus zwei bis drei eng verwandten Familien zu einer temporären Lokalgruppe.

Für die Mobilitätsstrategie haben die pflanzlichen Reifephasen Priorität, die Erwartung von Jagdwild ist untergeordnet.
Ein wesentlicher Effekt der Zerstreuung und Regruppierung kleiner Familieneinheiten über den Raum und über die Zeit, sowohl intraannual als auch interannual, ist der Transport und die Weitergabe von Informationen über die Lage von lohnenden Ressourcenlokationen. Aus guten Plätzen wird kein Geheimnis gemacht, denn sie übersteigen die Gewinnungskapazität und den Bedarf einer kleinen Einheit. Verwandte und Freunde werden als Mitnutzer eingeladen und gelten nicht als Konkurrenten. Zur Bestreitung des Lebensunterhalts ist jede Familie auf diese herangetragenen Informationen angewiesen, weil die Pflanzenstandorte von Jahr zu Jahr wechseln. Die individuelle Routenplanung basiert neben eigener Erfahrung zu einem Gutteil auf dem kommunizierten Wissen. Die Sammelerträge behält jede Familie für sich. Reziprokes Verhalten manifestiert sich demzufolge nicht primär in Nahrungsteilung, sondern im Teilen von Wissen über Ressourcenstandorte. Der wechselseitige Zugang zu den erworbenen Produkten wird weitgehend ersetzt durch den wechselseitigen Zugang zu den Ressourcen. Auf der analytischen Ebene ist der Gebende jener, der die Ressourcen zuerst entdeckt hat, der Empfänger ist, wer davon in Kenntnis gesetzt wird und der Einladung folgt oder die Information nutzt.

Für die Hinwendung zum Anlegen von Nahrungsspeichern sind zwei Perspektiven auseinanderzuhalten: die vielleicht notwendige Überbrückung von Ausfällen bzw. angebotsschwachen Phasen im Verlauf der gesamten Produktionsperiode und die unverzichtbare, lebenswichtige Anlage von Vorräten für den unproduktiven Winter.
Drei Bedarfshorizonte können für die gewonnenen Nahrungsgüter identifiziert werden: unmittelbarer Verbrauch, kurzfristiger Vorrat, langfristiger Vorrat. Der Ertrag, der im Umkreis eines bestimmten Standortes erwirtschaftet wurde, mußte vorrangig den aktuellen Bedarf während des ein- bis zweiwöchigen Aufenthaltes abdecken. Was überblieb, wurde

in Erdverstecken zurückgelassen. Tragbare Mengen wurden eventuell zum nächsten Lagerplatz mitgenommen, vor allem als Proviant für eine längere Wanderung. Am nächsten Standort wurde ebenso verfahren, aber nicht jedes Erntegebiet bot die Aussicht, Vorräte aufzusparen. Während der Erntesaison mußte möglicherweise auf vorhandene Depots zurückgegriffen werden. Was nicht aufgebraucht wurde, war der Grundstock für den unproduktiven Winter. Der Speicherinhalt wurde zum in Aussicht genommenen Winterlagerplatz getragen, wenn er in akzeptabler Distanz lag, oder er wurde am Ernteort verwahrt und zu einem späteren Zeitpunkt bzw. in der Bedarfsperiode geholt. Diese Grassamen, Wurzeln, Beeren, Bohnen, Insekten und das getrocknete Fleisch waren nicht vorrangig langfristige Vorräte, die für den Winter gehortet wurden. Die eigentliche Winterressource war die in unvergleichlich größeren Quantitäten verfügbare Pinie, die als letzte Frucht der Saison geerntet wurde.
Produktions- und Konsumationseinheit der Vorräte war der Kernfamilienhaushalt, der durch alleinstehende Elternteile oder eine andere verwandte Person erweitert sein konnte.
Bei Bedarf, jedoch nicht als generelle Regel, wurde der Inhalt der Nahrungsspeicher Personen außerhalb der Haushaltsgemeinschaft zugänglich gemacht, vor allem nahen Verwandten. Erbeutete ein Jäger ein großes Tier, kamen verpflichtend alle Bewohner des Camps in den Genuß eines Anteiles. Von den Erträgen einer kommunalen Antilopen- oder Hasenjagd profitierten alle Teilnehmer, wenn auch die Leiter und Netzbesitzer einen größeren Anteil erhalten mochten.

Der rituelle Komplex, der mit der Sicherung einer guten Ernte verbunden ist, betraf vor allem die Pinie. Sowohl individuelle als auch kollektive rituelle Handlungen dürften stattgefunden haben. Monate vor der Ernteperiode wurden die Pinien mit Gebeten „fixiert“. In der Erntephase wurden Kreistänze aufgeführt (FOWLER 1986:65).

INTERPRETATION: REZIPROKE VERHÄLTNISSE UND FORMEN DES TEILENS

EINLEITUNG

Im vorangehenden Teil wurde jede Untersuchungseinheit anhand des erhobenen Materials untersucht, ausgehend von der Evaluierung der Risikoquellen, die aus den Spezifika der natürlichen Umwelt resultieren. Im Rahmen dieses ökologischen, aber auch des sozialen Kontextes, kurz gesagt all jener Strukturen, die den Aktionsradius der Mitglieder der Gesellschaft und Gemeinschaft vorgeben und begrenzen, wurde dargestellt, welche Potentiale zum Verringern von Angebotsschwankungen zur Verfügung stehen. HALSTEAD und O'SHEA (1989) folgend, die als Generalstrategien Mobilität, Bevorratung, Austausch und Diversifikation vorschlagen, wurde analysiert, ob und wie weit darin Potential für Risikominimierung enthalten ist. Das Spektrum an Möglichkeiten ist damit nicht erschöpft, daher wurde geprüft, ob im religiösen Bereich, soweit er auf die Wahrung des Güterstromes von der Natur zu den Menschen ausgerichtet ist, Ansätze für risikominderndes Verhalten vorhanden sind, ebenso wurde die Frage von Zugangsbeschränkungen zu natürlichen Gütern durch deklarierte Rechtsansprüche behandelt. Einbezogen wurden schließlich technologische Aspekte als auch Kooperationsformen und geschlechtliche Arbeitsteilung in der Produktion. Es wurden die kulturspezifischen Besonderheiten herausgefiltert und aufgezeigt, in welchen Bereichen und in welchen Stadien des wirtschaftlichen Prozesses je Gesellschaft entscheidende Weichen zur Schaffung eines Ausgleichs zwischen Individuen und zwischen Gruppen gestellt werden.

Was ermittelt wurde, waren auf der Ursachenseite Risikoquellen aus der Natur, auf der Maßnahmenseite zum einen Einrichtungen, Mechanismen und Verhaltensweisen, in denen Risikominimierung integriert ist (vgl. HALSTEAD und O'SHEA 1989), zum anderen offenkundige Strategien. Ressourcen- und klimatische Voraussetzungen begrenzen im Verein mit den technologischen Kenntnissen klarerweise den Handlungsspielraum. Gleichermaßen geben Handlungsnormen, soziale Regeln und Werthaltungen den Rahmen für das Verhalten von Individuen und Gruppen zueinander vor.

In den kulturspezifischen Untersuchungen haben sich drei Bereiche reziproker Verhaltensweisen herauskristallisiert, die für die Risikominimierung der Netsilik, Selk'nam und Westlichen Shoshonen zentral sind: Informationsaustausch, Landrechte und Nahrungsverteilung. Im folgenden Abschnitt wird das Verhältnis dieser drei Bereiche zueinander, wie es sich pro Gesellschaft darstellt, untersucht. Nach meiner Auffassung ist der Wirtschaftsprozeß nicht in seiner ganzen Dimension erfaßt, wenn die rechtlichen Bedingungen zur Ressourcennutzung und die Ressourcenlokalisierung durch Informationsaustausch nicht berücksichtigt werden. Daher werden diese zwei Vorbedingungen für Produktion als zur Wirtschaft gehörig aufgefaßt. Der Wirtschaftsprozeß reicht demnach von der Informationsgewinnung über Ressourcen bis zur Konsumation. In diesem Sinne steht im folgenden der sozioökonomische Konnex im Mittelpunkt, der so weit gefaßt wird, daß er auch Institutionen und Verhalten einschließt, die mit dem engeren Wirtschaftsgeschehen scheinbar nur am Rande zu tun haben. Nicht die Limitierungen, die durch Natur (s. Risikoquellen) und Technologie gegeben sind, werden im Zentrum des Interesses stehen, sondern im positiven Sinne das Potential, das Interaktionen, Beziehungen und Institutionen bergen. Denn wie WIESSNER richtig bemerkt, würden, ausgehend vom Postulat, daß Wirtschaft und soziale Organisation direkte Produkte der Interaktion von Jäger- und Sammlergesellschaften mit dem Environment seien, ökologische Studien zwar wertvolle Einsichten vermitteln, aber eben nur ein teilweises Verstehen der Wirtschaft und der Sozialorganisation von Jäger- und Sammlergesellschaften ermöglichen (1982a:61). Daraus ergibt sich der übergeordnete substantivistische Rahmen der Einbettung der Wirtschaft in die sozialen Beziehungen.

> „... die wirtschaftliche Tätigkeit des Menschen (ist) in der Regel in seine Sozialbeziehungen eingebettet ... . Sein Tun gilt nicht der Sicherung seines individuellen Interesses an materiellem Besitz, sondern der Sicherung seines gesellschaftlichen Rangs, seiner gesellschaftlichen Ansprüche und seiner gesellschaftlichen Wertvorstellungen." (POLANYI 1978:75)

Folglich steht auch der soziokulturelle Kontext von Risikostrategien außer Frage.

> „Although the basic structure of response to stress is governed by the nature of resource variability, the realisation of a given survival strategy is embedded in its sociocultural context." (MINC und SMITH 1989:10)

In POLANYIs Diktion regelt sich das Überlebensnotwendige im Rahmen der sozialen Strukturen selbst, wie überhaupt den Substantivisten die Distributionsseite der Wirtschaft die wichtigere ist. Die Bereitstellung von Versorgungsgütern für Ernährung, Behausung, Kleidung und Kälteschutz erfordert geplante Aktivitäten. Interaktionen mit dem Lebensraum und mit anderen Menschen sind nötig, denn der Mensch ist essentiell von beiden abhängig. Die Ergebnisse und Auswirkungen seiner wirtschaftlichen Tätigkeit und seines sozialen Handelns verleihen ihm Sicherheit und Geborgenheit aus dem Gleichklang der Interessen, die den Bestand der Gemeinschaft zum Ziel haben. Die Wirtschaft wird als

institutionalisierter Prozeß der Interaktion von Menschen miteinander und mit ihrer Umwelt gesehen (POLANYI 1968:126).
Wirtschaftliches Handeln, von Nahrungsbereitstellung bis Verteilung, ist nicht primär von Effizienz bestimmt, sondern wird auf der Grundlage der Beziehungen der Gesellschaftsmitglieder zueinander verständlich. Der Vollzug des individuellen Strebens nach Sicherheit ist nur gemeinschaftlich möglich. Der theoretische Spielraum von Möglichkeiten zur Risikominimierung ist in zweierlei Richtung begrenzt. In materieller Hinsicht geben der Lebensraum mit seinen Ressourcen und die darauf angewandten Technologien den Rahmen vor, in ideeller Hinsicht bewegt sich das Individuum normalerweise innerhalb der vorgegebenen Normen und Werthaltungen.
Was ist die substantivistische Bedeutung von Wirtschaft?

> „(Wirtschaft) derives from man's dependence for his living upon nature and his fellows. It refers to the interchange with his natural and social environment, in so far as this results in supplying him with the means of material want satisfaction." (POLANYI 1968:122)

Die substantivistische Ökonomie konstituiert sich nach Polanyi auf zwei empirisch nicht trennbaren Ebenen, der Interaktion des Menschen mit seiner natürlichen und sozialen Umwelt und den Institutionen des wirtschaftlichen Prozesses. [174] Polanyi widmet sich mit großer Ausführlichkeit der Darlegung der institutionellen Komponente, die ökologische Komponente der substantivistischen Wirtschaft wird erwähnt, aber nicht weiter ausgeführt. Nach HALPERINs Auffassung ist diese Disproportionalität in der Behandlung auf zwei Ursachen zurückzuführen. Erstens hatte Polanyi in den 40er und 50er Jahren vor allem zu den Werken der englischen Sozialanthropologen Zugang, bei denen institutionelle vor ökologischen Variablen im Vordergrund standen. Zweitens war Polanyi offenbar bemüht, jegliche Nähe zu Marx zu maskieren, dessen Produktivkräfte mit der Polanyi'schen ökologischen Ebene korrespondieren (1988:36). Halperin verteidigt den Substantivismus und deckt in der Gegenüberstellung von Marx und Polanyi auf, daß die ökologische Komponente untrennbar mit Polanyis Auffassung von Wirtschaft verbunden ist. [175] Mit anderen Worten: Wirtschaft hat eine ökologisch-technologische und eine institutionelle Komponente. [176] Die wirtschaftlichen Handlungen finden nicht in einem virtuellen Raum, sondern auf einem bestimmten Boden statt, was gerade in Hinblick auf Jäger- und Sammlergesellschaften mit minimalen Einflußnahmen auf ökologische Abläufe herausgestellt werden muß. So wird im folgenden HALPERINs Auffassung gefolgt, daß Polanyis substantivistische Bedeutung von Wirtschaft eine ökologische Ebene beinhaltet.

Die Aspekte im größeren wirtschaftlichen Bezugsrahmen (s. oben), die nun verglichen werden, sind von zentraler Bedeutung für Risikominimierung. Es gilt zu ermitteln, welchen Stellenwert sie pro Untersuchungseinheit einnehmen. In der Untersuchung der Risikominimierungspotentiale von Netsilik, Selk'nam und Shoshonen traten drei reziprok

strukturierte Bereiche innerhalb des Strategienbündels, das in einer Gesellschaft zur Verfügung steht und von dem ihre Mitglieder Gebrauch machen, besonders hervor, und zwar Informationsgewinnung, Zugangsrechte und Nahrungsverteilung, die nun in ihrem Verhältnis zueinander genauer besprochen werden. Die hier zu untersuchenden Teilbereiche bezeichne ich summarisch als Formen des Teilens und reziproke Verhältnisse. Sie alle bergen einerseits beträchtliche Potentiale zur Herstellung von Versorgungssicherheit, und in ihnen wird andererseits die soziale Eingebundenheit der handelnden Individuen und Gruppen transparent. Auf geschlechtliche Arbeitsteilung wird in diesem Kapitel eingegangen, um in der Relation von männlicher zu weiblicher Arbeit das intrafamiliäre Risikominimierungspotential auszuloten. Der technoökologische Konnex (Ausbeutungsmuster, Gewinnungstechniken und Diversifikationsstrategien), der in den kulturspezifischen Analysen mitbehandelt wurde, tritt gegenüber dem sozioökonomischen in den Hintergrund.

Das Kapitel umfaßt vier Themenschwerpunkte, die zugleich Stadien des Wirtschaftsprozesses im weiteren Sinne repräsentieren. Die Regelung des Zuganges zu Ressourcen sowie Informationsaustausch über Ressourcenstandorte zählen gewissermaßen als „Vorstufen“ der Produktion insofern, als Güter nur dann und nur dort angeeignet werden können, wenn der Zugang zu ihnen möglich ist und wenn der Ort ihres Erscheinens bekannt ist. Um dem Produktionsablauf in dem erwähnten „weiteren Sinne“ Rechnung zu tragen, wird geschlechtliche Arbeitsteilung als dritter Punkt, der die Güterbereitstellung erfaßt, behandelt, obwohl die Qualität des Teilens (division) hier selbstverständlich eine andere ist. Im Bereich der geschlechtlichen Arbeitsteilung wird geprüft, ob in der Produktion Überschneidungen vorhanden sind, ob und wie weit männliche und weibliche Arbeit austauschbar sind, was auch zur Frage führt, wie weit das eine Geschlecht von den vom anderen Geschlecht bereitgestellten Gütern abhängig ist. Schließlich werden reziproke Gütertransaktionen untersucht, in deren Mittelpunkt Formen der Nahrungsverteilung stehen.

LANDBESITZ UND REGELUNG DES RESSOURCENZUGANGES: TEILEN VON ORTEN

Vorbemerkungen

Um Schwankungen und Ausfälle zu umgehen, im wahrsten Sinn des Wortes, muß das Aufsuchen alternativer Nutzungsstandorte möglich sein. Mobilität ist eine selbstverständlich unumgängliche Strategie aneignender Subsistenzwirtschaften, von

Ausnahmen mit hoher Ressourcenkonzentration und –verläßlichkeit etwa an der Nordwestküste abgesehen, sie bedeutet jedoch nicht von Haus aus wahllosen und willkürlichen Zugang zu attraktiv scheinenden Plätzen. In diesem Abschnitt soll untersucht werden, ob und wie weit eine Gruppe oder ein Individuum nach freiem Ermessen den Ort zur Befriedigung der materiellen Bedürfnisse auswählen kann. Es wird der Frage nachgegangen, ob Zugangsbeschränkungen gegeben sind und welche Voraussetzungen zu ihrer Aufhebung erfüllt werden müssen. Rechte an Ressourcen und der kontrollierte Zugang in Gebiete, die einer bestimmten Gruppe „gehören“, sollen verhindern, daß der erwartete Ertrag bereits durch unbefugte Nutzer dezimiert wurde.

Die Annahme ungeteilten, unbeschränkten Zuganges aller Gesellschaftsmitglieder zu allen natürlichen Gütern setzt die Abwesenheit sozialer Barrieren voraus; das gesamte Territorium wird als Gemeinschaftsbesitz betrachtet, an dem alle die gleichen Rechte haben, die durch keine Instanz beschnitten werden können; wechselseitige Zugangskontrolle ist obsolet. An dieser Stelle muß betont werden, daß Verhältnisse, in denen Boden und natürliche Ressourcen als ungeteiltes Gemeineigentum gegeben sind, durchaus kein konstituierendes Element der Charakterisierung egalitärer „band“-Gesellschaften darstellen.

E. A. SMITH nennt mehrere Formen von Rechtsverhältnissen entlang eines Kontinuums zwischen Land als Gemeinschaftseigentum der Gesellschaft ohne jegliche Zugangsbeschränkungen als das eine Extrem und Individualbesitz von natürlichen Ressourcen als das andere. Zwischen diesen beiden Polen existieren mehr oder weniger rigide Formen des wechselseitigen Zuganges zu Land und Ressourcen einer lokalen Gruppe oder Verwandtschaftsgruppe; pro Gesellschaft können mehrere idealtypische Systeme (common property, communal property, local-group property, kin-group ownership, individual ownership) vorhanden sein (1988:245-46).

Ein Modell, das ökologische Faktoren fokussiert, haben DYSON-HUDSON und SMITH (1978) entwickelt. Dieses ökonomische Verteidigungsmodell schließt aus der raum-zeitlichen Ressourcenverfügbarkeit und –dichte auf die Territorialstrategie. Sind die kritischen Ressourcen dicht und vorhersehbar, lohnt der Aufwand des Ausschlusses von Fremdnutzern mittels Territorialverteidigung. Sind die Ressourcen hingegen spärlich oder hochmobil und unvorhersehbar, ist keine Verteidigung zu erwarten. Die Schwäche des Modells liegt darin, soziale Kontrolle, d.h. soziale Zugangsbarrieren völlig außer acht zu lassen.

Zugangskontrolle kann daher aus zwei Positionen betrachtet werden. Räumliche Verteidigungsbereitschaft bedeutet, daß die Residenten profitieren, weil sie andere Nutzer von ihrem Areal fernhalten; Reziprozität findet nur innerhalb des Areals statt, nicht zwischen Arealen. Bei der sozialen Grenzverteidigung erhalten Außenstehende Zugang, allerdings erst nach einem Einlaßgesuch. Der Gastgeber erwartet, daß ihm die Besucher ebenfalls Zugangsrechte in ihr Areal gewähren (E. A. SMITH 1988:247-48).

Eine Balance wechselseitigen Zuganges ist ein wünschenswertes Ziel; die adäquate Vorbedingung ist Zugangskontrolle durch Vorweis einer „Eintrittskarte“ (Erlaubnis einholen, Verwandtschaftsbeziehung, Geschenktauschpartner etc.), wodurch die Eigentümer über ihre Mitnutzer informiert sind. Das heißt zweierlei: Unkontrollierte Aneignung von Gütern wird unterbunden, weil die lokale Bevölkerung weiß, wer sich sonst noch im Areal aufhält und sich Ressourcen aneignet. Die Gastgeber wissen, wer bei zukünftigem umgekehrten Bedarf den Part des Gastgebers zu spielen hat. Beide Seiten profitieren von dieser mutualistischen Konstellation, die soziale Kontrolle reduziert die Unsicherheit, die entstehen würde „if movement and resource utilization were anarchic.“ (1988:251)

Ein prominentes Beispiel für kontrollierten wechselseitigen Zugang sind die !Kung. Ihr Territorium ist in *!nores* aufgeteilt, Landstücke, die durch die Vater- und die Mutterlinie, aber auch durch jemand anderen vererbt werden. Daher hat ein Individuum wenigstens an zwei *!nores* Nutzungsrechte. Wie aber erhält es Zugang zu den Ressourcen anderer *!nores*? Zumindest muß ein Zutrittswilliger Erlaubnis bei einem der „Besitzer“ einholen. Daneben ebnen mehrere Formen sozialer Beziehungen den Weg zu den Gütern eines anderen Areals. Fiktive Verwandtschaft wird durch Namensgebung erzeugt. Das Kind wird nach einem entfernten Verwandten benannt. Trifft ein junger Mann auf einen fernen Verwandten, dessen Sohn den gleichen Namen hat, wird der junge Mann ebenfalls als „Sohn“ bezeichnet und hat als solcher Zugang zur *!nore* des alten Mannes (LEE 1979). Weiters werden über die Tauschpartner des *hxaro*-Geschenkaustauschsystems Beziehungen zu anderen Arealen hergestellt. Eine Besuchsreise in ein anderes Gebiet wird gestartet, um ein Geschenk zu überbringen, bzw. wird via Geschenk an den Partner der Zugang zu den Gütern seines Areals sichergestellt (WIESSNER 1977, 1982a).

Vergleich von Ressourcenbedingungen und erwarteter Territorialität

Zwischen den Netsilik, Selk’nam und Westlichen Shoshonen bestehen erhebliche Unterschiede in der Ausübung von Nutzungsrechten. Wie lassen sich die Ressourcenbedingungen in ökologischen Termini charakterisieren? Bei den Netsilik ist der Kontrast von Land und Meer augenfällig. Die Landressourcen Karibu und Lachs sind migrierend und in bestimmten, vorhersehbaren Perioden konzentriert vorhanden. Die Migration selbst ist es, die das konzentrierte Erscheinen bedingt, beim Lachs anläßlich des Zuges von den Binnengewässern ins Meer im Juli und vor allem während des Aufstieges im August in die umgekehrte Richtung zu den Laichplätzen in den Seen. Karibuherden konzentrieren sich zu beträchtlichen Populationen im Netsilik-Territorium, bevor sie in die Taiga zur Überwinterung ziehen. Die Robbe ist nicht periodisch konzentriert, sie ist keine migrierende, sondern eine reviergebundene Spezies (BALIKCI 1970:22) und wird mangels

seetauglicher Technologie nur auf dem zugefrorenen Meer gefangen. Neben den kurzen Phasen der Konzentration sind Robbe und Lachs, aber auch Süßwasserforellen in geringeren Beständen mit regional variierender Dichte zu finden. Für jede Region können einige attraktive Gebiete, Gewässer oder Gewässerabschnitte genannt werden. Diese subregionalen Areale werden wahlweise aufgesucht.

Die Selk'nam bewohnen die Isla Grande Feuerlands; sie sind reine Festlandjäger ohne Wasserfahrzeuge. Das Meer und die Meeresstraßen frieren im Winter nicht zu, daher ist der Bereich vor der Küste auch im Winter nicht nutzbar. Das Nahrungsangebot der Selk'nam ist in geringerem Maß durch Saisonalität charakterisiert. Der wichtigste Nahrungslieferant, das Guanaco, ist nicht migrierend, nicht konzentriert, sondern relativ gleichmäßig über den Großteil der Insel verteilt. Es zeigt Vertikalnomadismus, indem es im Winter bevorzugt Niederungen und offene Ebenen aufsucht und im Sommer vermehrt in den bergigen und dicht bewaldeten Regionen anzutreffen ist (CHAPMAN 1982:20). Für die Isla Grande können drei Ressourcenzonen erfaßt werden, die mit subterritorialen Subsistenzdifferenzen einhergehen. In den offenen Steppen des Nordens waren neben dem Guanaco und Wildvögeln kleine herbivore Nagetiere namens Cururo und Tucotuco in großen Populationen vorhanden, die vor allem in der schneefreien Periode erbeutet wurden. Im bewaldeten und bergigen Süden war das Guanaco neben Zugvögeln die mit Abstand wichtigste Spezies. An den Küsten standen zusätzlich regional und saisonal Meeressäuger zur Verfügung, Schalentiere und Kormorane waren ganzjährig zu finden (BRIDGES 1988:452-53; STUART 1977:259).

Das aride Intermontane Becken als Lebensraum der Westlichen Shoshonen ist durch geringen Niederschlag und Mangel an permanenten Wasserläufen gekennzeichnet. Die Shoshonen sind in erster Linie Sammler von Grassamen und Piniennüssen, deren räumliches Vorkommen unberechenbar ist. Daraus ergibt sich, daß sie in der etwa sechsmonatigen Wachstumsperiode, das ist die Phase, in der lagerfähige Nahrung produziert werden kann, auch den Bedarf für den Winter kalkulieren und bereitstellen müssen. Faunale Nahrungsträger sind untergeordnet und machen höchstens 30 bis 40 Prozent des Speisezettels aus (FOWLER 1986:92), wovon lediglich der geringere Teil auf das Konto von großen Tieren gehen dürfte. Kooperative Hasenjagden mit nennenswerten Erträgen finden jährlich oder mehrmals pro Jahr subregional und lokal in bestimmten Talabschnitten statt, Antilopenjagden mehrjährig ebenfalls im großräumig eingrenzbaren Revier einer Population. Die geringen Wildvorkommen sind im Winter weitestgehend unzugänglich und sind als Ergänzung zu den Vorräten oder als Substitut vernachlässigbar.

Samentragende Spezies werden je nach Reifezeitpunkt in Abfolge abgeerntet; an welchen Plätzen Pflanzen in ausreichender Menge ausreifen, hängt vor allem von den höchst variablen, lokalen Niederschlägen ab. Die Pinie ist die wichtigste Vorratsressource und zeichnet sich durch die artspezifische Besonderheit aus, nur in mehrjährigem Zyklus

fruchttragend zu sein, was zur Folge hat, daß die Bäume eines Pinienwaldes oder einer ganzen Region in einem bestimmten Jahr Überfülle, akzeptablen Ertrag, unzureichenden oder keinen Ertrag liefern (STEWARD 1938:27).

Aus der Verteilung und Dichte der Ressourcen kann nach dem Modell von DYSON-HUDSON und SMITH Zugangskontrolle erwartet werden, wenn sie verläßlich und konzentriert auftreten (1978:24, 26). Der aufsteigende Lachs, den die Netsilik an den Steindämmen fangen und die großen Karibuherden, die sich an den Schwemmstellen vor der Migration in die Taiga sammeln, sind konzentrierte Vorkommen, die in ihrer zeitlichen und lokalen Verfügbarkeit relativ verläßlich sind. Die Netsilik jedoch praktizieren keinerlei Territorialverteidigung; für den Zugang zu den Ressourcenstandorten existieren keine wie immer gearteten Restriktionen.
Für die verläßlichen, dünn und ziemlich gleichmäßig verteilten Ressourcen im Selk'nam-Territorium wäre nach dem erwähnten Modell in geringem Ausmaß Verteidigungsbereitschaft zu erwarten, die Nutzung würde vor allem in großen „home ranges", die einander überschneiden können, stattfinden (1978:25). Tatsächlich weisen die Selk'nam hohe Defensivbereitschaft auf, wenn sie unbefugter Fremdnutzung gewahr werden. Die landbesitzenden Gruppen schützen ihr Gebiet nicht präventiv durch wie immer geartete Grenzüberwachung, sie werden kriegerisch aktiv nach Kenntnisnahme mißbräuchlicher Nutzung.
Die Samenpflanzen, die in Abfolge reif werden und von denen die Westlichen Shoshonen existentiell abhängig sind, sind dünn verteilte, räumlich unverläßliche und zudem kurzlebige Ressourcen. Flächen als exklusive Nutzungsgebiete auszuweisen, ist ökonomisch völlig ungerechtfertigt (1978:29). Von wenigen Ausnahmen abgesehen, auf die im folgenden Kapitel gesondert hingewiesen wird, bestehen keine Nutzungsbeschränkungen. Gleiches gilt für die Pinienbestände; Pinien sind kurzlebige, tendenziell dichte Nahrungsquellen, jedoch lokal unvorhersehbar, womit aus Eigentumstiteln oder Exklusivnutzung keine Vorteile zu ziehen sind.

Vergleich der Rechtssituation

Netsilik

Das Land, in dem alle zum Leben notwendigen Güter vorzufinden sind, gehörte vor dem Eindringen der Netsilik den Tunrit. Diese ursprünglichen Bewohner haben es in der Überlieferung der Netsilik bewohnbar gemacht. Ihnen gebührt das Verdienst, die guten Fischfanggründe entdeckt zu haben, an strategisch günstigen Stellen Lachssperren aus Steinblöcken errichtet zu haben und jene Plätze gefunden zu haben, an denen die Karibuherden die Gewässer durchqueren. Sie schichteten an manchen Orten Reihen von Steinpyramiden auf, um die Karibus in eine bestimmte Richtung zu lenken, was deren

Abschuß mit Pfeil und Bogen aus versteckter Position erleichterte (RASMUSSEN 1931:113). Dieses gemeinsame Erbe kommt uneingeschränkt allen Gesellschaftsmitgliedern zugute.

An den Ressourcen des Territoriums hat jeder die gleichen Rechte. Keine regionale, oder lokale Gruppe, keine Verwandtschaftsgruppe hat Vorrechte an einem bestimmten Stück Land und den darauf befindlichen Gütern. Wer ein Jagdgebiet nutzt, ist nicht befugt, andere davon zu vertreiben oder sie bei ihren Aktivitäten zu behindern. Ein Verhalten dieser Art wird als Provokation aufgefaßt und kann massive Gegenwehr nach sich ziehen (BALIKCI 1970:176). Behinderung und Ausschluß von Mitnutzern scheint ein Verhalten zu sein, daß so gut wie nicht vorkommt, jedenfalls nicht beobachtet wurde. Berichtete Vorfälle dieser Art sind möglicherweise in den Bereich der Legenden zu verweisen, ihr Wahrheitsgehalt anzweifelbar (ebd.).

Die Lokalgruppen und erweiterten Familien einer regionalen „band“ verstreuen sich in der eigenen Region zum Jagen und Fischen. Daß eine große Gruppe aus einer anderen Region unerwartet einströmt, ist nicht zu erwarten, denn es sind kleine Einheiten in Kernfamiliengröße, die Ortswechsel vollziehen und als Mitnutzer „verkraftbar“ sind (vgl. DAMAS 1969a:126).

Der Terminus Nahrungskonkurrenz scheint bei den Netsilik völlig fehl am Platz zu sein. Den Regeln der Solidarität entspricht es, daß jeder Jäger gemäß seiner Leistungsfähigkeit der Jagd und dem Fischfang nachgeht, denn je mehr Güter beschafft werden, desto mehr erhält der einzelne. Allein dieser Anspruch widerspricht dem Fernhalten eines Jägers vom Jagdgebiet. Auf der anderen Seite verstößt die maßlose Aneignung von wichtigen Gütern durch Individuen oder Familien gegen die guten Sitten (BALIKCI ebd.).

Zur Frage von Nahrungskonkurrenz und nicht vorhandener Territorialität sind zwei weitere Erwähnungen notwendig. Bei einer Überfülle des Angebotes sind mehrere Jagdgruppen oder erweiterte Familien an einem Standort kein Nachteil, jede kann ohne Beschränkung der anderen den eigenen Bedarf decken. Sind die Ressourcen knapp, ist lagerweite Nahrungsverteilung die Regel und die Anwesenden hungern gemeinsam (BALIKCI 1964:33-34; RASMUSSEN 1931:62, 69-70, 173).

Kommt ein Besucher in fremdes Gebiet, z.B. in das Subterritorium einer anderen regionalen „band“, ist er durch Mangel an Kenntnis der örtlichen Gegebenheiten auf die lokale Bevölkerung angewiesen. Es ist ihm also schwer möglich, eigenmächtig dem Nahrungserwerb nachzugehen. Indem er zu einem Mitglied der Lokalität eine genealogische oder andere verwandtschaftliche Verbindung herstellt, wird er wohlwollend aufgenommen und kann sich seiner Unterstützung erfreuen. Obwohl es ihm freisteht, auf eigene Faust zu jagen, wird er den erfolgversprechenderen Weg über ein Verwandtschaftslink nehmen, die aus diesem Grunde eminent wichtig sind (BALIKCI 1970:101).

Prinzipiell ist das Territorium der Netsilik „one vast commons“ (E. A. SMITH 1988:244), eine ungeteiltes, gemeinsames Land ohne definierte soziale Zugangsbarrieren zu einzelnen Abschnitten. Es hat sich keine organisatorische Struktur herausgebildet, die territoriales Verhalten ermöglicht oder begünstigt hätte. Jeder hat Zugang zu allen natürlichen Gütern ohne ausdrückliche „Genehmigung“ durch eine Person oder Instanz.

Selk’nam

Die patrilineare, exogame Deszendenzgruppe tritt als definitive landbesitzende Einheit in Erscheinung, die mit einem klar umgrenzten Stück Land (*haruwen*) identifiziert wird, einem Land, daß in mythologischer Vorzeit einem Ahnen zugewiesen wurde. Alle Mitglieder der Abstammungsgruppe, männlich wie weiblich, wenngleich die Frauen durch Heirat ihr Land verlassen, betrachten sich als Eigentümer des Bodens und der darauf befindlichen Ressourcen (CHAPMAN 1982:54ff.). Einer großzügigeren Interpretation zufolge betrachten sich alle in einem *haruwen* geborenen Personen als tatsächlich oder fiktiv verwandt und leiten daraus ihren Rechtsanspruch ab (GUSINDE 1931:321, 417ff., 428).

Das Verständnis von Besitz bzw. der territoriale Anspruch reduziert sich nicht auf die Nutzungs- und Verfügungsrechte allein, sondern schließt den Boden mit ein. In der Konsequenz heißt dies, daß selbst das Betreten durch Außenstehende eine Rechtsverletzung darstellt.

Die Grenzen der *haruwen*-Distrikte sind zumindest subterritorial allgemein bekannt und durch natürliche Landmarken als Trennungslinien gekennzeichnet. Die Bewohner des Nordens (*hersk*), des Südens (*parik*) und die Haus im Südosten waren mit den Grenzverläufen der *haruwens* des eigenen Subterritoriums klarerweise besser vertraut, meint GUSINDE (1931:419, 421).

Allen Mitglieder der lokalisierten Patrilineage einschließlich der eingeheirateten Frauen hatten gleichwertig Zugang zu allen Gütern, führten sie dem Eigenbedarf, der Verteilung oder dem Tauschhandel zu. Zugleich war jeder *haruwen*-Bewohner berechtigt, Zutrittswilligen Einlaß zu gewähren oder Einlaß zu verwehren, d.h. die Befugnisse waren für alle gleich und nicht an die Weisung einer Autoritätsfigur gebunden (1931:426).

Um Zutritt zu einem *haruwen* zu erhalten, muß die soziale Barriere der Nichtzugehörigkeit zur Lineage überwunden werden. Hierfür gibt es zwei Wege: Erstens, der Interessent ist in der Lage, zu einem der Lineagemitglieder eine verwandtschaftliche Beziehung herzustellen, zweitens, Nahrungsmangel im eigenen Gebiet veranlaßt eine Wanderung. Im zweiten Fall ist es unerheblich, ob ein verwandtschaftliches Verhältnis vorliegt; bestehen aber latente Feindseligkeiten zwischen Eintrittswilligen und Lineagemitgliedern, werden Einlaß und Unterstützung abgelehnt. Männer wie Frauen haben am Vater-*haruwen* (das ist die gewöhnliche Residenz eines Mannes) alle Rechte, nach CHAPMAN auch am Mutter-*haruwen*, demnach kann ein Ehepaar, das virilokal wohnt, Hilfe im Mutter-*haruwen* des

Mannes und im Vater- und Mutter-*haruwen* der Frau erwarten. Darüber hinaus sind es die individuellen Kindred-Beziehungen in andere Distrikte, die als Eintrittskarte gelten und eine Versicherung für die Gewährung von Unterstützung darstellen (1982:53-54).

Die Nahrungsgewinnung fand vorwiegend im eigenen Gebiet statt. In kleineren *haruwens* war die Gefahr größer, mit den vorhandenen Ressourcen zeitweilig unter Versorgungsdruck zu geraten. Daß sich benachbarte Distrikte, die vielleicht verwandtschaftlich verbunden waren, auf wechselseitige Nutzung ihrer Gebiete einigten und damit eine verbesserte Ernährungsbasis für alle Beteiligten schufen, kam vor allem den kleinen *haruwens* entgegen. Diese Art der Kooperation erlaubte freien Grenzübertritt, eine gesonderte Einlaß- und Nutzungsbewilligung war nicht erforderlich. Die Kooperation wurde umgehend beendet, wenn Konflike zwischen den Partnerlineages ausbrachen (GUSINDE 1931:421).
Abgesehen vom Sonderfall gutnachbarlich vereinbarten wechselseitigen Ressourcenzuganges war jede Grenzüberschreitung an den formlosen Akt des Einlaßgesuches gebunden. Das Motiv, einen *haruwen* zu betreten, konnte freundschaftliche Besuchsabsicht oder Nahrungsmangel sein. Wer in der Lage war, einen gemeinsamen Verwandten zu nennen oder eine Verwandtschaftsverbindung glaubhaft zu machen, war sich der Unterstützung gewiß (CHAPMAN 1982:59-60; GUSINDE 1931:427). Die „Allgemeinverpflichtung zur Hilfeleistung“ jedoch schloß alle ein, die nicht als erklärte Feinde galten. Feinde blieben von Haus aus fern oder eigneten sich Güter außerhalb des rechtlichen Rahmens an (GUSINDE ebd.).
Wer einen *haruwen* betrat, tat bei erstbester Gelegenheit den Grund seines Besuches kund, wenn nicht bereits ein vorausgeschickter Bote die Ankunft angekündigt hatte. Ob die Besucher nun notleidende Bittsteller oder willkommene Freunde waren, sie wurden stets als Gäste behandelt, die ihre Aufenthaltsdauer selbst bestimmten und denen mit Großzügigkeit begegnet wurde. GUSINDE hält fest, daß es diesen temporären Residenten versagt war, der Jagd eigenmächtig nachzugehen, sie daher für ihre Versorgung auf die Gastgeber angewiesen waren. Nur in geringem Maß konnten distriktsfremde Personen für ihren eigenen Unterhalt sorgen. Das kann einerseits dem Ethos entspringen, Gastfreundschaft als hochgeschätztes Gut zu betrachten und kann andererseits ein Mechanismus zur Kontrolle des Wildbestandes sein. Die Besucher waren entweder völlig von der Jagd ausgeschlossen oder durften lediglich an der Seite ansässiger Jäger teilnehmen (1931:298, 420, 428).
Von den Ankömmlingen, die ihren Distrikt wegen Nahrungsmangel verlassen hatten, wurden gewisse Gegenleistungen in Form von Gebrauchsgegenständen erwartet (1931:428), die eher als Geschenke und weniger als Bezahlung einzustufen sind, weil das eigentliche reziproke Verhältnis im Wechsel der Gastgeberrolle liegt. Wer das eine Mal als Bittsteller auftritt, fungiert bei anderer Gelegenheit als Geber im eigenen Distrikt. Jedoch

ist nicht auszuschließen, daß diese Wechselseitigkeit langfristig zu Lasten einer Partei geht, weil sie in einer besseren ökonomischen Position ist. Um dieses Unverhältnismäßigkeit auszugleichen, sehen sich und werden Besucher aus einzelnen, weniger begüterten Regionen möglicherweise veranlaßt, Gegenleistungen in Form von non-food-Produkten zu erbringen. Geschenke machen Freunde, sagt SAHLINS (1972:186); mit Geschenken wird die Generosität des Gastgebers gewürdigt.

Westliche Shoshonen

Die Deklarierung von Boden und manipulierten oder nicht-manipulierten Pflanzen als Eigentum ist eine marginale Erscheinung und wird nur von einigen Zonen berichtet, in den das Pflanzenwachstum und der Ertrag relativ verläßlich waren. Von diesen Sonderfällen abgesehen, waren keine institutionalisierten Zugangsbeschränkungen zu Land und Gütern vorhanden. Jedem Bewohner und jeder Familie im riesigen Territorium war die Wahl des Lagerplatzes und die Wahl der Sammel- und Jagdgebiete freigestellt.

Um dennoch Konkurrenz um die im Regelfall dünn verteilten Pflanzen zu umgehen, war jene Familie oder Familiengruppe berechtigt, sich die Güter eines Standortes anzueignen, die zuerst eingetroffen war und die Tätigkeit bereits aufgenommen hatte. Wer später eintraf, mußte sich so weit zurückziehen, daß die Erträge der ersten am Platz nicht gemindert wurden, ein Szenario, das durchaus darin gipfeln konnte, daß eine nachfolgende Gruppe unverrichteter Dinge ihr Camp an einem entfernten anderen Standort aufschlagen mußte (STEWARD 1973:107-8).

In Pinienwäldern, die mit gewisser Regelmäßigkeit aufgesucht werden, hat sich eine gewohnheitsmäßige Aufteilung des Ressourcenareals etabliert. In den Belted Ranges werden die Pinienbestände sowohl von der lokalen Bevölkerung als auch von den Beatty Mountains-Bewohnern genutzt. Jede Familie, die sich normalerweise hier einfindet, wendet sich einem bestimmten Abschnitt innerhalb des großen Areals zu und erntet unbeeinträchtigt durch die anderen, ohne jedoch definitive Ansprüche geltend machen zu können (STEWARD 1938:96).

Wie bereits erwähnt, waren soziale Zugangsbarrieren nur in wenigen Gebieten mit begünstigten Bedingungen gegeben. Im Reese River Valley war die Prädiktabilität von Nutzpflanzen aufgrund größerer Feuchtigkeit vergleichsweise höher. Dieser Umstand hatte zur Folge, das Familienverbände, die mit großer Regelmäßigkeit ein und denselben Winterstandort benutzten, einen Pinienhain in der Nähe des Standortes als Eigentum auswiesen und das Nutzungsrecht sogar weitervererbten. Die Eigentümer beanspruchten exklusiven Fruchtgenuß, es sei denn, ein gutes Jahr kündigte sich an; dann wurden befreundete Familien eingeladen, sich zu beteiligen. Zur Ertragssteigerung wurden im Frühling Grassamen ausgestreut; diese Plätze standen ebenfalls im Besitz einer lokalisierten Familiengruppe. Unbefugte Nutzung zeitigte keine massiven Reaktionen, es ist von verbalem Schlagabtausch die Rede (STEWARD 1938:74). In Railroad Valley

waren Pflanzenstandorte mit ausgesäten Samen ebenfalls familiärer Besitz, wer dort ernten wollte, mußte Erlaubnis einholen (1938:119).
Dort, wo Fischfang eine gewisse Rolle spielte, am Snake River mehr als am Humboldt River, galten Anlagen in der Art von Fischzäunen als privater Besitz, aber nur diese Anlagen. Fischfang und die Zugänglichkeit zu allen anderen Gewässerabschnitten und Ressourcenlokationen waren in keiner Weise reglementiert. Als Nutznießer eines Fischzaunes am Snake River kamen jene Familien in Frage, die an der Errichtung mitgewirkt hatten. Der Besitz des Objektes war personalisiert; das Individuum, das die Errichtung einer Anlage initiiert und geleitet hat, gilt als Eigentümer (1938:168-69). Vereinzelt waren am Humboldt River und seinen Zuflüssen Absperrungen zu finden; Fisch, der sich in dort befindlichen Fangkörben verfing, gebührte den Besitzern der Fangkörbe. Im übrigen war keine Eigentümerschaft an Fangplätzen entwickelt (1938:159).
Für die nicht-territorial organisierten Westlichen Shoshonen ist festzuhalten, daß Landrechte nur in minimalen Ansätzen ausgebildet sind, jedoch das Nutzungsvorrecht der ersten an einem Standort eingetroffenen Gruppe respektiert wird, sollten ihr durch nachfolgende Mitnutzer Ertragseinbußen erwachsen.

Zusammenfassung

Eine Überwindung sozialer Zugangsbarrieren, um an die benötigten, nicht-domestizierten Güter zu gelangen, ist nur bei den Selk'nam erforderlich, deren Patrilineages als territoriale Gruppen in Erscheinung treten. Der Eigentumsanspruch manifestiert sich in den einzelnen Mitgliedern, die alle gleichwertig befugt sind, Zugangsrechte für Außenstehende zu gewähren. Der erlaubte Zugang ist gleichzusetzen mit Versorgungssicherheit, da die Gastgeber sich verpflichtet sehen, im Rahmen der Möglichkeiten die Ressourcengewinnung für alle Anwesenden zu bestreiten. Die Patrilineage tritt soweit als korporierte Einheit auf, als unerwünschte Eindringlinge, die das Recht auf Unterstützung durch vorangehende Feindseligkeiten verwirkt haben, mit einem gemeinsamen kriegerischen Angriff der Männer der Patrilineage zu rechnen haben. Kurz gesagt, die Zutrittsbewilligung kann jeder erteilen, das Fernhalten mißliebiger Eindringlinge bzw. die Ahndung von Fehlverhalten wird in konzertierter Anstrengung der Landbesitzgruppe geregelt.
Netsilik und Westliche Shoshonen kennen keine vergleichbaren Zugangsrestriktionen. Das gesamte Territorium ist ein gemeinsames Ganzes; jedem Mitglied der Gesellschaft werden die gleichen Rechte an allen Ressourcen zugebilligt. Daß eine Jagdgruppe eine andere von einem Ressourcenstandort vertreibt, ist bei den Netsilik schlechterdings unvorstellbar. Die Westlichen Shoshonen einigen sich im Verkehr untereinander offenbar auf die Grundregel, daß die zuerst in einem Sammelareal eingetroffenen Familie durch nachfolgende Interessenten keine Ertragseinbußen erfahren soll.

INFORMATIONSAUSTAUSCH: TEILEN VON WISSEN

Vorbemerkungen

Ein weiterer Schwerpunkt zur Sicherstellung der Versorgung ist die Lokalisierung von Ressourcenstandorten. Über welche Kanäle werden Informationen über das Vorhandensein von Nahrungsträgern transportiert? Ein Gruppe allein kann ein riesiges Areal, innerhalb dessen sie ihr Auskommen bestreitet, nicht überblicken, sie ist auf das Wissen angewiesen, das von anderen herangetragen wird, so wie das Wissen ihrer Mitglieder nach außen verbreitet wird. [177]

Die Weitergabe von Informationen reduziert Unsicherheit. Unsicherheit ist eine Kategorie von Risiko und entsteht aus Mangel an perfekter Information (E. A. SMITH 1988:231). Für die Verhaltensbeurteilung ist es nicht nötig, diese beiden Kategorien zu trennen, denn für den Betroffenen, der ein Handlungsziel erreichen will, fallen sie zusammen. Unsicherheit manifestiert sich im Handelnden selbst, ist eine kognitive Kategorie, die dem Bewußtsein entspringt (ebd.). Soll etwa eine konkrete Strategie der Nahrungsbeschaffung analysiert werden, können beide Kategorien in einem diachronischen Verhältnis zueinander gedacht werden. Dieses Verhältnis wird offenbar bei der Betrachtung der Beziehung von Informationsgewinnung zu Nahrungsbeschaffung, als deren „Vorstufe“ sie gilt, um Unsicherheit zu reduzieren. Der typische Anlaßfall für die Darstellung dieses Zusammenhanges sind Maßnahmen, besser gesagt Möglichkeiten zur Informationsbeschaffung über Aufenthalt und Bewegungsrichtung migratorischer Herden (vgl. J. G. SMITH 1978). Es erscheint jedoch zu kurz gegriffen, nur hochmobile Ressourcen im Auge zu haben, zur Kenntnisnahme jeglicher unvorhersehbarer Primärressourcen ist die Interaktion von Personen und Gruppen erforderlich, was gerade am Beispiel der Westlichen Shoshonen zutage tritt, die von Pflanzen abhängig sind, die durch kurze Reifezeiten und jährlich wechselnde Standorte charakterisiert sind.

Die Informationsflüsse selbst sind kaum zu erfassen, aber sie können anhand der Bewegungen der Informationsträger, das sind Personen, die sich zwischen Gruppen bewegen und das sind Gruppen, die sich zusammenschließen, nachvollzogen werden. Eine qualitative Analyse hat das Augenmerk daher auf die zugrundeliegenden Strukturen zu richten, die den Informationsfluß ermöglichen. Die in die Strukturen eingebundenen Personen bewegen sich im Raum aus verschiedensten Gründen: zur Nahrungssuche, zur Kontaktpflege, zum Handel, zum Besuch von zeremoniellen Veranstaltungen etc. Es geht also um den Zusammenhang räumlicher humaner Flexibilität und unvorhersehbarer Aufenthaltsorte von Nahrungsträgern; Informationen müssen auf regionaler Ebene zirkulieren.

> „Regional interaction of settlements is more than just the flow of goods, services, and energy, it is the flow of information about the social and ecological environment.“ (MOORE 1981:217)

Informationsbeschaffung oder „information-sharing“ wird vor allem in Modellen der optimalen Nahrungsbeschaffung behandelt und stellt einen Kostenfaktor dar (vgl. HAMES 1990; MOORE 1981; E. A. SMITH 1988). Der Wert zusätzlicher Information wird gegen den Aufwand abgewogen, der durch die Informationssuche via sozialer Interaktion entsteht (E. A. SMITH 1988:231). Eine Bewertung des Verhältnisses von Aufwand und Nutzen der Informationsgewinnung ist mit dem vorliegenden Datenmaterial nicht zu leisten und steht nicht im Zentrum des Interesses. Zur Illustrierung wird ein Beispiel angeführt.
Weißbandpekaris sind Herdentiere und begehrte Fleischlieferanten der Yanomamö im venezolanischen Amazonas. Entdeckt ein Jäger eine Herde, kehrt er umgehend ins Dorf zurück und erstattet Bericht, worauf sich eine Jagdgruppe formiert. Kehrt der einzelne Jäger mit einem erlegten Pekari zurück, muß er mit Mißbilligung rechnen. Er hat aus Eigennutz eine Herde vertrieben, anstatt seiner Informationspflicht nachzukommen, und er hat gleichzeitig den anderen Jägern den Jagderfolg entzogen. Langfristig ist es für den individuellen Jäger günstiger, den persönlichen Jagderfolg hinter die Informationspflicht zu stellen. Die Kosten für das Auffinden von Beutetieren sinken insgesamt, der Ertrag steigt. Der einzelne profitiert, weil er nicht nur Informationsgeber, sondern bei anderen Gelegenheiten Informationsempfänger und Teilnehmer der Jagdgruppe ist (HAMES 1990:93).
Was sind die Folgen für das ganze Dorf? Die Weitergabe der Information reduziert Unsicherheit. Die Weitergabe der Information erhöht die Effizienz der Jagd durch die Reduktion der Kosten für das Auffinden von Wild.

Bedarf und Ausmaß von Informationsvermittlung ist, wie schon angedeutet, in Abhängigkeit von der Ressourcencharakteristik zu sehen. Wenn auf die Orte und Zeitpunkte des Eintreffens und Auftretens von Tieren, Pflanzen und Früchten Verlaß ist, fällt notwendige Wissensverbreitung zur Reduktion von Unsicherheit weniger ins Gewicht. Interaktionen sind nach meiner Auffassung tendenziell keine abhängigen Variablen von Informationsverbreitung, mit anderen Worten: Die Kontakthäufigkeit zwischen Personen und zwischen Gruppen wird nicht davon beeinflußt, in welchem Ausmaß Wissen über die Standorte von Ressourcen notwendig ist. Vielmehr wird der aus sozialen, religiösen, ökonomischen Motiven stattfindende Verkehr im aufgrund der Ressourcencharakteristik notwendigen Ausmaß dazu genutzt, Informationen auszutauschen. Daher gilt es festzustellen, welche Anlässe Personen aus verschiedenen Lokalgruppen oder verschiedene Lokalgruppen zusammenführen, was in diesem Abschnitt untersucht wird.

Netsilik

Um die Chancen zur Informationsverbreitung zu erfassen, wird das Siedlungsmuster schematisch referiert. Als zentraler Ort, der nicht nur das größte Aggregat darstellt, sondern auch die längstdauernde Formation ist, die durchaus drei Monate an wechselnden Standorten aufrecht bleibt, tritt das große Winterlager auf dem Eis in Erscheinung, das in maximaler Größe die gesamte regionale „band“ vereint. Für den Frühjahresrobbenfang spaltet sich das große Lager in zwei bis drei Einheiten aus mehreren, meist verwandten erweiterten Familien; jede Einheit für sich bewegt sich auf einer jeweils anderen Route auf die Küste zu. In der Folge zerstreuen sich die einzelnen erweiterten Familien. Zum Lachsfang an den Steindämmen im August vergrößert sich die Lokalgruppe wieder. An den Karibuschwemmstellen versammeln sich ebenfalls mehrere erweiterte Familien. Die herbstlichen Gruppierungen sind an den Fischfangplätzen tendenziell kleine familiäre Aggregate, das Camp zum Nähen der Winterbekleidung ist meistens eine Vereinigung von mehreren, einander nahestehenden Familienverbänden (BALIKCI 1964:42-43; DAMAS 1969b:52).

Die erweiterten Familien halten sich im Regionalgebiet der „band“ auf, der sie angehören, von Einzelfamilien abgesehen, die für Besuchszwecke, zur Jagd, zum Handel für bestimmte oder unbestimmte Dauer eine andere Region aufsuchen. Durch Patrilokalität ist der Jäger mit seiner Region bestens vertraut. Zum Informationsstand, den eine Person jedenfalls in der eigenen Region hat oder erlangen kann, sind zwei Punkte festzuhalten. 1. Die Fischfangplätze, Karibuschwemmstellen und Robbenreviere sind allgemeines Wissen, ebenso die spezifisch geeigneten Fangmethoden (RASMUSSEN 1931:184). 2. Die Gegenden, in denen sich die lokalen „bands“ aufhalten, sind annähernd bekannt.

Den ersten Punkt betreffend, zeichnet sich eine Region durch mehrere attraktive Jagd- und/oder Fischfangareale aus, die Ressourcen sind im Territorium ungleichmäßig verteilt, innerhalb der Areale jedoch vorhersehbar. So stehen den Arviligjuarmiut, der östlichen „band“, drei Gebiete zur Bestreitung des Sommerbedarfes und zum Anlegen der Winter- und Herbstvorräte zur Verfügung, die um die Pelly Bay, ihrem Robbenfanggebiet, herum liegen. Darüber hinaus befindet sich weiter nördlich am Boothia Isthmus eine Zone, die gute Karibuerträge verspricht (RASMUSSEN 1931:22). Jedes Gebiet hat fischreiche Gewässer und wechselnd großen Karibubestand, beides wird mit angepaßten Techniken, je nach Geländebeschaffenheit, Witterung und Verhalten der Spezies erworben (BALIKCI 1964:10-20). Innerhalb eines subregionalen Gebietes kann verläßlich mit dem Vorhandensein von Ressourcen gerechnet werden, die Menge kann jährlich variieren. Die Lachse, die im Herbst in die Seen aufgestiegen sind, schwimmen im Frühjahr zurück ins Meer, die Karibu kehren von den Winterweiden zurück.

Zum zweiten Punkt ist anzuführen, daß sich das Wissen über die prospektierten Aufenthaltszonen der lokalen Gruppen gedeihlich verbreiten läßt, weniger ist dies mit dem Wissen um die Qualität der Jagd- und Fangplätze möglich. Die Sicherheit, die Mitglieder

der regionalen „band“ durch Informationsaustausch gewinnen können, bezieht sich weniger auf den Zustand von Ressourcenplätzen als auf die Aufenthaltsorte der „band“-Segmente. Das hat seine Ursache darin, daß die entscheidenden Weichen für die Sommermigration im großen Wintercamp gestellt werden. Das Wintercamp teilt sich gegen den Frühling in zwei oder drei Gruppen, die ihre folgenden Lagerplätze in die Richtung der beabsichtigten Sommerjagd- und -fangareale ausrichten. Damit wird, für jedermann wahrnehmbar, die Entscheidung über den subregionalen Festlandbereich gefällt. Die Wahl des Sommerdistriktes ist entscheidend für den Rest des Jahres, weil die Überwindung großer Distanzen in der frostfreien Periode ein wesentliches Mobilitätshemmnis darstellt (RASMUSSEN 1931:24). Das Ergebnis der Spaltung im Frühjahr ist eine Aufteilung der regionale Bevölkerung auf die wenigen Gegenden, die bekanntermaßen relativ verläßliches Nahrungsangebot bieten. Innerhalb dieses engeren Gebietes werden sich die Residenten dieser Saison weiter zerstreuen in Einheiten aus einzelnen erweiterten Familien (1931:103) und sich für die großen ökonomischen und sozialen Ereignisse an den Fischfangdämmen und Karibupassierstellen, vielleicht auch in der Nähperiode wieder fusionieren (BALIKCI 1970:24, 33, 47; DAMAS 1969b:52).

Was bedeutet diese Konstellation der Aufteilung der regionalen „band“ auf die wenigen, mitunter in beträchtlicher Distanz zueinander liegenden Areale für die Kommunikation über den Zustand der Ressourcen und für deren Nutzung? Jede subregionale Einheit weiß, wo sich die anderen subregionalen Einheiten ungefähr aufhalten, weiß aber wenig darüber, welche Bedingungen dort herrschen, weil gegenseitige Besuche aufgrund schwieriger Fortbewegung spärlich sind. Die subregionale Einheit kann sich aus genau diesem Grund auch in der Sicherheit wiegen, nicht durch Konkurrenten in größerer Zahl bedrängt zu werden. Innerhalb des genutzten Areals besteht hingegen sehr wohl Unsicherheit darüber, an welchen Stellen Jagd und Fischfang ertragreich sind. Der Informationsaustausch ist durch das mehrmalige Spalten und Fusionieren der Gruppen in diesem Raum möglich (vgl. BALIKCI 1968:80).

Anders ist die Situation für das große Wintercamp und den Robbenfang auf dem Eis. Zum einen sind größere Wanderungen im Herbst wieder erleichtert, um den Kontakt zwischen den Bewohnern der subregionalen Sommergebiete zu intensivieren, zum anderen stehen nur wenige „bewährte“ Robbenreviere zur Auswahl (BALIKCI 1964:8-9). Durch die verbesserte Beweglichkeit im winterlichen und eisbedeckten Terrain, die das regionale und darüber hinaus reichende Kommunikationsnetzwerk gewissermaßen wiederbelebt, ist es möglich, daß sich die verstreuten Camps zum großen Winterlager zusammenfinden.

Selk’nam

Mit deren territorialer Organisation wird das Problem der Lokalisierung von Ressourcen an die Mitglieder der Territorialeinheit, also an die Lineageangehörigen delegiert. Wer sich als Lineagefremder in ihrem Gebiet rechtmäßig aufhält, hat kein Versorgungsproblem, das er

selber lösen muß und darf, er ist, so sieht es die soziale Ordnung vor, auf das Wohlwollen der Eigentümer spr. Gastgeber angewiesen. Von einer Verknappung ist der Besucher nicht stärker betroffen als der „Einheimische“, vielleicht sogar weniger, weil es den Gastgebern ein Anliegen ist, es den Gästen an nichts fehlen zu lassen (GUSINDE 1931:420). Innerhalb des *haruwen*-Distriktes, der durchschnittlich 500 Quadratkilometer groß ist und etwa 50 Bewohner hat, sind die Ansässigen sehr wohl gefordert, für ihre alltäglichen Bedürfnisse Sorge zu tragen, zumal eine entwickelte Vorratsökonomie nicht vorhanden ist, d.h. sich also untereinander darüber auszutauschen, wo Guanacos und andere Hauptnahrungsträger zu finden sind. Das Problem wird als weniger massiv eingeschätzt als bei den Netsilik und vor allem den Westlichen Shoshonen, da mit den reviergebundenen, nicht-migrierenden Guanacos verläßlicher zu rechnen ist. BORRERO nennt eine Reviergröße von 800 Quadratkilometern (1983:242).

Familien und Familiengruppen sind hochmobil; durch den alle paar Tage vollzogenen Lagerwechsel (BORRERO 1994:249), ist ein zufälliges Zusammentreffen der schweifenden Gruppen naheliegend, gibt GUSINDE an (1931:466). Frauen üben rege Besuchstätigkeit in anderen Lagern aus, schreibt BRIDGES (1988:395) und sind damit über die Vorhaben der umgebenden Camps bestens unterrichtet.

Obwohl die Lineageangehörigen vorwiegend im eigenen Distrikt unterwegs waren, gab es der Gelegenheiten zur Versammlung mit Bewohnern der anderen *haruwens* reichlich. Zur Bekanntgabe eines Ereignisses wurde neben der Verbreitung der Nachricht „von Mund zu Mund“ eine Botschaft gezielt überbracht. Sollten bestimmte Personengruppen erreicht werden, wurden Boten ausgeschickt (BRIDGES 1988:283; CHAPMAN 1982:19), die Nachrichtenverbreitung an disperses Publikum, jedoch von unmittelbar begrenzter Reichweite, wurde durch die Rauchsäule einen mächtigen Feuers bewirkt, etwa, wenn ein gestrandeter Wal zu vermelden war (CHAPMAN 1982:9; GUSINDE 1931:472-73). Zusammenkünfte durch Einladung und Mundpropanganda, die Teilnehmer aus verschiedensten Distrikten vereinte, waren mannigfaltig und willkommene Gelegenheiten zum Informationsaustausch. Sie dauerten Tage, wie das *kuash-ketin*, ein „Zusammentreffen vieler Leute“ z.B. zum Güteraustausch (CHAPMAN 1982:36), Versammlungen für kompetitive sportliche und schamanistische Aufführungen, Friedensverhandlungen, eine Trauerzeremonie für eine berühmte Person, und sie dauerten Monate wie das Hain-Fest (1982:21). Die Treffen selbst setzten jedoch bereits voraus, daß in der Umgebung der Zusammenkunft ausreichende Ressourcen verfügbar waren. Wurde etwa eine kommunale Vogeljagd vereinbart, eine der raren kooperativen Beschaffungsaktivitäten, löste das Ereignis selbst das Versorgungsproblem (ebd.).

Die Frage stellt sich, wohin sich eine Familie wendet, wenn sie mit akutem Nahrungsmangel im Residenzdistrikt konfrontiert ist. Wie gewinnt sie Kenntnis, welche Orte besser gestellt sind? Nun, zuerst muß festgehalten werden, daß das Nahrungsangebot der Selk’nam als hochgradig verläßlich eingestuft wird. [178] Bedrohliche Engpässe dürften

ein seltenes und lokales Problem sein, wenn man Gusinde folgt, bei dem dieses Thema völlig im Hintergrund steht, auch bei CHAPMAN sind nur im Winter lokale Versorgungsschwierigkeiten zu erwarten (1982:26). Freundschaften, gute Kontakte, Kindred-Beziehungen, die bei Versammlungen bestärkt wurden, bei Versammlungen, die auch angetan sind, sich über die Versorgungslage in anderen Distrikten in Kenntnis zu setzen, sind jene Anlaufstellen, auf die im Notfall zurückgegriffen wird. Ausgestattet mit den gewonnenen Informationen und der Umstand, daß ernste Verknappungen lokal und selten sind, machen es wahrscheinlich, das am Ort, den die notleidende Gruppe aufsucht, notwendige Unterstützung gewährt werden kann.

Westliche Shoshonen

Sie sind mehr als die Netsilik und die Selk'nam darauf angewiesen, über die Standorte vor allem der vegetabilen Nahrungsträger in Kenntnis gesetzt zu werden. Zweifellos kann nicht jede Verknappung, die gegen Winterende durch geleerte Vorratsspeicher bedrohlich wird, durch die Aufteilung der Ressourcen via Informationsaustausch über ihre Wachstumsareale abgefangen werden, nämlich dann nicht, wenn das Angebot durch Dürre extrem verringert und gleichzeitig ein schlechtes Pinienjahr war (STEWARD 1938:20, 83). Das Subsistenzrisiko der Westlichen Shoshonen gründet darauf, daß die Vorhersehbarkeit der Pflanzenstandorte gering ist, daß sich eine Familie als weitgehend selbständige ökonomische Einheit nicht darauf verlassen kann, in einem bestimmten, gewohnheitsmäßig frequentierten Radius autonom bedarfsdeckend produzieren zu können. Die räumliche Variabilität durch erhebliche jährliche und lokale Niederschlagsschwankungen, die mehrjährigen Zyklen der Pinie mit dadurch bedingter seltener Dichte, der dünne Pflanzenbewuchs, die kurzen Reifezeiten und die angewandten Sammeltechniken verhindern von vorneherein, mit einer oder wenigen Arten den Jahresbedarf bestreiten zu können. Da mit der Pinie als dem tendenziell ertragreichsten Nahrungsmittel das letzte Ernteunternehmen der Saison verbunden ist, die tatsächlich erzielbare Menge aber nur bedingt prognostizierbar ist, soweit sich der Zustand der Baumbestände im Sommer und frühen Herbst eben bereits erkennen läßt, kommt der Sommerernte anderer Nutzpflanzen neben dem laufenden Bedarf vor allem als Vorratsgüter für den Winter erhebliche Bedeutung zu. Die Quantitäten, die in Abfolge pro Nutzart erreicht werden können, sind aus oben genannten Gründen gering, folglich ist eine Sammlergruppe, meistens ein bis drei Nuklearfamilien, genötigt, sich einer Vielzahl hintereinander reifender Pflanzen zu widmen. Da die Orte des Vorkommens nur bedingt vorhersehbar sind, für die Nahrungssuche häufig oder grundsätzlich (insbesondere in Panamint Valley, Death Valley, Lida, Beatty Mountains Little, Smoky Valley und in einigen Gosiute-Gebieten) Wanderungen in einem weitläufigen Gebiet über mehrere Distriktsgrenzen hinweg unternommen werden müssen (THOMAS et al. 1986:278), ist die Familie in elementarer Weise und wiederholt auf fremdes Wissen um die aktuellen Bedingungen angewiesen.

Wer ist Wissensträger und gibt sein Wissen preis, und bei welchen Gelegenheiten können Informationen gewonnen werden? Aus Heiratsregeln und Wohnfolgeordnung sind zwei Tendenzen zu erkennen. Verwandtschaftsexogamie hat zur Folge, daß über Heiratspartner neue Allianzen gebildet werden, Heirat von Kreuz- und Parallelkusinen verstärkt bestehende Bindungen (SHAPIRO 1986:623; THOMAS 1981:47). Die Maritalresidenz ist abgesehen von anfänglicher Uxorilokalität frei wählbar. Viri-, Uxori- und Neolokalität scheinen relativ gleichwertig nebeneinander auf, häufige Residenzwechsel, auch durch mehrere Ehen hintereinander, sind ein weiteres Element der „Fluidität“ (STEWARD 1938:84, 99, 116, 123, 131, 140; THOMAS et al.:1986:278). Die oftmaligen Residenzwechsel würden dazu führen, daß die Wintersiedlungsplätze hauptsächlich nicht-verwandte Familien beherbergen (STEWARD 1938:83). Das mag aus der Sicht einer großen Siedlungszone (village) zutreffend sein, jedoch auf Ebene der Camps, die in ihr errichtet sind, aber auch für die nicht-seßhafte Sommerperiode herrscht die Neigung vor, mit Verwandten Lokalgemeinschaft einzugehen (vgl. 1938:239).

Aus dem Blickwinkel einer Kernfamilie ist die bilaterale Kindred geeignet, über vier Kanäle Informationen zu erhalten, nämlich über die mutter- und vaterseitigen Verwandten von Mann und Frau (vgl. EGGAN 1968:161). Die genealogische Identifizierung von fernen Verwandten hingegen dürfte eine geringe Rolle spielen, weil Deszendenz höchstens bis zur Großeltern- oder Urgroßelterngeneration bekannt ist (vgl. SHAPIRO:1986:626; STEWARD 1938:244) Das bedeutet, daß die Erwartung tätiger Hilfeleistung in einem fremden Gebiet durch Herleitung einer Verwandtschaftsbeziehung auf diesen Rahmen begrenzt ist.

Genealogische und affinale Verbindungen bestehen im „Heimatdistrikt“, das ist jener, in dem der Großteil des Jahres verbracht und normalerweise die Winterresidenz errichtet wird, jedoch gleichermaßen in andere Distrikte. An dieser Stelle ist es aufgrund der bisherigen Erkenntnisse erforderlich, eine Differenzierung in „nahe“ und „ferne“ Verwandte vorzunehmen, wobei für die erste Kategorie der Verwandtschaftsgrad zweifellos maßgeblich ist, aber auch die Häufigkeit direkten Kontaktes als Voraussetzung für die Gewährung von Unterstützung (STEWARD 1938:244), eine Unterstützung, mit der Individuen der fernen Kategorie nicht rechnen dürfen. Oftmaliger Residenzwechsel von Einzelfamilien zwischen Familiengruppen und hohe Mobilität zwischen Frühjahr und Herbst ermöglichen das Zusammentreffen mit einer Vielzahl von Verwandten. Gruppen mögen in Gebieten mit reicheren Pflanzenvorkommen wohnen, andere in der Nähe großer Pinienwälder. Der engere Verwandtenkreis ist nun der, mit dem vermehrt Interaktionen stattfinden wie gemeinsame Überwinterung oder Teilen eines Pflanzenareales. Die Solidarität ist zwischen diesen Personen größer, aber beide Verwandtschaftskategorien kommen als Anlaufstellen für Informationsaustausch in Frage, was die Form einer Einladung in ein außergewöhnlich gutes Piniengebiet annehmen kann (1938:104-5). Mit der ferneren Kategorie ist das Mitteilen von Wissen eine minimale reziproke Leistung zur

Reduktion von Unsicherheit, die Bereitschaft zu geben reicht beim engeren Kreis weiter und kann in Notfällen die Abgabe von Nahrungsmitteln einschließen.
Die individuelle und freie Beweglichkeit der familiären Segmente (highly fluid social organization – THOMAS et al. 1986:278) ist es, die eine Kontaktnahme mit vielen potentiellen Informationsquellen als vitales Erfordernis ermöglicht. Neben den Begegnungen, die sich durch Wechsel der Lagerplätze, Besuche und dgl. ergeben, sind die größeren, insbesondere die überregionalen Versammlungen als Stätten des Informationsaustausches geeignet, doch darf ihr Stellenwert aufgrund der zeitlichen Situierung nicht überschätzt werden. Die Antilopentreibjagden finden im zeitigen Frühjahr statt, die wichtigen Hasenjagden im Herbst nach der Pinienernte (STEWARD 1938:74, 81-82, 97-98, 120, 163; 1973:106). Im Frühjahr läßt sich nicht vollends absehen, wie und wo sich Bewuchsflächen entwickeln werden, nach der Pinienernte im Herbst ist die Erntesaison bereits abgeschlossen. Die sommerlichen Hasenjagden haben häufig eine geringe Zahl von Teilnehmern, die sich aus einem Lagerplatz oder Wintersiedlungsplatz rekrutieren, aber auch geladene Gästen aus anderen Distrikten sind mitunter zugegen (1938:81-83, 128, 156-57, 163).
Auf lokaler Ebene hat sich für die vitale Pinienernte ein Verfahren etabliert, das dem village-chief eine gewichtige Rolle zuweist. Personen, die leicht irreführend als village-chief bezeichnet werden, nehmen organisatorische und leitende Aufgaben bei drei Anlässen wahr und haben darüber hinaus keine herausgehobene Stellung: Hasentreibjagd, Herbstfestival, Pinienernte. Dieser chief ist die Sammelstelle für Informationen, die den Zustand der Pinienwälder betreffen, mitunter auch Sammelplätze anderer Pflanzen und Wildvorkommen. Seine Funktion als Sammler und Distributor von Wissen über Ressourcen hat größeres Gewicht, wenn die Siedlung oder Lokalgruppe mehrheitlich aus verwandten Familien besteht, die sich als Solidargemeinschaft unter seinen ordnenden Einfluß begeben (s. STEWARD 1938:75-76, 115), aber die Teilnahme von Camps ohne verwandtschaftliche Beziehung zum chief ist bei den Ernteunternehmen nicht ausgeschlossen (s. 1938:81-83). Seine weitere Aufgabe besteht darin, jeder Familie während der Erntephase täglich eine Fläche zuzuteilen, sodaß keine teilnehmende Familie eine Benachteiligung erfährt (1938:112-13).

Zusammenfassung

Um Möglichkeiten zum Austausch von Wissen zu erfassen, müssen insbesondere verwandtschaftliche Organisationsstrukturen untersucht werden, dies deshalb, weil Verwandte insgesamt als verläßlichere Kategorie gegenüber Nicht-Verwandten gelten, und weiters das Siedlungs- und Mobilitätsverhalten.
Zumindest auf regionaler Ebene sind die wichtigen Jagd- und Fangplätze der Netsilik allgemeines Wissen. Ein beschränkte Anzahl von Arealen pro Region zeichnet sich durch verläßliche und temporär konzentrierte Ressourcen variabler Menge aus. Mit der Spaltung

des großen Wintercamps in mehrere Segmente, die sich in verschiedene Richtungen mit Blickrichtung auf ein bestimmtes Sommerressourcenareal zerstreuen, ist der Aufenthalt dieser lokalen „bands“ in etwa bekannt. Innerhalb des Areals spr. der Subregion ist die Verbreitung von Wissen vorteilhaft und durch wiederholtes Teilen der lokalen „band“ in erweiterte Familien und Wiedervereinigung zu größeren Einheiten erleichtert. Das große Winterlager auf dem Meereseis schließlich führt die Regionaleinheit in einem der wenigen guten Robbenreviere zusammen, dessen Standort sich durch bei Schneelage und Eis verbesserten Verkehrsbedingungen zwischen den lokalen Festlandgruppen ermitteln läßt.
Die landbesitzende Patrilineage der Selk’nam übernimmt die Versorgung der Besucher in ihrem Distrikt, der sich durch relativ verläßliche Ressourcenverhältnisse auszeichnet. Innerhalb des Distriktes ist Informationsaustausch durch häufige Standortwechsel der Camps und rege Besuchstätigkeit gegeben. Überregionaler Austausch wird durch eine Vielzahl von Versammlungen und Veranstaltungen, die via Einladung zustande kommen, möglich.
Das räumlich unberechenbare und im Fall der Hauptnahrungsträger kurzlebige Ressourcenvorkommen der Westlichen Shoshonen weist der Erlangung von Informationen über ihre Standorte zentrale Bedeutung für das Herstellen von Subsistenzsicherheit zu. Um die benötigten Quantitäten zu erwirtschaften, überschreitet die Kernfamilie als ökonomische Einheit regelmäßig und mehrmals pro Jahr die Distriktsgrenzen. Bilaterale Kindred, Verwandtschaftsexogamie, freie Wohnsitzwahl und hohe residentielle Mobilität, i.e. der Zusammenschluß mit wechselnden Familien der engeren Verwandtschaft erzeugen ein geographisch weit gespanntes und dichtes Netzwerk von Beziehungen, über das Informationen überregional verbreitet werden. Lokal fungiert der village-chief als Sammelstelle für Nachrichten über Pinienvorkommen.

GESCHLECHTLICHE ARBEITSTEILUNG

Vorbemerkungen

Innerhalb der Produktionseinheit, sei es eine Familie, eine erweiterte Familie oder eine größere kooperierende Einheit, ist die Nahrungs- und Gütergewinnung und deren Verarbeitung arbeitsteilig organisiert, vor allem nach geschlechtsspezifischen Kriterien. Arbeitsteilung entsteht aus dem natürlichen Geschlechterunterschied, eine Auffassung, die etwa POLANYI (1978) vertritt und die höchst kontroversiell diskutiert wird.[179] Unabhängig von der Begründung für Geschlechterdifferenzierung sind eindeutig männliche und weibliche Bereiche empirisch nur für individuelle Großwildjagd auf der einen und

Kleinkindbetreuung als Ursache für den Ausschluß davon auf der anderen Seite feststellbar; weibliche Agenden müssen betreuungskompatibel sein (BROWN 1970). Zwischen diesen Polen sind die Zuständigkeitsbereiche kulturell definiert und nicht zuletzt von der geographischen Lage abhängig (POLANYI 1978:72). Unter Arbeitsteilung aufgrund der geographischen Lage ist eine kulturspezifische Separierung von Produktionsaktivitäten zu verstehen, die ihrerseits unter bestimmten ökologischen und klimatischen Bedingungen gegeben sind, unabhängig davon, ob unter diesen Bedingungen eine andere Aufteilung möglich wäre (vgl. HIRSCHBERG 1988:31-32). Für die „klassische“ Arbeitsteilung – Mann jagt, Frau sammelt – ist zweifellos die geographische Lage mitverantwortlich, weil nach Browns Auffassung Kleinkindkompatibilität gegeben sein muß.

Männliche und weibliche Arbeit in Verbindung mit der geographischen Lage sind spätestens seit der „Man the hunter“-Publikation ein wesentliches Merkmal der Debatten um geschlechtliche Arbeitsteilung. Ein Hauptergebnis darin ist, daß Frauen in nicht-arktischen Gesellschaften einen gleichen oder größeren Teil der Nahrung beschaffen wie Männer. LEE und WOODBURN haben gemessen und gewogen, was die Frauen der !Kung und der Hadza an Sammel- und anderer Nahrung erwirtschaften. Beide Gesellschaften siedeln im warmen Süden bzw. Osten Afrikas, und für beide Gesellschaften sind Vegetabilien ein wichtiger Nahrungsfaktor und aufgrund von Klima und Bodenbeschaffenheit leicht erreichbar. Die !Kung-Frauen erwirtschaften demnach bei gleicher Arbeitsleistung wie die Männer das Doppelte bis Dreifache an Nahrung, bezogen auf das Gewicht, ihre Produktivität ist also höher (LEE 1968:33). Bei den Hadza ist nach WOODBURN (1968:51-52) Fleisch hoch begehrt, aber etwa 80 Prozent nach Gewicht wird mit pflanzlichen Produkten erreicht. Frauen und Kinder sammeln im Busch und verköstigen sich an Ort und Stelle. Wenn Sammelnahrung ins Lager gebracht wird, erhält auch der Mann einen Teil. Männer und Knaben gehen unregelmäßig individuell auf die Jagd und versorgen sich unterwegs mit Vegetabilien und der Jagdbeute. Von einem Teil der heimgebrachten Jagdbeute partizipieren Frauen und Kinder.
Bei der quantitativen und qualitativen Bewertung weiblicher und männlicher Arbeit, also dem Aufrechnen der Nahrungsbeschaffungs- bzw. Subsistenzbeiträge ist Vorsicht geboten, um nicht unversehens in der Diskussion über Rolle und Status der Frau zu landen.
Die Initiative zur Aufwertung des weiblichen Nahrungsbeitrages ging von LEE aus, indem er die Kategorien Jagd, Sammeln und Fischfang im Ethnographischen Atlas neu definierte und die Stichprobe zugunsten sammelorientierter Gesellschaften veränderte (1968:41-48). Genau diese Vorgangsweise kritisiert EMBER (1978:439-48) und korrigiert Lees Ergebnis. Unter Verwendung der original definierten Kategorien und der nicht-reduzierten Stichprobe wertet sie die Jagd wieder auf und stellt klar, daß es die Männer sind, die statistisch die Nahrungsversorgung dominieren.

> „Finally, when Atlas data are used to calculate a sexual division of labor score ... it is clearly men, not women, that typically contribute substantially more to primary subsistence. ... Men predominate in subsistence in 83 per cent of the sample cases, while in only 8 per cent do women contribute more than the men.“ (EMBER 1978:441)

Weil nicht nur Sammeln, sondern auch Fischfang anteilig in die Kompetenz der Frauen fällt, und beide die Hauptanteile der Subsistenz liefern, beharren LEACOCK und LEE (1982:3), ist die Frau als Nahrungsbeschafferin in der überwiegenden Zahl der Gesellschaften, die Arktis ausgenommen, den Männern gleichgestellt oder übertrifft diese.

An dieser Debatte wird eine zu Verzerrungen führende Ungenauigkeit sichtbar, nämlich die gerne praktizierte Gleichsetzung von Nahrungsbeschaffung und Subsistenz, die meines Erachtens ein durch den Ethnographischen Atlas verursachtes Übel ist, in dem Sammeln, Jagd und Fischfang (ebenso Viehzucht und Bodenbau) zwar richtigerweise als Subsistenzaktivitäten bezeichnet werden. Mit der Nutzung des Atlas aber werden die Subsistenzaktivitäten zur Subsistenz verkürzt.

Die genannten Subsistenzaktivitäten sind ein Teil, ein wesentlicher Teil der Subsistenz, nicht die Subsistenz per se. Sammeln, Jagd und Fischfang sind Nahrungsbeschaffungsaktivitäten, besser Ressourcenbeschaffungsaktivitäten, weil die Erträge nicht ausschließlich der Ernährung zugeführt werden. Sie als Hauptsubsistenz (primary subsistence bei EMBER, s. oben) zu bezeichnen, mag für warme Klimate angehen, in kalten und arktischen Regionen ist eine Reihe zusätzlicher und teils aufwendiger Tätigkeiten erforderlich, etwa zum Schutz vor der Witterung. In kalten Zonen verringert sich der direkte weibliche Anteil an der Nahrungsbeschaffung, der Frau fallen vermehrt andere Subsistenzaufgaben zu. Neben anteiligem Fischfang und Sammeln von Beeren sind vor allem die Herstellung von Keidung, die Sorge für das Feuer und die Errichtung der Behausung zu nennen. Die Subsistenz ist „die Bestreitung des materiellen Lebensunterhaltes des Menschen in der Auseinandersetzung mit der Natur“ (HIRSCHBERG 1988:460), Nahrungsbeschaffung ist der größere Teil.

FRIEDL (1975:18-19) ist mit ihrer Zuordnung männlicher und weiblicher Arbeit genauer, indem sie vier Grundmuster geschlechtlicher Arbeitsteilung herausfiltert, die von der geographischen Lage, d.h. von den Ressourcennutzungsbedingungen abhängen. Beim ersten Muster, dem beispielsweise die ostafrikanischen Hadza entsprechen, dominiert das Sammeln von Nahrung, das für Frauen als auch für Männer den Hauptnahrungserwerb darstellt. Das zweite Muster ist durch Gemeinschaftsjagd mit Beteiligung der Frauen, sowie Sammeln und Fischfang, von Männern und Frauen betrieben, gekennzeichnet, ein Muster, das auf die Mbuti zutrifft. Die !Kung entsprechen dem dritten Muster: Die Männer gehen auf die Jagd, die Frauen sammeln; die Nahrungsbeiträge beider Geschlechter halten sich in etwa die Waage (vgl. LEEs Ergebnisse). Das vierte Muster schließlich bezieht sich

auf die Eskimo, deren Ernährung mit dem Fleisch großer Tiere bestritten wird; Aufgabe der Frauen ist die Verarbeitung des Rohproduktes zu Nahrung und Kleidung.

Mit der Feinstruktur geschlechtlicher Arbeitsteilung beschäftigt sich HALPERIN (1980, 1988). Sie führt vor, wie geschlechtliche Arbeitsteilung und Kooperation nach saisonal wechselnden Anforderungen organisiert sind. Mit diesem Konzept muß sie EMBERs (1978) statistische Ergebnisse der männlichen und weiblichen Arbeitsanteile zwangsläufig in Frage stellen.

> „First, Ember completely ignores seasonal variation, apparently assuming that resources, units of social organisation and, thus, production units remain uniform throughout the year in a given latitude ... . More importantly, Ember assumes that the relative proportions of hunting to gathering reflect accurately the division of labor between the sexes. In other words, if females do not gather, they do not contribute to subsistence.“ (1980:382)

Nach HALPERIN sind quantifizierende Bewertungen keine korrekte Wiedergabe der realen Verhältnisse. Sie kritisiert heftig die Kalorien- und Gewichtsberechnungen der Jagd- und Sammelerträge, wie sie von Lee und Woodburn betätigt wurden.

> „... the assumption that the relative quantities of animal and vegetable foods in the diet reflect accurately the sexual division of labor is subject to question when considered in a seasonal ecological framework.“ (1980:382)

Zum Verständnis geschlechtlicher Arbeitsteilung muß das Augenmerk auf zwei Bereiche gelenkt werden. Zum einen müssen die verschiedenen Produktionsprozesse qualitativ analysiert werden, und zum anderen muß Arbeitsteilung breiter gefaßt werden, als dies „traditionell“ der Fall ist. Zur Arbeitsteilung zählt auch der Wechsel von einer Ökozone in eine andere, das Herstellen von Bekleidung und insbesondere die Zubereitung und Konservierung von Nahrung, aber auch die Bereitstellung der dafür nötigen Hilfsmittel. Jahreszeitlich variierende Ressourcen und Lokalitäten und damit verbundene Gewinnungsprozesse erfordern spezifische Produktionseinheiten, von der Kernfamilie bis zu großen kommunalen Einheiten (1980:379). Klassische, unreflektierte Arbeitsteilungsmuster, „the automatic association of particular activities with one sex or the other“ (1980:381) perpetuiert durch Kulturvergleichsuntersuchungen, die mit Hilfe von Datenbanken durchgeführt werden, können mit HALPERINs Methode des kontrollierten Vergleichs mit Hilfe qualitativer Daten, gewonnen durch „the laborious task of piecing together ethnographic contexts for analyzing the division of labor through the use of multiple sources“ (1980:380), zumindest ansatzweise korrigiert werden.
HALPERIN folgt den gängigen Argumentationslinien in Bezug auf die Arbeitsteilung.
1. Das Ressourcenangebot schwankt quantitativ und qualitativ je nach Jahreszeit, desgleichen sind Verarbeitungs- und Bevorratungsmöglichkeiten saisonal verschieden.
2. Umgekehrt hat das Nahrungsangebot Einfluß auf die physischen und organisatorischen

i.e. sozialen Erfordernisse der Nahrungsproduktion. 3. Die Gruppengröße ändert sich saisonal, was Größe und Zusammensetzung der Produktions- und Konsumationseinheiten und folglich die geschlechtliche Arbeitsteilung beeinflußt. Über das Jahr gesehen gleichen sich die Arbeitsbeiträge für Männer und Frauen aus (1980:380). Lt. HALPERIN müsse man alle Jahreszeiten betrachten, um zu erkennen, daß die geschlechtliche Arbeitsteilung eine flexible und dynamische Institution sei (1980:394-95).
Starre Grenzen von Zuständigkeitsbereichen treten also zugunsten flexibler arbeitsteiliger Gestaltung in den Hintergrund, was nicht nur als Beitrag zur Effizienzsteigerung, sondern als notwendige Maßnahme zur Erzeugung von Subsistenzsicherheit beurteilt werden muß. Dieser Aspekt, nämlich flexible arbeitsteilige Organisation wurde sowohl in den Konzeptualisierungen von Risikominimierung als auch in kulturspezifischen Analysen zum Thema weitgehend vernachlässigt.

Ein Konzept mit geringfügig abweichender Nomenklatur begreift die Aufteilung der Arbeit zwischen den Geschlechtern als Ausformung ökonomischer Spezialisierung. MURDOCK und PROVOST sprechen von Kompetenzkategorien. Sie bewerten 50 technologische Aktivitäten, von der Jagd auf große Meerestiere über Hausbau und die Herstellung von Kleidung nach den fünf Kriterien männlich, überwiegend männlich, gleiche geschlechtliche Anteile, überwiegend weiblich und weiblich (1973:203-4). Jede Gesellschaft definiert genau, was der männlichen und der weiblichen Tätigkeitssphäre zuzuordnen ist. Wenn geschlechtliche Arbeitsteilung als eine Art von Spezialisierung begriffen wird, ist das eine Geschlecht ökonomisch auf das andere angewiesen, erst recht bei Berücksichtigung der Synchronität und Komplementarität der Tätigkeiten.

> „The sharing of what they produce means the economic relations of the sexes are reciprocal and complementary.“(LEACOCK und LEE 1982:9)

Der Mann erlegt das Wild, dessen Fell die Frau zu Kleidung und Decken verarbeitet, wie beispielsweise bei den Selk’nam. Hier ist es eine Ergänzung innerhalb der Familie. Die Netzjagd der Mbuti ist Gemeinschaftsarbeit mit Beteiligung der männlichen und weiblichen Mitglieder des Lagers: Frauen und Kinder fungieren als Treiber, den Männern obliegt das Fangen und Töten der Antilopen (HARAKO 1981:514). Hier geht es um den Aspekt der notwendigen Kooperation von Männern mit Männern, von Männern mit Frauen und von Frauen mit Frauen, sowie um die kooperierende soziale Einheit, von der Familie bis zur regionalen Gruppe.
Zusammenfassend muß wiederholt werden, daß für die Arbeitsteilung und speziell aus der Warte von Risikominimierung der Blick auf die Nahrungsbeschaffung zu kurz gegriffen ist. Es muß stets die Subsistenz, die gesamte Bandbreite der Aktivitäten zur Bestreitung des Lebensunterhaltes im Auge behalten werden. Weiters muß trotz kultureller Festlegung männlicher und weiblicher Tätigkeitssphären und Zuständigkeitsbereiche, die zueinander komplementär sind, der Fokus bei der flexiblen Handhabung von Agenden liegen.

Geschlechtliche Arbeitsteilung schafft einen Ausgleich, nicht zwingend eine Gleichverteilung der Lasten, die innerhalb einer ökonomischen Einheit, Familie, Haushalt oder größere kooperierende Gruppe, anfallen.

Vergleich

Netsilik

Arktische Subsistenzwirtschaft ist auf den ersten Blick mehr als in anderen Breiten durch markante und zwingende sequentielle Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau gekennzeichnet, dahingehend zwingend, daß die Geschlechter wechselseitig elementar aufeinander angewiesen sind. Aus den Tieren, die der Jäger herbeischafft, erzeugt die Frau die Kleidungsstücke, ohne die der Mann seiner Arbeit nicht nachgehen kann. Der Mann ist auf die Jagd spezialisiert, die Frau auf die Näharbeit, eine höchst zeitaufwendige Tätigkeit, nicht nur wegen der benötigten Menge, auch wegen der darauf verwendeten Sorgfalt, um strapazfähige und wetterfeste Teile zu produzieren. Dieses Grundmuster der Spezialisierung suggeriert, daß der Bereich, in dem beide Geschlechter aktiv sein können, klein ist. Daran schließt sich auch die Frage, wie weit ein Mann die Frau und eine Frau den Mann im Bereich von Nahrungsbeschaffung und Güterbereitstellung ersetzen kann. Für die Netsilik muß diese Frage im Lichte der erweiterten Familie als der entscheidenden ökonomischen Einheit beantwortet werden.

Den Frauen obliegt es, die Beute genußfähig und lagerfähig zu machen. Sie nehmen den Lachs aus, hängen ihn zum Trocknen auf und füllen ihn in die Vorratsgehäuse. Sie häuten und zerlegen die Robbe und kochen Fleisch und Blutsuppe, und sie trocknen das Karibufleisch, das der Speicherung zugeführt wird (BALIKCI 1970:10, 12, 45-46, 103; RASMUSSEN 1931:173-74). Alle Frauen der erweiterten Familie haben grundsätzlich die gleichen Aufgabenbereiche. Ist eine Frau in der Ausübung ihrer Tätigkeiten eingeschränkt, etwa durch Krankheit (das Tabu sagt lediglich, daß sich eine schwangere oder menstruierende Frau der Karibupassierstelle und dem Fischfangdamm nicht nähern darf, die Verarbeitung im Zeltlager, das in einiger Distanz liegt, ist ihr unbenommen – vgl. RASMUSSEN 1931:186), ist zu erwarten, daß sie in der Erfüllung der ihr zugeordneten Aufgaben von den anderen weiblichen Mitgliedern der erweiterten Familie unterstützt wird. Die genannten Tätigkeiten erfordern nicht hochgradige Spezialkenntnisse, die nur Frauen haben, denn das Zerlegen des Beutetieres exerziert der Mann am Karibu, und Trocknen und Zubereiten von Fleisch und Fisch sind technisch anspruchslos und tagtäglich beobachtbar, daher theoretisch austauschbar. Jedoch sieht die kulturell installierte Arbeitsteilung diesen Bereich offenbar für das weibliche Geschlecht vor.

Ein höheres Maß an Spezialisierung und große Erfahrung setzt die Klasse streng geschlechtsspezifischer Aktivitäten voraus. Sie sind nicht austauschbar. Der Mann ist dort exklusiv tätig, wo die Harpune, wo Bogen und Pfeil und wo das Kajak zum Einsatz

kommen. Er harpuniert die Robbe, übt die individuelle Karibujagd mit Bogen und Pfeil aus, speert an der Karibupassierstelle das Tier vom Kajak aus und erbeutet große Forellen mit der Fischharpune (BALIKCI 1970:27-30, 41-45, 68; RASMUSSEN 1931:23, 151-59). Die Frauen sind Spezialisten für jegliche Näharbeit, von Kleidung bis zu Behältnissen aus Fellen und Häuten, Zelthaut und Kajakbespannung (RASMUSSEN 1931:162, 171-74). In diesen zwei erfahrungsintensiven Kernbereichen ist das eine Geschlecht nicht durch das andere ersetzbar. Das Teilen von Nahrung innerhalb der Wirtschafts- und Kooperationseinheit (erweiterte Familie oder großes Wintercamp) fängt das individuelle Risiko, die Jagd durch Unpäßlichkeit nicht ausüben zu können, ab. Der weibliche Bereich ist qualitativ anders zu bewerten, da Näharbeit nicht zu den täglich bzw. in kurzen Zeitabständen erforderlichen Verrichtungen gehört und nötigenfalls an die Geschlechtsgenossinnen übertragen werden kann.

Schließlich läßt sich ein dritter Bereich isolieren, in dem Spezialkenntnisse gefragt sind, die offenbar beide Geschlechter haben; dieser betrifft die Präparierung der Felle und Häute. Die Robbe wird gänzlich von der Frau weiterverarbeitet inklusive der Zurichtung des Felles. Hingegen wird das Karibu vom Mann gehäutet und das Fell von der Frau getrocknet. Das schwere Karibu wird schon aus Gewichtsgründen am Fangplatz zerlegt, der für unreine Frauen tabu ist, die Robbe mit etwa 30 Kilogramm wird zum Lagerplatz gebracht (RASMUSSEN 1931:162-65, 173, 182). Die abgetrocknete, steife Rohhaut des Karibus wird durch Körperwärme (indem die Haut als Zudecke verwendet wird) wieder weich und in der Folge von der Frau geschabt und gedehnt. Als letzten und anstrengendsten Bearbeitungsschritt schabt und dehnt der Mann die Haut, aus der die inneren Bekleidungsstücke gefertigt werden, noch einmal sorgfältig, bevor er sie der Frau zum Nähen übergibt (BALIKCI 1970:8-12, 45-46; RASMUSSEN 1931:164-65; 172-74). Daraus ist zu schließen, daß auch die Männer mit der Fellbearbeitung vertraut sind, aber nur teilweise am Arbeitsprozeß teilnehmen. Ob die Endbearbeitung tatsächlich größeren Kraftaufwandes bedarf und deshalb dem Mann zugeordnet ist, sei dahingestellt. Naheliegend ist eher, daß der Mann nach der Herbstjagd, vor oder während der Nähperiode, freie Kapazitäten hat, da die Jagdaktivitäten weitgehend ruhen. Im Frühjahr hingegen, wenn die Robbenjagd in vollem Gang ist, die fortgeschrittene Jahreszeit bereits beginnenden Fischfang und mitunter die Jagd auf die zurückgekehrten Karibus mit Bogen und Pfeil erlaubt, ist der Jäger gänzlich in der Güterbeschaffung engagiert, und die Frau allein widmet sich der Fellpräparierung.

Enges Ineinandergreifen des männlichen und weiblichen Bereiches innerhalb einer Beschaffungsaktivität ist beim Frühjahresrobbenfang und bei der Karibujagd an den Passierstellen zu beobachten. Den Männern als waffenführenden Spezialisten stehen die Frauen (und Kinder) gegenüber, die ihnen mit unspezialisierten Hilfsdiensten „zuarbeiten“. Diese kommunalen Aktivitäten vereinigen im Regelfall eine größere Gruppe als die erweiterte Familie. Um die Ertragschancen der Jäger zu verbessern, besetzen simultan zu

den Männern, die mit Harpunen ausgerüstet sind, auch Frauen und Kinder die Atemlöcher der Robben und hindern sie am Luftholen, indem sie sie mit ihren Stöcken ins Wasser zurückstoßen, auf daß sie erneute Versuche an von Jägern besetzten Atemlöchern unternehmen (BALIKCI 1970:82-83). Der gleiche Effekt wird erzielt, wenn Frauen und Kinder die Karibus, die vor den Kajakfahrern ans Ufer flüchten, mit Wolfsgeheul zurück ins Wasser treiben (BALIKCI 1970:44; RASMUSSEN 1931:172, 177). Der größere Ertrag, der durch die Kooperation von Treibern und Schützen möglich ist, kommt allen beteiligten Individuen und Familiengruppen zugute.

Das Winterlager hat nicht zuletzt aus produktionstechnischen Gründen eine Größe, die über den Aggregaten der Festlandphase und des Frühlingscamps liegt (BALIKCI 1970:128). Sollte ein Robbencamp im Winter, das gewöhnlich an die 100 Bewohner hat, aus irgend einem Grund klein ausfallen und nur über eine Handvoll Jäger verfügen (s. RASMUSSEN 1931:88-89), wäre die Methode, Frauen und Kinder als Treiber einzusetzen, eine Notlösung, die zwar keinen Harpunier ersetzt, aber die Chancen auf einen Fang verbessert (vgl. DAMAS 1969a:120).

Weniger klar ist die Lage an den Lachsdämmen und generell beim Fischfang. Mit der Fischharpune, eventuell vom Kajak aus, hantieren nur die Männer; das hauptsächlich verwendete Gerät, das auch an den Dämmen zum Einsatz kommt, ist der Fischspeer, der neben dem Fischhaken mit Köder auch beim Eislochfischfang im Frühjahr und Herbst verwendet wird (BALIKCI 1964:20-21, 43, 1970:87). Erwiesenermaßen betreiben die Frauen Fischfang; nicht nur als Teilnehmerinnen der kommunalen Ereignisse an den Lachsdämmen, auch beim Eislochfischfang und beim Fischen an den Ufern der Flüsse und Seen sind sie beteiligt (BALIKCI 1964:20, 1970:87-88). Beim individuellen Fischfang macht eine Beteiligung nur Sinn, wenn sie Fanggeräte benützen. Da die Harpune eine reine Männerwaffe ist, kommen nur diverse Arten von Fischhaken und der Speer in Frage. Eine Andeutung für die Verwendung bzw. die Kenntnis des Umganges mit dem Speer macht RASMUSSEN: Die Mutter speert für den kleinen Sohn den ersten Fisch (1931:66), d.h. der Umgang mit dem Fischspeer dürfte den Frauen nicht fremd sein. In welchem Ausmaß sie davon Gebrauch machen, könnte davon abhängen, wie dringend in einer bestimmten Situation der Beitrag zusätzlicher Produzenten gebraucht wird. Am Lachsdamm begeben sich auch Frauen und Kinder in das Auffangbecken für die Fische. Der Platz darin ist begrenzt; den Männern steht es vorrangig zu, im Becken zu speeren. Männer, die weniger geschickt mit der Waffe umgehen, Frauen und Kinder versammeln sich am Rand bei den Steinfallen und fangen die Lachse mit Hand und Speer (BALIKCI 1964:20).

Kurz gefaßt ist festzuhalten, daß die Frauen zwar nicht in der Lage sind, Großwild und Robben zu töten, weil sie nicht im Umgang mit Bogen und Pfeil, Harpune und Kajak trainiert sind, daß ihnen aber dennoch Fischfang auf dem Eis, am Ufer und im Flachwasser mit Fischhaken, wahrscheinlich auch mit dem Fischspeer möglich ist.

Selk’nam

Im Verhältnis der Geschlechter fällt die ökonomische Abhängigkeit der Frau vom Ehemann als Nahrungsbeschaffer auf, die durch drei Faktoren verstärkt wird. Durch Virilokalität im Distrikt der patrilinearen Deszendenzgruppe des Mannes hat dieser einen Vorsprung in der Kenntnis des Lebensraumes. Über weite Strecken ist eine Segmentierung in einzelfamiliäre Wirtschaftseinheiten gegeben, wodurch ein Ausfall des „Ernährers“ nicht unmittelbar durch weitere Jäger im Lager abgefangen wird. Da Vorratswirtschaft nicht vorhanden ist, ist die Versorgung nur gewährleistet, bis der Ertrag der letzten Jagd aufgebraucht ist.

Für das gesamte Territorium können drei Ressourcenzonen auseinandergehalten werden, in denen die Frau in unterschiedlichem Ausmaß in der Lage ist, zum Auskommen beizutragen und ihr Auskommen durch eigene Erwerbsleistungen zu sichern. Die Frau bestreitet ein Viertel der Ernährung (HAYDEN 1981:254). Dieser angenommene Durchschnittswert wird je Zone und saisonal unter- oder überschritten.

Im bewaldeten Süden ragt das Guanaco mehr als in den beiden anderen Ressourcenzonen zu jeder Jahreszeit als Nahrungs- und Rohstofflieferant heraus. Es wird vom Einzeljäger und von kleinen Jagdgruppen mit Bogen und Pfeil erbeutet; die Jagdhunde sind unverzichtbare Helfer (GUSINDE 1931:270-71). Enten und Gänse wurden bei großen nächtlichen Gemeinschaftsjagden und durch Auslegen von Vogelschlingen zwischen Frühjahr und Herbst gefangen. Fischfang wurde in bescheidenem Ausmaß in flachen Gewässern betrieben. Vogeleier, Beeren, Grassamen, Wurzeln, Baumschwämme und Buchensaft sind eine Nahrungsergänzung in der Vegetationsperiode (CHAPMAN 1982:25; GUSINDE 1931:282-92). Im Norden war das Guanaco spärlicher vertreten, insbesondere im Sommer und Herbst zog es sich auf bessere Weidegründe weiter südlich zurück. Zusätzlich zur erwähnten Sammelnahrung und zu Fisch war die wichtigste Subsistenzgrundlage neben dem Guanaco durch die kleinen herbivoren Nagetiere Cururo und Tucotuco gegeben, die in großen Populationen die lichten, sommergrünen Buchenwälder und die Steppe bevölkerten (BRIDGES 1988:452; GUSINDE 1931:279; STUART 1977:258-59). An den Küsten war außerdem die Jagd auf Meeressäuger möglich, der Kormoran ist ein nicht-migrierender Strandvogel, Schalentiere wurden das ganze Jahr hindurch eingesammelt (BORRERO 1994:249; BRIDGES 1988:446-47; GUSINDE 1931:10-17, 282).

Der streng männliche Produktionsbereich ist mit Waffen und Fanggeräten verbunden, die exklusiv nur der Mann verwendet. Der Einzeljäger und das Jägerteam aus drei bis acht Männern erbeuten das Guanaco mit Bogen und Pfeil, und sie setzen Jagdhunde ein; der Mann legt Schlingenfallen aus, um Wasservögel zu fangen; Männer fischen gemeinschaftlich mit dem großen Netz; bei den Haus sind Seelöwenspeer und Harpune zum Fang von Meeressäugern am Strand in Gebrauch (GUSINDE 1931:270-71, 282-83).

Streng männlich ist auch der Kormoranfang in den Klippen, der den wagemutigen Kletterern vorbehalten ist (BRIDGES 1988:332-33).
Der Einsatz von Waffen ist nicht auf Männer beschränkt. Im streng weiblichen Bereich ist der kurze Speer zu erwähnen, den die Frau zum Fischen verwendet. Für die Sammeltätigkeit, die ihr darüber hinaus zugeordnet ist, die Vegetabilien, Eier, Muscheln, Schnecken, aber auch Fische, die sie mit der Hand aus Gezeitentümpeln faßt, einschließt, braucht sie allenfalls eine Klinge (CHAPMAN 1982:25-26).
Der kooperative nächtliche Vogelfang wird von Männern veranstaltet und liegt in männlicher Hand, Frauen und Kinder ergänzen die Jagdgruppe personell, um ein besseres Ergebnis zu erzielen. Alte, Frauen und Kinder schwingen oben auf der Steilküste ihre brennenden Fackeln und brechen in lautes Geschrei aus, gleiches tun die Männer am Fuß der Steilküste, um die schlafenden Kormorane zu überraschen, die in ihrem Schrecken in die Tiefe fallen und von den Männern erschlagen werden. Bei der kommunalen Vogeljagd, die sich einer ähnlichen Methode an flachen Binnengewässern bedient, sind Frauen nicht ausdrücklich erwähnt; daß sie mithelfen, den Gänse- und Entenschwarm aufzuscheuchen, wenn nicht genug Männer verfügbar sind, ist naheliegend (BRIDGES 1988:333; CHAPMAN 1982:24). Die Frauen nehmen bei diesen Gemeinschaftsunternehmen im Rang von Helferinnen teil. Wenn auch das Moment der Synchronität nicht gegeben ist, so ist ihre Rolle ähnlich, wenn sie, im Tal wandernd, gewissermaßen als Treiberinnen fungieren, indem sie grasende Guanacos zur Flucht in die Höhe veranlassen, wo die Jäger auf sie warten (CHAPMAN 1982:21).
Wesentlich ausgeglichener ist das Verhältnis bei der Cururojagd. Fangtechnik und Geräteaufwand begünstigen weder Mann noch Frau. Dem Cururo stellt die ganze Familie nach, gemeinschaftlich oder individuell. Sein unterirdischer Bau wird aufgestöbert, das Tier wird, soweit eine Waffe zum Einsatz kommt, mit einem Stock erschlagen (BRIDGES 1988:452-53; CHAPMAN 1982:23). Die Frauen würden selten teilnehmen und allenfalls die Vorarbeit des Lokalisierens der Nester leisten, meint hingegen GUSINDE (1931:277-79). Trotzdem steht fest, daß Frauen kein Problem haben, dieser Tiere habhaft zu werden, sie zu finden und auch zu töten.
Die Frau kann in Ausnahmefällen, etwa wenn die Männer auf Kriegszug sind, in die männliche Domäne der Guanacojagd eingreifen, aber nicht als Jagdpartnerin, sondern als Jägerin, die allein oder mit anderen Frauen ein junges, weniger flinkes Guanaco mit Hilfe der Hunde fängt (CHAPMAN 1982:22, 62; GUSINDE 1931:277).

Die bisherigen Ausführungen lassen folgenden Schluß zu: Die ernährungsbezogene Unabhängigkeit der Frau ist desto größer, je weiter das Guanaco als Hauptressource in den Hintergrund rückt oder substituierbar ist. Im Norden und an der Küste, im Süden nur in der Wachstumsperiode ist sie in der Lage, der männlichen Nahrungsbeschaffungsdominanz die ihr zugeordnete faunale und vegetarische Sammelnahrung und ihre Kenntnisse im

Fischfang und in der Jagd auf Cururos entgegenzusetzen; ihre Beschaffungschancen sind erhöht.
Der Überschneidungsbereich, in dem beide Geschlechter gleiche Tätigkeiten ausüben, ist klein; er betrifft nur die Cururojagd. Die grundsätzliche Reichweite beider Geschlechter ist gleich groß; weder Frauen noch Männer können schwimmen, Wasserfahrzeuge werden nicht verwendet (s. CHAPMAN 1982:44). Der Mann hingegen hat den Vorteil, alle Versorgungsgüter beschaffen zu können, auch jene der Frau, die keine Spezialkenntnisse erfordern, die der Mann nicht ohnehin besitzt. Der Mann kann in die weibliche Sphäre eingreifen, die Frau in die männliche nur als „Helferin". Der Mann hat kein Problem, ohne Mithilfe der Frau seine Ernährung sicherzustellen. Bleibt der Jagderfolg aus, kann er sich dem Sammeln und dem Fischfang zuwenden. Eine Mann-Frau-Gemeinschaft isoliert betrachtet und die soziale Umwelt außer acht lassend, hat es die Frau schwerer, mit den bereits erwähnten regionalen Einschränkungen, einen längeren Zeitraum ohne männliche Unterstützung zu überbrücken. Das Faktum dieses Ungleichgewichtes ändert auch nicht die logische Konsequenz, daß bei Mangel an Wild weiblich erworbene Nahrung und die weibliche Versorgungsfunktion eine Aufwertung erfuhren (vgl. BRIDGES 1988:305).

Das Ungleichgewicht in der Nahrungs- und Güterbereitstellung erhält eine andere Optik, wenn auch die Verarbeitung, mit femininer Dominanz, betrachtet wird. Wohl stellt der Mann die Geräte aus Holz, Stein und Knochen her, das Präparieren der Tierhäute wie auch das Fertigen von Kleidern, Behältnissen und der Zelthaut fallen gänzlich der Frau zu (CHAPMAN 1982:41; GUSINDE 1931:349-51). Der Mann braucht die Frau, weil sie die Felle bearbeitet, nachdem er das Guanaco und die Cururos gehäutet hat. Der Fellumhang hält eher den Wind als die Kälte ab. Eine dicke Schicht aus einem Gemisch von Guanacofett und gebrannter Farberde sowie das Hüttenfeuer sind die eigentlichen Kälteschutzmittel (GUSINDE 1931:209). Dennoch gilt der Umhang, der Kleidung und Decke gleichzeitig ist, als unentbehrlich. Vermutlich ist dem Mann das Zurichten und Bearbeiten der Häute nicht fremd, schließlich schneidet er den langen Tragriemen zu und fertigt den Köcher (1931:350-51); daß er dieser Tätigkeit jedoch ersatzweise nachgeht, ist eher unwahrscheinlich.

Westliche Shoshonen

Zur Charakterisierung der Subsistenzbasis verdienen zwei Aspekte angeführt zu werden. Die Ernährung wird zu zwei Dritteln mit Pflanzenprodukten bestritten, die in der sieben- bis achtmonatigen Wachstumsperiode geerntet werden. Der Rest entfällt auf faunale Spezies, zum geringeren Teil auf Großwild, zum größeren Teil auf Kleinwild, Nager, Kriechtiere, Insekten, Vögel und regional Fisch (FOWLER 1986:79-87, 92). Die markante Saisonalität verhindert, daß im Winter Pflanzen oder deren Früchte mit Ausnahme lokal vorkommender und wenig nahrhafter Kakteen gewonnen werden können (STEWARD

1938:158). Tiere sind im Winter weitgehend unzugänglich, selten gelingt das Erbeuten eines Wildkaninchens oder Bergschafes (STEWARD 1938:81; THOMAS et al. 1986:267).
Die Familie aus Ehepartnern, Kindern, eventuell ergänzt durch die eine oder andere verwandte Einzelperson und einen alleinstehenden Elternteil war die entscheidende ökonomische Produktions- und Distributionskooperative, auch wenn sie häufig mit ein oder zwei weiteren Kernfamilien eines Familienclusters koresident war (SHAPIRO 1986:620). Mit Ausnahme der Treibjagden und Großwildjagd, denen generalisierte Nahrungsverteilung folgte, erwarb und speicherte jede Kernfamilie strikt für den eigenen Bedarf (FOWLER 1986:82; STEWARD 1938:74, 120, 163). Die betonte einzelfamiliäre Selbständigkeit in der Güterbereitstellung im Verein mit der skizzierten Ressourcensituation läßt Auswirkungen auf die Breite des Überschneidungsbereiches zwischen männlicher und weiblicher Sphäre erwarten.
Eine klare Trennung der Geschlechterzuständigkeit in der Gewinnung von Nahrung und Gütern verläuft entlang der Verwendung von Waffen und Fanggeräten. Die Männer besaßen und benutzten Bogen und Pfeil, das Netz zur Eselhasenjagd und Fallen für Erdhörnchen, Kaninchen und Vögel (FOWLER 1986:79, 82; STEWARD 1938:37, 81-83, 120, 139). Der weibliche Nahrungserwerb, selbst wenn er in den faunalen Komplex hineinreichte, kam nahezu ohne Geräte aus. Wenn beide Geschlechter zusammenarbeiteten, benutzten die Männer die Geräte. Die männliche Spezialisierung bezog sich auf die Jagd, die weibliche auf das Verarbeiten der Sammelnahrung. Der Mann lieferte in seinem Zuständigkeitsbereich einen geringeren Anteil als die weibliche Seite, seine Produktivität war durch den bescheidenen Wildbestand mit zeitaufwendiger Suche und durch die zur Verfügung stehenden Jagdtechniken niederer. Den größeren Anteil für die Ernährung bestritten die Frauen, nicht nur, weil ihnen exklusiv die arbeitsintensive Bearbeitung und Konservierung von Samenkörnern, die geworfelt und vermahlen wurden, von Wurzeln, Beeren und Nüssen oblag, sondern auch, weil primär sie die Ernte der Pflanzenprodukte erledigten und Insekten sammelten, weil sie Kleinwild erbeuteten, gleich wie die Männer, aber mit Techniken, die keiner Geräte bedurften, und weil sie sich an den kommunalen Treibjagden beteiligten (STEWARD 1938:38, 39, 128, 139). Das Konservieren von Fleisch durch Luft- oder Rauchtrocknen führten zuweilen die Männer durch (1938:34-36, 96).
Die Ernährungsbasis stellen die pflanzlichen Erzeugnisse dar. Hasen und Großwild sind Lieferanten für Bekleidungsfelle. Kleider aus Fellen und Häuten waren im kalten Winter unabdingbar, mit der herbstlichen Hasenjagd sollte der Bedarf erwirtschaftet werden, Häute von Großwild standen selten zur Verfügung (THOMAS 1973:171-72). In den warmen Saisonen kam ersatzweise pflanzliches Material zum Einsatz. Aus Gras, sagebrush- und Weidenfasern wurden Kleidungsstücke geflochten, auch Rindenbast fand Verwendung. Vor allem den Männern ist die Bereitstellung des tierischen Rohmaterials zu verdanken, denn sie widmen sich der Jagd und organisieren die Hasen- und Antilopentreibjagd, das

pflanzliche Material besorgen beide. Für den weiteren Prozeß sind Mann und Frau nicht aufeinander angewiesen, weil beide in der Lage sind, sich den notwendigen Kälteschutz anzufertigen. Beide sind mit der Fellpräparierung vertraut, der Mann flicht Decken aus Hasenfellstreifen und näht Mokassins, Frauen beherrschen das Nähen ebenso, sie nähen Kleider aus Fellen und Häuten und flechten sie aus pflanzlichem Material; schließlich sind sie die Spezialistinnen für die Korbflechterei (STEWARD 1938:44; THOMAS et al. 1986:269).

Der weibliche Gewinnungsbereich zeichnet sich durch bescheidenen Geräteaufwand aus, Sammelkörbe, mitunter eine Klinge zum Abschneiden von Fruchtständen, ein Grabstock für Wurzeln, er zeichnet sich aber auch durch einen Rhythmus in Abfolge reifender Pflanzen aus, die jeweils binnen Tagen geerntet werden müssen, bevor die Samen und Nüsse zu Boden fallen. Ist dringender Bedarf gegeben, um Wintervorräte anzulegen oder eine Zeitspanne bis zur nächsten Fruchtreife zu überstehen, ist es das Bestreben, in der kurzen Zeit ein möglichst großes Quantum zu erzielen. Sind die Jagdaussichten schlecht, ist männliche Beteiligung zum Vergrößern des Sammelerfolges naheliegend. Die unsicheren Ergebnisse der Individualjagd lassen es geboten erscheinen, sich bei dringenden Ernteunternehmen zu beteiligen; ein bereits lokalisiertes Areal mit Nutzpflanzen bringt im Gegensatz zu Wild sicheren Ertrag. Diese intrafamiliäre Zusammenarbeit ist bei der Pinienernte unerläßlich, weil die Pinien der mit Abstand wichtigste Wintervorrat sind und wie die anderen Samen rasch geerntet werden müssen (vgl. STEWARD 1938:27, 44, 94).

Obwohl die Grundernährung pflanzlich ist, kann ein Mangel daran nur mit einer Intensivierung der Jagd und Erhöhung des Aufwandes zum Fangen von Nagetieren ausgeglichen werden (vgl. STEWARD 1938:83). Bei Großwild ist der Mann gefordert, jegliches Kleinwild wird von beiden Geschlechtern kooperativ oder aber getrennt unter Verwendung unterschiedlicher Techniken gefangen.

Die Interdependenz der Geschlechter wird dann sichtbar, wenn Bedarf an der Intensivierung der männlichen Jagdanstrengungen gegeben ist und umgekehrt alle Familienmitglieder für eine dringliche Ernte benötigt werden. Für eine relative Unabhängigkeit beider Geschlechter spricht, daß der Mann weit in den weiblichen Bereich hinein agieren kann, die Frau andererseits durch die Vielseitigkeit ihres Sektors – neben dem Umgang mit pflanzlichen Produkten fängt sie Nagetiere – und Dominanz vegetarischer Nahrung in geringem Ausmaß auf den Mann angewiesen ist. Zudem besitzt sie Vorräte mit langer Haltbarkeitsdauer, das Fleisch, mit dessen Konservierung auch der Mann vertraut ist, hält höchstens ein paar Wochen (s. FOWLER 1986:65; STEWARD 1938:83).

Zusammenfassung

Der Spezialisierung der Netsilik-Männer auf Karibu- und Robbenjagd und Dominanz bei Fischfang steht auf weiblicher Seite die exklusive Ausübung der Näharbeit und das Gros

der Fellbearbeitung gegenüber. Die Eingebundenheit in den Verband der erweiterten Familie delegiert das individuelle Problem der Verhinderung an der Erfüllung der zugeordneten Arbeitsleistung auch in wenig spezialisierten Bereichen tendenziell an die anderen gleichgeschlechtlichen Mitglieder dieser Gruppe. Die Männer stehen sich als üblicherweise Konsanguinale näher, was die Übernahme von Tätigkeiten und die Berücksichtigung des Bedarfs eines verhinderten Mitgliedes für Brüder, Söhne, Väter, Cousins als selbstverständliche Pflichtübung erscheinen läßt. Frauen mangelt diese enge „Blutsbindung“ durch die vorherrschende Viripatrilokalität, dennoch ist die Verweigerung gegenseitiger Unterstützung bei einer Gruppe, die auch Distributionseinheit ist, unwahrscheinlich.

Die Frau ist ökonomisch stärker vom Mann abhängig als der Mann von der Frau, was jedoch durch die Nahrungsverteilung in der erweiterten Familie gemildert wird. Bei kommunalen Produktionsunternehmen wie Robbenfang auf dem Eis, Karibujagd an den Querungsstellen und Fischfang an den Steindämmen trägt die Frau als „Assistentin“ bei, den Output zu erhöhen.

Die Verhältnisse der Selk’nam sind den Netsilik nicht unähnlich. Der Mann sichert die Ernährung mit der Jagd auf Großwild und Vögel und stellt damit die Felle bereit, die von der Frau präpariert und zu einem Umhang und zur Zelthaut genäht werden. Da die Kleidung eher den Wind als Kälte und Regen abhalten soll, sind Fellbearbeitung und Nähen nicht von dieser elementaren Bedeutung wie in der Arktis. Regional und saisonal stehen den Frauen einige Möglichkeiten zur Verfügung, der männlichen Nahrungsbeschaffungsdominanz mit Sammeln von Schalentieren, Früchten und Samen und mit Fischfang Paroli zu bieten, eine Palette, die aufgewertet wird, wenn die Jagd erfolglos ist. Bei der kommunalen nächtlichen Vogeljagd kooperieren mitunter beide Geschlechter, den Frauen fällt die Rolle zu, vergleichbar mit der Jagd bei den Netsilik, den Männern das Habhaftwerden der Beute zu ermöglichen bzw. zu erleichtern und den Gesamtertrag zu steigern. Bei der für die nördlichen Selk’nam wichtigen Cururojagd ist die Frau vom Mann unabhängig, beide Geschlechter betätigen sich in diesem Bereich individuell und kooperativ und verwenden die gleichen unspezialisierten Waffen.

Die ökonomische Interdependenz ist bei den Westlichen Shoshonen geringer als bei den Netsilik und auch geringer als bei den Selk’nam, vor allem, weil die „männlich-technische“ Großwildjagd im Hintergrund steht. Mit Ausnahme der Individualjagd auf der einen und der Verarbeitung von pflanzlichen Stoffen auf der anderen Seite sind beide Geschlechter in wechselndem Ausmaß in allen Bereichen aktiv. Wenn die Ersetzbarkeit des einen Geschlechtes durch das andere als Indikator für das Risikominimierungspotential von geschlechtlicher Arbeitsteilung aus dem Blickwinkel des Kernfamilienhaushaltes gilt, dann ist es diese signifikante Flexibilität, die eine weitgehende wechselseitige Ersetzbarkeit der Geschlechter möglich macht. Flexibilität ist faktisch eine breite Überschneidungszone männlicher und weiblicher Arbeit, die gleichzeitig die individuelle Unabhängigkeit

vergrößert. Darin unterscheiden sie sich von den Netsilik und Selk'nam, bei denen die Ersetzbarkeit beschränkt oder nur in eine Richtung ausgeprägt ist.

GEBEN UND EMPFANGEN: TEILEN UND TAUSCHEN VON NAHRUNG UND GÜTERN

Vorbemerkungen

Zwischen sich bewegenden Gütern und sozialen Beziehungen besteht ein reziprokes Verhältnis, schreibt SAHLINS. „If friends make gifts, gifts make friends." (1972:186)
Die Verteilung und der Tausch von Nahrung und Gütern ist die ureigenste und offenkundigste Form des Ausgleichs von Schwankungen. Nahrungsmittel werden unmittelbar nach dem Erwerb verteilt, gespeicherte Vorräte werden nicht nur dem Eigenbedarf zugeführt, sondern auch zur Unterstützung von Bedürftigen herangezogen, Sachgüter oder Rohstoffe wechseln als Geschenke oder Handelswaren den Besitzer. In den Genuß einer Gabe zu kommen hängt nicht nur von sozialer Nähe ab. Bei generalisierter Reziprozität wird der Materialfluß von sozialen Beziehungen getragen, bei „ausgeglichener" (balanced) Reziprozität hingegen ist der Materialfluß nicht von verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Nähe bestimmt (SAHLINS 1972:195). Zur generalisierten Reziprozität bemerkt KELLY:

> „... the standard wisdom was that sharing is a way to reduce the risk involved in foraging by building up social bonds of reciprocal obligation and by defining some resources as public goods. Sharing was seen as a way to pay back past acts of generosity, but also as a way to create indeptedness. Indeed, it is a banking strategy, although it is favors and obligations, rather than food and goods, that are stored – what some call ‚social storage' ... ." (1995:167)

Ein exzellentes Beispiel zu SAHLINS' These des Zusammenhanges von Ausmaß generalisierter Reziprozität und sozialer Nähe liefert BURCH von den Eskimos Nordwestalaskas. Generosität als universeller Wert, bereits den Kindern eingeschärft, durch Mythen und Tradition sanktioniert, wird von ihrem Podest heruntergeholt. Er stellt fest, daß generalisierte Reziprozität nur innerhalb der lokalen Familiengruppe (local family = local band), bestehend aus Kernfamilienhaushalten oder Haushalten von erweiterten Familien, die untereinander verwandt sind, praktiziert wird. Meistens besteht eine Siedlung aus einer local family mit einem bis einigen Dutzend Bewohnern; die Behausungen, zwei bis sieben oder acht an der Zahl, stehen nahe beieinander, und die Bewohner pflegen regen Verkehr und kooperieren je Geschlecht. Nahrung, die ein Mitglied erwirtschaftet, gehört

zwar dem, der sie erworben hat, was jedoch ohne Belang war, denn sie wird von der local family vereinnahmt. Das Fell eines Jagdtieres jedoch beanspruchte der Jäger zur eigenen Disposition. Bei der Frau des Oberhauptes der local family wurden die erworbenen Güter gesammelt und anschließend von allen Mitgliedern, Männer und Frauen getrennt, konsumiert (1988:99-100). Technisch ist diese Form des Teilens als Redistribution zu bezeichnen.

Waren mehrere local families an einem Ort, bildete jede Gruppe für sich eine reziproke Einheit, außer wenn Überfluß an Nahrung vorhanden war. Teilen im Sinne von generalisierter Reziprozität war nur im intrafamiliären Kontext gegeben. Das Verhalten von Individuen zueinander, die verschiedenen local families entstammten, war eher durch Habsucht als Altruismus gekennzeichnet, von Partnerschaften abgesehen (1988:109). Darüber hinaus findet sich eine Reihe von Formen der Gütertransaktion, die nicht unter generalisierter Reziprozität firmieren und zwischen Personen verschiedener local families exekutiert werden. Zwischen Personen verwandter local families wurde „beschränktes Teilen“ praktiziert, d.h. ein Gebrauchsgut oder Nahrung wurde mit der Erwartung einer bestimmten Gegenleistung gegeben oder geliehen. Geschenke ohne Erwartung einer Gegengabe erhalten alte Leute und weniger befähigte Jäger, die anderen Familiengruppen angehören, aus der Hand eines erfolgreichen Jägers, der verwandt ist (1988:104-5).

Die zweite Variante der Reziprozitätsverhältnisse ist „ausgeglichen“; es sind Handelsbeziehungen, die jenseits der local families intra- und interethnisch bestehen. [180] Sie werden hauptsächlich über dyadische Partnerschaften (*niuviriik*) im Rahmen von „Handelsmessen“ oder von Festen, die ein Partner veranstaltet, abgewickelt. [181] Die Funktion der Partnerschaften geht über die Handelsbeziehung hinaus, denn im Falle einer Verknappung konnte ein Mann Unterstützung von seinem Partner in einer begünstigten Region erwarten (1988:104-6).

Geben und Teilen impliziert die Erwartung einer Gegengabe. Vitales Eigeninteresse des Gebers und scheinbare oder tatsächliche Großzügigkeit sind keine Gegensätze. Großzügigkeit kann walten lassen, wer erfolgreich ist. Durch das Teilen profitieren andere am Erfolg des guten Jägers, an ihn fließt in jedem Fall ein ideelles Gut zurück, indem er seine Fähigkeiten zum Wohl der Gemeinschaft einsetzt und durch das Verteilen der Beute der Gruppe offenkundig macht. Gleichzeitig wird ein Schuldverhältnis hergestellt. Kurz gesagt stehen sich die Ehre des Gebers und die Schuld des Empfängers gegenüber, die der Rezipient abbaut, indem er die Rolle des Gebers anstrebt.

Wie kann Reziprozität trotz ungleichgewichtiger Produktivität erhalten bleiben? Nicht jeder Produzent trägt gleich viel zum Wohl der Gemeinschaft bei.

> „In hunting activities it is usual that a minority of a community’s men is habitually more productive than is the majority, so that there is an inherent imbalance in reciprocity. The compensatory mechanism in this situation is almost universally to

> confer esteem on the exceptional and generous hunter. The successful hunter who is generous with the products of his hunting is usually one of the most influential men in the community.“ (DOWLING 1968:504)

Um weiterhin gewillt zu sein, mehr Abgaben zu leisten als Anteile zu bekommen, müssen jene, die latent Mehrleistungen erbringen, Kompensationen erhalten, die über Ernährungsbedürfnisse hinaus auf der sozialen und psychologischen Ebene liegen. Ein Jäger, der auf lange Sicht höhere Durchschnittserträge liefert, hat bei den Ache im Osten Paraguays einige Vorteile gegenüber schlechten Jägern. Er hat in der Terminologie der evolutionären Ökologie höhere „fitness“: Seine Kinder sind besser ernährt und haben daher eine geringere Sterblichkeitsrate, er hat häufigere außermaritale Beziehungen und ist der biologische Vater einer größeren Zahl von Kindern (KAPLAN et al. 1990:116). Da der Jäger und seine Familie die Lokalgruppe von Zeit zu Zeit wechseln und sich einer anderen anschließen, ist der überdurchschnittliche Jäger in jeder Gruppe stets willkommen und kann damit rechnen, bevorzugt behandelt zu werden (1990:131).
Welche Anreize veranlassen dazu, andere an den Früchten der eigenen Arbeit partizipieren zu lassen? Auch wenn Teilen als enkulturierte Verhaltensnorm installiert ist, sind für einen Abweichler Sanktionen vorgesehen, die zumindest darin münden, ihm mit Mißachtung zu begegnen und die Abgabe von Nahrungsanteilen zu verweigern. Gegen „freerider“ und für praktizierten Altruismus spricht das Faktum, nicht vorhersehen zu können, wann man auf die Großzügigkeit der anderen angewiesen ist.

Teilen kann billiger sein als eine alternative Strategie, Teilen trägt bei, den sozialen Frieden zu erhalten, Teilen schafft Verpflichtungen auf der Seite des Empfängers.
Bei den Ache wird Diebstahl toleriert bzw. die Abgabe von Nahrungsanteilen an notorisch faule Jäger nicht verweigert, weil das Fleisch eines großen Tieres den Bedarf des Jägers und seiner Angehörigen übersteigt, und weil es weniger Aufwand bedeutet, einen Anteil abzugeben als die große Beute vor Diebstahl zu schützen (KAPLAN und HILL 1985a, 1985b).
Bei den bodenbauenden San von Nata River ist reziprokes Teilen der Getreideernte kostengünstiger als die Erhöhung der Produktivität durch Bestellen eines größeren Feldes.
Die Haushalte der Nata River-Basarwa in Botswana legen ein kleines Feld an, mit dessen Ernteertrag sie die erhaltenen Naturalleistungen für Viehhirtendienste bei den Tswana, nebst Fischfang, Jagd und Wildpflanzen, ergänzen. Der Ertrag ist vom Ausmaß der Mobilität abhängig, die Mobilität ist vom Hirtendienst abhängig. Es ist üblich, den Tswana-Arbeitgeber spr. Viehbesitzer jährlich oder in mehrjährigen Abständen zu wechseln, also den Lagerplatz und das gerodete Feld zu verlassen und an einem neuen Standort ein neues Feld zu pflügen und einzuzäunen, eine mühsame Arbeit. Im ersten Jahr wird daher nur eine kleine Fläche gerodet, die in weiteren Jahren vergrößert wird. Jede Familie wechselt Arbeitgeber und Standort nach eigenem Ermessen in unterschiedlichen

Abständen. Daher haben einige Familien ein kleines, frisch angelegtes Feld, andere bereits ein größeres, wieder andere noch gar keines. Entsprechend unterschiedlich sind die Ertragsmengen. Würde jede Familie mit der Ernte den Eigenbedarf decken, kämen manche mit ihren Vorräten über den Winter, andere nicht. Eine kostenintensive Möglichkeit der Eigenvorsorge wäre das Anlegen eines großen Feldes, um ein Surplus als Puffer zu erwirtschaften. Die Basarwa aber ziehen es aus Gründen der Wirtschaftlichkeit vor, zum Risikoausgleich generalisierte Reziprozität zu praktizieren, indem eine Anzahl von Familien gegen Winterende die verbleibenden Vorräte untereinander teilt (CASHDAN 1985).

Generosität und Altruismus sind Schlagworte die mit dem Ethos des Teilens in einem Atemzug genannt werden, das Phänomen aber nicht erklären. Eine Position läßt sich am Beispiel der !Kung exemplifizieren. MARSHALL schreibt über sie:

> „Comfort and security for them lie in belonging to their group, free from hostility or rejection.“ (1961:231)

Um Feindschaft und Ablehnung vorzubeugen, würden sie sich strikt an unausgesprochene Gesetze des Zusammenlebens halten. Nichts erscheint bedrohlicher, als zum Außenseiter gestempelt zu werden; daneben werden Eifersucht, Neid und eigennützige Interessen artikuliert und keineswegs unterdrückt.

> „Altruism, kindness, sympathy, or genuine generosity were not qualities which I observed often in their behaviour.“ (ebd.)

Um das Bedürfnis nach Harmonie und feindselige Emotionen in Einklang zu bringen, werden reziproke Verhaltensweisen in Form von Fleischteilung und Geschenkaustausch ausgeübt (vgl. WIESSNER 1977).

Ein fleißiger !Kung-Jäger und eine fleißige !Kung-Sammlerin, die viel Zeit in die Nahrungsgewinnung investieren, haben mehr zu geben als andere und finden sich daher häufiger in der Rolle des Gebenden. Um Begehrlichkeiten hintanzuhalten, steht vor dem Jagd- oder Sammelunternehmen die Überlegung, welche Personen neben Eltern, Schwiegereltern, Ehegatten in den Genuß eines Anteiles kommen sollen und welche erhaltenen Gaben erwidert werden müssen. Wenn eine Jagdgruppe große Beute ins Lager gebracht und damit einem großen Personenkreis zu Fleischrationen verholfen hat, wird einige Tage pausiert und der Empfängerrolle gefrönt. (WIESSNER 1982a:79). Als Schutz vor Ausbeutung durch Reziprozitätsbeziehungen wird der Aufwand für den Nahrungserwerb begrenzt.

Trotz der Wertschätzung, der sich jemand in der Rolle des Gebers erfreuen kann, ist die Bereitschaft mitunter durch unzureichende Kompensation (s. oben) oder Verknappung herabgesetzt. Um als Gebender nicht ausgenützt zu werden und „demand-sharing“ (KELLY 1995:165) zu umgehen, also der Forderung nach Abgabe von Anteilen zu

widerstehen, wird entweder eine Menge produziert, die ausreicht, den Abgabeverpflichtungen nachzukommen, oder der Besitz an Nahrungsmitteln wird geheimgehalten. Das kann heißen, andere über die Menge der Vorräte und den Ort der Lagerstätten im unklaren zu lassen (STEWARD 1938:128), das kann aber auch der Rückzug ins Private sein. Wenn sie Teilen verhindern wollen, bereiten die Copper Eskimo die Nahrung nicht im Freien bei offenem Feuer zu, dessen Rauch weithin sichtbar ist (Kochen im Freien ist einer Einladung zum Mahl an alle Anwesenden im Lager gleichzusetzen), sondern in der Behausung mit der Öllampe (DOWLING 1968:503).

Generalisierte Reziprozität hat zwei Ursachen. Wenn das Potential für Armut groß ist, d.h. unzureichende Versorgung aus eigener Kraft, weil die Haushaltserträge schwankend sind, dann liegt es nahe, kontinuierliches Teilen als Regel zu institutionalisieren und gleichzeitig zu verbieten (zu tabuisieren), daß der Jäger die Beute für sich behält. Die zweite Begründung ist weniger eine ökonomische als eine psychologische. Teilen kann ein Wert sein, der moralisch befrachtet ist. Geteilt wird nicht nur anlaßbezogen, also in Not, sondern auch in guten Tagen (SAHLINS 1972:212).
Daran schließt sich endlich die Frage, ob und in welchem Rahmen jene in Wohlstand gewillt sind, an Bedürftige Nahrungsmittel zu transferieren. Um einen gegebenen Grad von Soziabilität zu erhalten, müsse bei großen Wohlstandsunterschieden auch ein hohes Maß an Bewegung von Nahrung von reich zu arm gegeben sein. Nicht das Vorhandensein ausreichender Mengen würde Großzügigkeit hervorrufen, sondern Mangel sei der Grund, vor allem, wenn die Gemeinschaft aus Verwandten besteht. Akkumulation wäre hier anstößig und intolerabel, der geizige Reiche würde aufgefordert, seine Habe zur Verfügung zu stellen (SAHLINS 1972:211). Demand-sharing findet statt, wenn dem Appell zu teilen tatsächlich die Abgabe von Nahrung folgt.
Akkumulation kann in der Absicht erfolgen, ein Gut zum Verteilen zu haben, jedoch besteht eine qualitative Differenz von Güterarten und Empfängerkreis. Die Neigung, etwas von den Vorräten abzugeben, ist bei dringend benötigten Gütern größer und ist außerdem größer innerhalb als zwischen Lokalgruppen. In Notzeiten sollte generalisierter Austausch zunehmen, insbesondere in den engeren sozialen Sektoren.[182] Reziproke Beziehungen zwischen Haushalten sollten aufgegeben werden und statt dessen das Poolen der Ressourcen der ganzen Gemeinschaft in der Phase der Verknappung forciert werden und allen gleichmäßig zugute kommen. Diese Kooperation kann an irgend einem Punkt, wenn der Druck größer wird, ausgereizt sein. Unterstützung wird verweigert, Solidarität reduziert sich zunehmend auf die Familie. Negative Reziprozität greift Platz (SAHLINS 1972:213-14).
Die Nata River-Basarwa pflegen gegen Winterende, wenn sich die Vorräte verringern, ihre Reserven untereinander zu teilen (CASHDAN 1985). Gewöhnlich nur in Zeiten großen Überflusses wurde hingegen in Nordwestalaska mit Personen außerhalb der local family

freiwillig geteilt (BURCH 1988:109). Die Copper Eskimo verlegen die Nahrungszubereitung im Winter ins Haus, im Sommer beim Kochen im Freien hingegen kann sich jeder im Lager am Mahl beteiligen (DOWLING 1968:503). Nach Eggan (in THOMAS 1981:47) korreliert Subsistenzunsicherheit bei den Shoshonen mit restriktivem Teilen, und COLSON (1979:25) schließlich ortet in Notzeiten eine Rückzug der Tonga Zentralafrikas an den häuslichen Herd, ein Aufgabe kommunaler Verteilungspraktiken und eine weitgehende Isolation der einzelnen Familien.
Reduziertem Nahrungsangebot folgen somit zwei mögliche, konträre Reaktionsmuster, nämlich die Zunahme oder Abnahme des Ausmaßes, in dem Nahrung geteilt wird. Die Bedingungen für die eine oder andere Strategie sind in der Gemeinschaftsstruktur einerseits und in Ausmaß der Bedrohung andererseits zu suchen (SAHLINS 1972:214).

Vergleich

Netsilik
Die kritische Phase der Versorgung ist der Winter, in dem keine nennenswerten Ernährungsalternativen zur Robbe zur Verfügung stehen. Daher vereint das Winterlager Familien, die sich nicht aus Neigung zusammenfinden, sondern aus ökonomischer Notwendigkeit. Um die große Zahl von Jägern zu erreichen, versammelt sich mitunter die gesamte regionale Bevölkerung. Jeder Jäger besetzt ein Atemloch in einem ausgewählten, zusammenhängenden Areal. Die Methode (*maorsaneq*) ist dem Verhalten der Robbe angepaßt, die in Viertelstundenabständen zum Atmen auftauchen muß. Wenn in einem großen Radius alle Öffnungen bewacht sind, sind die Erfolgschancen vergrößert (BALIKCI 1970:57-58; RASMUSSEN 1931:151-59). Die Kooperation besteht darin, daß alle Teilnehmer synchronisch die gleiche Tätigkeit ausüben. Wem die Ehre und das Glück zuteil wird, die Robbe zu erlegen, ist davon abhängig, wo die Robbe zufällig auftaucht, aber auch von der Aufmerksamkeit des Jägers und von seinem Geschick als Harpunier.
Die Entsprechung der nicht auf Verwandtschaft gegründeten Sozialstruktur des Winterlagers findet sich in formalen Regeln der Nahrungsverteilung, die verzögerter, „ausgeglichener“ Reziprozität folgen. Jeder Jäger ist dyadisch mit mehreren Partnern verbunden, deren jeder ein definiertes Stück von der Robbe bekommt. Entscheidend ist, daß durch das Tauschpartnersystem (*niqaiturasuaktut* – BALIKCI 1970:136) bereits im vorhinein feststeht, wer welchen Anteil zu bekommen hat. Die Partner werden spätestens zu Saisonbeginn festgelegt, wenn sie nicht bereits von Jugend an bestimmt sind (RASMUSSEN 1931:164). Der Schütze erhält einen minderwertigen, ebenfalls vorbestimmten Teil. Der Jäger ist durch die Gegengaben seiner Partner abgesichert. Ein Mann hat höchstens zwölf Partner, meistens weniger (DAMAS 1972:228). Die Männer verbindet kein oder nur ein entferntes Verwandtschaftsverhältnis (BALIKCI 1964:37).

Sollte einer der Partner das System boykottieren, ist der Ausfall verkraftbar, weil die Anteile der übrigen Partner verfügbar sind. Jedoch, sich dem Verteilungssystem zu entziehen, könnte fatale Folgen für den Verweigerer nach sich ziehen. Die Partner würden die Abgabe der Pflichtanteile einstellen, was Auswirkungen auf die erweiterte Familie hat, die der Ausfall ebenso trifft; der teilungsunwillige Jäger kann nicht vorhersehen, nach wie vielen Tagen ihm das Jagdglück wieder zuteil wird, er ist auf die an andere Jäger der erweiterten Familie abgegebenen Anteile angewiesen. Dieses asoziale Verhalten würde die Familie begünstigen, wenn er erfolgreich jagt, sie in Gefahr bringen, wenn er eine Pechsträhne hat. Sein eigenes und das Risiko seiner Familie wird also besser gestreut, wenn er seinen Partnerverpflichtungen nachkommt (vgl. den Versicherungsansatz von CASHDAN 1985).

Der erfolgreiche, fleißige Jäger profitiert von seinem persönlichen Jagdergebnis nur in geringem Ausmaß, weil er nahezu die gesamte Robbe weitergibt. Neben dem definierten Anteil des Jägers bleiben ihm die Robbenteile, die durch eine nicht vollzählige Zahl von zwölf Partnern nicht in das „ausgeglichene“ Verteilungssystem fließen; das Fleisch wird in der erweiterten Familie verteilt und kommt unterstützungsbedürftigen Personen außerhalb der Familie zugute (DAMAS 1972:230). Was veranlaßt den guten Jäger, sich nicht auf die empfangenen Teile zu verlassen, sondern in seinen Anstrengungen nicht nachzulassen? Gerade im Winter ohne Ernährungsalternativen ist das Überleben der Gemeinschaft von den Leistungen der Robbenjäger abhängig. Wer sich hier durch besondere Fähigkeiten hervortun kann, hat nicht nur einen größeren Kreis von Zeugen und Bewunderern seines Geschicks und seines Einsatzes, als dies für den Rest des Jahres der Fall ist, an seinen Erträgen partizipieren auch mehr Menschen als im übrigen Jahr. Der gute Jäger kann sich gewiß sein, ein gefragter Teilungspartner zu sein, soweit die Partnerschaften nicht bereits von Kindheit an feststehen; wer viele Partnerschaften hat, erhält viele Anteile. Daraus ist abzuleiten, daß die Vorteile aufseiten der Fleißigen liegen und es jedem angelegen sein muß, sich als guter Robbenjäger zu bewähren.

Erfolg und Wirksamkeit des Verteilungsystems beruhen auf der Bestimmung von Ersatzpersonen für bereits festgelegte, nicht im Lager anwesende Partner. Mit der Regel der Abgabeverpflichtungen, nach denen beim Schützen nur ein kleiner Anteil verbleibt, ist jedes Lagermitglied in größerem Maße auf die Erträge der anderen angewiesen, als dies in der übrigen Zeit des Jahres der Fall ist. Umgekehrt wird eigenes Jagdpech verläßlich abgefangen.

Das ausgefeilte, „ausgeglichene“ Reziprozitätssystem im Winter stellt sicher, daß alle im großen Lager Anwesenden relativ gleichmäßig an den Robbenerträgen in Form von Fleisch und in Form von Tran für die Lampe teilhaben, da mit den Partnerschaften Männerpaare kreuz und quer durch das Lager aneinander gebunden sind. „Ausgeglichene“ Tauschverhältnisse kommen im Rest des Jahres nicht zum Tragen. Die minimale Distributionseinheit, häufig auch Produktionseinheit, ist die erweiterte Familie (*ilagiit*

nangminariit), niemals eine Nuklearfamilie. Die erweiterte Familie konstituiert sich normalerweise aus Vater und Söhnen, aus verheirateten Brüdern oder aus Cousins (BALIKCI 1970:111; DAMAS 1969b:49; RASMUSSEN 1931:85-90). Was die Mitglieder der *ilagiit nangminariit* erwirtschaften, geht umgehend in Familienbesitz über (DAMAS 1969a:128). Nahrung ist nicht Individual-, sondern Gemeinschaftseigentum. Gleich verhält es sich mit den Robbenanteilen, die ein Jäger im Winterlager von seinen Tauschpartnern bekommt: Sie gehören der erweiterten Familie. Ebenso legt sie gemeinschaftlich Vorräte an. Umfaßt ein Lagerplatz Personen und Familien über die erweiterte Familie hinaus, produzieren diese für den eigenen Bedarf; kooperieren bei der Karibujagd nicht-verwandte Jäger, teilen sie den Ertrag. Der glückliche Schütze erhält den geringeren Anteil des Karibus, nämlich die Vorderviertel, aber auch das begehrte Fell, der beteiligte Partner die üppigeren Hinterviertel. Kooperieren mehrere erweiterte Familien an einem Fangplatz, stellt jede Familie sowohl Treiber als auch Schützen. Von dem, was der Schütze erlegt, profitieren gleichermaßen die Treiber seiner Distributionseinheit. Betätigen sich mehrere Familienverbände gemeinschaftlich am Fischdamm, behält jeder Verband die durch ihre Mitglieder erworbene Nahrung für sich (BALIKCI 1970:117-18; RASMUSSEN 1931:173). Der Gesamtertrag wird nicht dividiert, aber, um Chancengleichheit zu wahren, betreten alle Versammelten gleichzeitig die Dammanlage (s. BALIKCI 1964:19; RASMUSSEN 1931:64).

Koresidenz von Nicht-Verwandten führt nicht zu allgemeiner Nahrungsverteilung. Unproduktive Individuen und solche, die kein Jagdglück hatten oder außerhalb des Robbenteilungssystems stehen, aber der erweiterten Familie durch Verwandtschaft und Freundschaft nahestehen, erhalten Geschenke (*payuktuq*) (DAMAS 1972:230). Die erweiterten Familien bzw. die familiären Segmente eine Residenzgruppe verwenden die erwirtschafteten Erzeugnisse für den eigenen Bedarf in guten Zeiten, das ist, wenn Lachs, Karibu und Frühjahrsrobbe reichlich vorhanden sind. Der entscheidende Bruch mit der intrafamiliären generalisierten Distribution, die genau genommen eine Redistribution ist, weil Individualerträge in Familienbesitz übergehen und von der Frau des Familienoberhauptes kontrolliert werden (BALIKCI 1970:133), findet statt, wenn das Angebot knapp ist. Das intrafamiliäre Teilen wird durch lagerweite Distribution ersetzt. „Camp fellows share together or starve together“. (BALIKCI 1964:81) Generalisierte Reziprozität erfährt eine Ausweitung über das ganze Lager. Davon ausgenommen ist das große Robbenlager, das durch „ausgeglichene“ Reziprozität „abgesichert“ ist.

Die Verpflichtung, über die erweiterte Familie hinaus zu teilen, tritt folglich in Zeiten der Verknappung in Erscheinung. Daraus leitet sich ein Prinzip von Distributionsgepflogenheiten ab, nach dem lagerweites Teilen in schlechten bzw. als bedrohlich empfundenen Zeiten obligat ist, in guten Zeiten ist Teilen ein freiwilliger, generöser Akt. Die Großzügigkeit manifestiert sich in Kommensalität, die das sichtbare Zeichen guter Versorgungslage ist. Es besteht die Erwartung, an einem Fang oder an einem

ins Winterlager gebrachten Fleisch- oder Fischvorrat zu partizipieren, aber der Schütze oder Besitzer ist nicht verpflichtet, der Erwartung nachzukommen (DAMAS 1972:230-31; BALIKCI 1970:117-18; RASMUSSEN 1931:147, 173). Der Winter wird generell als Periode der Knappheit betrachtet und ist mit verpflichtenden formalen Verteilungsregeln konnotiert. „... only the winter can be a time of need. For the caribou come in the spring and only leave our country when the ice begins to cover the water," erzählt der Informant Samik (RASMUSSEN 1931:135-36). In der übrigen Zeit des Jahres ist das Ausmaß der Nahrungsverteilung jenseits des Familienverbandes eine Frage der aktuellen Bedingungen (vgl. BALIKCI 1964:33-34). Jede Person ist auf mehrfache Weise abgesichert. Als Mitglied einer erweiterten Familie hat sie selbstverständlichen Zugang zu allen ihr gehörenden Gütern. Gehört sie zu einer anderen Familie oder steht sie außerhalb, ist sie durch „ausgeglichenen" Gütertausch im Winterlager, durch generalisierte, lagerweite Reziprozität und durch den Erhalt von Geschenken eingebunden.

Selk'nam

Nahrungsverteilung muß in Relation zur *haruwen*-Struktur und der damit verbundenen Rechtssituation beurteilt werden. Wie im Abschnitt Landbesitz bereits erläutert wurde, ist ein *haruwen*-Fremder, der die Hürde der Zutrittsgewährung genommen hat, der Sorge um sein Auskommen weitgehend entbunden. Der Rechtsauffassung der Selk'nam entspricht es, Zugang zum Territorialbesitz und Zugang zu den darin befindlichen Ressourcen nicht gleichzusetzen. Wer nicht zur landbesitzenden Lineage gehört, darf auf ihrem Boden dem Nahrungserwerb nicht selbständig nachgehen (GUSINDE 1931:428). Damit ist ein effektives Kontrollinstrument geschaffen, das geeignet ist, eine Unterminierung der gegebenen, strengen Handhabung des Eigentumsanspruches zu verhindern. Ist, angenommen, nur das Betreten des Landes erlaubnispflichtig und das Jagdwild frei zugänglich, kann das Verhalten der Besucher weit weniger überwacht werden. Vor allem besteht Gefahr, daß sich unberechtigte Eindringlinge ebenfalls bedienen, denn nach Abzug der Besucher, die ihren Bedarf gedeckt haben, läßt sich nicht mehr ermitteln, ob eine Ressourcendezimierung auf das Konto der berechtigten Besucher oder auf das Konto nicht identifizierter Fremder geht. Nicht nur die Aneignung von Gütern durch unberechtigte Personen, gleichzusetzen mit Diebstahl, selbst der unerlaubte Zutritt ist als negative Reziprozität zu bewerten. Die *haruwen*-Gruppe wahrt also ihre umfassenden Besitzansprüche, indem sie den Nahrungserwerb im eigenen Gebiet dadurch überwacht, daß sie ihn nicht aus der Hand gibt; Besucher dürfen sich bestenfalls an der Jagd beteiligen (GUSINDE 1931:298, 420).

Der Logik der rigiden Auslegung des Rechtsanspruches an den Gütern des eigenen Landstücks entspricht es, für das Wohlergehen der legitimierten lineagefremden Personen im Distrikt Sorge zu tragen. Die *haruwen*-Besitzer übernehmen mit der Gewährung der Eintrittserlaubnis die Verantwortung für die Besucher, die den Status von Gästen haben.

Die Lineage ist keine Residenzgruppe, die in einem großen Lager vereint ist. Die „enge Familie“ (*aska*) ist eine weitgehend unabhängige ökonomische Einheit, die im Distrikt allein oder mit weiteren Familien migriert und campiert (CHAPMAN 1982:58); diese kleinen Lokalgruppen wechseln in der Zusammensetzung durch Zu- und Abgänge von Personen und Familien der Lineage. Ankömmlinge suchen also ganz bestimmte Familien im Distrikt auf; sie werden nicht von der Lineage-Gemeinschaft als solcher versorgt, sondern von diesen Bezugspersonen; die die eigentlichen Gastgeber sind.

Was an Gütern herbeigeschafft wird, ist im Besitz des Produzenten und der Produzentin (CHAPMAN 1982:41; GUSINDE 1931:276, 353, 431-32). Was zum Camp gebracht wird, kommt allen im Lager Anwesenden zugute; generalisierte Reziprozität umfaßt die ganze Siedlungsgruppe. In welchem Umfang die Empfänger mit Anteilen bedacht werden, liegt im Ermessen des Gebers, der Produzent und Besitzer ist. In Zeiten der Knappheit werden die Güter gleichmäßig über das Lager verteilt. Allgemein ist eine Bevorzugung der zeitweilig oder dauerhaft an die Familie gebundenen Personen zu beobachten: Eltern, allenfalls Schwiegereltern, ältere Verwandte, befreundete und verwandte Gäste, sonstige Besucher sind, in dieser Reihenfolge qualitativ und, je nach Reichhaltigkeit des Angebotes, auch quantitativ gegenüber weiteren am Standort Anwesenden bevorzugt (GUSINDE 1931:433, 438, 474). Abgabeverpflichtungen bestehen für den Besitzer oder die Besitzerin von Nahrungsmitteln demnach immer gegenüber Ehefrau(en), Ehemann und Kindern, Eltern, Schwiegereltern, unproduktiven, nahestehenden Personen und gegenüber Gästen. Klarerweise erhalten die Besucher mehr als die Lagerbewohner außerhalb der Familie, denn sie sind völlig von Zuwendungen abhängig. Auch im Jagdcamp ist die Verteilung an die Jagdkameraden vom familiären Bedarf bestimmt, Ist dieser dringend, stehen die übrigen Jäger zurück (BRIDGES 1988:374-76).

Alle weiteren Familien im Lager mit einem kleinen Anteil zu versehen, gehört zu den guten Sitten. Familie, Gäste und familiennahe Personen gehen vor, aber auch von den übrigen Anwesenden bleibt keiner hungrig, wenn die anderen satt sind. Die Ermessensabgaben sind keine Frage reiner Beliebigkeit und Sympathie, sie richten sich auch nach dem Bedarf; wer hungrig und ohne Beute ins Lager kommt, wird unabhängig vom Naheverhältnis bevorzugt behandelt (1988:333).

Was den Gästen, wie auch unproduktiven Mitgliedern, zukommt, firmiert nicht unter generalisierter Reziprozität, es handelt sich um Nahrungsgeschenke, die ihnen überreicht werden. Die Gäste bringen mitunter Gebrauchsgegenstände als Geschenke und Ausdruck der Freundschaft mit, die nicht das reziproke Gegenstück zur Bewirtung sind.[183] Generalisierte Reziprozität bezieht sich somit auf die Nahrungsverteilung mit den produktiven Lineage-Angehörigen. Im Falle der auswärtigen Besucher ist reziprokes Verhalten im wechselseitigen *haruwen*-Zugang zu sehen. Die großzügige Behandlung der Besucher ist nicht entscheidend, sie erklärt sich aus der Rechtsauffassung des exklusiven

Ressourcenzuganges für Lineage-Mitglieder, das entscheidende Moment des Risikoausgleichs ist die wechselseitige Gewährung von Gastrechten.
In Bezug auf Nahrungsverteilung ist das Verhältnis zur eigenen *haruwen*-Gemeinschaft durch generalisierte Reziprozität bestimmt, das Verhältnis zu den *haruwen*-Fremden durch Geschenkgaben und Reziprozität des Zuganges zu den *haruwen*-Distrikten. Die innere Versorgungssicherheit wird durch die Praktik von Nahrungsabgaben an alle Lagerbewohner hergestellt, Abgaben, die sich am Bedarf orientieren; besteht kein unmittelbarer Bedarf, werden trotzdem wechselseitig Anteile gereicht. Droht eine Verknappung, geht jede Familie oder Familiengruppe in einen Distrikt ihrer Wahl und nimmt das Gastrecht wahr. Daraus wird verständlich, daß die jeweiligen Gastgeber bemüht sind und sich der Jäger anstrengt, es den Besuchern an nichts fehlen zu lassen, nicht wissend, wann sie deren Unterstützung brauchen.
Unabhängig von den *haruwen*-Territorialordnung geht Tauschhandel als „ausgeglichene“ oder verzögert „ausgeglichene“ Reziprozität (ein bestellter Artikel wird bei einem späteren Treffen übergeben) zwischen Individuen und Familien jenseits des eigenen Distriktes vonstatten. Einige Rohstoffe fehlen in manchen Landstrichen völlig, so *Nothofagus* und *Berberis* für Bögen und Pfeile im Norden, das Seelöwenfell für den Köcher im Landesinneren; Stein für Pfeilstrecker, Quarz für Pfeilarmierungen und Feuerstein waren nur regional vorhanden (CHAPMAN 1982:38; GUSINDE 1931:231-32, 436-37). Jede Art von Zusammenkunft, z.B. eine Versammlung, die über Einladungen zustande kam wie *kuash-ketin* (CHAPMAN 1982:36), war geeignet, benötigte Güter auszutauschen. Daß sich „reger Tauschverkehr“ (GUSINDE 1931:436) entwickelte, könnte eine Begleiterscheinung der Territorialstruktur sein, da der ungehinderte Zugang zu allen Rohstoffen – nicht nur Pflanzen und Wild – der fremden *haruwen*-Distrikte verwehrt war (s. CHAPMAN 1982:59).

Westliche Shoshonen

Nahrungsdistribution ist keine institutionalisierte Praktik zur Schaffung von Subsistenzsicherheit. Lediglich kommunale Beschaffungsaktivitäten, deren es nur zwei gibt, Hasen- und Antilopentreibjagd und singuläre oder in Kleingruppen durchgeführte Großwildjagd ziehen die Verteilung der Erträge an die Beteiligten bzw. an die Lokalgruppe des Jägers nach sich (FOWLER 1986:82; STEWARD 1938:90, 98, 115, 120, 163, 1970:109; THOMAS et al.:1986:267). Gleichzeitig wird mit Wild nur ein geringer Teil der Ernährung, weniger als ein Viertel, bestritten (FOWLER 1986:92; STEWARD 1938:245), es ist aber als Eiweißlieferant neben Insekten und kleinen Nagetieren und als Lieferant für Felle und Häute unerläßlich. Die Grundernährung wird mit Samen und Nüssen realisiert, deren gute Lagerfähigkeit sie zur nahezu ausschließlichen Winternahrung macht. Das Anlegen von Vorräten ist eine unerläßliche Maßnahme, um über den unproduktiven Winter zu kommen und um angebotsschwache Phasen während der Produktionsperiode zu

überbrücken. Die Nuklearfamilie als ökonomische Einheit erwirtschaftet die Güter für den Eigenbedarf, sowohl für den unmittelbaren Konsum als auch zum Füllen von Vorratsspeichern, unabhängig davon, ob sie zeitweilig mit eng verwandten Familien campiert, etwa verheirateten Geschwistern von Mann oder Frau, und aneinander grenzende Ressourcenareale nutzt (STEWARD 1938:111-13, 156-57). Das Einernten von Samen wird durch Kooperation nicht effektiver, im Gegenteil, weit verstreute Sammlerinnen hätten sogar bessere Ertragschancen, meint STEWARD (1938:20).

Mit Ausnahme der erwähnten Großwildjagd sind Produzenten und Konsumenten deckungsgleich. Die Familienmitglieder stellen für sich die Nahrungsmenge bereit, die der Haushalt bis zum Winterende benötigt; diesem Anspruch nach sind sie Selbstversorger. Auch wenn die Frauen verschiedener Haushalte gemeinsam sammeln, werden die Erträge, als deren Besitzerin die Frau gilt, getrennt verarbeitet und von jeder Frau für den eigenen Haushalt gehortet (THOMAS 1981:47).

Die gewonnene Nahrung und die angelegten Vorräte werden grundsätzlich keiner Verteilung zugeführt, die über den Haushalt hinausgeht (ebd.). Es ist kein Verhaltenskodex etabliert, aus dem sich eine Verpflichtung ableiten ließe, die Personen außerhalb der Familie, die durch unterstützungsbedürftige Verwandte ergänzt sein kann, berücksichtigt (s. STEWARD 1938:240). Selbst nächste Verwandte, die nicht zum Haushalt gehören, haben keinen Anspruch auf die familiären Vorräte, der auf die Besitzer beschränkt ist. Würden sie sich eigenmächtig bedienen, käme das einem Diebstahl gleich, der mit tätlichen Attacken geahndet wird (1938:73).

Nun, würden tatsächlich keinerlei Abgaben geleistet, wäre jede familiäre Wirtschaftseinheit gefordert, so viel zu produzieren, daß sie über den Winter kommt und gegen alle Eventualitäten gewappnet ist, wie Verderb, Diebstahl, Koyotenfraß, langer Winter. Ihr Bestreben müßte es sein, ein Surplus zu produzieren. Der Ort, an dem der Winter verbracht wird, richtet sich normalerweise nach dem Ort der Pinienernte (STEWARD 1938:20). Zweifellos trachtet jede einzelne Einheit, Unabhängigkeit in der Versorgung zu wahren, da sie sich nicht darauf verlassen kann, daß die anderen Bewohner der Wintersiedlung besser gestellt sind. Die kritische Zeit ist der Winter, da die Alternativen zu den Vorräten auf spärliches, unvorhersehbares Wild begrenzt waren (FOWLER 1986:79, 82). Mit akutem Nahrungsmangel mußte am ehesten gegen Winterende gerechnet werden. Auch in dieser Phase wurde a priori kein Ausgleich durch Nahrungsverteilung hergestellt, nicht zwischen engen Verwandten und schon gar nicht zwischen nicht-verwandten Familien eines Winterquartieres.

Die Familie, der die Vorräte gehörten, war immer bevorzugt - anders als bei den Netsilik, die im Camp teilten oder miteinander hungerten (BALIKCI 1968:81). Die Verbindung Besitzer – Konsument wurde aber im Ernstfall sehr wohl aufgebrochen. Wer sich in Not befand und Unterstützung erbat, konnte mit einer Gabe rechnen (STEWARD 1938:74, 119, 231). Teilen ist ein nicht-obligater, freiwilliger Akt, der in erster Linie im Rahmen der

engen Verwandtschaft gesetzt wird. Die Zuwendungen erstreckten sich auf Geschwister und enge Verwandte, weiters auf befreundete Nachbarn. Die Abgaben zu Geschenken zu erklären, wie dies STEWARD tut (1938:74), ist nicht korrekt, weil zu irgend einem künftigen Zeitpunkt Zuwendungen in die umgekehrte Richtung erfolgen können. Es liegt eine eng (auch hinsichtlich des Bezieherkreises) begrenzte Form von generalisierter Reziprozität vor, die mit demand-sharing adäquat bezeichnet ist.

Zusammenfassung

Mit drei Formen von Gütertransaktionen wird im Sommer und Winter, die durch abweichende ökologische Bedingungen und Gemeinschaftsmuster gekennzeichnet sind, der Nahrungsausgleich der Netsilik erzielt. Die erweiterte Familie als kleinste Distributionseinheit stellt zu jeder Zeit einen Nahrungsmittelaustausch zwischen den Mitgliedern her. Unproduktive, angeschlossene Personen werden zu jeder Zeit mit Geschenken bedacht. Bei knappem Angebot erstreckt sich generalisierte Reziprozität über das gesamte Lager, unabhängig vom Naheverhältnis der Residenten. Ein Form von generalisierter Reziprozität und Demonstration guter Versorgung ist lagerweiter gemeinschaftlicher Verzehr, etwa wenn ein Lagerbewohner eine Schlittenladung Fleisch oder Fisch ins Wintercamp bringt (*minnak* – DAMAS 1972:230). Darüber hinaus wird generalisierte Nahrungsverteilung im großen Winterlager, das zur Robbenjagd Familien versammelt, die sich nicht allein aus Neigung, sondern aus ökonomischen Gründen zusammenfinden, durch „ausgeglichene“ Reziprozität ersetzt. Multiple dyadische Fleischtauschpartnerschaften zwischen Jägern durchziehen das Lager und stellen einen Ausgleich der unverläßlichen Individualerträge durch definierte Abgabenleistungen sicher.

Bei den Selk’nam sind verpflichtende Abgaben an Familienmitglieder, enge und unproduktive Verwandte und an Gäste zu unterscheiden von generalisierter Reziprozität, die gegenüber allen Lagerbewohnern mit freiwilligen Leistungen nach Gutdünken und Neigung, die jedoch erwartet werden, ausgeübt wird. Generalisierte Reziprozität wird zur „Verpflichtung zur Freigebigkeit“ (GUSINDE 1931:438), wenn Nahrungsknappheit herrscht oder individueller Bedarf von Lagerbewohnern gegeben ist. Die *haruwen*-Besitzer übernehmen mit der Erteilung der Eintrittserlaubnis an Fremde, Freunde und Verwandte in ihren Distrikt Verantwortung für diese Besucher und behandeln sie bevorzugt wie die eigene Familie und enge Verwandte. Die Abgaben an unproduktive Personen und Gäste haben den Charakter von Geschenken. Die Bevorzugung von Besuchern gegenüber Lagerbewohnern aus dem *haruwen* entspringt ihrer Stellung als potentielle Garanten zum Überstehen von Engpässen, indem sie ihrerseits die Gastgeberrolle in ihrem Distrikt einnehmen. Im Tauschhandel schließlich werden notwendige Bedarfsgüter, die auf dem eigenen Landstück nicht vorkommen, erworben.

Verpflichtendes Teilen von Nahrung konnte bei den Westlichen Shoshonen nur für die Erträge der Kommunaljagd und für Großwild festgestellt werden. Das Gros der Ernährung

wird mit pflanzlichen Vorräten bestritten, die der Sammlerin respektive ihrer Familie gehören und nur für den Bedarf der Ehegatten, Kinder und angeschlossener unproduktiver Verwandter ausgelegt sind. Befindet sich gegen Winterende ein Haushalt des engen Verwandtenkreises, vor allem Geschwister, in ernster Notlage, wird die Bitte um Unterstützung nicht abgewiesen; wer zueinander gutnachbarliche Beziehungen im Winterquartier unterhält, kommt ebenfalls in den Genuß einer Zuwendung. Bei dieser auf Notzeiten limitierten generalisierten Reziprozität ist stets die Eigentümerfamilie eines Vorratsspeichers bevorzugt. Wenn die eine oder andere Familie in der Wintersiedlung ein Surplus hat, ist das keine Versicherung für alle, denn dieses weiterzugeben, ist ein Akt der Generosität. Begünstigt ist, wer das Winterlager mit Verwandten teilt, weil die Bereitschaft zu Nahrungsabgaben größer ist. Daraus leitet sich für die Nuklearfamilie als ökonomische Einheit ab, erstens ausreichende Eigenvorräte anzulegen und zweitens nicht isoliert, sondern in der Nähe potentieller Geber zu überwintern.

ZUSAMMENFASSUNG UND ERGEBNISSE

Risiko und Risikominimierung sind unspezialisierte Begriffe, die ethnologisch adaptiert werden müssen. Philosophisch kann Risiko als Begleiterscheinung zielgerichteter Handlungen aufgefaßt werden, wobei Risiko die Zielerreichung, verstanden als gesellschaftliche Weiterentwicklung, allenfalls stören, jedoch nicht verhindern kann (KLAUS und BUHR 1979). Risiko kann aber auch als Bedingung zur Herstellung von Sicherheit gelten gemäß der Prämisse, daß es ohne Risiko keine Sicherheit gibt. Risiko ist demzufolge ein Beschädigungs- oder Sicherheitspotential; Sicherheit muß stets neu gesucht werden (WILDAVSKY 1988:3).

Risiken als Bedrohungspotentiale werden sozial, je nach Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe, definiert. Je größer der Wohlstand, desto höher das Risikobewußtsein (DOUGLAS und WILDAVSKY 1983:11). In der Ethnologie ist der Fokus der Auseinandersetzung auf das Subsistenzrisiko gerichtet. Risiken oder Risikoquellen sind in einem gegebenen kulturellen Kontext spezifisch und als solche das Produkt externer (environmentaler) und interner (kultureller) Faktoren, was mit der Eingebettetheit ökonomischer Aktivitäten in einen größeren gesellschaftlichen Rahmen in Einklang steht, aber nicht den Lehrsatz ungültig macht, daß Wirtschaften häufig heißt, mit knappen Ressourcen oder gar extremer Verknappung umgehen zu müssen (HALSTEAD und O'SHEA 1989:6).

Zum Reduzieren von Risiken, die als Angebotsschwankungen und als Gefahr eines Einkommensausfalls definiert sind, werden spezifische Maßnahmen gesetzt, oder aber Institutionen und Strategien haben eine zusätzliche risikomindernde Funktion neben anderen Funktionen. Risikominimierungsverhalten kann ursächlich oder ein Nebeneffekt sein, das Hauptmotiv ein anderes, etwa Effizienz (BAKSH und JOHNSON 1990:196-97).

Fundamental risikoaversive Praktiken sind quasi Erwartungswerte und Voraussagen aufgrund der ökologischen und sozioökonomischen Verhältnisse. HALSTEAD und O'SHEA benennen vier Primärstrategien, und zwar Mobilität, Diversifikation, Vorratswirtschaft und Austausch. Ob sie als Verhaltensmaßnahmen zu erwarten sind, kann aus der Risikoquellenanalyse ermittelt werden.

Eine anderer Weg zum Erfassen von Risikominimierung ist es, nach den Ursachen von Verhaltensweisen zu fragen. Anhand der Primärstrategien Vorratswirtschaft und Nahrungsverteilung stellt CASHDAN (1985) fest, daß für die Nata River-Basarwa Nahrungsverteilung die günstigere Strategie ist. Aufgrund limitierender Umweltfaktoren habe sich in Nordwestkalifornien Vorratswirtschaft etabliert, ist das Ergebnis einer

Untersuchung von GOULD (1981, 1982), für Australien hingegen hat er Nahrungsverteilung als angepaßtes Verhalten identifiziert.

Ein dritter Problemkreis rankt sich um die Frage, einer Verhaltensweise oder Institution Risikominimierungspotential zuzuerkennen. WIESSNER (1982a) interpretiert den Geschenkaustausch der !Kung als Risikomaßnahme, nach PIDDOCKE (1965) wohnt dem nicht-destruktiven Potlatch der Kwakiutl ein Potential zum Nahrungsausgleich inne, J. G. SMITH (1978) ortet in der Siedlungsstruktur, spr. in der strategischen Verteilung von Jagdgruppen, lokalen und regionalen „bands“ der Chipewyan eine adaptive Maßnahme zum Lokalisieren der migratorischen Karibuherden.

Um Aktivitäten zu erkennen, die auf Risikominimierung abstellen, lassen sich also drei unscharf abgegrenzte Untersuchungsfelder isolieren: 1. Aufgrund der Risikoquellen, die sich aus der Ressourcencharakteristik ergeben, ist der Schluß auf primäre Risikostrategien möglich. 2. Die Hinwendung zu einer Primärstrategie läßt sich als kostengünstigere Maßnahme oder als Adaption an die ökologische Umwelt begründen. 3. Eine Verhaltensweise oder eine Institution kann als mit Risikopotential ausgestattet interpretiert werden.

Risikominimierungsmaßnahmen können grundsätzlich als Anpassungen verstanden werden, nicht nur als ökologische Anpassungen, sondern als Anpassungen an soziale und religiöse Normen. In das Spannungsfeld ökologischer Zwänge, technologischer Möglichkeiten, sozialer Strukturen, Werte und Normen, rechtlicher Rahmenbedingungen und religiöser Vorstellungen ist ökonomisches Handeln eingebettet. Um risikominderndes Verhalten über die von Halstead und O’Shea vorgeschlagenen Primärstrategien hinaus zu erkennen, müssen alle genannten Bereiche untersucht werden.

Der Wohlstand einer Gesellschaft ist kein Kriterium, das Risikomaßnahmen obsolet macht, weil Wohlstand in ethnologischen Termini eine relative Größe ist, die mit unterschiedlichsten, allesamt unbefriedigenden Parametern gemessen wird, wie Arbeitszeit, Populationsdichte, Ressourcenverläßlichkeit, maximale Tragfähigkeit. Nicht zuletzt, um zu zeigen, daß Wohlstandsindikatoren Subsistenzrisiken keinesfalls ausschließen, wurden Gesellschaften herangezogen und untersucht, die eine große Bandbreite zwischen „reich“ und „arm“ abdecken: die Nordwestküste mit hoher Ressourcenverläßlichkeit und hoher Bevölkerungsdichte, die Chipewyan als zu den „original affluent societies“ rechnend (J. G. SMITH 1978), die !Kung mit bekannt kurzer Arbeitszeit (LEE 1968), die Selk’nam mit hoher Ressourcenverläßlichkeit (CHAPMAN 1982:59), die Westlichen Shoshonen mit unverläßlichen Ressourcen, schließlich die arktischen Netsilik, die großem ökologischen Druck ausgesetzt sind (BALIKCI 1969:81-82; RASMUSSEN 1931:134-39). Die Tatsache, daß eine Gesellschaft über Generationen unter bestimmten ökologischen Bedingungen bestehen kann, schlichtweg, daß die Gesellschaft existiert, heißt, daß sie über taugliche Ausgleichsstrategien verfügt.

Für den kontrollierten Vergleich wurden drei egalitäre Gesellschaften aus drei Kulturarealen mit verschiedenen Subsistenzbedingungen und gesellschaftlichen Organisationsstrukturen ausgewählt, das sind die nicht-territorialen Netsilik als arktische Jäger und Fischer, die territorialen Selk'nam Feuerlands als terrestrische Jäger und die Westlichen Shoshonen des zentralen Intermontanen Beckens als Sammler und Jäger mit Vorratswirtschaft und Winterseßhaftigkeit.

Da der ökonomische Handlungsspielraum ökologisch begrenzt ist, wurde zuerst Halstead und O'Shea folgend eine Bestimmung der Risiken aus der Natur vorgenommen. Da die Ökonomie weiters in die sozialen (und religiösen) Beziehungen eingebettet ist (POLANYI 1978:75), wurden Verwandtschaftsstruktur und maßgebliche Organisationsprinzipien auf nicht-verwandtschaftlicher Basis untersucht. Als Untersuchungszeitraum wurde zur Erfassung saisonaler Differenzen in Organisation und Verhalten ein Jahr gewählt. In jeder Untersuchungseinheit wurden in Anlehnung an Halstead und O'Shea und über ihren Ansatz hinausgehend jene wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Verhaltensweisen untersucht und bewertet, die angetan sind, Subsistenzsicherheit zu erhalten und herzustellen. Das sind einerseits jene, die einen engen Konnex zu den natürlichen Umweltbedingungen und dem gegebenen technologischen Wissensstand aufweisen, wie Bevorratung für ressourcenarme Perioden, Maßnahmen zum Schutz vor der Witterung, Transportmittel, Diversifikation, Mobilität zum Ressourcenerwerb, Gewinnungsmethoden, andererseits sind Interaktionen zwischen Individuen und Gruppen das Feld, in dem im Rahmen sozialer Normen ein Ausgleich von Lasten, von materiellen und immateriellen Gütern möglich ist. Verhalten wird nicht zuletzt von Vorstellungen über das Zusammenwirken von Mensch, Natur und Übernatürlichem bestimmt, und stellt daher darauf ab, diese Harmonie durch Beachtung „religiöser" Regeln zu erhalten, um das Ausbleiben der vitalen Nahrungslieferanten zu verhindern. Der soziale Konnex von Risikominimierung wurde anhand von Nutzungsrechten, Kooperationsformen, geschlechtlicher Arbeitsteilung, Tauschhandel und Nahrungsverteilung dargestellt.

Erst aus der umfassenden Betrachtung von ökologischen Voraussetzungen, sozialen Verhältnissen und ökonomischen Verhaltensweisen erschlossen sich die Komplexe, in denen entscheidende Verteilungsvorgänge stattfinden. Nach der Bewertung der Risikopotentiale hat sich wenig überraschend gezeigt, daß soziale Ausgleichsmaßnahmen in jeder Gesellschaft in verschiedenen Ausformungen zutage treten. Überraschend war hingegen das Ergebnis, daß sie pro Untersuchungseinheit auf einer jeweils anderen Stufe des Wirtschaftsgeschehens dominieren. Indem Ökonomie durch die Einbindung der Lokalisierung von Ressourcen und der Zugangsberechtigung zu Ressourcen weiter gefaßt wurde als dies bei der substantivistischen Auffassung von Wirtschaft mit Güterbereitstellung, Distribution, Konsumation geschieht, konnte festgestellt werden, daß der maßgebliche Ausgleichsmodus zur Verteilung der Ressourcen bei den Westlichen Shoshonen im Informationsaustausch über Pflanzenstandorte liegt. Bei den Selk'nam ist

der wechselseitige Zugang zum Landbesitz der territorialen Deszendenzgruppen ausschlaggebend, bei den Netsilik hingegen dominiert „ausgeglichener“ und generalisierter Nahrungsaustausch.

Wenn Risiko mit Einkommensschwankungen und der Möglichkeit eines Ausfalls (CASHDAN 1985; WIESSNER 1977, 1982b) gleichgesetzt wird, dann ist Risikominimierung als Bemühen zur Herstellung eines Ausgleichs über Zeit und Raum aufzufassen. Die notwendige Herstellung eines Ausgleichs kann entlang konzentrischer Kreise von Nähe untersucht werden (Kernfamilie, erweiterte Familie, Jagdgruppe, Lokalgruppe, territoriale Verwandtschaftsgruppe, regionale „band“) (vgl. SAHLINS 1972:198-99), aber auch entlang der Stadien des Produktionsprozesses im weiteren Sinne: Nutzungsrechte, Lokalisierung, Gewinnung, Distribution, Konsumation.

Das Ausgleichsproblem innerhalb der Nuklearfamilie wurde anhand der geschlechtlichen Arbeitsteilung, gewissermaßen als Sonderform des Teilens, verstanden als reziproke ökonomische Beziehung zwischen den Geschlechtern (LEACOCK und LEE 1982:9), dargestellt. Indikator für die Relation von geschlechtlicher Arbeitsteilung und Risikominimierung ist die Fähigkeit eines Geschlechts, ohne das andere seine grundlegenden materiellen Bedürfnisse über eine unbestimmte Zeit zu sichern. Wie weit dies möglich ist, hängt von der kulturell installierten, ökonomischen Aufgabenteilung ab, wie weit dies nötig ist, hängt von der Eingebundenheit in einen größeren sozialen Rahmen ab.

Bei den Netsilik ist die Nahrungsbereitstellung den Männern zugeordnet und die umfangreichen Maßnahmen zum Kälteschutz wie auch das Nähen der Kajakbespannung der Frau, wofür der Jäger das Rohmaterial herbeischafft. Sie übt Hilfsdienste bei der Jagd aus, ist aber nicht in der Lage, ein Beutetier zu erlegen. Sie beteiligt sich beim kommunalen Fischfang und dürfte den Umgang mit Fischhaken und Fischspeer beherrschen. Der Mann hingegen ist nicht darin geübt, sich die Bekleidung anzufertigen, die er Winter wie Sommer braucht. Somit ist die Frau mit Ausnahme der Phasen, in denen Fischfang möglich ist, völlig auf die Zuwendungen des Mannes angewiesen, die Abhängigkeit des Mannes ist gering, weil seine Garderobe nur einmal jährlich erneuert wird, wenn auch zwischendurch Reparaturen anfallen. Da die Kernfamilie niemals autonom, sondern im Rahmen der erweiterten Familie agiert, wird die Abhängigkeit der Frau vom Ehegatten als Ernährer abgefangen.

Die enge Familie (*aska*) als zentrale ökonomische Einheit der Selk’nam agiert häufig außerhalb des Rahmens einer Familiengruppe. Vor allem ist der Mann der Ernährer, weil mit der Jagd auf das Guanaco der hauptsächliche Unterhalt durch Gewinnung von Fleisch und Häuten, deren Verarbeitung der Frau obliegt, bestritten wird. Aus den Häuten werden Umhänge und Zeltbespannungen gefertigt. Die Dominanz des Guanacos ist im Norden des Territoriums durch die Jagd auf die kleinen Nagetiere Cururo und Tucotuco und an der Küste durch Fischfang und das Sammeln von Schalentieren zurückgedrängt,

Gewinnungsaktivitäten, deren auch die Frau mächtig ist. Zweifellos braucht die Frau die materiellen Zuwendungen des Mannes mehr als umgekehrt, der Mann kann sich ohne Einschränkungen selbst versorgen. Da jedoch generell lagerweite Verteilung aller Nahrungsmittel praktiziert wird und die Verpflichtung von Abgabenleistungen an Bedürftige besteht, egal, ob Geber und Empfänger verwandtschaftlich oder freundschaftlich verbunden sind, ist der Ehemann als Versorger ersetzbar. Darüber hinaus ist es der Frau unbenommen, auf den Landbesitz ihrer Deszendenzgruppe zurückzukehren, wo ihr Unterstützung gewiß ist.
Die Verhältnisse bei den Westlichen Shoshonen stellen sich in mehrfacher Hinsicht anders dar. Die Frau in erster Linie stellt Samen, Nüsse, Wurzeln und Beeren bereit, die dem unmittelbaren Konsum zugeführt werden und die sie zu Vorräten zum Abfangen von Ausfällen und für den unproduktiven Winter verarbeitet. Außerdem sammelt und erbeutet sie Insekten und kleine Nagetiere, beteiligt sich als Treiberin bei kommunalen Jagdereignissen, ist mit der Verarbeitung von Häuten und Fellen vertraut und beherrscht die Flechterei. Der Mann erwirtschaftet weniger als ein Viertel der Nahrung mit Großwild-, Hasen- und Nagetierjagd, aber er betätigt sich gleichfalls in der Verarbeitung von Fellen und beteiligt sich an einem dringenden Sammelunternehmen, vor allem bei der Pinienernte. Die Nuklearfamilie gilt als strikt unabhängige ökonomische Einheit, die für den Eigenbedarf wirtschaftet. Die wechselseitige Ersetzbarkeit der Geschlechter ist stärker gegeben als bei den Netsilik und Selk'nam. Zwar geht die Frau nicht auf die Jagd, da aber mit Jagdwild nur ein kleiner Teil der Ernährung abgedeckt wird, fällt diese Restriktion nicht ins Gewicht. Der Mann hingegen vermag weit in den femininen Bereich hineinzugreifen, was seine relative Unabhängigkeit vergrößert. Prinzipiell sind die von den Familienmitgliedern erwirtschafteten Güter für den Eigenbedarf bestimmt und werden nicht an Außenstehende verteilt. In Notfällen ist es aber üblich, an Bedürftige Nahrungsmittel abzugeben, soweit die eigene Versorgung nicht in Frage gestellt ist. Die Bereitschaft, die Vorräte zu teilen, ist gegenüber engen Verwandten größer. Bei Engpässen können sich Mann und Frau an Verwandte wenden und tut gut daran, ihr Winterlager in deren Nähe aufzuschlagen.

Wie bereits angesprochen, können Risikominimierungsmaßnahmen auch entlang der Stufen eines weit gefaßten Produktionsprozesses, der Ressourcenlokalisierung und -zugang einschließt, beobachtet werden. Die Ressourcenlokalisierung durch Informationsaustausch ist ein Teilen von Wissen, der wechselseitige Zugang zu Gebieten mit natürlichen Gütern ist ein Teilen von Orten und das wechselseitige Geben und Empfangen von gewonnenen Gütern ist - vor allem – Teilen von Nahrung. Das Verhältnis der Formen der Teilens zueinander, ihre Interdependenz, wurde im Interpretationsteil genauer herausgearbeitet und begründet.

Als dominierende Form des Teilens hat sich für die Westlichen Shoshonen das Teilen von Wissen erwiesen, dessen Vorrangstellung sich indirekt erschließt. Landrechte und Zugangsbarrieren zu den natürlichen Rohstoffen sind praktisch unbekannt. Hier läßt sich ökologisch argumentieren, daß ein Verteidigen unverläßlicher Ressourcen keinen ökonomischen Vorteil bringt. Nuklearfamilien und Familiencluster sorgen weitestgehend für den eigenen Bedarf, Nahrungsverteilung betrifft nur kooperativ gejagte Hasen und Antilopen und von Einzeljägern erlegtes Großwild, alles Ereignisse von Seltenheitswert. Das Gros der Nahrung machen familiär gesammelte Piniennüsse, Grassamen, Bohnen und Früchte aus, die für den Eigenbedarf geerntet und dem unmittelbaren Konsum sowie dem Konsum in unproduktiven Perioden, besonders im Winter zugeführt werden. Das Anlegen von Vorräten ist eine unvermeidliche Maßnahme, die sich aus dem Verhältnis tierischer zu pflanzlicher Nutzarten und aus der Saisonalität ergibt.

Vorräte gehören den Produzenten; an bedürftige enge Verwandte, aber auch an Lagergenossen wird nach Aufforderung ein Anteil abgegeben; dieser Akt der Generosität liegt im Ermessen der Frau als Besitzerin der Vorräte. Die Voraussetzungen, daß also jede ökonomische Einheit Vorräte im Ausmaß des erwarteten Winterbedarfes produzieren kann, müssen angesichts nicht-etablierter Verteilungsverpflichtungen anderswo liegen. Wenn Verteilung und Konsumation als die Endpunkte des Produktionsprozesses begriffen werden, diese aber nicht als entscheidende Strategien des Nahrungsausgleiches in Erscheinung treten, ist die Frage zu stellen, ob der notwendige Ausgleich bereits in einem vorgelagerten Bereich hergestellt wird. Die plausible Antwort ist, daß der Informationsaustausch über Aufenthaltsorte von Ressourcen eine Ausgleichsfunktion erfüllt. Da die Plätze, an denen samentragende Gräser und pinientragende Bäume zu finden sind, jährlich in Abhängigkeit von Regen und aus artspezifischen Gründen wechseln, ist das Teilen von Wissen um diese Standorte der entscheidende Faktor zur Erzeugung von Subsistenzsicherheit. Gleichzeitig werden Informationen über Aufenthalt und Absichten anderer Sammlergruppen mittransportiert. Mit dem Austausch von Informationen wird zugleich eine Verteilung der Nutzer im Raum herbeigeführt.

Exklusive Nutzungsansprüche an wohldefinierten Flächen sind nicht etabliert, jedoch wird ein vorrangiges Recht an einem zufälligen Pflanzenstandort akzeptiert. Eine Familie braucht angesichts der normalerweise geringen Dichte an Nahrungspflanzen pro Sammelunternehmen ein großes Areal, um ihren Bedarf zu decken. An einem dieser dürftigen Pflanzenstandorte hat die erste Sammlergruppe am Platz das Vorrecht, es wird nicht geduldet, daß später Hinzutreffende die Ernte der ersten Sammler schmälern, d.h. sie weniger ernten können, als in den paar Tagen vom Ausreifen bis zum Ausfallen der Samen möglich ist. Das vorhandene Nahrungsangebot spr. das Areal wird also nicht zu Lasten aller Anwesenden aufgeteilt. Wer später kommt, muß sich mit entfernten, zweitklassigen Plätzen begnügen, oder muß weiterziehen. Um diese Konkurrenzsituation zu vermeiden, bei der das Risiko, leer auszugehen, völlig an der später angekommenen Sammlergruppe

hängenbleibt und für sie ernsthafte Folgen haben kann, ist es umso verständlicher, daß diesem Szenario vorgebeugt wird.
Das Wissen um Sammelplätze wird verbreitet und scheint für die sommerliche Nahrungssuche, die auf ein Aufsuchen vieler hintereinander liegender Standorte mit dünn verteilten Pflanzen ausgelegt ist, noch mehr zu zählen als für die herbstliche Pinienernte. Bereits während der Produktionssaison dürfte sich durch Beobachtung erweisen, welche Wälder eine gute Ernte versprechen. Indem dieses Wissen vor der Erntesaison bereits kursiert, kann sich eine Lokalgruppe auf einen bestimmten Ernteplatz einstellen, der in der engeren Umgebung des üblichen Winterlagerplatzes oder in großer Distanz liegen mag. In der Nutzungsphase selbst ist es der village-chief, der allen Familien gleichwertige Sammelplätze zuteilt und mit diesem Lenkungsmaßnahme für einen lokalen Nahrungsausgleich im Sinne einer Gleichverteilung des Angebotes sorgt.

Die Selk'nam stellen den Ausgleich der Güter regional durch wechselseitig gewährten Zugang zum Landbesitz von Verwandtschaftsgruppen und lokal durch generalisierte Nahrungsverteilung her. Den Ressourcen auf dem insularen Territorium wird ein hohes Maß an Verläßlichkeit zugeschrieben (CHAPMAN 1982:59). Die primären faunalen Arten sind reviergebunden und daher vorhersehbar, sie sind dünn und relativ gleichmäßig verteilt. Die gesellschaftliche Organisation basiert auf Deszendenzgruppen, die als landbesitzende Aggregate in Erscheinung treten; das Land (*haruwen*) wird in der Patrilinie weitervererbt. Das Land wurde der Überlieferung nach in der Vorzeit (*hoowin*) von der Eule *K'aux* einem mythischen Ahnen zugewiesen (CHAPMAN 1982:44-46, 54, 65). Die Mitglieder der Patrigruppe sind über die Güter ihres Landes exklusiv und völlig gleichwertig verfügungsberechtigt; sie dulden kein unbefugtes Betreten, geschweige denn unbefugte Nutzung. Innerhalb ihres Gebietes sind die Bewohner sehr beweglich, sie verteilen sich auf kleine, familiäre, variabel komponierte Camps und pflegen regen Verkehr untereinander.
Mißachtung der Besitzrechte ist ein grobes Eigentumsdelikt und führt zu ernsthaften, gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Geschädigten und Rechtsverletzern. Eine Korrelation zwischen Ressourcenverteilung und –verläßlichkeit und Territorialität herzustellen ist zweifelsohne naheliegend und würde einen „mythologisch-ökologischen" Konnex bedeuten, der hier nur vermutet, aber nicht verifiziert werden kann. Nichts desto trotz sind Territorialität und die damit verbundene Verteidigungsbereitschaft geeignete Institutionen, den geordneten Zugang zu den Gütern sicherzustellen.
Jeder, der nicht Mitglied der Lineage ist und das Land zu betreten wünscht, muß sich identifizieren und eine Eintrittserlaubnis einholen. Auch wenn kein Affinal- oder Konsanguinalverhältnis zu einem Lineagemitglied oder eine freundschaftliche Beziehung besteht, wird der Einlaß nicht verweigert, schon gar nicht, wenn Nahrungsmangel im eigenen *haruwen*-Distrikt Anlaß des Besuches ist. Einzig Personen und Gruppen, mit denen Fehden bestehen und kriegerische Handlungen stattfanden, sind ausgeschlossen.

Gewährter Zugang ist gleichzusetzen mit umfassender Sorge für das leibliche Wohl. Besucher haben den Status von Gästen und sind von der selbständigen Nahrungssuche entbunden, nicht aus Zuvorkommenheit, sondern als Kontrollmaßnahme, die das Wissen um Zustand und Fülle der Ressourcen bei den *haruwen*-Eignern konzentriert. Der Bedarf der Besucher wird von den Gastgebern erwirtschaftet.
Alle erworbenen Güter, ob Sammelnahrung der Frau oder Wild, werden lagerweit geteilt. Mit der Verteilung über das ganze Camp, die immer durchgeführt wird, bleibt der lokale Ausgleich gewahrt. Die Nahrungsproduzenten bestimmen, wie groß die Abgaben an die Anwesenden ausfallen; einen kleinen Anteil erhält jeder Haushalt. Vorrangig hat der Nahrungsproduzent und Besitzer das Wohl von Ehepartnern, Kindern, Eltern, Schwiegereltern und Gästen im Auge; ihnen gegenüber hat er Obligationen, ihnen wird bevorzugte Behandlung zuteil. Unabhängig vom Verhältnis zum Produzenten gehört jeder, der akuten Bedarf hat, zum bevorzugten Bezieherkreis. Die Begünstigung der Besucher, selbst wenn sie den Gebern nicht nahestehen, erklärt sich aus der Erwartung einer Hilfeleistung, wenn die Nahrung im eigenen Distrikt knapp wird.

Das Territorium der Netsilik ist ein gemeinsames Ganzes, die Mitglieder der Gesellschaft sind in ihrer Bewegungsfreiheit und in der Wahl ihrer Jagd- und Fischfanggründe völlig uneingeschränkt, eine installierte Reglementierung des Zuganges zu Boden und natürlichen Rohstoffen ist unbekannt. Die Gesellschaft besteht aus sechs regionalen „bands“; zwei Drittel der Mitglieder bleiben über die Jahre gleich (BALIKCI 1970:XX-XXI; DAMAS 1969a:126). Eine Region zeichnet sich durch eine Anzahl prominenter Ressourcenstandorte, das sind Karibuquerungsstellen und Fischdämme, aus. Die lokalen Gruppen, bestehend aus einer oder mehreren erweiterten Familien, verteilen sich nach Beendigung des winterlichen Robbenfanges auf die einzelnen Jagdareale in der Region, die jedes für sich relativ verläßlichen Ertrag verspricht. Im winterlichen Lager auf dem Eis hingegen versammelt sich die regionale „band“ über Verwandtschaftsgrenzen und Sympathien hinweg, weil der Jagderfolg durch eine große Jägerzahl relativ zur Teilnehmerzahl vergrößert wird, was mit dem artspezifischen Revier- und physiologischen Verhalten der Robbe unter der Eisoberfläche zu tun hat.
Der differierenden Komposition der sommerlichen und winterlichen Siedlungseinheit folgen verschiedene Nahrungsverteilungsregeln. Die sommerlichen Lager bestehen zumindest aus einer erweiterten Familie, niemals nur aus einer Nuklearfamilie. Was die Angehörigen der erweiterten Familie an Gütern erwerben, ist gemeinschaftlicher Besitz, der allen gleichmäßig zugute kommt. Die erweiterte Familie läßt unproduktive Lagerbewohner an ihren Erträgen durch Geschenkgaben teilhaben. Mehrere erweiterte Familien an einem Gewinnungsort behalten die erworbenen Güter für den eigenen, unmittelbaren und späteren Bedarf, der als Vorrat beiseitegestellt wird. Im Falle einer

Verknappung des Angebotes werden die Erträge über das ganze Lager verteilt, sodaß jeder die gleiche Menge zur Verfügung hat; die Produzenten sind nicht bevorzugt.
Der Winter erscheint im Lichte von Verteilungsregeln prinzipiell als Periode der Verknappung, weil lagerweite Nahrungsverteilung praktiziert wird. Den Winter als kritische Phase einzustufen, ist plausibel, weil keine nennenswerten Ernährungsalternativen und keine alternative Wärme- und Kochenergie zum Robbentran zur Verfügung stehen. Aus der Struktur der personellen Zusammensetzung des Robbenlagers wird die Struktur der lagerweiten Verteilung plausibel. Definierte, wechselseitige Transaktionen von Robbenfleisch und –tran zwischen nicht-verwandten Jägern erzeugen quer über das Lager ein verläßliches Distributionsnetzwerk, das eine Gleichverteilung der punktuellen Robbenerträge ermöglicht. Jeder Mann ist mit mehreren Partnern verbunden, und jede einzelne Partnerschaft ist Ausdruck der Verpflichtung zur Abgabe und Ausdruck des Rechts zum Empfangen eines vorbestimmten Teiles der Robbenbeute. Die Anteile, die der Jäger erhält, gehen analog dem Sommerlager in den Besitz seiner erweiterten Familie als kleinster Distributionseinheit über.

Das Verständnis von Risikominimierung als gesellschaftliches und damit gleichzeitig individuelles Anliegen basiert auf dem Ausgleich von Versorgungsschwankungen und dem Abfangen von Ertragsausfällen. Das grundlegende Ausgleichsprinzip der Subsistenzwirtschaft heißt Umverteilung von Wissen (Information), Personen (Mobilität), Arbeit (geschlechtliche Arbeitsteilung) und Gütern. Das Spektrum an Möglichkeiten, das einer Gesellschaft zur Verfügung steht, ist abhängig von ökologischen Bedingungen, vom technischen Wissensstand und von der sozialen und ökonomischen Organisationsstruktur. Als Ergebnis der Untersuchung wurde die kulturspezifische Verschiedenheit der Proportionalität der „Formen des Teilens“ sichtbar.
Die intrafamiliäre Aufteilung der Arbeit kann für beide Geschlechter relative Unabhängigkeit bedeuten wie bei den Westlichen Shoshonen, kann die Frau eng an den Mann als Nahrungs- und Rohstoffbeschaffer koppeln wie bei den Netsilik oder ein saisonal wechselndes Abhängigkeitsverhältnis zeitigen wie bei den Selk’nam.
Generalisierte Nahrungsverteilung kann bei Verknappung abnehmen wie bei den Westlichen Shoshonen (genau genommen beginnt sie erst bei Verknappung) und die Nahrungsbesitzer begünstigen, sie kann zunehmen wie bei den Netsilik, oder zunehmen und gleichzeitig die Nahrungsbesitzer begünstigen wie bei den Selk’nam. Sie kann in kritisch eingestuften Zeiten durch „ausgeglichene“ Verteilung ersetzt werden wie von den Netsilik vorexerziert. Alle Anwesenden ohne Ansehen der Stellung zueinander werden berücksichtigt. Generalisierte Reziprozität wird bei den Westlichen Shoshonen bei individuellem Nahrungsmangel zu Winterende weitgehend durch demand-sharing ersetzt. Generalisierte Reziprozität findet innerhalb der erweiterten Netsilik-Familie statt; sind die Erträge schlecht, ist das ganze Lager einbezogen.

Wer die Hürde der Zutrittserteilung überwunden hat und im *haruwen* einer Selk'nam-Lineage Aufnahme findet, wird von den *haruwen*-Besitzern mit allem Nötigen versorgt. Innerhalb der Lokalgruppe werden alle Erträge generalisiert verteilt, kein Anwesender geht leer aus, schon gar nicht die Besucher. Die Erlaubnis zum Betreten eines fremden *haruwen*-Distriktes wird wechselseitig vergeben und damit der entscheidende Schritt in der überregionalen Versorgungssicherung gesetzt.
Die Netsilik wählen ihre Lager- und Fangplätze nach freiem Ermessen, die Versorgung wird durch generalisiertes Teilen in der erweiterten Familie und bei Engpässen durch verpflichtendes lagerweites Teilen gesichert, an dessen Stelle im Winter „ausgeglichene" Reziprozität tritt.
Ungehinderter Beweglichkeit erfreuen sich auch die Westlichen Shoshonen, aber sie profitieren im Ernstfall nicht von institutionalisierter generalisierter oder „ausgeglichener" Reziprozität. Die weitgehend selbstversorgenden Einzelfamilien und Familiencluster steuern gezielt Lokalitäten zum Nahrungserwerb an, die ihnen durch Informationsaustausch bekannt wurden und akkumulieren an aufeinanderfolgenden Sammelplätzen den prognostizierten, individuellen Winterbedarf.

Nur indem Wirtschaft im weiteren Sinne untersucht wird und die sozialen und technoökologischen Rahmenbedingungen erfaßt werden, kann die Proportionalität der Institutionen und Maßnahmen, die den Risikoausgleich herbeiführen, erkannt werden. Die - naheliegende – Beschränkung auf Nahrungsverteilungspraktiken greift zu kurz. Eine Berücksichtigung von Maßnahmen im Vorfeld ist unbedingt erforderlich. Die Notwendigkeit organisierter Ressourcenlokalisierung oder die Erlangung von Zugangsrechten kann in anderen Gesellschaften sekundär sein oder andere Formen annehmen. Etwa ist bei den !Kung der Geschenkaustausch das maßgebliche Vehikel zur wohlwollenden Aufnahme in eine *!nore*, (WIESSNER 1977) einem Distrikt, der dem Selk'nam-*haruwen* vergleichbar ist und mit vererbbaren Nutzungsrechten konnotiert ist. In anderen Gesellschaften können andere Formen des Teilens im Vordergrund stehen, die in dieser Untersuchung nicht berührt wurden, etwa die Herstellung eines Ausgleichs von Gütern durch interethnische Beziehungen. Daß mit dieser Untersuchung nur ein Ausschnitt der ethnographischen Vielfalt erfaßt wurde, steht außer Frage.

ANMERKUNGEN

1

Im risk-response-Bereich wird allerdings zu sehen sein, daß individuelles Risiko sehr wohl die Gruppe tangiert, nämlich dann, wenn beim risk-pooling individuelles Risiko auf die Gruppe übertragen wird. Dieser Versicherungsansatz wird bei den Risikominimierungsstrategien erläutert (vgl. CASHDAN 1985; WIESSNER 1982a, 1982b).

2

Vgl. BAKSH und JOHNSON (1990), die in ihre kulturspezifische Risikoquellenanalyse auch individuelle Risiken, hervorgerufen durch Gefahren in der Natur, einschließen. Darauf wird im Abschnitt Risikoquellen näher eingegangen.

3

Ich beziehe mich auf die neu bearbeitete und erweiterte Ausgabe des „Marxistisch-leninistischen Wörterbuches der Philosophie“, die ab 1973 aufgelegt wurde. Die erste Ausgabe datiert 1964. Aus der Zeit heraus muß der Glaube an die Beherrschbarkeit und Machbarkeit verstanden werden – dank Wissenschaft und technischem Fortschritt. Der Mensch als Maß aller Dinge hat alles unter Kontrolle, seine Handlungen als auch die Natur.

4

Der Begriff Unsicherheit spielt in der Theorie der optimalen Nahrungssuche eine Rolle und wird dort komplementär zum Begriff Risiko gebraucht (vgl. MOORE 1981, E. A. SMITH 1988).

5

Beispiel Energieversorgung: Die ökologischen Folgen von riesigen Flußkraftwerken sind nicht vorhersehbar. Noch nachhaltigere Risiken birgt die Sicherung von Atomkraftwerken und Atommüllagern. Beides wird tendenziell durch staatliche Programme gefördert und realisiert. Energiegewinnung durch Sonnenkraft hat eher den Charakter dezentralisierten Engagements. Die Versorgungseinheiten sind kleiner, Fehlversuche haben beschränkte Konsequenzen. Die Sicherstellung der Versorgung sollte beide „Seiten“ brauchen. Von der Sicherheitsseite ist daher eine stärkere Hinwendung zur Sonnentechnologie und ähnlichen Alternativen bei gleichzeitiger Zurückdrängung „großer“, schwer kontrollierbarer Technologien naheliegend.

6

„Etisch“ referiert in der Ethnologie auf die Interpretation soziokultureller Phänomene durch den wissenschaftlichen Beobachter, der nicht Mitglied der untersuchten Gesellschaft ist, wohingegen die innere Sicht, die „emische“ Sicht, die Kategorien der Handelnden in die Interpretation einbezieht (s. HIRSCHBERG 1988:116).

7

Die soziale Bewußtseinslage legt fest, welche Risiken es wert sind, beachtet zu werden, so die Kernaussage von DOUGLAS und WILDAVSKY. Risiko ist eine kollektive Konstruktion. Die Untersuchung bezieht sich auf die amerikanische Gesellschaft. Drei grundlegende Risikobereiche werden erkannt: Gewalt in Form von Krieg, Terrorismus, Kriminalität; Gefährdung durch Technologie; wirtschaftlicher Zusammenbruch. Mit diesen Basiskategorien können drei

Extrempositionen soziopolitischer Denkart verbunden werden. Die Hierarchisten (hierarchists) sehen in den Formen der Gewalt die größte Bedrohung. Technologischer Fortschritt und seine Folgen stehen für die sogenannten Sektierer (sectarians) an oberster Stelle der Gefahrenskala. Das zentrale Anliegen der marktindividualistischen Position (market individualists) schließlich ist die ökonomische Prosperität (1983:186-94). Überspitzt gesagt: Die Auswahl der beachtenswerten Gefährdungspotentiale ist eins mit der Wahl der sozialen Lebensform. „Common values lead to common fears... .“ (1983:8) Das Zugeneigtsein zu einer Position bestimmt das Bewußtsein.

8

Bereits 1955 hat Rüdiger SCHOTT das Thema Risikoausgleich in Zusammenhang mit Nahrungsverteilungsregeln bei den Pygmäenvölkern Afrikas und den Feuerlandindianern Südamerikas behandelt.

9

WIESSNER, Pauline (1982a) Risk, reciprocity and social influence on !Kung San economics. In: Leacock und Lee, eds.: Politics and history in band societies. S. 61-84.

10

SMITH, Eric A. (1988) Risk and uncertainty in the „original affluent society“: Evolutionary ecology of resource-sharing and land tenure. In: Ingold, Riches und Woodburn, eds.: Hunters and gatherers 1: History, evolution and social change. S. 222-51.

11

Environments mit ausgeprägter oder vorhandener Saisonalität werden als weniger stabil wie tropische Klimate betrachtet (HALSTEAD und O’SHEA 1989:126). Saisonalität und antizyklische Verknappungen werden offenbar gleichgesetzt. Von Ansatz her sind äquatoriale Gesellschaften zwar nicht ausgeschlossen, jedoch scheint er eher in Blickrichtung Saisonalität (gemäßigte und kalte Zonen, die global den Großteil der Gesellschaften beherbergen) konzipiert zu sein.

12

Gegensätzlich hierzu verweisen HALSTEAD und O’SHEA (1989) auf die Notwendigkeit, archäologische, prähistorische (aufgrund dieses Materials, das Aufschluß über klimatische und ökologische Bedingungen und über Technologie und Subsistenzweise gibt, kann auf Verhaltensweisen rückgeschlossen werden) und ethnographische Daten einzubeziehen, was konsequenterweise für eine diachronische Analyse naheliegt.

13

Engpässe, soweit sie überhaupt vorkommen, sind haushaltsbezogen. In schwerwiegenden Fällen gibt es die Möglichkeit, Wohlstandsgüter („treasures“) gegen Nahrungsmittel zu tauschen, „a rare and difficult transaction“, wie GOULD (1982:75) schreibt. Wohlstand, hier verstanden als Reichtum aus der Natur und nicht im SAHLINSschen Sinne von „Zen road to affluence“ (1972:2), wird von GOULD mit minimalem Risiko gleichgesetzt (1982:76).

14

Vgl. MARSHALL (1961) die den Geschenkaustausch als Mittel zur Konfliktlösung beschreibt.

15

Wohlstand in diesem Kontext meint nicht Subsistenzsicherheit durch Reichtum in der Natur und meint nicht volle Vorratsspeicher, sondern meint non-food-Wohlstandsgüter (Decken).

16

Monokultur birgt die Gefahr der Auslaugung sensibler Böden, Spezialisierung auf ein Produkt führt zu Härten bei Preisverfall, bei Viehzüchtern können endemische Krankheiten den Verlust der Herde bedeuten.

17

Die scharfe Trennung von Prestige- und Subsistenzökonomie bei den Tolowa, von DuBois eingeführt (in GOULD 1981:452; SUTTLES 1968:59-60), konnte in dieser Form nicht aufrechterhalten werden. DuBois meinte, die Prestigeökonomie sei ein eigener Kreislauf mit Gegenständen, an denen zeitweise Mangel herrschte (Obsidianscheiben, Woodpeckerskalps, Dentaliamuscheln). Sie dienten indirekt zum Kauf von Frauen, aber nur äußerst selten zum Kauf von Nahrung. Die Subsistenzwirtschaft lief parallel dazu. Produktivitätsunterschiede ergaben sich aus der Anzahl der arbeitenden Frauen pro Haushalt. GOULD (1981:449-52) weist diese Trennung zurück und bewertet die Prestigegüter als allgemeines Zahlungsmittel, das auch zum Nahrungsmittelkauf verwendet wird, und sieht nur einen einzigen Wirtschaftskreislauf.

18

Ein weiterer „besserer Grund“ (= „kultureller“ Grund) für Nahrungsspeicherung sei für die Chinook die Definition des Winters als Zeremonialsaison gewesen, in der keine Nahrungssuche stattfinden sollte. Diese Zuordnung des Winters als unproduktive Phase sowie die Prestigesuche als kulturelle Gründe, die über den Sachzwang eines möglichen Ressourcenausfalles dominieren, „may explain why they sometimes did improvidently eat up all their stores in feasting, as Poole reported for the Haida.“ (SUTTLES 1968:64)

19

Überfluß als natürlicher Reichtum läßt sich nur in Relation zur Zahl der Nutzer definieren (GOULD 1982:73). Das führt zur Frage der Tragfähigkeit und ihrer Meßbarkeit. Tragfähigkeit (carrying capacity) bezeichnet die maximale Bevölkerungsdichte eines Organismus, bezogen auf ein gegebenes Environment. Wenn sich diese Größe auch mathematisch quantifizieren läßt, so ist keineswegs klar, was sie tatsächlich repräsentiert, insbesondere, wenn sie auf menschliche Populationen angelegt wird, wo zusätzlich kulturelle Faktoren einwirken (BAUMHOFF 1981:77-78), weswegen maximale Bevölkerungsdichte und der Punkt abnehmender Ertragszuwächse als problematische Werte in der Humanökologie gelten (BARGATZKY 1986:79-83, 167-82). BAUMHOFF (ebd.) paraphrasiert Cohen, indem er formuliert: „It was not until the human population reached its worldwide carrying capacity as hunter-gatherers that it took up agricultural ways“. Er betrachtet die Tragfähigkeit als eine Art Plateau, das, wenn es eine Zeitperiode gleichbleibt, als Entwicklungsstufe bezeichnet werden kann. BAUMHOFF versucht dennoch, das Konzept der Tragfähigkeit auf die indigenen Nordkalifornier anzuwenden und rekonstruiert, daß die maximale Tragfähigkeit wahrscheinlich erreicht wurde mit der Ausnahme der Hauptressource Eicheln. Die Eichelverfügbarkeit isoliert betrachtet hätte vermutlich eine höhere Bevölkerungsdichte erlaubt. Thesen und mutige Interpretationen dieser Art müssen zwangsläufig Spekulation bleiben. BAUMHOFF geht von gegebenen Bedingungen aus und sucht eine Antwort auf die Frage, ob der Plafond erreicht war oder nicht. HAYDEN (1981:352) hingegen lehnt das Konzept der Tragfähigkeit insofern ab, als er es für unmöglich hält, einen konkreten Maximalwert für ein Gebiet anzugeben, ohne jedoch Schätzwerte als fallweise nützliche Parameter abzulehnen. Allerdings, daß sich die Unbestimmbarkeit des Wertes der maximalen Tragfähigkeit daraus ergeben soll, daß (definitionsgemäß) die Bewohndichte aller überlebenden menschlichen Gruppen unterhalb der maximalen Tragfähigkeit ihres Lebensraumes bleibt/blieb, ist nicht ganz nachvollziehbar.
HARRIS (1989:87-89) ist hier etwas genauer und betrachtet technologischen Wandel als Reaktion auf abnehmende Ertragszuwächse. Der Punkt abnehmender Ertragszuwächse ist früher erreicht,

muß aber noch lange nicht zu Produktionseinbußen führen, nämlich dann nicht, wenn mehr Menschen pro Produktionseinheit eingesetzt werden oder wenn sie mehr Arbeitszeit investieren. Die Überschreitung der maximalen Tragfähigkeit führt aber zu Produktionsrückgängen infolge irreversibler Schäden im Ökosystem. In diesem Zusammenhang sieht er die Nahrungsproduktion mancher vorindustrieller Gesellschaften, die „... oft nur ein Drittel von dem beträgt, was mit der gegebenen Technologie bei voller Ausnutzung der maximalen Tragfähigkeit der Umwelt erzielt werden könnte“, womit er auf SAHLINS (1972) verweist. Daß etwa die !Kung mit 20 Stunden Jagd pro Woche auskommen, führt HARRIS hauptsächlich darauf zurück, daß eine Intensivierung den Wildbestand gefährden würde, also unweigerlich der Punkt abnehmender Ertragszuwächse überschritten würde (1989:146).

20

Die !Kung gehören nach SAHLINS (1972) und LEE (1968, 1979) zu den original affluent societies, weil sie für die Subsistenzproduktion nur drei bis vier Stunden am Tag aufwenden. Die karibuabhängigen Chipewyan gehören lt. J. G. SMITH (1978:68) dazu, weil die Migrationsrouten der Herden relativ vorhersehbar sind. Als weiteren Grund für ihre Zugehörigkeit zu den original affluent societies gibt er an, daß trotz der schwierigen Bedingungen der natürlichen Umwelt das Thema Verhungern in den Mythen und Legenden keine Rolle spielt. Wenn Reichtum, abgesehen von Arbeitszeitaufwand und Bevölkerungsdichte mit sozietaler Komplexität im Gegensatz zu Einfachheit umschrieben wird und ein Indikator für Komplexität die Größe der größten auftretenden Gemeinschaft ist, erscheinen die Shoshonen des Intermontanen Beckens am unteren Ende jeder Skala (THOMAS 1981:20-21). STEWARD weist ihnen diese Position aufgrund ihrer quantitativen Simplizität zu (1973:102). TURNBULL schreibt über die Mbuti: „Famine or anything approaching it is utterly unknown to the Mbuti who have an axiom that ‚the only hungry Mbuti is a lazy Mbuti‘.“ (1968:134). Hunger als anhaltende Bedrohung bei den Selk’nam ist kein Thema, dem GUSINDE (1931) in seiner großen Monographie irgendeine Aufmerksamkeit schenkt.

21

Als Anmerkung zur Nomenklatur sei darauf verwiesen, daß sich der Terminus Territorium hier und im folgenden grundsätzlich auf das gesamte Gebiet einer Untersuchungseinheit bezieht. Gebiete in Zusammenhang mit Subgruppen der Untersuchungseinheit, sei es eine regionale „band“ oder Lokalgruppe, werden als Region oder Distrikt bezeichnet.

22

Bridges und die Mitglieder seiner Familie waren die einzigen Datenlieferanten für Barclay, Dabbene und Gallardo (COOPER 1946:109). Gallardo etwa, ein argentinischer Regierungsbeauftragter, der eine Selk’nam-Ethnographie verfaßte, hielt sich vielleicht zwei Tage auf der Bridges-Farm in Harberton auf, nahe der etliche Selk’nam ihr Lager aufgeschlagen hatten. Dies sei die einzige Gelegenheit direkter Kontaktnahme mit den Autochthonen gewesen, kritisiert BRIDGES (1988:526), der mit Gallardo befreundet war. GUSINDE (1931:20) vermerkt zum Verhältnis Bridges und Forscher: „Beim Durchblättern der keineswegs spärlichen Abhandlungen, die den Selk’nam gewidmet worden sind, fällt die bisweilen weitestgehende Übereinstimmung einzelner Sätze oder Behauptungen auf. Die Erklärung dafür bietet der Hinweis, daß die Brüder BRIDGES für die überwiegende Mehrheit der Berichterstatter eine reiche, wiederholt sogar die einzige Nachrichtenquelle gewesen sind.” Damit soll dem Fehlschluß vorgebeugt werden, daß mehrmalige gleiche Beobachtung durch verschiedene Personen „mehr Glaubwürdigkeit für irgendwelche Erscheinungen bieten müßte, gegenüber der Aussage eines einzigen Beobachters, dessen Untersuchungsmethode sich als gänzlich einwandfrei herausstellen läßt”. Damit verteidigt er natürlich sein eigenes Werk. Bei Gusinde fehlen im übrigen Hinweise, die darauf hindeuten, die Mitglieder der Familie Bridges als Informanten beansprucht zu haben.

23

Diese Kritik müssen sich wohl alle „Erinnerungsethnographien“ gefallen lassen, die mit Hilfe einiger betagter Informanten erstellt wurden.

24

RASMUSSEN bemißt die Fläche mit 12.500 Quadratkilometern (1946:154).

25

In dieser Untersuchung wird die traditionelle Karibujagd mit Pfeil und Bogen behandelt, die bereits vor Rasmussens Thule Expedition mehr oder weniger Geschichte war.

26

Vgl. HELM 1968b, 1969a, 1969b.

27

BALIKCI (1970) orientiert sich bei der Bestimmung der Subgruppen an RASMUSSEN (1931), dessen Landkarte aber erheblich in Widerspruch zum Text (s. 1931:91-92) steht. So erwähnt RASMUSSEN nicht die in der Karte verzeichneten Arvertormiut und Kungmiut, dafür beschreibt er die in der Karte nicht angegebenen Kitlermiut („those who live farthest west out towards the sea“) als jene, die im Nordwesten des Territoriums in der Gegend des Boothia Isthmus leben. Im Buch „Die große Schlittenreise“ weicht die Liste der Regionalgruppen wiederum ab. Sie umfaßt jene fünf Gruppen, deren Personenzahl jenem mehrmals erwähnten Zensus mit 150 männlichen und 109 weiblichen Netsilik entspricht, bei dem die King William Land-Bewohner (Qeqertarmiut) fehlen: Arviligjuarmiut (32 Männer, 22 Frauen), Netsilingmiut (39 Männer, 27 Frauen), Kungmiut (22 Männer, 15 Frauen), Arvertormiut (10 Männer, 8 Frauen), Ilivilermiut (47 Männer, 37 Frauen) (1946:153).

28

Der Informant Qaqortingneq hat Landkarten von etwa einem Drittel des Netsilik-Landes mit über 200 Ortsangaben und allen wesentlichen Passierstellen der Karibus und den Fischfanglokationen gezeichnet. Weitere Informanten haben das Streifgebiet ihrer regionalen „band“ auf die gleiche Weise dargestellt (RASMUSSEN 1931:92-113).

29

Alle gleichgeschlechtlichen Cousins und Kusinen werden andererseits als *idloq* angesprochen. Kollateral Verwandte erhalten dieselben Bezeichnungen. Jedoch werden Cousins und Kusinen ersten Grades als solche identifiziert, und die Beziehung ist intensiver (BALIKCI 1970:122).

30

Tatsächlich sind vor Rasmussens Aufenthalt, etwa ab 1870, ca. 150 Personen aus dem östlichen Netsilik-Territorium aus ökonomischen Gründen an die Repulse Bay im Südosten emigriert, angezogen von der Möglichkeit, Walfang zu betreiben und in späterer Folge von einem Handelsposten (BALIKCI 1984:415).

31

Aus Rasmussens Aufzeichnungen geht nicht hervor, ob alle Haushaltsmitglieder, insbesondere bei einer großen Personenzahl (bis zu elf Personen) tatsächlich unter einem Dach vereint sind, ob sie kommunizierende Schneehütten bewohnen, oder ob sie separate, aber dicht zusammenstehende Wohneinheiten benutzen.

32

Der Terminus für ein Adoptivkind ist *tiguak*, der Adreßterminus für den Adoptivvater ist *angutigsak* (*sak* ist das Suffix für Termini aus Adoptionsverhältnissen) (BALIKCI 1970:108) – eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Namen des Adoptivsohnes, nämlich Angutisugssuk, was „the male“ heißt, wie aus RASMUSSENs Aufzeichnungen (1931:32) hervorgeht. Die Glaubwürdigkeit und die Sprachkenntnisse beider Ethnographen sind nicht in Zweifel zu ziehen. Entweder ist *tiguak*, ein Begriff, der allerdings für männliche und weibliche Adoptivkinder der Adreßterminus ist, teilweise ident mit Angutisugssuk, oder er ist eine lokale Variation. Oder aber Adreßterminus und Name sind ident.

33

Alle anwesenden Frauen werden gefragt, wie viele Jungen und Mädchen sie geboren haben und ob die Kinder noch am Leben sind und, wenn nicht, wie sie zu Tode gekommen sind (RASMUSSEN 1931:140-41).

34

Die Heirat von Kusinen ersten Grades ist eine terminologische Kuriosität. „This was the only case of disharmony between the kinship terminology and a basic feature of Netsilik social organisation, resulting in a curious overlapping of names.“ (BALIKCI 1970:101) An sich werden die Termini für Vater, Mutter, Tochter und Sohn nicht auf Seitenverwandte ausgedehnt, jedoch existiert eine Ausnahme. Mädchen bezeichnen ihre Cousins als „Bruder“, und Knaben bezeichnen ihre Kusinen als „Schwester“. Heiratet nun ein Mann seine Kusine, ist sie gleichzeitig „Schwester“ und Ehefrau (BALIKCI 1970:99-101).

35

DAMAS (1969b:59) stellt die Hypothese auf, daß die Terminologie („... kinship terminology is an extremly conservative part of Eskimo social organization“) veränderten Heiratspraktiken hinterherhinkt. Er meint adaptionistisch, daß die Thule, Vorfahren der Netsilik, verwandtschaftsexogam heirateten. Die Subsistenzbasis der Netsilik verschlechterte sich in historischer Zeit, was zu „agamen“ (lt. DAMAS sowohl Heirat von wahlweise Verwandten als auch von Personen ohne genealogische Verbindung – 1969b:62) Heiratsbräuchen aus Notwendigkeit führte.

36

Die Freizügigkeit hinsichtlich sexueller Beziehungen kontrastiert den konstatierten Infantizid. Keine ehelichen und außerehelichen Restriktionen heißt: Die Anzahl der möglichen Schwangerschaften ist zumindest aus diesem Titel nicht eingeschränkt.

37

RASMUSSEN (1931:88-89) erwähnt einen Lagerplatz im nördlichsten Winkel des Netsilik-Territoriums (Bellot Strait), der nur Mörder und Frauenräuber mit ihren Angehörigen beherbergt.

38

DAMAS (1969b:51) hält in diesem Zusammenhang ein Jagdgebiet für angemessen, das einen Radius von sieben oder acht Kilometer um das Winterlager hat.

39

Die Aggregate, die Rasmussen 1923 beobachten konnte, entsprechen nicht mehr ganz den sog. traditionellen Bedingungen, die sich seit der nahezu flächendeckenden Einführung von Feuerwaffen zu Beginn des 20. Jahrhunderts erheblich verändert haben. Auswirkungen hat die moderne Jagdwaffe vor allem auf die Karibujagd, also auf effizienteren Ressoucenerwerb während

jener Monate, in denen Karibus im Land sind, aber auch darüber hinaus, wenn Moschusochsen, Polarbären etc. zu finden sind. Im Frühjahr wird die Robbe auf dem Eis mit dem Gewehr erlegt. Eine wesentliche Veränderung, die das Gewehr mit sich brachte, ist der Wandel der Campgröße. Die Dichotomie des großen Winter- und kleinen Sommercamps löst sich auf, weil größere Sommercamps durch veränderte, spr. verbesserte Beutetechniken möglich sind. Auf der anderen Seite kann die Jagdkooperative bei gleicher oder verbesserter Ausbeute durch individuelle Jagd ersetzt werden, was zur Aufweichung bzw. Auflösung der Lokalgruppe als Produktionseinheit beiträgt (s. BALIKCI 1964, 1970, 1984).

40

Die Netsilingmiut kommen im Sommer auf die Insel King William Land, besonders der Lachse wegen, die etwa in der zweiten Augusthälfte in großem Stil gefangen werden. In der weiteren Umgebung des berühmten Fischfanggebietes Amitsoq sind etwa 150 Personen auf mehrere Camps an einer Anzahl von Fischfangplätzen verteilt, „in order to have better chances." (RASMUSSEN 1931:61) Der Ertrag ist bescheiden, trotzdem sind die Leute guter Dinge und freuen sich das kalten, nassen Sommers. Der Sommer an den Fischfangplätzen ist die Periode des Feierns und der Ausgelassenheit und scheinbaren Sorglosigkeit, auch mit leerem Bauch. „... the season made them care-free, and they all let themselves go, regardless of the fact that the good hunting they were hoping for had failed, at any rate for the present. Never in my life have I seen such frolicsome and happy people, so gaily starving ... ." (1931:62) „Everybody does just what he pleases and almost invariably that which amuses him or her at the moment. Onerous duties are for the long cold winter." (1931:68)

41

RASMUSSEN hat an einer wichtigen Querungsstelle ein noch größere Menschenansammlung vorgefunden. An der Lokation Malerualik, gelegen an der Südküste der Insel King William Land an der Engstelle der Meeresstraße, die die Insel von der Adelaide Peninsula trennt, haben sich im September über 100 Personen zur Karibujagd eingefunden. Die Leute waren den Sommer über im Inneren der Insel auf viele Lagerplätze verteilt (1931:77-78). Diese Konzentration dürfte durch den Einsatz von Gewehren, zusätzlich oder als Ersatz für Kajak und Speer, möglich sein. Die Abschußposition ist nicht mehr auf das Wasser beschränkt, die Tiere können vor und nach der Durchquerung des Gewässers erlegt werden.

42

Das kleine Camp in Bellot Strait war das entfernteste und unzugänglichste des ganzen Territoriums, faßte 16 Personen und war eine Versammlung von Exilanten mit Familienangehörigen, die hier aus Furcht vor der Mounted Police und vor den eigenen Leuten stationiert waren, denn es waren Mörder und Frauenräuber darunter (DAMAS 1969a:120; RASMUSSEN 1931:88).

43

Unzutreffend und nicht konsistent mit seinen anderen Daten und den sonstigen Quellen schreibt BALIKCI über die Führungsstruktur des Winterlagers: „Each winter camp had a leader, usually the eldest of the capable hunters, and it was up to him finally to decide when and where to hunt." (1970:72)

44

RASMUSSEN berichtet von einem „normalen" Jagdausflug, an dem die 15 Männer des Camps beteiligt waren. Das elfstündige Unternehmen brachte als Ergebnis eine einzige Robbe (1931:159).

45

Möglicherweise an Treibholz zu gelangen, bedeutet den Verzicht auf eine gute Karibujagd im Sommer. RASMUSSEN schreibt dazu: „For it was a long way to where there was wood. And in addition, a journey for the purpose of getting drift-wood had as a rule to be paid for by bad summer hunting; for they would have to go right down to Queen Maud's Sea, to the north coast of King William's Land, or the region about Matty Island, and even then there was no saying that they would get anything out of their journey in these regions where wood is almost non-existent. Only one thing was certain: that they would have to spend the summer in places where the caribou trek was irregular and much poorer than on Boothia Isthmus." (1931:144-45)

46

Orpingalik steht nicht nur als Schamane, sondern auch als Jäger in hohem Ansehen, denn er ist ein guter Schütze mit Pfeil und Bogen und „the quickest kayakman of them all when the caribou herds were being pursued at the places where they crossed the lakes and rivers."(RASMUSSEN 1931:13) Ehrgeiz, gepaart mit Aggressivität, kann auch zur Eskalation führen, wie im Fall von Igsivalitaq, Sohn des Orpingalik. Er brachte einen Jagdkameraden um, der gewissermaßen ein Konkurrent punkto physischer Fähigkeiten war und ihn provozierte (1931:16ff.).

47

In einigen Belangen unterschieden sie sich kulturell von den Netsilik, z.B. errichteten sie Steinhäuser und Gräber aus Steinen. Ihre Subsistenzwirtschaft beinhaltete auch den Walfang (RASMUSSEN 1931:113-21).

48

RASMUSSEN schreibt, daß unter dem Einfluß der westlich wohnenden Kitlinermiut die Sitte verbreitet ist, wie Wilde mit den Messern über die gehäutete Bartrobbe herzufallen, ohne Rücksicht auf gegenseitige Verletzungsgefahr. Es scheinen keine Teilungsregeln Anwendung zu finden, sondern es geht in dieser Tranchierschlacht offenbar um einen Tapferkeitsbeweis. Keine Verletzungen davonzutragen, gereicht anscheinend zur Ehre (1931:163-64).

49

Bei DAMAS (1972:237) heißt das Verteilungssystem *niqaiturvigiit*. Der Wortstamm *niqaitut* (Balikci) bzw. *niqaituq* (Damas) ist derselbe und meint die Robbenhauttasche, mit der der Fleischanteil abgeholt wird (Balikci), bzw. meint den Akt der Fleischabholung vom Haus des Fleischteilungspartners (Damas).

50

Es bestehen orthographische und Transkriptionsdifferenzen zwischen Rasmussen, Balikci und Damas, nicht nur was die Robbenfleischverteilung betrifft, sondern generell bei den autochthonen Bezeichnungen. Nicht immer ist der Begriff so leicht zu identifizieren wie im Falle von „Hinterviertel", einem Robbenteil: *ukpatiqek* (RASMUSSEN 1931:164) = *okpat* (BALIKCI 1970:134) = *ukpatik* (DAMAS 1972:228). Der idente Fleischteil vom Bauch („the side") heißt bei BALIKCI *sennerak* (ebd.) und bei DAMAS *haniraq* (ebd.). Ich halte mich in der Regel an die Originaltranskriptionen der betreffenden Quelle.

51

RASMUSSEN (1931:164) zählt lediglich sechs Teile auf, die sich modifiziert bei BALIKCIs (1970:134-35) und DAMAS' (1972:228) zwölf Teilen wiederfinden.

52

Die Feldaufenthalte datieren in den 60er Jahren, Robbenfleischverteilung wurde teilweise noch

praktiziert, die aboriginale Periode, auf die sich die Studie bezieht, wird bis 1925 angesetzt. Trotzdem, auch betagte Informanten, die „die alten Tage“ noch erlebt haben, konnten mit keiner größeren Zahl von Partnern aufwarten (s. DAMAS 1972:228, 239).

53

Singfeste markieren generell eine gute Zeit. „Song feasts are always a sign that there is meat and good days at a camp and hunters who can afford to feed others. Consequently the guests manifest their pleasure at the host’s being able to ‚afford to sing‘ by eating without stint before the singing begins.“ (RASMUSSEN 1931:147)

54

Es gibt auch einen ganz praktischen Grund, warum dringendes Bekleidungsleder anders behandelt wird. Unter normalen Umständen wird die Haut, aus der Kleider gemacht werden, völlig getrocknet, danach kann sie sehr gut gedehnt und gewalkt werden. Nur so wird das Leder weich wie Samt. Bei dringendem Bedarf kann die Haut mangels Zeit nicht trocken werden; eine feucht gedehnte Haut hat nicht annähernd diese Weichheit (RASMUSSEN 1931:180).

55

Ein ausgewachsenes Guanaco liefert allein an Fleisch und Knochen über 100 Kilogramm (BRIDGES 1988:257).

56

BRIDGES (1988) spricht nur von einem Nager mit der Bezeichnung Tucotuco, GUSINDE (1931:277passim) listet zwar beide Arten auf, in der Abhandlung des Nahrungserwerbes beschränkt er sich dann aber auf die Art Cururo.

57

Des einen Freud‘, des andern Leid. Die *Ctenomys* dürften tatsächlich eine nicht versiegende Nahrungsquelle vor allem des Nordens gewesen sein („... the better lands in the north ...“ – BRIDGES 1988:317), und sie stellten für die berittenen Einwanderer ein äußerst lästige Behinderung dar. „In the northern part of the island, where the country was dry for burrowing, only the swampy patches and stony ridges were free from these little pests. The land was so honeycombed that a horse could not gallop, but simply had to plunge through it.“ (1988:452)

58

Bilaterale Deszendenz manifestiert sich, wenn auch in „geographischen Termini“ in der Sitz- und Bewegungsordnung der Männer in der Hain-Hütte, die in zwei Hälften, eine nördliche und eine südliche, geteilt ist. Männer, die aus dem Norden kommen, sitzen in der Südhälfte und umgekehrt. Männer, die zwei Herkunftsorte haben, weil die Mutter aus dem Norden kommt und der Vater aus dem Süden bzw. vice versa, können sich den Platz aussuchen (BRIDGES 1988:415; vgl. CHAPMAN 1982:57).

59

Die Haus haben einen nördlichen, einen östlichen und einen südlichen Himmel. Weil die nördlichen Distrikte mit dem Nordhimmel korrespondieren, die Süddistrikte mit dem Südhimmel usw., ist es erklärlich, daß die Selk’nam keinen Osthimmel haben und die Haus keinen Westhimmel. Denn die Haus wurden von den Selk’nam auf den Südostteil der Insel verschoben, daher fehlt ihnen folglich ein Westhimmel, der ursprünglich vielleicht vorhanden gewesen sein mag, und den Selk’nam fehlt ein Osthimmel, weil sie hier keine *haruwens* haben. Die Selk’nam mögen dieses Divisionssystem von den Haus übernommen und angepaßt haben (CHAPMAN 1982:50-51).

60

Während der Hain-Zeremonien werden die Burschen über geziemendes Verhalten belehrt. „To avoid the dangers that might come from careless mixing with women of his own people, it was as well for a man to get wives from far away. This had the added advantage of making a wife more subservient to her husband's will, as she would have no relations to take her part when they quarelled." (BRIDGES 1988:422)

61

Gusinde, der katholische Geistliche, neigt zur Idealisierung, gerade in Hinblick auf „Familie", außerdem ist er als Ethnograph bemüht, die Dinge darzustellen, wie sie „richtigerweise" sein sollen. Bridges als Nicht-Ethnograph legt seine Beobachtungen nieder, deren Glaubwürdigkeit aus der jahrelangen, intimen Kenntnis kommt.

62

Vgl. GUSINDE (1931:327-30), der eine etwas abweichende Beschreibung der Brautwerbung liefert. Nur im Zusammenhang mit der ersten Ehe wird formale Brautwerbung praktiziert (1931:330).

63

Mit Frauen wird nicht zimperlich umgegangen, vielleicht, weil sie austauschbar sind. „When the men grew too old to hunt, their sons could be depended upon to supply them with food and to defend them. They might always get another wife, but children were not so easy to replace. Even brothers were far more greatly valued than wives; a brother would fight by a man's side and avenge him if he were killed." (BRIDGES 1988:363-64) „The man are all captains and all the women are sailors", sagt der joviale Kankoat, ein Vertrauter von BRIDGES (1988:216). Noch pointierter drückt sich Gallardo (in CHAPMAN 1982:61) aus: „... all wives have the same rights and the same obligations – the latter can be summerized in a few words: serve the man – and her rights can be said with even fewer words: none ... ." Dennoch gelingt es manchen Frauen, Statuspositionen, die mit Prestige verbunden sind, zu erlangen, wenn auch seltener als Männer; auf eine weibliche Statusposition kommen vier männliche. Ein Frau kann Schamanin werden, aber im Gegensatz zu männlichen Schamanen (*xo'on*) nur in der eingeschränkten Funktion als Heilerin (*xo'on unitern*), und sie kann auch eine Weise werden, die mit der mythischen Epoche *hoowin* vertraut ist (CHAPMAN 1982:44-46, 65).

64

Es kann auch darum gehen, den *joön*, den Medizinmann zu beseitigen, damit dieser der angreifenden Gruppe keine Schäden mehr zufügen kann. Der plötzliche Tod eines Menschen etwa wird der Kraft des Medizinmannes einer feindlichen Gruppe zugeschrieben. Wenn bei der Aktion gleichzeitig viele Männer des feindlichen Verbandes getötet werden, ist dies ein Vorteil, denn die Kraft eines Gegenschlages ist somit geringer. Die Kämpfe finden von Mann zu Mann statt, d.h. wer Waffen hat, kämpft. Frauen und Kinder werden nicht stellvertretend getötet, das ist gegen die Sitte. Weitere Motive für eine Auseinandersetzung sind Revanche und Blutrache (BRIDGES 1988:295-96; vgl. GUSINDE 1931:443-44). Ein Schlag wird mit einem Gegenschlag beantwortet. BRIDGES beschreibt mehrere tödliche Attacken von rachedurstigen Gruppen (1988:222, 315, 384-86). In dieser Phase lebten die Leute aus dem Norden und die Najmishk-Gruppen der Berge in wechselseitiger und berechtigter Furcht vor tödlichen Übergriffen. Es waren im wesentlichen zwei Parteien, die sich in eine endlose Fehde mit vielen Toten verstrickt hatten. Die Gefechte beruhigten sich nach Jahren wieder. Es ist zu vermuten, daß das Vordringen der Weißen und die damit verbundene territoriale Entwurzelung der Indianer, aber auch das Verfügen über Feuerwaffen nicht unbeteiligt waren. Als wahrscheinlich einzigen Zeugen von Rachezügen, Mord

und Frauenraub kommt BRIDGES' häufigen diesbezüglichen Beobachtungen einige Bedeutung zu.

65

BRIDGES schreibt, daß eine jüngere Schwester der verheirateten älteren Schwester zur Hand geht und auf diese Weise in die Familie hineinwächst und bald zur Zweitfrau wird. „The second wife was often the younger sister of the first wife, whose lot, without some assistance, was not a happy one. In the normal course of married life, it would not be long before she found herself with a couple of helpless children to carry on her back in addition to the sundry goods and chattels that it was her wifely duties to move continuously from place to place. In these circumstances, it was a natural thing for the young sister to lend a hand, and automatically she became wife number two." (1988:360)

66

Ausführlich widmet sich GUSINDE (1931:332-34) dem Thema der Meidung zwischen Schwiegervater und Ehemann, aber auch dem Thema der Verpflichtungen, die der Jüngere dem Älteren gegenüber hat. In Anbetracht der virilokalen Residenzregel, die gelegentliche Besuche im *haruwen* der Frau nicht ausschließt, ist dieser Anspruch nicht ohne weiteres nachvollziehbar, zumal an anderer Stelle (1931:334) von der großen Distanz zwischen Herkunftsort von Frau und Mann die Rede ist. Schwiegervater und Schwiegersohn vermeiden Blickkontakt, sprechen nicht direkt miteinander. Aus der Ehrerbietung, die dem Schwiegervater erwiesen werden muß, leiten sich Dienstleistungen ab, insbesondere im Alter, wenn jener hilfsbedürftig ist. „Zu Dienstleistungen für den Schwiegervater bleibt der Schwiegersohn jederzeit verpflichtet, besonders wenn jener altersschwach und gebrechlich ist; er tut tatsächlich für ihn immer mehr als das eigene Kind." (1931:333-34)

67

„A man maintained a certain relationship with his mother's territory group, which could be important to him if it had greater prestige than his father's *haruwen* group or lineage, especially during the Hain ceremony ... ." (CHAPMAN 1982:57; vgl. BRIDGES 1988:415)

68

Einige Örtlichkeiten sind besonders günstig und werden immer wieder aufgesucht. „Da geeignete Plätze im Überfluß ... nicht vorhanden sind, ging man an die gleichen Orte immer wieder zurück. Meist stand dort noch die Hütte vom letzten Zusammensein ... . Nach Beendigung der Feier wurde diese Große Hütte niemals abgebrochen und ebensowenig einem anderen Zweck dienstbar gemacht." (GUSINDE 1931:832) Der vorjährige Veranstaltungsort war zwei Kilometer entfernt, wurde aber nicht gewählt, weil die Hütte nicht die erforderliche Größe hatte (ebd.).

69

Bei der Feier von 1922 waren der große Schamane Tenenesk als Vorsteher und der verachtete Halemink, ebenfalls Schamane, beteiligt, zwei Männer, die einander nicht mochten. Nach Meinungsverschiedenheiten verschwand Halemink mit seiner Familie. Die Feier wurde nur weitergeführt, „weil TENENESK einen ausreichend zahlreichen Anhang hatte." (GUSINDE 1931:1049)

70

Nach langen Friedenszeiten fanden sich mitunter 250 und mehr Männer zum Hain-Fest zusammen, die dem Norden, dem Süden und den Haus entstammten (GUSINDE 1931:824).

71

Die Selk'nam, mit denen BRIDGES über die Jahre in enger Verbindung stand, teilte er in vier Gruppen (Mountain group, Najmishk, Northerners, Cape San Pablo group), die in ständiger Rivalität zueinander standen und sich bei den häufigen Überfällen regelrecht abschlachteten. Die Südgruppen als Aggressoren stimmten der Abhaltung des Friedensrituals *jelj* zu, infolgedessen die Kriegshandlungen beendet wurden (1988:399-404). Kurz darauf wurde eine Hain-Zeremonie vereinbart, an der sich Vertreter aller Gruppen beteiligten (1988:410).

72

In der Vorkontaktzeit gestatteten günstigere Lebensbedingungen, „fast regelmäßig länger als ein Jahr in der Großen Hütte zu verweilen." (GUSINDE 1931:1047)

73

Die Bereitschaft, die Veranstaltung überhaupt abzuhalten, wurde von GUSINDE durch die Bereitstellung von 360 (!) Hammeln, Tabak und Geldleistungen erkauft (1931:818-19). Nur wenige Teilnehmer hatten sich zusammengefunden. „... für die geringe Zahl der Teilnehmer (war es) fast unmöglich, mit ungestörter Regelmäßigkeit das Tagesprogramm in der Großen Hütte auszufüllen und gleichzeitig ihre vereinzelt zahlreichen Familienangehörigen nicht Hunger leiden zu lassen." (1931:1056) Ein Hinweis auf die Teilnehmerzahl ergibt sich daraus, daß bei diesem Fest 19 Männer einen Tanz aufführten (1931:1066). An einem „Schlangentanz" beteiligten sich anläßlich einer früheren, jedenfalls vor 1914 stattfindenden Hain-Zeremonie 30 Männer (BRIDGES 1988:425, 428). Die Gesamtzahl der Männer muß also darüber liegen, weil die alten Männer wahrscheinlich nicht an den körperlich fordernden Performances teilnahmen (vgl. BRIDGES 1988:426-27).

74

Das Fest, an dem GUSINDE teilnahm, dauerte „offiziell" nur sieben Wochen, eine noch nie dagewesene, kurze Zeitspanne. Ein Grund war die Abreise Gusindes und die damit beendete Versorgung mit Hammelfleisch, ein zweiter das Ausbleiben von Jagdwild. Nach kurzzeitiger Unterbrechung wurde das Fest weitere zehn Wochen fortgesetzt, weil einige Guanacorudel im Umkreis gesichtet wurden, und weil die *kloketen* noch weiterer Unterweisung bedurften. Wäre das Wild in der Umgebung des Geschehens ferngeblieben, hätte das zur Verlegung des Lagers an die Küste geführt (1931:1047, 1050).

75

Benennung und Lokalisierung der im Süden befindlichen *haruwens* erfolgte mit Hilfe einiger nicht genannter Informanten, die Bestimmung und Begrenzung der *haruwens* nördlich des Rio Grande verdankte er der Informantin Catalina Alamsärke (GUSINDE 1931:623). CHAPMAN spürt einige Inkonsistenzen in Gusindes Darstellung der 39 Bezirke auf, die den mythischen Ahnen zugewiesen wurden. Die nördlichen Bezirke, denen die Angaben von Catalina Alamsärke zugrunde liegen, sind ohne mythologische Referenzen aufgelistet, im Gegensatz zu den südlichen. Möglicherweise gab es ein Mißverständnis zwischen der Informantin und dem Feldforscher, denn die Namen einiger Ahnen finden sich in Chapmans Genealogien wieder, was die Vermutung nahelegt, Catalina Alamsärke habe Gusinde nicht die Namen der ursprünglichen Ahnen genannt, sondern die Namen von Personen, die sie persönlich oder vom Hörensagen kannte und von denen sie wußte, daß sie zu je einem der 18 nördlichen *haruwens* gehörten. Aber auch die mythischen Ahnen des Südens, für die im Gegensatz zu denen des Nordens Charakterisierungen vorhanden sind, nimmt Chapman nicht als das hin, was sie vorstellen. Sie sind ihrer Ansicht nach nicht unbedingt die Ahnen der Landbesitzgruppe, sondern primär Figuren, die mit einem Gebiet oder auch nur einer markanten Stelle im Gebiet assoziiert sind. Diese Gestalten aus einer „Zeit" vor der Zeit, der *hoowin*-Epoche, können für eine oder mehrere *haruwens* von Bedeutung sein, ein Distrikt kann mehrere dieser

Gestalten haben. Die Lineage als *haruwen*-Besitzerin könne Prestige gewinnen „through the importance of their ‚totemistic affiliations', that is by the association of their *haruwen* with outstanding *hoowin* personages." (1982:55) Die Geschichten, die sich um diese Heroen ranken, waren veränderbar und wurden von verschiedenen Interpreten verschieden wiedergegeben, ein mythischer Ahne war deshalb nicht auf immer und ewig mit einem Gebiet verknüpft, wie Gusinde meint, und schon gar nicht wurden diese Heroen als Begründer der *haruwen*-Gruppe betrachtet, stellt CHAPMAN fest (1982:56).

76

Tatsächlich war die Isla Grande in 82 Distrikte geteilt, wovon neben den 69 der Selk'nam und den elf der Haus zwei *haruwens* den Alakaluf zugerechnet wurden (CHAPMAN 1982:20).

77

Mit der Besiedelung des Nordens durch die Weißen, etwa ab 1880, waren die Nord-Selk'nam gezwungen, nach Süden auszuweichen. Sie drangen in Distrikte der südlichen Nachbarn ein, die ihrerseits mitunter tiefer in die Gebirgsregionen verschoben wurden, was stärkere Ressentiments, heftigere und häufigere kriegerische Auseinandersetzungen heraufbeschwor als in der Vorkontaktzeit, vermutet BRIDGES (1988:428).

78

GUSINDE (1931:428) versucht diesen rigorosen Eigentumsbegriff zu ergründen. „Als Zweck dieser Gepflogenheiten gaben mir die Indianer nur Vermutungen an: Ein unnützes Töten von Tieren sollte hintangehalten werden! Fremde Hunde, die man nicht scharf genug bewacht, bringen schnell eine gute Zahl von Guanacos zur Strecke, und da man augenblicklich das Fleisch im fremden Gebiete nicht verwerten kann, würden gute Mengen unbenutzt verderben. Ferner wollte man nichts von der Strenge des Verbotes abbröckeln lassen. Hierzu wäre aber ein Anlaß leicht gegeben, wenn andere eine dauernde Erlaubnis zu eigenmächtigem Jagen erhielten. Als bezeichnend mag folgender Brauch gelten: Wenn die Gäste in seltenen Fällen gleichzeitig mit den Eigentümern auf die Jagd gingen, so galten die von ihnen erlegten Tiere keinesfalls als ihr Besitz, vielmehr erhielten sie von einem älteren jener Eigentümer so viel zugewiesen, daß sie samt ihrer Begleitung reichlich auskamen."

79

Die einzelnen Gebiete müssen eine gewisse Ausdehnung aufweisen, um der Familiengruppe eine annähernd ausreichende Subsistenzbasis zu bieten und dem Bedürfnis nach Gemeinschaft und Schutz nachkommen zu können. Dazu meint GUSINDE (1931:429): „Als Jagdgrund kommt nur ein ausgedehntes Gebiet in Frage; denn unmöglich könnte man der Einzelfamilie einen bestimmten Landstrich abtrennen. Nicht jeder kleine Fleck bietet Wasser, die Guanacos und Vögel wechseln auf weite Entfernung ihren Standort im Sommer und Winter. ... Weiterhin hat der Selk'nam ein um so stärkeres Bedürfnis nach Geselligkeit, als er meist tagelang auf den engsten Kreis der Einzelfamilie angewiesen bleibt. Ein Beisammensein mehrerer Familien endlich bietet genügenden Schutz gegen feindliche Überfälle. Nicht zu vergessen, daß ein gemeinschaftliches Ausziehen auf die Jagd, das Fallenstellen für Wildgänse, das Einfangen der Kormorane, das Fischen mit dem großen Netze durch mehrere Männer gleichzeitig auch höhere Erfolge und reichlichere Beute einträgt."

80

Jeder war bemüht, den eigenen Distrikt, die eigene Region und das eigene Verhalten in möglichst günstiges Licht zu rücken. Die Großartigkeit des eigenen Gebietes und der „eigenen Kultur" wurde auch mit abfälligem Reden über die Bedingungen und Eigenschaften der anderen Selk'nam-Gruppen herausgestrichen. So sind die Nordbewohner die „Cururo-Fresser" (GUSINDE 1931:125)

und diejenigen, die ohne Mitleid mit ihren Kranken sind (1931:480). Aber die Ressentiments haben auch eine mythische Komponente. Das *kloketen*-Fest, die Initiationsfeier der Männer, hat sich nach Auslegung der Nordleute von Norden nach Süden verbreitet, und nach Meinung der Südleute wäre es von einem der ihren, von *Korior*, in den Norden gebracht worden, wie der alte Tenenesk GUSINDE berichtet: „Die eifersüchtige Spannung zwischen Nord- und Südleuten hat sich bis heute nicht gelockert. Beide Gruppen beobachten sich scharf, wenn sie zu gemeinsamer Feier in einer Großen Hütte zusammenkommen. Jede der beiden Gruppen denkt an den Wettstreit zwischen Korior aus dem Süden und Kamsot aus dem Norden. Deshalb findet die Eifersucht zwischen beiden Gruppen niemals ein Ende.“ (1931:879)

81

Überfälle fanden neben dem Delikt der Gebietsverletzung, vor allem, wenn sie verfeindete Gruppen betraf, auch aus anderen Gründen bei den als rachsüchtig und hitzköpfig geltenden Selk’nam statt, allen voran Mord, denn die Verwandten des Getöteten sahen sich zu Rache verpflichtet. Auch ein Medizinmann konnte Anlaß zum Rachefeldzug liefern, indem er vermeintlich den Tod eines Mitgliedes einer feindlichen Gruppe zu verantworten hatte, bzw. der Medizinmann der eigenen Gruppe diesen Zusammenhang erkannte und damit eine Kampfhandlung anregte. Die Absicht, Frauen zu rauben, ist kein hinreichender Grund für einen Überfall (GUSINDE 1931:443-44).

82

BRIDGES berichtet von einem Überfall, den die Angegriffenen erwarteten. In der Meinung, die Angreifer würden sich an die Regeln halten, ließen die Männer ihre Frauen und Kinder im Camp und flüchteten in den Wald. Ein wütender Krieger schoß seine tödlichen Pfeile gegen die zwei kleinen Söhne des Shijyolh ab, eine unerhörte Missetat. Um sich zu rächen, tötete Shishkolh, Bruder von Shijyolh, Ahli, kinderlose Witwe eines soeben im Kampf gefallenen Kameraden, die aber der „Gruppe“ der Angreifer entstammte. Jedoch wurde auch dieser Revancheakt des Shishkolh nicht goutiert; es sei eines Mannes nicht würdig, eine Frau zu töten, die weder Bogen noch Pfeil hat (1988:314-16).

83

Ist die Kriegshandlung, also der Racheakt, z.B. infolge eines Mordes, auf eine bestimmte Person gemünzt, geht es darum, diese Person zu töten, einerlei, ob andere Lagergenossen zu Schaden kommen (GUSINDE 1931:448-53).

84

„The Haush relied more on this game for meat and hides than did the Selk’nam because it was more abundant than the guanaco in their area, although the guanaco was generally preferred by both groups.“ (CHAPMAN 1982:24)

85

Erzeugt wurde es traditionell durch Feuerschlagen. Pyritkorn und Feuerstein, weniger die Bovisten, deren Sporen den Zunder abgaben, waren Handelsware (GUSINDE 1931:207).

86

Zu einer Hütte bzw. einem Haushalt seien wenigstens vier Hunde zu zählen, oft sind es mehr (GUSINDE 1931:73). Beim Tod des Hundebesitzers oder der Besitzerin werden die Tiere von einer außenstehenden verwandten oder befreundeten Person übernommen, nicht jedoch vom Ehepartner (1931:552). Gusinde macht für dieses Verhalten emotionale Gründe geltend, wahrscheinlicher ist, daß der abgerichtete Jagdhund eines Mannes einem anderen Jäger wertvoller ist als der Frau und ein Witwer umgekehrt mit den Hunden einer Frau nicht viel anzufangen weiß.

87

Die von BRIDGES genannten sechs Teile ergeben sich, weil das Bruststück, das dem Jäger gebührt, als Teil Nummer sechs gezählt wird. „Unless in a violent hurry, the Ona divided a guanaco in a particular manner. The brisket, which was generally regarded as the hunter's portion, came off first. Then the ribs, each side with the shoulder and front legs attached, were removed close to the backbone, leaving that still fixed to the neck. Next one of the hind legs was cut off like a ham. The other hind leg remained attached to the trunk, which, when separated from the neck just where the second rib would have been, was the heaviest portion. The animal was thus divided into five sections, not counting the brisket. The second heaviest section was the piece that included the head, neck and backbone." (1988:256-57)

88

Das Verhaltenscode zwischen Schwiegersohn und Schwiegervater, kann, wenn beide im selben Camp wohnen, ein spezielles Fleischteilungsverhalten nach sich ziehen. BRIDGES (1988:364) schreibt dazu: „... old Kautempklh was living with his daughter Te-al and her husband, Ishtohn ... I noticed during my stay with them that the two men appeared to be quite unaware of each other's existence. They never exchanged glances when speaking. ... When, after an absence from the encampment, Ishtohn came in with a portion of guanaco meat, he said nothing at first. After a while he observed to the empty air that the rest of the animal was hanging in a tree near a little cliff called Kaäpelht and went on to express some anxiety as to whether the foxes might get it during the night. Kautempklh made no sign that he had heard. To preserve his dignity, he let ten minutes go by before asking his daughter to hand him his moccasins. ... Kautempklh put them on and, taking his *moji*, bow and arrow, went off towards Kaäpelht. He returned at dusk with the remainder of the meat." (vgl. GUSINDE 1931:332-34)

89

Auch nicht-materielle Güter werden als Geschenk weitergegeben, allerdings ist nicht bekannt, ob hier eine Gegenleistung erfolgt. Die Frauen kennen einen oder mehrere persönliche Gesänge (*k'meyu*). Diese Lieder werden weitergegeben, durch Vererbung zwischen Verwandten oder als Geschenk, dürfen aber von der Empfängerin erst gesungen werden, wenn die Geberin gestorben ist (CHAPMAN 1982:114).

90

GUSINDE erhielt für jedes Geschenk, wie Seifenstücke, Messer, Glasperlen, eine kleine Gegenleistung ohne Aufforderung. Umgekehrt verlangten die Selk'nam für jede Leistung, die sie für Gusinde erbrachten, eine Entlohnung (1931:438). Bei Empfang einer Gegenleistung wird jede Gefühlsregung unterdrückt, offenbar, um keine Bewertung dieses Gutes zu vermitteln. BRIDGES war von der Mithilfe eines Mannes derart angetan, daß er ihm als Gegenleistung sein Jagdmesser samt Futteral überreichte, war aber irritiert, als der Mann ob dieser großartigen Gabe keinerlei Ausdruck der Freude zeigte. Von einer unbeteiligten Beobachterin der Szene erfuhr Bridges im Nachhinein, daß die Freude des Empfängers unübersehbar war, allein dem Geber gegenüber zeigte er sie nicht. „What an effort the good fellow must have made to hide his feelings and to refrain from showing childish pleasure until my back was turned!" (1988:218)

91

Die engere Heimat der Guanacos läge wohl deshalb in dieser südlichen Gebirgsregion, weil hier die rotgelbe Farberde reichlich vorkommt. Das Guanacofell zeigt saisonal ebenfalls diese Färbung (GUSINDE 1931:707).

92

Zu den Benennungen und zur Frage der „band“ äußert sich STEWARD folgendermaßen: „Thus, several different and widely-separated groups were called Rabbit Eaters, and Fish Eaters. Other names were Pine Nut Eaters, Ground Hog Eaters, Grass Seed Eaters, and the like. These names, however, did not designate definable groups but were merely applied to whoever happened to be in the locality. Since there were no bands and no territorial limitations on movements in search of food, families frequently traveled from one food area to another and were known by the local name in each. ... Throughout the greater part of the area, therefore, food-names were a designation of people in a certain large region and nothing more. They implied no economic, recreational, religious, social, or political co-operation that would require collective action and lead to suprafamilial forms of integration.“ (1973:116) Die Smith Creek-Bewohner wurden *Kuivadüka* genannt, das sind die Esser von *kuiya*, Wurzel von *Valeriana edulis*; die Cloverdale-Bewohner hießen *Waidüka*, Esser von *Oryzopsis hymenoides*, die Great Smoky Valley-Bewohner waren die Büffelbeerenesser, und die Reese River-Shoshonen nannten sich selbst *Mentzelia*-Samenesser (STEWARD 1938:100). Obiges Zitat muß auch vor dem theoretischen Hintergrund des Stewardschen multilinearen Evolutionsmodells und seines Konzeptes der soziokulturellen Integration gesehen werden. Sie „brauchen“ die Shoshonen als Repräsentanten und Typus des family level of integration.

93

Schwäger waren die besten Freunde, hatten keinerlei Meidungsvorschriften zu beachten und übten gegenseitigen Beistand, wird von den Battle Mountain-Shoshonen berichtet (STEWARD 1938:164). Bei den Gosiute verhielt es sich ähnlich, die Schwäger waren oftmals Cousins; sie hatten eine Scherzbeziehung zueinander, „especially about sex“. (1938:141)

94

Keinesfalls will Steward mit indigenen Termini Bevölkerungsgruppen oder lokale Gruppen identifiziert wissen, die die Shoshonen in die Nähe einer „band“-Gesellschaft rücken könnten, was insbesondere für die Westlichen Shoshonen gilt, die in seinem multilinearen Evolutionsschema dem Stadium des „family level of integration“ entsprechen, wie oben bereits dargelegt wurde. Zur Genese der Referenztermini oder Selbstbezeichnungen gibt er einige Beispiele. „A few names have gained some prominence in literature but are not band designations. Thus, Tosawi (tosa, white + wi, knife) has been thought to designate a band occupying different parts or all of the Humboldt Valley. Actually it was usually applied only to a small group at Iron Point, near Battle Mountain, where good white flint occured, though there was no consistency in its application. More often people of general regions were designated by foods. Thus, Snake River Shoshoni called the Elko region people Tsogwi (a root) yuyugi (shakes, like jelly) and those in the vicinity of Deeth, Tu:koi (tu:, black + koi, peak). BG (ein Informant – Anm.) called Deeth people Kuiyu (*Valeriana edulis* root) düka, Pine Valley people Pasia (redtop grass) düka, the Jarbridge region Wongogadu toyavi (wongovi, pine + gadu, sitting + toyavi, mountain), and Northern Paiute called Shoshoni Tovomb (meaning ?). Some place names were North Fork Mountain, Sütoya (sü, cold + toyavi, mountain); mountains 4 or 5 miles west of Austin, Sunundoya (sunu’u, a seed ?); a district south of Ely, Bohonovi (bohovi, sage + novi, house ?). White man, Tosaic (tosa, white + ic, wolf ?), though usually Taivo.“ (1938:154-55)

95

Vor Ankunft der Weißen soll es keine örtlichen chiefs gegeben haben, nur die Festivalleiter. Es gab keine kommunalen Hasenjagden, die Pinienernte und Fischfangangelegenheiten erforderten keine aufwendige Organisation; Antilopen- und Hirschjagd oblagen einem Schamanen, dessen Aufgabenbereich und dessen Befähigung völlig anders gelagert waren als bei einem chief (STEWARD 1938:160).

96

Zusammenkünfte kleineren Umfanges fanden auf lokaler Ebene statt. Die Bewohner eines Siedlungsgebietes trafen sich zur Jagd, zum Tanz und zu Spielen für einen oder mehrere Tage (STEWARD 1938:74).

97

STEWARD unterscheidet zwischen Distrikts- und Lokalexogamie oder –endogamie. Sieben oder acht von neun Ehen in den Beatty Mountains waren distriktsexogam, und es zogen hiefür vier auswärtige Frauen zu den Männern und drei oder vier auswärtige Männer zu den Frauen, was für keine Präferierung einer postmaritalen Residenz spricht. In den Belted Ranges stehen drei lokalexogamen Ehen mit Patrilokalität und vier distriktsexogamen Ehen drei oder vier distriktsendogame Verbindungen gegenüber. Außerdem sind drei Männer und eine Frau Ehen mit Südpaiute eingegangen und allesamt in das Paiute-Territorium gezogen (1938:95, 99).

98

Licht auf den weiblichen Status wirft möglicherweise die Praxis der Gosiute, ihre Mädchen und Ehefrauen gegen Pferde einzutauschen. Meistens aber liefen sie ihren Käufern wieder davon und kehrten zurück (STEWARD 1938:140).

99

Diese Bezahlung mit Geld (Muschelgeld oder Dollars), sowohl bei der Vermeidung von Sororat und Levirat (die Frau zahlt an die Mutter des verstorbenen Mannes) als auch als Brautpreis, führte regelmäßig zu einer Gegengabe von Seiten des Empfängers/der Empfängerin in Form von Nahrung, Samen etc., schreibt STEWARD (1938:83-85) von Koso Mountains und Panamint Valley.

100

Tüimb, ein Shoshone aus Deep Creek nahe Antelope Valley hatte hingegen gleichzeitig eine Ute- und eine Paiute-Frau (STEWARD 1938:131).

101

Das Spektrum möglicher Subsistenzaktivitäten schließt einige faunale Ressourcen von insgesamt untergeordnetem Stellenwert ein: individuelle Jagd auf das Bergschaft in den Koso Mountains und in der entfernten Sierra Nevada, Hirschjagd in der Sierra Nevada; Fischfang in Rose Valley und am Little Lake; Larven wurden am Owens Lake gesammelt, Raupen ebenfalls in der Nähe von Gewässern (STEWARD 1938:83).

102

Aus archäologischer Sicht sprechen die in den Pinienwaldsiedlungen aufgefundenen Artefakte für das Nähen von Fellkleidung in dieser Phase (THOMAS 1973:171).

103

Die Gosiute unterscheiden sich kulturell und linguistisch nur geringfügig von den Nevada-Shoshonen. Sprachlich sind sie den Nevada-Shoshonen nicht ferner als diese sich untereinander sind. Sie sind in alle Richtungen relativ isoliert (Salzwüste im Norden und Westen, nahezu unbewohnte Halbwüsten gegen Süden; linguistische und kulturelle Barriere zu den berittenen Ute nach Osten). „They intermarried somewhat with the Ute to the east, but intertribal marriage is a common phenomenon where two groups are in proximity; it made Gosiute no less Shoshoni.“ (STEWARD 1938:133) Durch die nur graduellen kulturellen Differenzen gelten die Gosiute

(*kusiutta* in shoshonisch), in Übereinstimmung mit Steward, als verarmte Westliche Shoshonen, die südlich/südöstlich der Großen Salzwüste beheimatet sind (THOMAS et al. 1986:281).

104

Uno‘ in Deep Creek, Editawump in Trout Creek und Weber Tom bzw. Tave in Skull Valley (STEWARD 1938:139).

105

Territorialbesitz bzw. Besitz von Ressourcenlokationen widerspricht shoshonischer Usance. Lt. STEWARD könnte eine Übernahme seitens der benachbarten Paiute vorliegen, er könnte sich aber auch strukturell entwickelt haben durch größere Ressourcendichte und höhere Siedlungsstabilität (1938:106).

106

Für den Steindamm nahe Elko war Donaigunt verantwortlich, der Damm am South Fork stand unter der Aufsicht von Sowaiji; am Susie Creek befand sich eine weitere Anlage (STEWARD 1938:159).

107

Fisch ist eine wünschenswerte und notwendige Ergänzung zur Pflanzenkost; die Fischvorkommen sind fragil und durch Übernutzung stark gefährdet (dagegen wirkt ein Lagerwechsel alle paar Jahre). Eine unbefriedigende Diät führt zu verstärkten Anstrengungen im Fischfang, ist aber auch eine potentielle lokale Konfliktquelle. Zur Ertragsverbesserung und Ertragsstreuung sind einige praktische Maßnahmen in Kraft: Diversifikation der Techniken, wodurch die Wahrscheinlichkeit, täglich zumindest irgendwelche Fischarten zu fangen, erhöht ist; Verteilung der Erträge zwischen mehreren Haushalten; Bevorratung durch Räuchern, wenn die Ausbeute über der Menge liegt, die im Lager innerhalb von ein oder zwei Tagen verzehrt werden kann; verschiedene artspezifische magische Praktiken sind in Gebrauch (BAKSH und JOHNSON 1990:210-12, 217, 225).

108

Vgl. hingegen INGOLD (1983:562-63), aber auch CASHDAN (1985). Vorräte werden gegen Ende der Konsumationsperiode, wenn sich die Eigenreserven dem Ende zuneigen, der Nachbar hingegen noch gut ausgestattet ist, sehr wohl in die „allgemeine Verpflichtung des Teilens“ eingebunden.

109

Surplus ist ein Terminus postquem, daher kann erst am Ende der Konsumperiode eine allfällige, nicht verbrauchte Menge als Surplus definiert werden (HAAS 1983).

110

Vgl. z.B. HALPERIN 1994:171; KELLY 1995:167. Um Mißverständnissen vorzubeugen, wird auf die abweichende und enger gefaßte Definition des Terminus „social storage“ bei INGOLD hingewiesen. Ihm geht es um die Bedeutung und Zuordnung eines Vorratsspeichers als individueller Besitz, unabhängig davon, wer zu irgendeinem Zeitpunkt Nutznießer dieses Gutes ist. Das Objekt selbst, der Vorratsbehälter wird besitzrechtlich gekennzeichnet, um das Verfügungsrecht über eine bestimmte, bereits angeeignete Ressource jedermann kundzutun (1983:555, 561). Social storage in diesem Kontext ist eine Begleiterscheinung oder ein Aspekt der „Distributionsverhältnisse“ (social relations of distributions), die von generalisiertem Teilen bis zu „ausgeglichenem“ Austausch mit festgelegten Meßeinheiten („Preisen“) reichen (1983:561-62).

111

Analytisch scheint es auf den ersten Blick von sekundärer Bedeutung zu sein, ob Bevorratung im

physischen Sinne stattfindet oder nicht. Social storage ohne physische Bevorratung (gemäßigte und tropische Klimate) heißt Möglichkeit zur Mobilität: Das eigene Gebiet leidet an Ressourcenmangel, daher Betreten eines fremden Gebietes, weil durch Geschenkgaben etc. dem Besitzer desselben diese Verpflichtung erwachsen ist. Es ist kein Grund erkennbar, warum dieses System nicht auch bei egalitären Jägern und Sammlern in „saisonalen" Klimazonen praktikabel ist. Wird physische Bevorratung ausgeübt (high-latitude hunter-gatherers), können Wertsympole, d.h. Objekte, deren Besitz mit Prestige verbunden ist, gegen Grundnahrung getauscht werden. Eine entscheidende Differenz allerdings hebt das eine System vom anderen ab. Beim ersten System wird durch Umverteilung von Gütern Nahrungsausgleich hergestellt, desgleichen beim zweiten. Beim zweiten ist aber durch die Möglichkeit der Anhäufung von Prestigegütern das soziale Equilibrium in Frage gestellt; wer langfristig häufiger in der Rolle des Nahrungsgebers auftritt, hat gleichzeitig vermehrte Chancen zur Akkumulation von Prestigegütern (ROWLEY-CONWY und ZVELEBIL 1989:50).

112

HALSTEAD und O'SHEA (1989:4) verwenden ebenfalls den Begriff Hierarchie in diesem Zusammenhang, aber sie beziehen ihn auf das Ausmaß von Ressourcenausfall und Risikoreaktionen. „... most societies deploy an array of different strategies and a hierarchy of responses, which are equated with both the scale of the producing and consuming units (individuals, households, villages, states) and with the magnitude of the resource failure encountered."

113

Die Mbuti im äquatorialen Ituriwald agieren im Bewußtsein einer Jahreszeit des Überflusses und einer Jahreszeit des Mangels, nach TURNBULL (1968:134) „kreieren sie imaginäre Saisonen." Vgl. HARAKO, der für das Territorium eine eindeutige Regenzeit (April bis November) und Trockenzeit (Dezember bis März) bestimmt (1981:503).

114

Beobachtungszeiträume für ungleichmäßige Ressourcenverfügbarkeit und entsprechende Reaktionen durch eine bestimmte Population können neben der einjährigen Periode auch „interannual" und „long-term" sein (s. ROWLEY-CONWY und ZVELEBIL 1989).

115

Verwandt ist jene Form des interkulturellen Vergleichs, die BARNARD (1983:199) als illustrativen Vergleich bezeichnet. Sie ist ebenfalls durch die Verwendung mehrerer, regional nicht einheitlicher Fallbeispiele charakterisiert und eher zum Illustrieren als zum Testen von Hypothesen geeignet und steht neben Regionalvergleich und global-sample-Vergleich. Er beschränkt alle drei Vergleichsvarianten willkürlich anmutend auf die ökologische Anthropologie.

116

RASMUSSEN (1931:22) schreibt: „Hunting conditions in the district seemed to be extremly good, and people told me with pride that there they knew nothing of hunger and times of distress such as the Netsilingmiut west of Boothia Isthmus suffered. The reason was that the hunting year was evenly divided between caribou, musk oxen, seals and trout." Ähnlich klingt es bei BALIKCI (1964:38-39), der vornehmlich bei den Arviligjuarmiut geforscht hat: „... Pelly Bay was (and still is) an excellent sealing area, and no winter starvations are remembered there ... ."

117

RASMUSSEN zitiert einige Geschichten, die von Kannibalismus infolge Hunger handeln, die der Informant Samik erzählte. Außerdem listet er aufgrund der Angaben von Qaqortingneq, der einer

seiner Hauptinformanten ist, die Namen von 25 Personen auf, die in zwei hintereinander folgenden Wintern, 1919 und 1920, verhungert sind (1931:134-39). „Twenty-five people dead of hunger in the course of two years is no great or imposing number; all the same, taken from a population of only 259 it is a terribly high percentage of deaths from starvation; but this is a risk that has to be run every single winter during the time when caribou are out of the country and sealing fails.“ (1931:135)

118

Qaqortingneq erzählt RAMSUSSEN: „Of course, there are times when we kill much more than we can eat on the spot, for instance in autumn when the caribou gather in herds to leave our country. The same is the case when the trout are many in the rivers near the time when the ice spreads over the lakes. In times like these we often feel we have so much food that we will not be able to eat it all. But whoever does that forgets the many, many days in winter when we can find no food at all; he forgets that the caribou go away from our country and that even the seals may disappear or snowstorms prevent us from finding their breathing holes. And so the man that is wise never lolls about idle when the weather is good; he can never know when bad days may eat up his meat caches and drive him and his family into starvation.“ (1931:134)
Über eine Verkettung von Fehlschlägen und Wetterpech, die sieben Leuten einer achtköpfigen Lokalgruppe das Leben kostete, berichtet derselbe Informant: „... they had spent the summer in King William’s Land as we had, but their hunting had not been good; there were not caribou enough and scarcely any trout. As soon as the ice would bear they tried sealing, but that failed because the ice was all cut up by currents owing to the mild weather, and they could catch no cod either.“ (ebd.)
Den Winter darauf kamen 18 Personen um, erzählt derselbe: „They had spent the summer at Naujatoq on Adelaide Peninsula and perished in the easterly part of Simpson Strait. Constant snowstorms was the cause, and it seems that the men have been ill, too, possibly some sickness contracted through eating year-old, putrid stores.“ (1931:135)
Der Schamane Samik berichtet Ähnliches über die spezielle Situation im Winter und über winterliche Klimaexzesse: „Sometimes famine is due to hard winters with unceasing snowstorms, sometimes to mild winters when the ice will not lie so that the men can hunt the seal at the breathing holes. In this country the seal is the only animal that can hinder a famine, for it is the only animal that gives both food and warmth in the snow huts, and only the winter can be a time of need. For the caribou come in the spring and only leave our country when the ice begins to cover the water.“ Über das schlimmste Hungerjahr, das die Überlieferung kennt, erzählt er: „It once happened, many years ago, that winter did not come. The caribou trekked out of the country during the autumn as they usually do, and the birds flew away too. But the sea ice did not freeze over, and the people had to stay at their summer places because they could not move out on to the ice and hunt at the breathing holes. Sealing from the kayak, as we hear you do it in your country, was not known; our kayaks are only built for caribou hunting in fresh-water lakes and rivers, and our harpoons are only intended for ice-hunting and cannot be used on the open sea. Many people died of hunger ... Only those who had kayaks were able to get food; they were tied together into rafts and in that way they went to the places in Tasiussaq where there were cod; there they fished and procured food for themselves. In the sea they saw many seals but did not know how to hunt them from the kayak.“ (1931:135-36)

119

Die Notwendigkeit, Vorsorge zu treffen, drückt sich in einer Begegnung RASMUSSENs mit einer alten Frau aus, die Nähnadel und Fingerhut erbettelt und als Dank zwei gute Wünsche bereithält. Einer davon lautet: „May you never be as old as I am!“ (1931:47) Trotz seines Eindrucks, daß die Alten alles in allem gut behandelt werden, hängt ihr Wohl und Wehe von der Güte oder

Hartherzigkeit der Söhne, leiblich oder adoptiert, und Schwiegersöhne ab, denn sie sind die Ernährer (1931:143f.).

120

Drei Gründe seien dafür ausschlaggebend, meint BALIKCI (1970:158). 1. Ein vorgeburtliches oder frühkindliches Heiratsversprechen würde zwischen engen Verwandten eher eingehalten. 2. Koresidenz oder räumliche Nähe ist zwischen nahe verwandten Eltern der Verlobten wahrscheinlicher; die verheiratete Tochter würde nicht abrupt mit einer fremden Umgebung konfrontiert und könne darüber hinaus weiterhin im elterlichen Haushalt zur Hand gehen. 3. Das latente Mißtrauen gegenüber Personen, zu denen keine genealogische Verbindung hergestellt werden kann.

121

Es ist bei BALIKCI (1970:150) davon die Rede, daß ein Schutz vor Infantizid an weiblichen Neugeborenen darin besteht, daß eine Familie Interesse an diesem Mädchen als künftige Schwiegertochter deponiert und ein Heiratsversprechen gegeben wird. Obwohl Infantizid eine intrafamiliäre Causa ist, könnten Nicht-Verwandte auf diese Weise die Entscheidung contra Infantizid beeinflussen. „Although most young men and women were engaged before they were born, requests for promised marriage could take place shortly after the birth of the female infant, effectively preventing infanticide. Thus unrelated people could influence the decision for infanticide.“ Diese Aussage ist insofern verwirrend, als verwandtschaftsendogame Heiratspartner präferiert sind und die Interessenten an dem Mädchen somit nicht „unrelated“ wären, sondern verwandt. Eine plausible Lesart mag die Entscheidung über die Durchführung eines Infantizid betreffen, eine Entscheidung, die in der Nuklearfamilie gefällt wird (aber auch hier ist BALIKCI ungenau: Mutter, Vater, Großvater, verwitwete Großmutter können die Entscheidungsträger sein, meistens wird es der Vater sein, ein paar Sätze weiter ist es eine Autoritätsperson innerhalb der Nuklear- oder erweiterten Familie – 1970:149-50); die Leute außerhalb der Nuklearfamilie sind in dieser Causa (Entscheidung über Infantizid) „unrelated“ im Sinne von nicht involviert – außer eben bei Interessensbekundung an dem Mädchen als Verlobte.

122

Auch für Balikci ist weiblicher Infantizid häufige Praxis, folglich herrscht eine ungleiche Geschlechterratio, und daher geht angesichts eines knappen „Mädchenangebotes“ die Partnerinnensuche naheliegenderweise von den Eltern des Knaben aus.

123

Diese Zahl hat DAMAS (1975:410) für die Zeit der Thule-Expedition von Rasmussen, also für die 20er Jahre des 20. Jahrhunderts ermittelt.

124

Aus dem ungleichen Geschlechterverhältnis durch weiblichen Infantizid ist Polyandrie jedenfalls nicht erklärbar, denn im Erwachsenenalter war die Geschlechterratio nahezu ausgeglichen, was nach BALIKCI auf höhere männliche Mortalität (Unfall, Mord, Verhungern) zurückzuführen ist (1970:152-53). Lt. GUTING (1987:74-75) aber ist die Annahme höherer Sterblichkeit der Männer bei Balikci nur eine Lösung des Widerspruchs zwischen seiner sehr hoch angesetzten Rate weiblichen Infantizids und des nivellierten Geschlechterverhältnisses im Erwachsenenalter.

125

Daß mit zunehmendem Alter auch die Erfahrung steigt und Kenntnis über größere Räume durch „Handelsreisen“ und Aufenthalte in anderen Regionen gewonnen wird, soll nicht darüber hinwegtäuschen, daß junge Männer noch nicht mit diesem Erfahrungsschatz ausgestattet sind. So

beschreibt RASMUSSEN seinen Informanten Qaqortingneq als „an intelligent man, a first-rate map drawer with a thorough local knowledge of the whole land territory of the Netsilik ... .“ (1931:34) Fünf Männer haben die ihnen jeweils vertrauten Landstriche mit allen wichtigen Lokalitäten geographisch dargestellt und damit den Großteil des Netsilik-Territoriums abgedeckt. „... all islands, peninsulas, bays and lakes are so accurately, that finding one’s way from place to place is an easy matter even to an utter stranger to the country.“ (1931:91)

126

In der Frage der freien Benutzung baulicher Anlagen gibt es die emische Sicht, daß das Land von der früheren Bevölkerung, Tunrit genannt, bewohnbar gemacht wurde. Die Überlassung dieser Einrichtungen könnte als unvereinbar mit der Erhebung von Ansprüchen auf bestimmte Anlagen betrachtet werden.

127

Um Fragen zur Mobilität präziser darstellen zu können, wird vereinfachend von der erweiterten Familie als Lokalgruppe im Sinne minimaler Residenzeinheit die Rede sein, wohl wissend, daß die lokale Einheit meistens diffuser komponiert ist.

128

Über eine Handelsreise einer achtköpfigen Familie nach Repulse Bay schreibt RASMUSSEN: „For provisions they had quantities of frozen trout and caribou meat, and any amount of blubber for satisfying the wants of the inner man and for illumination purposes. These big loads had in fact made it necessary for them to make supply depots here and there before starting out on the journey, so that they had had to traverse the same stretch several times. In fact they had driven four times each way over Simpson Peninsula.“ (1931:12)

129

Eine kleine Insel in der Simpson Strait hat den bezeichnenden Namen *aviungmavik* („the place where we split up“). Die Insel hat diese Bezeichnung „owing to the fact that a number of people who had been sealing together, split up here and went to the various places where they intended to spend the summer.“ (RASMUSSEN 1931:103)

130

Der Platz *Qinjarsaut* ist eine kleine Halbinsel an der Nordküste der Adelaide Peninsula, „a small peninsula in the region where the arctic cod especially abounds, the emergency ration of the district.“ (RASMUSSEN 1931:102)

131

„Everywhere between lakes and low hills we found stone fences and hunters‘ hides, evidence of an active race that knows how to fight for its existence.“ (RASMUSSEN 1931:49) Diese Beobachtungen wurden auf King William Land gemacht.

132

„When we left (Ende Juni – Anm.) old Kuvdluitsoq and his family also broke camp for the purpose of moving up to his salmon caches in the interior of King William’s Land. They numbered eight people and three dogs, and had an imposing load of meat to transport.“ (RASMUSSEN 1931:55)

133

Die Jagd mit Pfeil und Bogen auf überwinternde Karibus ist schwierig. Um Treffsicherheit mit dem Pfeil zu erzielen, darf die Distanz des Jägers zur Beute höchstens zehn bis 20 Meter betragen.

Die Annäherung an die Beute ist aufgrund des laut knirschenden Schnees nahezu unmöglich. Im Winter ist das Karibu nicht im Herdenverband, sondern in Kleingruppen von höchstens zwei bis drei Tieren unterwegs. Entsprechend scheu und außerordentlich vorsichtig ist ihr Verhalten, in einer großen Herde sind sie wesentlich unaufmerksamer (RASMUSSEN 1931:23). Die Unmöglichkeit der Winterkaribujagd (versprengte Karibus überwintern im Land) resultiert nach RASMUSSEN auch aus der großen Kälte. Ungenügender Kälteschutz für die Hände, denn mit klammen Fingern kann die Waffe nicht bedient werden, und stunden- und tagelanges Liegen im Schnee bei bitterem Frost sind ungeeignete Bedingungen für den Bogenschützen. Im übrigen ist das Wild im Winter mager und daher keine sonderlich attraktive Beute. In der wärmeren Zeit hingegen ist der Jäger in der Lage, sich dem Wild barfuß, völlig lautlos, auf adäquate Schußdistanz zu nähern, mitunter sogar völlig nackt, um jegliche Geräuschentwicklung zu vermeiden (1931:170-71). Daß es arktische Kälte ist, die Karibujagd mit Pfeil und Bogen verhindert, ist kein bestechendes Argument, zumal die Robbenjagd unter gleichen Bedingungen ausgeführt wird.

134

Man setze die Fleischmenge (eine Schlittenladung) zur Zahl der Lagerbewohner (um die 100) in Relation.

135

Aus der Sicht der ständigen Verfügbarkeit von Nahrung ist dieser Punkt in der winterlichen Arktis vernachlässigbar, weil keine Gefahr des Verderbs besteht, wenn mehr Fleisch im Haus ist, als kurzfristig konsumiert werden kann.

136

Für eine Robbe, die er dringend als Hundefutter brauchte, hat RASMUSSEN einen exorbitant hohen Preis in Form eines Taschenmessers bezahlt, weil sie der Erstlingsfang eines Knaben war. Der Preis wurde mit dem Argument gerechtfertigt, „that it would please the soul of the animal to know that its meat had been purchased so much ... . Later on, when it became a seal again, it would quickly allow itself to be taken again by the same man, and yet again and again,as long as he lived.“ (1931:46) Der Junge ist auf diese Weise sein ganzes Leben lang versorgt und in der Lage, ein Gut zum Verteilen zu haben.

137

Diese Diskrepanz kann aus der Forschungssituation erklärt werden. Gusindes Feldaufenthalte zwischen 1919 und 1924 führten ihn hauptsächlich in den Süden, zumal im zugänglicheren Norden eine traditionelle Lebensweise aufgrund der Besitznahme durch die Weißen kaum mehr aufrechtzuerhalten war (vgl. BRIDGES 1988:428). Chapman ihrerseits rekonstruiert mit ihren Selk’nam- und Haus-Informanten die traditionellen Bedingungen. Die frühen Quellen, die sowohl Gusinde als auch Chapman einbeziehen, werden jeweils unterschiedlich gewichtet, wohl aufgrund der selbst gewonnenen Erkenntnisse im Feld.

138

Daß die Guanacojagd im Winter im Süden günstiger als im Norden, bestätigen Zustand, Verhalten und Futtersuchbedingungen des Guanacos, neben seiner größeren Dichte im Süden. Im Herbst und bis zur Mitte des Winters ist es fett und daher besonders nahrhaft. Am Winteranfang, wenn der Schnee weich und nicht zu hoch ist, kann sich der Jäger lautlos an das fette Guanaco anschleichen; diese Bedingungen gelten als ideal. Nimmt die Schneedecke zu, ist das Guanaco in der Futtersuche eingeschränkt. Das Wild ist gezwungen, sein Solitär- und Kleingruppenverhalten aufzugeben, um an Futter zu gelangen, das nur an schneearmen Stellen erreichbar ist. Daher konzentrieren sich die Tiere an den wenigen günstigen Stellen in den Niederungen. Im baum- und schutzlosen Norden

verhungern die Guanacos in einem strengen Winter zahlreich. Sie kommen nicht an die Graspflanzen heran und das Strauchwerk ist völlig kahl. (BRIDGES 1988:159-60, 290-91).

139

GUSINDE erwähnt und betont mehrfach die Ehre vor dem Alter, meint aber meistens die Ehrfurcht vor den Ahnen und dem Althergebrachten (vgl. 1931:461, 478, 529). „Um zwei Angelpunkte dreht sich das Gemeinschaftsleben und Rechtsempfinden der Selk'nam: Ehre den Alten und der alten Sitte." (1931:423) Möglicherweise schließt er aus dieser Haltung heraus auf einen bejahrten primus inter pares und überschätzt seinen Einfluß.

140

Ob Frauenmangel und Polygynie in einem kausalen Zusammenhang stehen, ob die weibliche Sterblichkeitsrate höher war oder sonstige Ursachen gegeben waren, läßt sich schwer beurteilen. Dennoch sollen einige Spekulationen zum Thema angestellt werden. Eine ungleiche Geschlechterratio wurde keinesfalls durch selektiven Infantizid und Selbstmord herbeigeführt, wofür keinerlei Belege existieren. Unter der Annahme, daß das Kriegsbeil in der Vorkontaktzeit seltener ausgegraben wurde, bieten sich zwei, wenn auch unbefriedigende Erklärungsversuche für ein unausgewogenes Geschlechterverhältnis an. Sollten bewaffnete Auseindersetzungen und Überfälle zwischen Selk'nam-Gruppen, bei denen immer Tote zu beklagen waren, tatsächlich mit der fortschreitenden Entwurzelung überproportional zugenommen haben (vgl. GUSINDE 1931:440), spräche das für einen Überhang an Frauen. Bei BRIDGES ist herauszulesen, daß Selk'nam-Frauen von den Weißen durchaus begehrt waren (1988:360; vgl. GUSINDE 1931:146), aber ein Urteil über das Ausmaß dieses „Fehlbestandes" muß unterbleiben. Wenn aus diesem Titel ein Abgang von Selk'nam-Frauen gegeben war, der die männlichen Kriegsopfer überwog, ist, im Verein mit Polygynie, ein Frauenmangel vorstellbar.

141

Die Patrilineage sei eine Folge oder Funktion der Patrilokalität, meinen Steward und Service (in CHAPMAN 1982:56), nicht umgekehrt. Weil im Falle der Selk'nam neben der Patrilineage auch die Kindred als bilaterale Verwandtschaftskategorie besteht und die Deszendenzordnung ebenfalls eine bilaterale Komponente hat, dergestalt, daß Exogamie auch die mütterliche Abstammungsgruppe umfaßt, können Residenz und Exogamie keine Patrilinearität generieren, meint CHAPMAN (1982:57).

142

Der Übergang vom Kind zum Mann ist ein langdauernder Prozeß, der über die mehrmonatige Hain-Zeremonie als eigentlicher Initiation hinausreicht. Anläßlich dieser wird der Novize (*kloketen*; in Bridges' Transkription *klokten*) zum Geheimnisträger, er erfährt,was es mit den Repräsentanten der Vorzeit *hoowin* auf sich hat, und er ist ab nun Zeuge der theatralischen Geisteraufführungen, aber auf der Seite der Darsteller. Er durchläuft im Rahmen des Festes ein hartes physisches Training und ist angehalten, sich auch nach der Initiation in Selbständigkeit und Härte zu sich selbst zu üben. In dieser Probezeit nach der Initiation „he was expected to go on long tramps, which might well have been called exploring expeditions, during which he must either kill for himself or subsist on tree fungis and roots. When on these long wanderings, he was not supposed to mix with other hunters." Der Bursche „might not emerge from the state of *klokten* until two or three years after he had learnt the great secret." (BRIDGES 1988:421) Der rituellen Initiation schließen sich Bridges zufolge „Lehr- und Wanderjahre" an, während der er sich bewähren muß.

143

Mehrfache Erwähnung (BRIDGES 1988:364; GUSINDE 1931:332-34) findet das Verhältnis

zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn, das einerseits formalisiert ist und andererseits durch verpflichtende Hilfeleistung des Schwiegersohnes gekennzeichnet ist. Da permanente Uxorilokalität nicht evident ist, kann dieses Verhältnis nur im Zuge von Besuchen exekutiert werden, oder wenn sich die altersschwachen Eltern der verheirateten Tochter anschließen.

144

Das Guanaco hat im offenen Land eine Reviergröße von 800 Quadratkilometer und verläßt dieses Areal nicht, ist daher über Zeit und Raum in dieser Dimension verläßlich (BORRERO 1983:242).

145

Die Kunstfertigkeit, die so mancher bei der Herstellung des Bogens an den Tag legte, wies ihn als Spezialisten aus, dessen Erzeugnisse den Weg zu weniger Begabten fanden, aber auch den Nordbewohnern als Handelsware zugute kamen (vgl. COOPER 1946:114).

146

Seelöwenspeer und Harpune sind den küstennahen Haus zuzuordnen, deren Jagdtechniken von den Yamana beeinflußt waren (GUSINDE 1931:245-46). Vogelschlinge, Fischnetz und Steinschleuder gehörten nicht zum Standardinventar der Jagd- und Fanggeräte (vgl. COOPER 1946:114-15).

147

Wie die Bewohner des Nordens ihre Subsistenz im Detail bestritten haben, läßt sich nicht eindeutig ermitteln, da es diesbezüglich keine Informationen aus der beginnenden Kontaktzeit, bevor der Lebensraum von Mensch und Tier beschnitten wurde, gibt. Wer Zugang zur Küste hatte, verfolgte eine „Mischwirtschaft“ aus Landtieren und Küstenressourcen. Offen bleibt trotzdem die Frage, wo das Übergewicht lag. In der Tendenz deuten die Quellen auf geographisch wechselnde Verhältnisse hin, d.h. lokale Konzentrationen von Meeressäugern und Schalentieren verringerten die Abhängigkeit von Festlandressourcen. Im Landesinneren des Nordens sicherten zweifellos Cururo und Guanaco das Grundauskommen. Keine Zahlen und Schätzungen geben Auskunft über die Bevölkerungsdichte und Dichte des Guanacobestandes, um daraus Unterschiede für die Subsistenz des Norden und des Südens zu erschließen. Ein Hinweis legt zumindest einen geringeren Wildbestand im Norden nahe. Wenn die Nordbewohner den Bogen als unersetzliche Guanaco-Waffe mangels Holz nicht selbst herstellten, sondern nur im Tauschhandel von den südlichen Nachbarn der Buchenwaldzonen erwerben konnten, waren sie auf elementare Weise abhängig. Wäre das Guanaco mit Abstand die Hauptressource, muß die Waffenabhängigkeit als ein Phänomen gesehen werden, das jeden befaßten Ethnographen eine Erwähnung wert sein sollte. Dieser explizite Zusammenhang ist in keiner Quelle herausgestellt, was eine herausragende Bedeutung des Guanaco für den Norden abschwächt.

148

GUSINDE meint, das feuchte Klima würde einen Verderb getrockneten Fleisches binnen weniger Wochen herbeiführen (1931:298).

149

Die männliche Dominanz manifestiert sich auch in den Rites des passages, die für Mädchen völlig unauffällig sind und individuell durchgeführt werden. Burschen werden abgesondert und werden während der Initiation strengen Prüfungen, nachgerade einem Training, im Rahmen der Hain-Zeremonie unterworfen. Das Mädchen wird anläßlich der ersten Menses lediglich vier oder fünf Tage in der Hütte separiert und erhält von der Mutter oder einer weiblichen Verwandten Instruktionen. Jeder männliche Initiand (*kloketen*) durchläuft eine oder mehrere Hain-Zeremonien, je nachdem, wie geschickt er sich anstellt, bevor er zum Mann (*maars*) wird. Er wird nicht nur in die Geheimnisse der Männerwelt, die den Frauen niemals offenbart werden dürfen, und in die

Mythologie eingeführt, erfährt Erniedrigung, Tortur, Furcht, Hunger und Müdigkeit, er muß auch zeigen, ob er den Anforderungen gewachsen ist, die er als Jäger und Ernährer zu erfüllen hat. Es braucht Muskelkraft und Übung, um mit Pfeil und Bogen umzugehen, und es braucht Schnelligkeit und Ausdauer, um ein Guanaco stundenlang verfolgen zu können. Eine Hain-Zeremonie dauert Monate; da sie nicht regelmäßig abgehalten wird, kann die Initiation eines *kloketen*, der sich den Prüfungen mehrmals stellen muß, mitunter Jahre in Anspruch nehmen (CHAPMAN 1982:89passim). Schließlich ist ein Ziel des Hain-Festes, die Frauen in ihre Schranken zu weisen und ihre untergeordnete Rolle zu festigen (neben den Zielen: Männerinitiation, religiöse Belebung, soziale Interaktion und Amusement (1982:149passim).

150

Nach HAYDENs Schätzung beträgt der durch die Frauen bereitgestellte Anteil für die Ernährung immerhin 25 Prozent (1981:254).

151

Die Ungleichheit der Geschlechter, die Unterordnung der Frauen, hervorgerufen durch die Produktionshierarchie tritt bei den benachbarten Yamana und Alakaluf wesentlich weniger in Erscheinung, weil die Frauen überlebenswichtige ökonomische Beiträge leisten. Sie sind es, die mit dem Kanu fahren, die schwimmen können und die die aquatische Fauna, mit Ausnahme der großen Meeressäuger, bereitstellen. Das Verhältnis von Mann und Frau ist eher eines der Egalität als der Subordination (CHAPMAN 1982:44).

152

Bereits der Initiand wird anläßlich der Hain-Zeremonien pointiert auf seine Versorgerrolle hingewiesen. Dem Ansehen ist es abträglich, sich von Frauen ernähren zu lassen, umgekehrt ist beträchtlicher Prestigegewinn mit einer wohlgenährten Frau and der Seite verbunden. „A man should not be greedy, because it would make him corpulent and lazy and he would then cease to be a successful hunter, giving other men cause to say that his wife had to feed him on fish. On the other hand, a man’s women should be fat, so that all would respect him, knowing him to be a successful hunter.“ (BRIDGES 1988:422)

153

Stuart stützt sich in seinem Artikel hauptsächlich auf Bridges und ignoriert völlig die Distriktsgrenzen der territorialen Lineages, deren Existenz ihm nicht bekannt gewesen sein dürfte. Vermutlich waren diese Grenzen zu Bridges‘ Zeiten bereits so weit aufgeweicht, wie auch die Territorialstruktur durch das Zusammendrängen der Restbevölkerung im Südostteil der Insel, daß die Grenzen nicht mehr in der alten Schärfe bestehen konnten. Bridges erwähnt an keiner Stelle das Bestehen von Territorialeinheiten, die den *haruwen*-Gruppen entsprechen könnten; vielmehr benennt er die Haus und vier „funktionierende“ Selk’nam-Gruppen, die in irgendeiner Form reorganisierte „Restbestände“ früherer *haruwen*-Einheiten sein könnten, denen er jeweils ein größere Region zuordnet. STUART schätzt diese Gruppen an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert auf eine Stärke von 750 Personen (1977:260). Er interpretiert das Material von Bridges nun dahingehend, daß alle Regionen einen Küstenabschnitt hatten und in etwa die gleichen Ressourcenzonen (Prärie, sommergrüne Buchenzone, höhergelegene immergrüne Buchenzone) beinhalteten. Die bemerkenswerte Stuart’sche Interpretation geht vom Vorhandensein aller verwertbaren Spezies in jeder dieser Regionen aus, d.h. jede Region war mit der gleichen Artenvielfalt ausgestattet. Die Region der Haus lag an der Südspitze, die Mountain-Gruppe war südlich des großen Fagnano-Sees lokalisiert und hatte eine Überlappungszone mit der Cape San Pablo-Gruppe und der Najmishk-Gruppe. Die Nordgruppe, die nach Süden vorgeschoben wurde, drang in die Regionen von Mountain- und Najmishk-Gruppe ein, was zu langjährigen, erbitterten Krieghandlungen führte. Innerhalb jeder Region war es jeder

wandernden Einheit offenbar freigestellt, wo sie dem Nahrungserwerb nachging. Blieb sie an der Küste, trug klarerweise die Frau relativ mehr zur Subsistenz bei. Summarisch betrachtet muß dem, was die Frau beisteuern kann, zwangsläufig mehr Gewicht zukommen, weil mit der Konstellation des unbeschränkten Zuganges zur Küste eine stärkere Orientierung zu diesen „weiblichen" Ressourcen gegeben war, jedenfalls stärker als zu Zeiten der „alten" *haruwen*-Grenzen. CHAPMAN (1982:21) bemerkt hingegen, daß selbst die Bewohner der vier außerordentlich großen *haruwens* mit langen Küstenstreifen nicht in der Lage waren, in der milderen Küstenzone zu überwintern, sie waren auf das Wild des Hinterlandes angewiesen. STUARTs Deutung der historischen Selk'nam-Subsistenz wertet die Rolle der Frau als Nahrungsbeschafferin gegenüber Gusinde und Chapman ganz entschieden auf, aber er sagt nicht, das Guanaco sei die Hauptressource, sondern „the most important large game animal", obwohl die Selk'nam-Werkzeuge ausgerichtet seien auf die Nutzung des Guanaco (1977:258). Die Gegebenheiten erhalten schließlich eine völlig schiefe Optik und werden komplett verdreht, wenn HALPERIN (1988:96-99) in Bezugnahme auf Stuarts Artikel und auf Gusinde zur Ansicht kommt, daß den Frauen über die Hälfte des Jahres, wenn nicht gar über Dreiviertel des Jahres die hauptsächliche Proteinversorgung zu verdanken ist. Im Klartext: Da tierisches Fett, das nur von Meeressäugern, weniger von Guanaco und Fuchs gewonnen wird (= Jagdwild der Männer), gemeinsam mit Kohlenhydraten kaum eine Rolle spielt, sind sie de facto die Ernährerinnen der Männer. Mehr noch: Halperin meint sogar, die Frauen als Nahrungsbeschafferinnen seien bei Stuart unterrepräsentiert.

154

Wie erschloß Gusinde diese Lineagegrößen? Da die Distrikte, die er beschrieb, zu seiner Feldforschungszeit bereits Geschichte waren, liegt nahe, daß er sie indirekt ermittelte. Von seinen Informanten erfuhr er Lage und Grenzmarkierungen, woraus sich die Flächenausdehnung ergab. Die von ihm auf 3.500 bis 4.000 Personen geschätzte Totalbevölkerung dividierte er durch die 39 Distrikte und setzte anschließend Distriktsgröße und einen Wert über oder unter dieser Durchschnittszahl in Beziehung.

155

Vgl. CHAPMAN 1982:60; STUART 1977:273.

156

GUSINDE ergeht sich mehrmals in Bemerkungen über selektive Ressourcennutzung aufgrund von Geschmackspräferenzen (1931:279, 280, 282, 292). Zwangsläufig war jeder an die Hauptnahrungsträger seiner jeweiligen Region gewöhnt. Der Genuß von Robbenfleisch war eine Geschmacks- und Gewohnheitsfrage, verhehlt auch CHAPMAN (1982:23-24) nicht. Wer nicht mit dem tranigen Geschmack von Robbenfleisch vertraut war, mied dessen Genuß, sofern er die Wahl hatte. An keiner Stelle ist davon zu lesen, daß jemand Aversionen gegen den Geschmack von Guanacofleisch gehegt hätte. Es war auch für die Bewohner der Küstendistrikte ein unverzichtbarer Bestandteil des Speisezettels.

157

Sind in der Umgebung des Lagers keine Guanacos mehr, sind die Jäger zwei bis drei Tage zur Jagd weg und bringen dann die Beute ins Lager. Wenn während der Abwesenheit der Männer das Essen knapp wird, halten sich die Frauen an Schwämme und Buchensaft (BRIDGES 1988:305).

158

Hunger ja, aber Verhungern ist in den Quellen überhaupt kein Thema. Einzig CHAPMAN spekuliert, warum es möglich war, daß zwei *haruwen*-Gruppen benachbarte Distrikte besetzen konnten. Ihre Antwort: Die Bewohner sind möglicherweise verhungert (1982:20).

159

Daß Güteraustausch prinzipiell der Initialgrund zur Ausrufung eines *kuash-ketin* war, ist nicht plausibel. *Kuash-ketin* war das einzige überregionale Meeting mit Ausnahme des Hain-Festes. Das Hain-Fest erfüllte einen völlig anderen, auf die Mythologie gerichteten Zweck, hatte durch die Geister- und Tanzaufführungen einen strukturierten Verlauf. *Kuash-ketin* war ein „profanes“ und entspannteres Ereignis ohne Verhaltensreglementierung und versammelte im übrigen nur eingeladene Gäste, denen ein Bote die Kunde überbrachte. In dieser Hinsicht ist *kuash-ketin* in erster Linie ein Anlaß, dem Bedürfnis nach Geselligkeit ohne formale Zwänge zu entsprechen.

160

Im übrigen waren Selk’nam und Haus mangels Booten und Schwimmkenntnissen (s. BRIDGES 1988:371) nicht in der Lage, ihr Inselterritorium zu verlassen.

161

Zugrunde liegt die bewohnbare Fläche von 35.000 Quadratkilometern, aufgeteilt auf 70 *haruwens*. Von den 3.500 bis 4.000 von GUSINDE (1931:148) geschätzten Bewohnern vor 1880 wird der untere Wert angenommen.

162

Im Bundesstaat Nevada, hauptsächliches Siedlungsgebiet der Westlichen Shoshonen, rechnen zwölf Prozent der Landesfläche zur Pinien-Wacholderzone (STEWARD 1938:18).

163

Eßbare und nicht eßbare Tierarten wurden genau auseinandergehalten. Raupen und Larven wurden gegessen, aber keine Heuschrecken. Bär, Dachs, Erdhörnchen, Maus, Ratte, Taube, Adler, Habicht, Krähe, Schlange, Berglöwe und Wildkatze kamen in Frage, aber nicht Koyote, Wolf, Frosch und Elster (STEWARD 1938:83).

164

Die Bilateralität muß besonders als unterstützendes Institut für die Mann-Frau-Kind-Familie gesehen werden. Informationen können quasi über zwei funktionierende Kanäle herangetragen werden (EGGAN 1968:161). Eggan muß dahingehend korrigiert werden, daß es aus der Sicht einer monogamen Ehe in der Tat vier Kanäle sind.

165

Wie vage die Interpretation genereller Trends und spezifischer Ausformungen ist, zeigt sich darin, daß EGGAN (1968:162) die Humboldt River-Shoshonen mit dem dritten Typus in Verbindung bringt, obwohl sich Thomas et al. auf Eggan beziehen. Nach Eggan erlaubt das stabile Nahrungsangebot das Zusammenleben von zwei bis fünf Familien über Jahre an ein und demselben Ort und eine gemeinsame Sommermigration. Eltern und Kinder koresidierten über mehr als eine Generation, der Bruder-Schwester-Tausch der ersten Generation mündete in die Institutionalisierung der Kreuzkusinenheirat.

166

Es muß klargestellt werden, daß die namhaftesten Interpreten der traditionellen Shoshonen, der Archäologe Thomas, der sich vor allem mit der Frage der Siedlungsmuster beschäftigt, und Eggan, der sich mit Verwandtschaftssystemen befaßt, gleich wie Steward, vom Impakt spezifischer Ressourcenbedingungen auf soziale und ökonomische Organisationsformen ausgehen.

167

Hier wird ein Widerspruch zu Steward sichtbar. Stiefkreuzkusinen sind die Töchter der Partner/innen von Vaterschwester und Mutterbruder früherer Ehen. Stiefkreuzkusinen sind keine Konsanguinalen, werden aber gewöhnlich terminologisch mit Kreuzkusinen gleichgesetzt, also als blutsverwandt betrachtet. Die echte Kreuzkusine war verboten, aber mit dieser „Umgehung“ wurde die Verkettung zwischen zwei verwandten Familien vertieft.

168

„... the general pattern was one of innumerable interfamilial linkages extending over a wide area. It meant that a family in a given locality could probably find consanguinal or marital kin of one kind or another among a large proportion of the families which ranged its own territory and among many families farther afield.“ (STEWARD 1973:118-19)

169

Der chief und die „band“ oder „band“-ähnliche Gruppen haben nichts miteinander zu tun. Die Unterscheidung zwischen „bands“ bzw. „band“-ähnlichen Gruppierungen und Gruppierungen, die keine „bands“ sind, ist mehr als unklar; beispielsweise formiert sich aus vier Siedlungen in einem Distrikt (Promontory Point) nördlich des Großen Salzsees eine lose „band“ (STEWARD 1938:177). STEWARDs „band“-Konzept beinhaltet, daß die Mitglieder, gewöhnlich unter einer zentralen Kontrolle, soweit ökonomisch und sozial kooperieren müssen, daß sie ansatzweise eine Interessengemeinschaft bilden (1938:181). An anderer Stelle schreibt er, daß eine aus „bands“ bestehende Gesellschaft wenigstens die Kriterien eines Migrationsareals und dauerhafter Mitgliedschaft erfüllen soll. „... these societies shall have, first, a fairly wide ranging nomadism (which may or may not involve territoriality) and, second, permanent membership, even though the society fragments into smaller groups during certain portions of the year.“ (1969:187). Suprafamiliäre Einheiten mit permanenter Mitgliedschaft gab es im Großen Becken nur in wenigen, fruchtbaren Regionen (1969:188). Auch wenn die Westlichen Shoshonen in Stewards Konzept „unter dem Niveau“ einer „band“-Gesellschaft liegen, können sie je nach Festlegung des „band“-Begriffes inkorporiert werden. Etwa hat BICCHIERI ein Klassifikationsschema aus fünf Typen eingeführt. Der erste Typ ist „dispersed“ und ist auf die Shoshonen zugeschnitten. „By *dispersed* I mean groups that are broken down to the nodal family level; nuclear and stem-families, dispersed most of the time and joined together in a rather informal and random manner, at what we have been regarding as the band level.“ (1969:268) Die weiteren Typen sind „dispersed-cohesive“ (!Kung), „cohesive“ (Bambuti), „dispersed-agglomerative“ bzw. „cohesive-agglomerative“ (zentrale Eskimos) und „agglomerative“ (Nordwestküste) (1969:268-69).

170

Antilopen halten sich in den offenen Ebenen und im Hügelgelände auf und haben einen begrenzten Migrationsradius. Die Eselhasen haben ihre Reviere in den offenen, sagebrush-bewachsenen Tälern (STEWARD 1938:34, 38). Die ein- bis zweiwöchigen Treibjagden finden üblicherweise nicht im Sommer, sondern im Frühjahr und Herbst statt, um der Sommerhitze und vor allem dem Wassermangel auszuweichen.

171

Der flüchtende Eselhase war der Einzeljagd nicht zugänglich. Er wurde bei der Netztreibjagd gefangen. Das Wildkaninchen hingegen versteckte sich bei Gefahr in seinem Bau; der Jäger stellte ihm mit Fallen nach (THOMAS et al. 1986:268).

172

Eine Informantin erzählt, bei lokalem Ernteausfall wäre sie mit ihrer Familie vom Stiefvater der Mutter eingeladen worden, „sein“ Landstück zu nutzen (STEWARD 1938:105).

173

Was im Frühling gewonnen wurde, kam dem unmittelbaren Konsum zugute.

174

„The substantive economy must be understood as being constituted on two levels; one is the interaction between man and his surroundings; the other is the institutionalization of that process. In actuality, the two are inseparable... .“ (Polanyi in HALPERIN 1988:36)

175

HALPERIN (1994:55-84) geht noch weiter und versucht, Wirtschaft („changes of hands“) und Ökologie („changes of place“) – wieder - zu verbinden. Der erste Schritt ist eine analytische Trennung der örtlichen („locational“ - changes of place) und aneignenden („appropriational“ – changes of hands) Aspekte der ökonomischen Organisation. Erstere sind z.B. Transfers von Gütern, Menschen, Werkzeugen; Veränderung des Zustandes von Gütern, wie roh zu gekocht, ganz zu geteilt; der zweite Aspekt bezieht sich auf den Transfer von Rechten, auf das Verteilen von Gütern, auf Entscheidungen über die Zuwendung zu der einen oder anderen Produktionsaktivität. Wirtschaft wird im Sinne Polanyis als Prozeß zur Versorgung mit materiellen Gütern verstanden, der örtliche und aneignende Bewegungen beinhaltet. Jede Ökonomie beinhaltet ökologische (locational) und institutionelle (appropiational) Bewegungen unterschiedlichen Grades und unterschiedlicher Art, und jede Ökonomie kann mit diesem Konzept untersucht werden. Die Bewegungen müssen analytisch auseinandergehalten werden, in der Anwendung aber soll eine Synthese ökologischer und institutioneller Komponenten erfolgen. „We need to devise ways of putting these two essential aspects (locational and appropriational movements) back together, while keeping them analytically separate. Problems requiring the analysis of both locational and appropriational movements, such as the organization of labor, can be dealt with in a clear and precise manner once the concepts are clear. Precise formulation of research problems will aid the task.“ (1994:76) Wie kann das Modell konkret angewandt werden? HALPERIN empfiehlt drei Schritte. 1. Aufgliederung des Prozesses der Güterversorgung nach den Komponenten Produktion, Distribution und Konsumation. 2. Entscheidung darüber fällen, welcher Komponente oder welchen Komponenten das Hauptinteresse gilt. 3. Entscheidung darüber fällen, ob die örtlichen oder die aneignenden Bewegungen im Vordergrund stehen. Die Trennung der örtlichen von den aneignenden Bewegungen ist entscheidend, „for they tell us what problems we are addressing.“ Mit dieser analytischen Separierung wird auch festgelegt, welche Art empirischer Daten gewonnen werden muß und welcher Art die Untersuchungseinheiten sind (ebd.).
Zum Verhältnis von Ökologie und substantivistischer Bedeutung von Wirtschaft vgl. WILK (1996:18-19).

176

Vgl. HALPERIN 1988:35-37.

177

Eine weitere Facette des Informationsaustausches, die hier unberücksichtigt bleibt, ist die intergenerationelle Perspektive: Alte Leute sind Träger nicht alltäglicher, wichtiger Informationen (COLSON 1979). Ausgehend vom Szenario antizyklischer Angebotsschwankungen durch ausbleibende Fischschwärme, veränderte Migrationsrouten von Herdentieren, Frosteinbrüche, die das Ausreifen von Früchten verhindern etc., weist COLSON auf Wissen und die Tradierung von Wissen über eßbare Spezies hin, die normalerweise nicht konsumiert werden, sowie auf die Techniken zu deren Nutzbarmachung.

178

Ein Indiz für diese Verläßlichkeit ist der Umstand, daß ein kooperatives Jagdunternehmen anlaßbezogen und nicht saisonal bedingt durchgeführt wird. Wie GUSINDE berichtet, vereinigen sich mehrere Jäger zu einem Jagdteam, wenn sie sich zufällig treffen oder wenn ein attraktives Guanacorudel gesichtet wurde. Eine große Jägergruppe bringt höheren Pro-Kopf-Ertrag, weil eine größere Zahl von Hunden im Einsatz ist und ein weiteres Areal abgesucht werden kann (1931:271). Daraus läßt sich schließen, daß der größere Ertrag der Gemeinschaftsjagd keiner subsistentiellen Notwendigkeit entspricht, die übliche Individualjagd oder Jagd in Kleingruppen offenbar bedarfsdeckend ist.

179

„Die Arbeitsteilung, so alt wie die Gesellschaft selbst, entsteht aus der natürlichen Verschiedenheit der Geschlechter, der geographischen Lage und der individuellen Fähigkeiten ...“, schreibt POLANYI (1978:72). Bei egalitären Jägern und Sammlern ist Arbeitsteilung im wesentlichen gleichzusetzen mit geschlechtlicher Arbeitsteilung als „Urform“ gesellschaftlicher Arbeitsteilung. Sie manifestiert sich vor allem im Mann als Großwildjäger und in der Frau als Sammlerin, Rollenzuweisungen, die evolutionistisch, kulturell, ideologisch und physiologisch begründet und widerlegt werden. WESEL sieht sie, die geschlechtliche Arbeitsteilung entwicklungsgeschichtlich als Folge der Neotenie, der längeren Abhängigkeit des Kindes von der Mutter. Als der Mensch anfing, aufrecht zu gehen, wurden der Kopf größer und das Becken kleiner. Der Verbleib des Fötus im Mutterleib verkürzte sich, und folglich verlängerte sich die Zeit der Betreuung und Ernährung des Kleinkindes, Aufgaben, die der stillenden Mutter zufielen. Durch Schwangerschaft und Stillzeit waren die Frauen von der Jagd, die freie Beweglichkeit erfordert, ausgeschlossen. Ihnen fiel die Arbeit zu, bei der die Kleinkinder dabei sein und weiter betreut werden konnten (1990:81-82).
Für MEILLASSOUX ist die geschlechtliche Arbeitsteilung eine unglückliche kulturelle Errungenschaft, „eine Tatsache der ‚Kultur‘ und nicht der ‚Natur‘“, die „die Folge einer vorhergehenden Unterwerfung der Frau und nicht imaginärer unterschiedlicher Fähigkeiten“ ist (1983:33). LEVI-STRAUSS betont die ökonomischen Gründe, nicht nur für die Ehegemeinschaft per se, sondern für die Aufteilung der Arbeit zwischen Mann und Frau, die sich einander ergänzenden Aktivitäten widmen. Die Tatsache der unterschiedlichen Spezialisierung der Geschlechter, „womit sie in bezug auf die Herstellung der für die alltäglichen Aufgaben notwendigen Gegenstände voneinander abhängen“, macht sie zu Produzenten verschiedener Nahrungsarten. „Eine ausgeglichene und vor allem regelmäßige Ernährung hängt demnach von dieser wahren ‚Produktionskooperative‘ ab ... .“(1993:90) Für MEILLASSOUX ist selbst eine ökonomische Begründung für sexuelle Arbeitsteilung inakzeptabel, die weibliche –naturgegebene- Spezialisierung umfaßt nur Gebären und Stillen, aber keinerlei andere Aufgaben. Die Arbeitsteilung ist den Frauen kulturell aufgezwungen worden – von den Männern (1983:33). Einen „ökologisch“ orientierten Erklärungsansatz liefert WATANABE, indem er als möglichen Faktor für die Universalie: Mann jagt, Frau sammelt die unterschiedlichen Tätigkeitsfelder (activity fields) anführt, die er als Nutzungsgebiete (areas of land) von Individuen versteht (1968:74-77). Bei den Ainu etwa ist das Nutzungsgebiet der Männer klar vom Nutzungsgebiet der Frauen abgegrenzt, das der Männer ist wesentlich größer. Die bei Jägern und Sammlern notwendige synchronische Nutzung der Ressourcen weist den jagenden Männern ein anderes, vom Camp oft weiter entferntes Nutzungsgebiet zu als den sammelnden Frauen. Das bestätigt beispielsweise auch YENGOYAN für Australien. Auch wenn Frauen mitunter die besseren Fährtensucher sind (wenn sie Großwild entdecken, informieren sie die Männer), ist ihr Arbeitsbereich auf eine maximale Entfernung von sieben bis neun Kilometer vom Camp begrenzt, während sich Männer bis 14 Kilometer vom Camp wegbewegen. Unterwegs sammeln die Männer Nahrung nur für den Eigenbedarf (1968:187). Die Arbeitsbereiche überlappen einander räumlich zum Teil, aber nur zur synchronischen Nutzung verschiedener Ressourcen. Der activity field-Faktor erklärt nicht, warum

Männer jagen, er besagt lediglich, daß verschiedene Personen, in diesem Fall nach Geschlechtern verschieden, unterschiedlich lokalisierte Ressourcen nutzen.
Sind tatsächlich universell geschlechtsspezifische Tätigkeiten auszumachen? WATANABE sieht nur die individuelle bzw. nicht-kommunale Großwildjagd als nahezu ausschließlich maskulines Spezifikum (vgl. HAYDEN 1981:405). Er stellt einen Konnex her zur Verfügung über und die Herstellung von Arbeitsinstrumente/n, die „mit ökonomischen und/oder religiösen Ideen verbunden“ sind (1968:74). Die Entwicklung von Jagdwaffen und damit verbundene Vorstellungen könnten lt. WATANABE zum Ausschluß der Frauen von der Großwildjagd geführt haben (ebd.).
Der natürliche Geschlechterunterschied besteht (s. Meillassoux oben) biologisch einzig und allein in Schwangerschaft und Kleinkindpflege. Die daraus (oder lt. Meillassoux aus kulturellen, erzwungenen Gründen) resultierende arbeitsteilige Differenzierung ist allerdings gewaltig. Weltweit ist kein Fall einer Gesellschaft evident, in der die Kinderaufzucht primär Obliegenheit der Männer ist. Es ist auch kein Fall evident, in dem eine Gesellschaft von weiblicher Großwildjagd oder weiblicher Hochseefischerei abhängig ist (BROWN 1970:1075-76). Der Frau-Kind-Konnex setzt dem weiblichen Wirkungsbereich in der Tat Grenzen, dennoch befremden Beschreibungen der „traditionellen“ geschlechtlichen Arbeitsteilung, die die „natürliche“, die psychische und physische Verschiedenheit hervorheben. Für LOMAX und ARENSBERG ist das Sammeln eher durch Handarbeit als den Einsatz von Werkzeugen charakterisiert, „feminine wisdom rather than masculine vigor.“ (1977:668) Männer seien athletischer und für oft gefährliche Jagd auf große, schnelle Tiere besser geeignet als Frauen, deren „erhaltender“ Wesenszug (Kinderbetreuung) sie für den Umgang mit Pflanzen prädestiniere.
BROWN löst das Dilemma der „natürlichen geschlechtlichen Arbeitsteilung“ elegant. Sie führt den Begriff der Kompatibilität ein. Frauenarbeit muß notwendigerweise mit der Kleinkindbetreuung kompatibel sein. Noch mehr: Das Ausmaß der Vereinbarkeit der Arbeit der Frau mit simultaner Kinderbetreuung ist ein Indikator für die Bedeutung des weiblichen ökonomischen Beitrags (1970:1077). Mütter sind in den interessierenden Gesellschaften nicht von der Erbringung ihres Subsistenzbeitrages dispensiert. Ihr Beitrag ist auch in den Phasen der Kinderpflege unabdingbar notwendig. Daß dieser Beitrag erbracht werden kann, ist der Vereinbarkeit mit der Kleinkindbetreuung zuzuschreiben. Diese Vereinbarkeit ergibt sich, wenn die weiblichen Tätigkeiten folgende Merkmale aufweisen: Sie erfordern keine hochgradige Konzentration, sie sind eher gleichförmig und wiederholend, sie können leicht unterbrochen und wieder aufgenommen werden, sie gefährden das Kind nicht, und ihre Verrichtung findet unweit des Lagers statt (1970:1075-76). Die Erfordernisse betreuungskompatibler Arbeit sind mithin das krasse Gegenteil der für die Jagd notwendigen Eigenschaften, die von Lomax und Arensberg herausgestellt werden.
Neben Geschlechterdifferenzierung soll die Altersdifferenzierung nicht unerwähnt bleiben. Die natürliche Verschiedenheit und/oder der kulturelle Zwang führen zu geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, die als Grobstruktur betrachtet werden kann, die sich lebenszyklisch, gemäß Leistungsfähigkeit weiter segmentieren läßt. Als Beispiel sei LAUGHLIN (1968:241-42) erwähnt, der bei den Eskimos der Kodiak Insel und bei den Aleuten sechs Kategorien (von Nahrungsproduzenten) unterscheidet: 1. alte, schwache Frauen, die höchstens Schalentiere sammeln können, 2. alte, schwache Männer, die zusätzlich vom Boot aus fischen können, 3. schwangere Frauen, die trotz Beachtung von Tabus mehrere Möglichkeiten des Nahrungserwerbs haben, 4. Kinder, die zum Teil Selbstversorger sind, insbesondere durch Einsammeln von Schalentieren, 5. junge und mittelalte Frauen, 6. junge und mittelalte Männer. Zur generationellen Arbeitsteilung muß festgehalten werden, daß sich die notwendige Mutter-Kind-Nähe auf die Laktationsperiode beschränkt, Aufsichts- und Betreuungsaufgaben an ältere Geschwister und alte Haushaltsmitglieder übertragen werden können.

180

Die nordwestalaskanischen Eskimos sind in 26 überwiegend endogamen Einheiten zwischen 175 und 1.400 Mitgliedern organisiert, die jeweils Eigentum an einem bestimmten Territorium beanspruchen. BURCH bezeichnet sie als „societies“ (1988:96). Zwischen den Mitgliedern der Gesellschaften besteht reger Handelsverkehr.

181

Das Gut, das geteilt oder transferiert wird, ist mit einem Besitztitel verknüpft. Nach DOWLING (1968) ist der Besitzer eines Beutetieres nicht unbedingt der Schütze, jedoch wird die Beute zweifelsfrei einer bestimmten Person zugeordnet, Entdecker, Schütze, Pfeilbesitzer etc., aber diese Person ist nicht befugt, die Beute zu behalten, sie ist im Gegenteil in der ehrenvollen Position, etwas zum Verteilen zu haben. Interpretiert man BURCH (1988), so sind der oder die Besitzer der Beute immer die Produzenten, je nach Position in der task group. Bringt der Jäger seine Beute heim, so geht sie in den Gemeinschaftsbesitz der local family über. Der Jäger kann sein Gut aber ebensogut zur Handelsware erheben; vom Tauschprodukt wiederum profitiert die ganze Familie. Waffen, Werkzeuge und Kajak waren Individualbesitz und als solcher eindeutig gekennzeichnet, aber jedes Mitglied der local family entlehnte und benützte diese Utensilien, oftmals ungefragt; d.h. Besitzer und Benützer waren nicht identisch. TESTART (1987) identifiziert zwei völlig unterschiedliche Systeme von Produzent-Besitzer-Verteiler-Konsument-Verhältnissen, die mit dem Verwandtschaftssystem korrelieren. In ego-zentrierten Systemen mit konzentrisch organisierten Kreisen von Verwandten (Eskimo-Terminologie) verteilt der Jäger bzw. der kulturell definierte Besitzer der Beute das Fleisch nach verwandtschaftlicher oder geographischer Nähe: die Nächstliegenden erhalten die größeren Anteile, die Ferneren zunehmend weniger. Der Besitzer hat das Verteilungsrecht (vgl. DOWLING). Im zweiten System, das für Australien gültig ist (das erste System ist bei den meisten anderen Jäger- und Sammlergesellschaften anzutreffen), ist der Produzent nicht der Distributor. Produzent und Distributor sind völlig unabhängig, der Distributor repräsentiert die Nicht-Produzenten, die sich die Beute aneignen. In den Genuß der größten Anteile kommen jene, die vom Produktionsprozeß oder Produzenten am weitesten entfernt sind, z.B. alte Leute oder Schwiegereltern. Das Produkt geht an eine Klasse (moiety, Heiratsklasse, Klan, Generation), die zur Klasse des Produzenten in Opposition steht. Der Jäger kann seine Beute nicht konsumieren, so wie er analog die Frauen seiner Gruppe nicht „konsumieren“ (heiraten) kann. Das Gegenüber, die andere Seite oder Hälfte (moiety) eignet sich das Objekt (Beutetier) oder Subjekt (Frau) an.

182

SAHLINS stellt Reziprozität anhand konzentrischer Kreise von Verwandtschaft und/oder Residenzeinheiten dar („house“, „lineage sector“, „village sector“, „tribal sector“, „intertribal sector“). Mit zunehmender Distanz geht generalisierte Reziprozität in „ausgeglichene“ Reziprozität und schließlich in negative Reziprozität über (1972:198-99).

183

Vgl. GUSINDE (1931:428), nach dem die Ankömmlinge als Gäste behandelt und bewirtet werden, denen vor ihrer Abreise „noch manches mit auf den Weg“ gegeben wird. Die Gegenleistung dafür sind Gebrauchsgegenstände für die Gastgeber, die möglicherweise vorher bestellt wurden. Nun bekommen die Gäste ihrerseits Gegenstände oder Nahrung „mit auf den Weg“. Das heißt, daß der Besuch für Handelstransaktionen genützt wird.

LITERATURVERZEICHNIS

BAER, G. und C. A. SCHMITZ (1965) On the social organization of the Ona (Selk'nam). In: Journal de la Société des Américanistes 54/1. S. 23-29.

BAKSH, Michael und Allen JOHNSON (1990) Insurance policies among Machiguenga: An ethnographic analysis of risk management in a non-western society. In: Cashdan, ed.: Risk and uncertainty in tribal and peasant societies. S. 193-227.

BALIKCI, Asen (1964) Development of basic socio-economic units in two Eskimo societies. Ottawa: National Museum of Canada. (Bulletin 202)

———— (1968) The Netsilik Eskimos: Adaptive processes. In: Lee und DeVore, eds.: Man the hunter. S. 78-82.

———— (1970) The Netsilik Eskimo. Garden City, New York: The Natural History Press.

———— (1984) Netsilik. In: Damas, ed.: Arctic. S. 415-30.

BARGATZKY, Thomas (1986) Einführung in die Kulturökologie. Umwelt, Kultur und Gesellschaft. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

BARNARD, Alan (1983) Contemporary hunter-gatherers: Current theoretical issues in ecology and social organization. In: Annual Review of Anthropology 12. S. 193-214.

BARNARD, Alan und James WOODBURN (1988) Introduction. In: Ingold, Riches und Woodburn, eds.: Hunters and gatherers 2: Property, power and ideology. S. 4-32.

BAUMHOFF, M. A. (1981) The carrying capacity of hunter-gatherers. In: Koyama und Thomas, eds.: Affluent foragers. S. 77-87.

BICCHIERI, Marco G. (1969) Discussion: Bicchieris scheme of band classification. In: Damas, ed.: Contributions to anthropology: Band societies. S. 268-70.

BINFORD, Lewis R., ed. (1977) For theory building in archaeology. Essays on faunal remains, aquatic resources, spatial analysis, and systemic modeling. New York, San Francisco, London: Academic Press.

BIRD-DAVID, Nurit (1992) Beyond „the original affluent society": A culturalist reformulation. In: Current Anthropology 33/1. S. 25-47.

BORRERO, Luis A. (1983) On cultural adaptation in the Subantarctic zone. In: Current Anthropology 24/2. S. 241-42.

——————— (1994) The extermination of the Selk'nam. In: Burch und Ellanna, eds.: Key issues in hunter-gatherer research. S. 247-61.

BRIDGES, E. Lucas (1988) Uttermost part of the earth. Indians of Tierra del Fuego. New York: Dover Publications, Inc. (Orig. 1949)

BROWN, Judith K. (1970) A note on the division of labor by sex. In: American Anthropologist 72. S. 1073-78.

BURCH, Ernest S. (1988) Modes of exchange in nord-west Alaska. In: Ingold, Riches und Woodburn, eds.: Hunters and gatherers 2: Property, power and ideology. S. 95-109.

——————— (1992) Comment to Bird-David: Beyond „the original affluent society". In: Current Anthropology 33/1. S. 37.

BURCH, Ernest S. und Linda ELLANNA, eds. (1994) Key issues in hunter-gatherer research. Oxford und Providence: Berg Publishers.

CASHDAN, Elizabeth (1985) Coping with risk: reciprocity among the Basarwa of northern Botswana. In: Man 20/3. S. 454-74.

——————— ed. (1990) Risk and uncertainty in tribal and peasant societies. Boulder, Colorado: Westview Press.

CHAPMAN, Anne (1977) Economia de los Selk'nam de Tierra del Fuego. In: Journal de la Société des Américanistes 64. S. 135-48.

——————— (1982) Drama and power in a hunting society. The Selk'nam of Tierra del Fuego. Cambridge, London, New York: Cambridge University Press.

COLSON, Elizabeth (1979) In good years and in bad: Food strategies of self-reliant societies. In: Journal of Anthropological Research 35/1. S. 18-29.

COOPER, John M. (1946) The Ona. In: Steward, ed.: Handbook of South American Indians. vol 1: The marginal tribes. S. 107-25.

DAMAS, David, ed. (1969a) Contributions to anthropology: Band societies. Ottawa: National Museums of Canada. (Bulletin 228)

——————— (1969a) Characteristics of central Eskimo band structures. In: Damas ed.: Contributions to anthropology: Band societies. S. 116-41.

——————— ed. (1969b) Contributions to anthropology: Ecological essays. Ottawa: National Museums of Canada. (Bulletin 230)

——————— (1969b) Environment, history, and central Eskimo society. In: Damas ed.: Contributions to anthropology: Ecological essays. S. 40-64.

——————— (1972) Central Eskimo systems of food sharing. In: Ethnology XI/3. S. 220-40.

———————— (1975) Demographic aspects of central Eskimo marriage practices. In: American Ethnologist 2/3. S. 409-18.

———————— ed. (1984) Arctic. vol. 5 (Handbook of North American Indians). Washington: Smithsonian Institution.

———————— (1984) Central Eskimo: Introduction. In: Damas, ed.: Arctic. S. 391-96.

D'AZEVEDO, Warren L., ed. (1986) Great Basin. vol. 11 (Handbook of North American Indians). Washington: Smithsonian Institution.

DOUGLAS, Mary und Aaron WILDAVSKY (1983) Risk and culture. Berkeley und Los Angeles: University of California Press. (Orig. 1982)

DOWLING, John H. (1968) Individual ownership and the sharing of game in hunting societies. In: American Anthropologist 70/3. S. 502-7.

DYSON-HUDSON, Rhoda und Eric A. SMITH (1978) Human territoriality: An ecological reassessment. In: American Anthropologist 80/1. S. 21-41.

EGGAN, Fred (1954) Social anthropology and the method of controlled comparison. In: American Anthropologist 56. S. 743-63.

———————— (1968) Discussions III/17i: Typology and reconstruction: A Shoshoni example. In: Lee und DeVore, eds.: Man the hunter. S. 161-62.

———————— (1969) Typology. In: Damas, ed.: Contributions to anthropology: Band societies. S. 261-65.

EMBER, Carol R. (1978) Myths about hunter-gatherers. In: Ethnology 17/4. S. 439-48.

FOWLER, Catherine S. (1986) Subsistence. In: D'Azevedo, ed.: Great Basin. S. 64-97.

FRIEDL, Ernestine (1975) Women and men: An anthropologist's view. New York: Holt, Rinehart and Winston.

GELLNER, Ernest (1980) Soviet and western anthropology. New York: Columbia University Press.

GOULD, Richard A. (1981) Comparative ecology of food-sharing in Australia and Northwest California. In: Harding und Teleki, eds.: Omnivorous primates. S. 422-54.

———————— (1982) To have and have not: The ecology of sharing among hunter-gatherers. In: Williams und Hunn, eds.: Resource managers. S. 69-91.

GOWDY, John M. (1998) Limited wants, unlimited means. A reader on hunter-gatherer economics and the environment. Washington, D.C.; Covelo, Kalifornien: Island Press.

GUSINDE, Martin (1931) Die Feuerland-Indianer. Band 1: Die Selk'nam. Mödling bei Wien: Verlag der internationalen Zeitschrift „Anthropos".

GUTING, Katharina (1987) Theorien über den Infantizid und ihre Darstellung am Beispiel der Netsilik-Eskimo. Bonn.

HAAS, Siegfried (1983) Surplus – eine relative Größe in der Gesellschaft. Ein Beitrag zur Wirtschaftsethnologie. Wien.

HALPERIN, Rhoda H. (1980) Ecology and mode of production: Seasonal variation and the division of labor by sex among hunter-gatherers. In: Journal of Anthropological Research 36/3. S. 379-99.

——————— (1988) Economies across culture. Towards a comparative science of the economy. Houndmills, Basingstoke, Hampshire RG21 2XS and London: Macmillan Press.

——————— (1994) Cultural economies past and present. Austin: University of Texas Press.

HALSTEAD, Paul und John O'SHEA (1989) Bad year economics: Cultural responses to risk and uncertainty. Cambridge und New York: Cambridge University Press.

HAMES, Raymond (1990) Sharing among the Yanomamö: Part I, the effects of risk. In: Cashdan, ed.: Risk and uncertainty in tribal and peasant societies. S. 89-105.

HARAKO, Reizo (1981) The cultural ecology of hunting behavior among Mbuti Pygmies in the Ituri Forest, Zaire. In: Harding und Teleki, eds.: Omnivorous primates. S. 499-555.

HARDING, Robert S. und Geza TELEKI, eds. (1981) Omnivorous primates. Gathering and hunting in human evolution. New York: Columbia University Press.

HARRIS, Marvin (1989) Kulturanthropologie. Ein Lehrbuch. Frankfurt und New York: Campus. (Orig. 1987)

HAYDEN, Brian (1981) Subsistence and ecological adaptations of modern hunter/gatherers. In: Harding und Teleki, eds.: Omnivorous primates. S. 344-421.

HELM, June (1968a) Discussions II/9a: The central Eskimo: A marginal case? In: Lee und DeVore, eds.: Man the hunter. S. 83-85.

——————— (1968b) The nature of Dogrib socioterritorial groups. In: Lee und DeVore, eds.: Man the hunter. S. 118-25.

——————— (1969a) Remarks on the methodology of band composition analysis. In: Damas, ed.: Contributions to anthropology: Band societies. S. 212-17.

——————— (1969b) Relationship between settlement pattern and community pattern. In: Damas, ed.: Contributions to anthropology: Ecological essays. S. 151-52.

HIRSCHBERG, Walter, ed. (1988) Neues Wörterbuch der Völkerkunde. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

INGOLD, Tim (1983) The significance of storage in hunting societies. In: Man 18/3. S. 553-71.

INGOLD, Tim, David RICHES und James WOODBURN, eds. (1988) Hunters and Gatherers 1: History, evolution and social change. Oxford, New York, Hamburg: Berg.

———————— eds. (1988) Hunters and gatherers 2: Property, power and ideology. Oxford, New York, Hamburg: Berg.

KAPLAN, Hillard und Kim HILL (1985a) Food sharing among Ache foragers: Tests of explanatory hypotheses. In: Current Anthropology 26/2. S. 223-46.

———————— (1985b) Hunting ability and reproductive success among male Ache foragers: Preliminary results. In: Current Anthropology 26/1. S. 131-33.

KAPLAN, Hillard, Kim HILL und A. Magdalena HURTADO (1990) Risk, foraging and food sharing among the Ache. In: Cashdan, ed.: Risk and uncertainty in tribal and peasant societies. S. 107-43.

KELLY, Robert L. (1995) The foraging spectrum. Diversity in hunter-gatherer lifeways. Washington und London: Smithsonian Institution Press.

KLAUS, Georg und Manfred BUHR, eds. (1979) Marxistisch-Leninistisches Wörterbuch der Philosophie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

KOVACS, Robert (1992) Infantizid bei sibirischen Völkern. Wien.

KOYAMA, Shuzo und David H. THOMAS (1981) Affluent foragers: Pacific coasts east and west. Senri Ethnological Studies 9. Osaka: National Museum of Ethnology.

LATHRAP, Donald (1968) Discussions II/9d: Hunting vs. gathering as factors in subsistence. In: Lee und DeVore, eds.: Man the hunter. S. 92-94.

LAUGHLIN, William S. (1968) Discussions V/25a: The demography of hunters: An Eskimo example. In: Lee und DeVore, eds.: Man the hunter. S. 241-43.

LEACOCK, Eleanor und Richard B. LEE, eds. (1982) Politics and history in band societies. Cambridge, London, New York: Cambridge University Press.

LECLAIR, Edward und Harold SCHNEIDER, eds. (1968) Economic anthropology: Readings in theory and analysis. New York: Holt, Rinehart und Winston.

LEE, Richard B. (1968) What hunters do for a living, or, how to make out on scarce resources. In: Lee und DeVore, eds.: Man the hunter. S. 30-48.

———————— (1972) Work effort, group structure and land-use in contemporary hunter-gatherers. In: Ucko, Tringham und Dimbleby, eds.: Man, settlement and urbanism. S. 177-85.

——————— (1979) The !Kung San. Men, women and work in a foraging society. Cambridge, London, New York: Cambridge University Press.

——————— (1998) Art, science, or politics? The crisis in hunter-gatherer studies. In: Gowdy, ed.: Limited wants, unlimited means. S. 165-200. (Reprint. Orig. 1992)

LEE, Richard B. und Irven DEVORE, eds. (1968) Man the hunter. Chicago: Aldine.

LELAND, Joy (1986) Population. In: D'Azevedo, ed.: Great Basin. S. 608-19.

LÉVI-STRAUSS, Claude (1993) Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft. Suhrkamp stw 1044. (Orig. 1949)

LOMAX, Alan und Conrad M. ARENSBERG (1977) A worldwide evolutionary classification of cultures by subsistence systems. In: Current Anthropology 18/4. S. 659-708.

LOW, Bobbie S. (1990) Human responses to environmental extremeness and uncertainty: A cross-cultural perspective. In: Cashdan, ed.: Risk and uncertainty in tribal and peasant societies. S. 229-55.

LOWIE, Robert H. (1933) Selk'nam kinship terms. In: American Anthropologist 35. S. 546-48.

MARSHALL, Lorna (1961) Sharing, talking, and giving: Relief of social tensions among !Kung Bushmen. In: Africa 31/3. S. 231-49.

MEILLASSOUX, Claude (1983) Die wilden Früchte der Frau. Über häusliche Produktion und kapitalistische Wirtschaft. Suhrkamp stw 447. (Orig. 1975)

MINC, Leah D. und Kevin P. SMITH (1989) The spirit of survival: Cultural responses to resource variability in North Alaska. In: Halstead und O'Shea, eds.: Bad year economics. S. 8-39.

MOORE, James A. (1981) The effects of information networks in hunter-gatherer societies. In: Winterhalder und Smith, eds.: Hunter-gatherer foraging strategies. S. 194-217.

MURDOCK, George P. (1967) Ethnographic Atlas: A summary. In: Ethnology 6/2. S. 109-236.

MURDOCK, George P. und Caterina PROVOST (1973) Factors in the division of labor by sex: A cross-cultural analysis. In: Ethnology 12/2. S. 203-25.

PIDDOCKE, Stuart (1965) The potlatch system of the southern Kwakiutl: A new perspective. In: Southwestern Journal of Anthropology 21/3. S.244-64.

POLANYI, Karl (1968) The economy as instituted process. In: LeClair und Schneider, eds.: Economic anthropology. S. 122-43. (Orig. 1957)

——————— (1978) The great transformation. Suhrkamp stw 260. (Orig. 1944)

RASMUSSEN, Knud (1931) The Netsilik Eskimos. Social life and spiritual culture. In: Report of the fifth Thule expedition 1921-24, VIII/1-2. Copenhagen: Gyldendalske Boghandel, Nordisk Forlag.

———————— (1946) Die große Schlittenreise. Essen: Dr. Hans v. Chamier Verlag.

ROWLEY-CONWY, Peter und Marek ZVELEBIL (1989) Saving it for later: Storage by prehistoric hunter-gatherers in Europe. In: Halstead und O'Shea, eds.: Bad year economics. S. 40-56.

SAHLINS, Marshall (1968) Discussions II/9b: Notes on the original affluent society. In: Lee und DeVore, eds.: Man the hunter. S. 85-89.

———————— (1972) Stone age economics. London: Tavistock.

SCHALK, Randall F. (1981) Land use and organizational complexity among foragers of northwestern North America. In: Koyama und Thomas, eds.: Affluent foragers. S. 53-76.

SCHOTT, Rüdiger (1955) Anfänge der Privat- und Planwirtschaft. Braunschweig: Albert Limbach Verlag.

SHAPIRO, Judith (1986) Kinship. In: D'Azevedo, ed.: Great Basin. S. 620-29.

SILBERBAUER, George (1981) Hunter/Gatherers of the Central Kalahari. In: Harding und Teleki, eds.: Omnivorous primates. S. 455-98.

SMITH, Eric A. (1988) Risk and uncertainty in the „original affluent society": Evolutionary ecology of resource-sharing and land tenure. In: Ingold, Riches und Woodburn, eds.: Hunters and Gatherers 1: History, evolution and social change. S. 222-51.

SMITH, Eric A. und Robert BOYD (1990) Risk and reciprocity: Hunter-gatherer socioecology and the problem of collective action. In: Cashdan, ed.: Risk and uncertainty in tribal and peasant societies. S. 167-92.

SMITH, James G. (1978) Economic uncertainty in an 'original affluent society': Caribou and Caribou Eater Chipewyan adaptive strategies. In: Arctic Anthropology 15/1. S. 68-88.

STEWARD, Julian H. (1937) Linguistic distributions and political groups of the Great Basin Shoshoneans. In: American Anthropologist 39/4. S. 625-34.

———————— (1938) Basin-Plateau aboriginal sociopolitical groups. Washington: Bureau of American Ethnology. (Bulletin 120)

———————— (1939) Some observations on Shoshonean distributions. In: American Anthropologist 41. S. 261-65.

———————— (1940) Native cultures of the Intermontane (Great Basin) area. Reprinted from Smithsonian Miscellaneous Collections vol. 100. Washington. S. 445-502.

———————— ed. (1946) Handbook of South American Indians. vol. 1: The marginal tribes. Washington: Bureau of American Ethnology. (Bulletin 143)

———————— (1969) Observations on bands. In: Damas, ed.: Contributions to anthropology: Band societies. S. 187-90.

———————— (1973) Theory of culture change. The methodology of multilinear evolution. Urbana, Chicago, London: University of Illionois Press. (Orig. 1955)

STUART, David E. (1977) Seasonal phases in Ona subsistence. Territorial distribution and organization: Implications for the archeological record. In: Binford, ed.: For theory building in archaeology. S. 251-83.

SUTTLES, Wayne (1968) Coping with abundance: Subsistence on the Northwest Coast. In: Lee und DeVore, eds.: Man the hunter. S. 56-68.

TESTART, Alain (1987) Game sharing systems and kinship systems among hunter-gatherers. In: Man 22/2. S. 287-304.

THOMAS, David H. (1973) An empirical test for Steward's model of Great Basin settlement patterns. In: American Antiquity 38/2. S. 155-76.

———————— (1981) Complexity among Great Basin Shoshoneans: The world's least affluent hunter-gatherers? In: Koyama und Thomas, eds.: Affluent foragers. S. 19-52.

THOMAS, David H., Lorann S. PENDLETON und Stephen C. CAPPANNARI (1986) Western Shoshone. In: D'Azevedo, ed.: Great Basin. S. 262-83.

TURNBULL, Colin M. (1968) The importance of flux in two hunting societies. In: Lee und DeVore, eds.: Man the hunter. S. 132-37.

UCKO, Peter J., Ruth TRINGHAM und G. W. DIMBLEBY, eds. (1972) Man, settlement and urbanism. London: Duckworth.

WASHBURN, Sherwood L. (1968) Discussions II/9a: The central Eskimo: A marginal case? In: Lee und DeVore, eds.: Man the hunter. S. 83-85.

WATANABE, Hitoshi (1968) Subsistence and ecology of northern food gatherers with special reference to the Ainu. In: Lee und DeVore, eds.: Man the hunter. S. 69-77.

WENZEL, George W. (1992) Comment to Bird-David: Beyond „the original affluent society". In: Current Anthropology 33/1. S. 42-43.

WESEL, Uwe (1990) Der Mythos vom Matriarchat. Über Bachofens Mutterrecht und die Stellung von Frauen in frühen Gesellschaften. Suhrkamp stw 333. (1.Auflage 1980)

WIESSNER, Pauline (1977) Hxaro: A regional system of reciprocity for reducing risk among the !Kung San. Ann Arbor.

——————— (1982a) Risk, reciprocity and social influence on !Kung San economics. In: Leacock und Lee, eds.: Politics and history in band societies. S. 61-84.

——————— (1982b) Beyond willow smoke and dogs' tails: A comment on Binford's analysis of hunter-gatherer settlement systems. In: American Antiquity 47/1. S. 171-78.

WILDAVSKY, Aaron (1988) Searching for safety. New Brunswick, USA; London: Transaction Books.

WILK, Richard R. (1994) Economies and culture. Foundations of economic anthropology. Boulder, Colorado: Westview Press.

WILLIAMS, Nancy M. und Eugene S. HUNN, eds. (1982) Resource Managers: North American and Australian hunter-gatherers. AAAS Selected Symposium 67. Boulder, Colorado: Westview Press.

WINTERHALDER, Bruce und Eric A. SMITH, eds. (1981) Hunter-gatherer foraging strategies. Chicago, London: The University of Chicago Press.

WOODBURN, James (1968) An introduction to Hadza ecology. In: Lee und DeVore, eds.: Man the hunter. S. 49-55.

——————— (1980) Hunters and gatherers today and reconstruction of the past. In: Gellner, ed.: Soviet and western anthropology. S. 95-117.

YENGOYAN, Aram A. (1968) Demographic and ecological influences on aboriginal Australian marriage sections. In: Lee und DeVore, eds.: Man the hunter. S. 185-99.